Das

weisse Gespenst.

Blätter für Scherz und Ernst

von

Eduard Maria Oettinger.

Leipzig. 1831.

Verlag der Lambert'schen Buchhandlung.

Seiner afrikanischen Hoheit,

Herrn

Hussein Pascha,

dem

Ex-Dey von Algier,

in

ehrfurchtvollster Ergebenheit

gewidmet

vom

Verfasser.

[illegible] blüht einmal und nicht wieder.

Afrikanische Hoheit!

Es dürfte Dir vielleicht nicht unbekannt sein, daß ich die erste Sammlung *) meiner in Journalen zerstreuten Aufsätze dem Höllenhund Cerberus gewidmet habe. Du wirst Dich, Sonne des Erdballs, nicht wenig geschmeichelt fühlen, wenn ich die zweite Folge Dir dedicire. Ich verlange nichts dafür, Krone der Krone! Ich weiß, daß Du Dein Geld für Dich allein brauchst. Tabacksdosen brauche

*) Das schwarze Schwein. Almanach für Satyre, Ironie und Persiflage. Frankfurt am Main, bei J. F. Sauerländer.

ich nicht, denn ich schnupfe nicht; nach Du-den gelüstet mich ebenfalls nicht, ich bin ohnedies ein ordentlicher Mensch.

Die meisten dieser Aufsätze habe ich im Münchener Polizeihause verfaßt, — aus diesem Grunde tragen mehrere ein etwas dunkleres und ernsteres Colorit. Du wirst nachsichtig sein, wenn ich Dir, Stern aller Sterne, gestehe, daß die Haft — die ich mir durch einige Federsünden zugezogen hatte — und eine hoffnungslose Liebe — der ich entsagen mußte — dem bischen Humor, das ich besitze, einen gewaltigen Kippenstoß gegeben

hatte. Du warst auch einmal glücklich und wirst wissen, daß ein Bild, das man einsgebüßt hat, sich nicht so bald verschmerzen läßt. Trösten wir uns jedoch:

Glücklich ist,
Wer vergißt
Das, was nicht zu ändern ist.

Grüße mir Deine 54 Frauen, die Du aus Algier nach Neapel mitgenommen hast. Lasse mir, wenn Du mich für meine Aufmerksamkeit durchaus belohnen willst, eine dieser Odalisken mit Post oder durch

Buchhändler-Gelegenheit zukommen. Ich will sie heirathen, wenn Du nichts dawider hast. —

Im Gefühle tiefster Ehrfurcht wage ich zu bekennen, wie sehr ich sei

Afrikanische Hoheit!

Dein
europäischer Sklave,
Eduard Maria Oettinger.

Inhalts-Anzeige.

Dedication an den Gr. Dey von Algier.

Nr. 1. Fragment aus der Lebensgeschichte eines Wiener Regenschirms . . . . . Seite 1

Nr. 2. Das Weizenkorn (Gedicht) 27

Nr. 3. Heirathe-Antrag 30

Nr. 4. Thema und Variationen 33

Nr. 5. Des großen Rochus kleine Garderobe . . 42

Nr. 6. Wie Rochus zu seinem Namen kam 46

Nr. 7. Gelehrte Frauen. Eine herzerschütternde Strafpredigt 48

Nr. 8. An den Gastemirsbank 50

Nr. 9. Mein einziger Wunsch 58

Nr. 10. Trinklied 62

Nr. 11. Die 12 menschlichen Jahre 67

Nr. 12. Maria's Ahne 72

Nr. 13. Redactions-Denkwürdigkeiten 75

Nr. 14. Das schöne Mädchen 83

Nr. 15. Eingabe eines Juden, der wegen Gerichtskosten gepfändet werden sollte 86

Nr. 16. Recept für Verliebte (Gedicht) Seite 89
Nr. 17. Der Kirchhof im Monde 97
Nr. 18. Moderne Liebeserklärung à la Française (Gedicht) 101
Nr. 19. Mein Stern 104
Nr. 20. Abschiedsworte an Maria, von 106
Nr. 21. Franzosen, Engländer, Wiener und Berliner (Parallelen) 110
Nr. 22. Bild eines Verliebten 115
Nr. 23. Sprache für Verliebte 118
Nr. 24. Kampf in einer Putzwaarenhandlung . . 127
Nr. 25. Wochenauszug aus dem Tagebuche eines Portiers 134
Nr. 26. Allgemeines Aprilschicken 140
Nr. 27. Neues humoristisch-satyrisches Traumbuch, nebst Auslegungen, die stets eintreffen 143
Nr. 28. Der Hang zur Unsterblichkeit 146
Nr. 29. Trostrede an die Münchener Damen 152
Nr. 30. Koulissengespräche 159
Nr. 31. Glaubensbekenntniß eines Diplomaten 164
Nr. 32. Brief und Antwort 166
Nr. 33. Buchhändler und Schriftsteller . . . 171
Nr. 34. Abschied an meine Unvergeßliche . . . 178

I.

Fragment aus der Lebensgeschichte eines Wiener Regenschirms.

Von ihm selbst erzählt.

(Im Münchener Polizeihause verfaßt.)

Ein Zwanzigfrankenstück [1]) und ein Sopha [2]), ein Schnupftuch [3]) und ein Gulden [4]), eine Geige [5]) und eine Guinee [6]), ein falscher Thaler [7]) und ein ächter Shawl [8]), eine Pistole [9]) und eine Equipage [10]), eine Schreibfeder [11]) und ein Bogen Papier [12]) und gar viele Lumpen und Genies ha-

---

1) Jene Erzählung ist von Marr, der nach Jouy's Bericht der Erste gewesen sein soll, welcher diese interessante Fabelform, die später von den Schriftstellern aller Länder nachgeahmt wurde, in die Weltliteratur eingeführt hat; 2) in französischer Sprache, von Pigault-Lebrun; 3) von Kotzebue; 4) von Langbein; 5) von Harro; 6) im Englischen, von einem Anonymus; 7) von Adolf von Schaden; 8) von Jouy; 9) in italienischer Sprache; 10) und 11) von meiner Wenigkeit; 12) von Schlich.

E. M. D.

ben sich ihre Lebensgeschichte selbst geschrieben, warum soll es ein ehrlicher Regenschirm nicht auch thun?

Freilich ist die Grundidee nicht mehr neu, aber was schadet dies? Sag' mir, lieber Leser, ist Dir ein alter, aber guter Ideenstoff, wenn er geschikt zu einem neuen Gedankenkleide verarbeitet wird, nicht bei weitem angenehmer, als 100 Waschlappen, die zwar neu sind, aber wenig oder gar nichts taugen?!

Ich möchte wetten, daß Dir die Manie gewisser Schriftsteller: immer originell sein zu wollen (wiewohl sie es nicht können), gewiß schon recht viel Galle gemacht hat. Es ist eine Krankheit, ein Originalitäts-Pips, den man ihnen mit der Heugabel der Kritik aufstechen muß. Bist Du nicht auch der Meinung, daß diese Dreiachtelgenies und Viernenntelkalente mit ihrer Siebzehner-Originalität nicht zum Ertragen sind? Diese Kerlchen wissen gar nicht, wie sie sich geberden sollen — sie machen so verrückte geistige Lazzi, Capriolen und Purzelbäume, so ekelhafte Rondes des jambes und Pirouettes, so verschrobene Salti tondi e mortali, so abgeschmakte Salti di Sirene e del' Angelo, daß man sie, ihre

Bücher mit sammt ihrer Schlackwurst-Originalität in den Ofen hinein und zum Fenster hinaus werfen möchte.

Ich bekomme jedesmal Magenkrampf und Ohrensausen, Schwindel und Gliederreißen, wenn mir so ein originell feinwollendes und interessant feinsollendes Tuedez-Ideechen unter die Augen kommt, dem man es leider nur allzudeutlich ansieht, wie lange sich sein Herr Papa unmenschlich abmühen und thierisch abquälen mußte, bis er es endlich aufgestöbert hat. Aber so ein Ideechen ist oft ein recht armer Narr und gar sehr — sehr zu beklagen. Wenn man so sieht, wie es gleich einem ungezogenen Rangen von dem Schullehrer mit Haaren herbeigezogen, wie ein plumper Wollsack mit Stricken und Eishaken herbeigeschleppt und wie ein unförmlicher Wallfisch mit Harpunen an die Meeresküste herbeigezogen wird, so möchte man einem solchen Ideenschneiderchen zurufen: „Männelchen, wenn Dir nichts Originelles einfällt — so laß es lieber sein; hasche nicht nach Gedanken-Schmetterlingen, die Du nicht erreichen kannst, weil Du zu schwerfällig bist, ihrem Fluge folgen zu können. Zwinge nicht Deinen Schädel, daß er Dir originelle Worte, Phrasen und

Wendungen herbeiſchaffen ſoll — ſprich, wie Dir der Schnabel gewachſen iſt, und dies wird weit geſcheidter ausfallen, als das, was durch den ſchweren Frohndienſt Deiner Fantaſie aus den Bergwerken Deines Hirnes an das Tageslicht gefördert worden. Mach' es, Närrchen, wie ich. Die erſten beſten oder ſchlechteſten Gedanken und Worte, die mir durch den Kopf fahren, nehme ich beim Flügel und werfe ſie auf's Papier nieder. Ich lege ſie nicht auf die Wage, wäge ſie nicht nach dem franzöſiſchen Kilogramm oder preußiſchen Centner, unterſuche nicht, ob ſie leicht oder gewichtig; ich meſſe ſie nicht nach der brabanter Elle oder der rheiniſchen Ruthe, ob ſie tief oder flach, ſchmal oder breit ſind. Ich ſchnitze und baſtle und drechsle nicht. — Freilich kommt deshalb manch verkrüppelter Gedanke und manch mißgeſtaltetes Wort in den Auslagkaſten meiner Schreibereien, ich bilde mir aber auch nichts ein, ich halte mich weder für einen Shakeſpeare noch für einen Schiller, weder für einen Byron noch für einen Voltaire, weder für einen Göthe noch für einen Jean Paul — ich mache mir nicht weiß — daß ich ein originelles Univerſalgenie ſey.

Ich bin nur ein ſimpler Regenſchirm, der — nachdem er einige kleine Seitenhiebe ausgetheilt hat — zu der Erzählung ſeiner Biographie ſchreitet, von der, beiläufig geſagt, eine zweite Auflage erſcheinen wird (wenn ſich das Publikum an der erſten vergreifen ſollte).

Wie der liebe Herrgott den Spinnern ihren Flachs, den Lieferanten ihren Krieg, den Sängerinnen ihre Heiſerkeit, den Advokaten ihre Proceſſe, den Hoſpitälern ihre Kranken, den Bundestags-Geſandten ihre Ferien, den Kaufleuten ihren Bankerott, den Journaliſten eine Königskrankheit beſcheert, ſo läßt er auch den Regenſchirmfabrikanten ihr ſchlechtes Wetter angedeihen.

Es war am dritten Junius des Jahres Eintauſend Achthundert und Acht und zwanzig, als ich von einem Ballettänzer zum Regenſchirm adoptirt wurde.

Ich war in meiner Jugend — ohne mir nahe zu treten — ein ſehr lieber Junge. Die Silberſtäbe und die blaue Seide mit den weißen Randgloſſen, der Perlmutter-Griff und der Silberreif, der mir die Flügel band, wenn ich an ſchönen Tagen in mich gekehrt war — dies Alles zuſammen machte

mich zu einem Parapluie comme il faut und zu einer vortheilhaften Acquisition. Im Beschirmen besaß ich ausgebreitete Praxis — unter meinem Dache konnten 3 auch 4 Personen vor Regen-Ueberfällen ruhig seyn — kurz: ich machte meinem Meister Ehre und meinem Herrn Freude.

Als mich der Ballettänzer für 30 Gulden an sich gebracht hatte, ging er über den Graben nach dem Kohlmarkt zu, da begegnete ihm einer seiner Bekannten.

Wohin, bester Freund, fragte Springer, mein Herr, der Fußkünstler.

Nach der Leopoldstadt in's Dianenbad, erhielt er zur Antwort.

Wollen Sie sich baden?

Ja, Freundchen, ich will mich baden, aber nicht in Stahl, nicht in Schwefel, nicht in Kräutern, sondern —

In Kleyen, nicht wahr?

Nein, theuerster Springer, ich will mich baden, baden in dem Wonnemeer der Wollust, in den Reizen einer Dame, die ich gestern im Volksgarten habe kennen lernen und die mir auf heute ein Rendezvous im Dianenbad gegeben hat.

Sie Glücklicher, wissen Sie nicht, wer sie ist?

Bis jetzt weiß ich's zwar noch nicht, heute werd' ich's aber wohl erfahren. Sie wollte mir wohl deshalb ihren Namen nicht sagen, weil sie befürchtet haben mochte, daß ich sie alsdann in ihrer Leidenschaft überrumpeln würde.

Ist sie schön? fragte mein Herr und rieb sich vor freudiger Theilnahme die Hände.

Was schön, antwortete Jener. Hebe ist eine Medusa gegen diesen Engel.

Verheirathet?

Versteht sich — mit einem Menschen, der ihr — wie sie mir sagte — furchtbar zuwider ist.

Nun kann ich's der Dame gar nicht verübeln, erwiederte mein Herr, daß sie Ihnen ein Rendezvous giebt. — Ach, bestes Jeannchen, wollen Sie mich vielleicht bekannt mit ihr machen?

Wozu, Sie haben ja eine Frau, die sehr reizend ist — ich kenne sie zwar nicht, ich weiß es jedoch vom Hörensagen.

Meine Frau ist schön und tugendhaft über die Maßen, aber Sie wissen ja, wir Männer lieben die Abwechslung. Sie haben ebenfalls eine schöne

Frau, wie ich höre, und machen dennoch gern Excurſionen in fremde Ehebeete.

Wahrgeſprochen! Je nun, ſpäterhin will ich Sie einmal bei der Dame einführen. Doch halt, Freundchen, Sie könnten mir eine große Gefälligkeit erweiſen.

Alles ſollen Sie haben, nur kein Geld —

Das Letztere brauche ich nicht, erwiederte er, that einen Griff in ſeine Seitentaſche und holte eine Handvoll Banknoten hervor. Ich habe eine andre Bitte an Sie, fuhr er fort und ſteckte die Noten wieder in den Sack. Borgen Sie mir Ihren Regenſchirm, wir bekommen ganz ſicher Regen — ein Donnerwetter iſt im Anzug — mein Weg iſt ziemlich weit — ich fahre nicht gern — morgen ſollen Sie ihn wieder haben.

Ich ſoll Ihnen dieſen Regenſchirm leihen — ich fürchte, daß Sie mir den Parapluie zu Schanden machen — erſt vor wenigen Minuten habe ich ihn in der Rothenthurm-Straße gekauft — ich möchte ihn zuvor meiner Frau zeigen.

Das hat ja auch morgen Zeit, lieber Freund — thun Sie mir den kleinen Gefallen — Sie finden mich ſtets zu jedem Gegendienſte bereit.

Da haben Sie ihn; er kostet 43 Gulden 36 Kreuzer. Machen Sie nur ja nichts zu Schanden — morgen muß ich ihn wieder haben.

Soll pünktlich geschehen, sagte der Freund, welchen ich von jetzt an „Beck" nennen will.

Der Beck nahm mich unter den Arm und machte sich eiligst auf den Weg.

Gute Unterhaltung, viel Vergnügen, denken Sie an mich, wenn Sie sich amüsiren, rief uns wohlwollend Herr Springer nach.

Der Springer ging zu Turem hinein, und Monsieur Beck eilte, wie mit Siebenmeilenstiefeln, dem ersehnten Stelldichein zu. In einem Nu war er dort.

Mit Blitzesschnelle durchflog er alle Parthien des Gartens. Endlich fand er das, was er gesucht. Ein junges Weibchen, schön zum Küssen, saß in einer abgelegenen Jelängerjelieber-Laube auf der Lauer und der Rasenbank. Als ich sie sah, konnte ich mich nicht enthalten, wie Pères in der „Pretiosa" auszurufen:

„Donnerwetter, Parapluie,
Solch eine Schönheit sah ich nie."

Das holde Weibchen hatte ihren immenſen Seidenhut an den Aſt eines nahen Baumes aufgeknüpft, Crepptuch, Spitzenhaube und Ridicule auf den Tiſch, ſich ſelbſt aber — es war ſehr ſchwül — en demie negligée auf den duftenden Raſen gelegt.

Beck trat näher, Beck küßte ihr die Hand, Beck ſetzte ſich neben ſie auf den Raſen und begann alsbald zu raſen von Liebe und Chocolade, von Verzweiflung und Zwieback, von Bad und Erhörung und dergleichen mehr.

Ueber drei Viertelſtunden debattirte das Pärchen recht ſanft und gemüthlich.

„Wir ſaßen da Alle recht fröhlich beiſammen
Und hatten einander ſo lieb.“

Sie ſchmollten zwar bisweilen, aber ſie verſöhnten und einigten ſich doch wieder. Beck beſtellte bald darauf ein Bad für ſie und nach Verfluß von zehn Minuten kam der kurzſtämmige Bademeiſter mit der Chocolade und der Nachricht angewackelt, daß das für „die Frau Gemahlin“ beſtellte Bad fix und fertig ſey.

Madame erhob ſich — nachdem ſie eine Taſſe Chocolade eingenommen — von ihrem Sitze und

nahm mich, vermuthlich blos in oder aus Zerstreuung zu sich in das Badekabinet.

Hieße ich Casanova, so würde die tugendhafte, ehrwürdige Kritik nicht das Mindeste einwenden, wenn ich meinem lieben Leser ausführlich erzählte, was ich hier Schönes gesehen habe; jedem Andern aber würde sie deswegen gehörig die Leviten lesen: Ich fürchte mich vor ihrer Zuchtruthe und decke daher diese Scene mit einem dichten Schleier zu, wasche meine Hände in Unschuld und Mandelöl und schenke dem Leser eine Pause von 10 Minuten, um sich das Tableau auszumalen, wie es seinem Geschmacke am besten zusagt. Ich erlaube mir, ihm zu bemerken, daß die himmlischschöne Anadyomene schon in den Fluthen des Bades schwamm, als es ihr einfiel, daß sie unglückseliger Weise vergessen hatte, die Thüre zu verriegeln. Man wird es ihr leicht verzeihen, daß sie, aus Furcht, sich zu erkälten, im Bade blieb und nicht zuschloß.

Bock mußte dies gesehen haben; er benutzte die Gelegenheit, begab sich unter dem Vorwande, daß er den Regenschirm holen wolle, den seine „Frau Gemahlin" in Gedanken mit sich genommen, in das Badezimmer und — hier schenke

ich dem Leſer abermals eine Pauſe von 10 Minuten, damit er auch dieſe Gruppe ganz nach ſeinem eigenen Gutdünken und Belieben anordnen und ausſchmücken kann. Ich erlaube mir nur, die einzige Randgloſſe (liebe Kritik, bitte, bitte, thu' mir nichts): daß jene Dame eher alles Andere als eine keuſche Diana geweſen iſt, ſonſt hätte ſie den Actäon-Bock, aus wohlbekannten Gründen, ohne Gnade und Barmherzigkeit in einen Hirſch verwandeln müſſen. Die Dame hatte es aber vorgezogen, lieber ihrem Gemahle, als dem kühnen Jäger ein Geweih aufzuſetzen — ich, armer Regenſchirm, habe dagegen nichts einwenden können, da ich ſie nur vor Waſſer-, aber nicht vor Gold- und Papier-Regen zu beſchirmen vermochte.

Bevor es zwiſchen meinen Leuten zum Abſchied kam, drang Beck in die Dame, ſie möchte ihm ihren Namen, auch ihre Wohnung ſagen, da er ihr doch die ſeinigen geſagt; — allein — dies wollte ſie durchaus nicht, und vertröſtete ihn auf ein ander Mal. Als er ihr den Abſchiedskuß gab, und ſie auf morgen Mittag um 11 Uhr einen neuen Confrontations-Termin anberaumte, überlieferte mich Herr Beck der ſchönen Frau, weil ſich ein Regen

mildthätig zur Erde herabließ, um die von der Hitze versengte Pflanze, die mißmuthig ihren Kopf hängen ließ, troſt- und huldreichſt aufzurichten. Kein Fiacre war zu bekommen, und ſo kam es, daß ſie im Regen per pedes apostolorum ihren Rückweg antreten mußte. Sie hatte verſprochen, mich morgen früh dankbarſt zurückzugeben.

Die Dame kam mit trocknen Kleidern und naſſen Augen nach Hauſe, denn ein ungebetener Gaſt — die Reue — hatte ſich unterwegs bei ihr eingefunden. Mich — unſchuldigen Regenſchirm — warf ſie mißlaunig in einen Winkel des Entree's.

Bald darauf erſchien ihr Herr Gemahl. Was glaubſt Du, lieber Leſer, wer ihr Herr Gemahl war? Ich will's Dir ſagen — Herr Springer, der Ballettänzer war's, der mich an den Bock verliehen hatte. Bock war ein Daniel — er hatte verhergeſagt — es ſei ein Donnerwetter im Anzug — ſeine Weiſſagung wurde erfüllt, denn als mich mein Herr gewahr wurde, ſtieg in ſeiner Seele ein halb Dutzend eſſigſaurer Zweifel auf, die bald zur Gewißheit wurden und ſowohl ihm als der Gemahlin das Leben verſäuerten.

Wo warſt Du, liebe Emma, fragte der Ballet-

tänzer mit verstellter Gleichgültigkeit. Vor einer Stunde war ich hier gewesen, warst aber ausgeflogen, und Niemand wußte, wo Du hingegangen.

Ich war im Dianabad, lieber Mann.

So? im Dianabad! Hat es Dir wohl bekommen!

Sehr wohl, lieber Mann — ich fühle mich neu gestärkt.

So! Hat Dich der Regen überfallen?

Ja, lieber Mann.

Bist gewiß sehr naß geworden?

Nur ein wenig, lieber Mann. Der Bademeister hat mir seinen Regenschirm geliehen.

So! Das ist der nämliche Regenschirm, der draußen im Vorsaal steht?

Ja, lieber Mann.

Dem Bademeister gehört also dieser Regenschirm?

Ja, lieber Mann.

So! Seit wann bekleidet denn Herr Bock den Bademeisterposten, he? Seit wann hat man den Bock zum Gärtner eingesetzt?

Hier gönne ich zum dritten Male meinem Leser eine Pause, 10 Minuten werden aber nicht hinreichen, diese im engsten Sinne des Worts frappante

Situation mit allen Licht- und Schattenseiten gehörig auszuführen.

Frage Dich, guter Leser, was Du in des Balletttänzers Stelle würdest gethan haben. Was er that, will ich Dir sagen.

Er nahm mich, der ich wider meinen Willen zum Verräther seiner Frau geworden, beim Flügel, zerschlug alle Spiegel mit mir, warf alle Tische, Stühle und Tassen um, stürzte wuthentbrannt zur Thür hinaus, zornfunkelnd zur Treppe hinab und — ging in's Leopoldstädter Theater.

Es schien mir, als ob sich der Mann diesen Gram doch nicht sehr zu Herzen genommen, denn nach einer Viertelstunde wurde er und das Wetter wieder ziemlich heiter.

Man gab Bäuerle's eben so fantasiereiches als drastisch-komisches Zauberspiel: „Wien, Paris, London und Constantinopel.“ Ueber das Stück, über Raimund, der den Schneider und über Korntheuer, der den Glaser Kitt gab, hätte ich mich todtlachen mögen. Ich glaube, daß diese Posse den milzsüchtigsten Hypochonder curiren könnte; kein Wunder also, daß auch mein Herr dadurch aufgehei-

tert wurde, und ſich die Parapluie-Avantüre aus dem Sinne ſchlug.

Nach dem Schluſſe des zweiten Aktes wollte er ſich in die Credenz verfügen. Da ſieht er am Eingange eine Dame ſtehen, auf die er ſchon längſt ein Auge geworfen. Ungeduldig blickte ſie in den Himmel hinauf, gleichſam als wollte ſie ihn fragen, ob er denn noch nicht zu regnen aufhören werde. Mein Herr gewahrt ihre Ungeduld, — er zieht den Hut, nähert ſich ihr und ſpricht mit einer wirklich einnehmenden Liebenswürdigkeit:

Sie wollen vermuthlich nach Hauſe, Madame.

Ja wohl, mein Herr!

Sie bedürfen wahrſcheinlich eines Regenſchirms, darf ich ſo frei ſein, Ihnen den meinigen anzubieten?

Sie würden naß werden, wenn ich Sie berauben möchte. —

Wohl wahr, meine Gnädige! Unter meinem Regendache haben jedoch zwei Perſonen Platz — wenn Sie mir geſtatten wollten, daß ich Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten dürfte — —

Sie ſind ſehr artig, ich wohne aber etwas weit von hier. Nie werde ich müde werden, Ihnen gefällig zu ſeyn.

So will ich mich denn Ihrem Schutze anvertrauen.

Herr Springer spannte mich auf — und knüpfte alsbald ein feines Gespräch lein an, durch das alle Farben und Nuancen der heißesten Liebe hervorschimmerten.

Schon mehr als einmal war der Regen ein Eheprocurator gewesen — auch heute trat er als Vermittler zwischen zwei Leutchen auf, die sich zwar schon lange gegenseitig recht lieb hatten, denen es aber bisher an Gelegenheit fehlte, sich einander zu nähern. Gelegenheit macht Diebe, sagt das Sprichwort — ich sage: Gelegenheit macht Liebe.

Es schien, als stäke der liebe Herrgott mit Herrn Springer unter einer Decke, denn statt daß der Regen nachgelassen, wurde er immer heftiger. Beide Theile sahen sich deshalb gezwungen, in den Gasthof zur Stadt London, gerade über von der Mauth, einzukehren.

Herr Springer begehrte ein Zimmer — der geschniegelte Oberkellner wies uns No. 21 in dem zweiten Stockwerk an. Mein galanter Herr zauberte in unglaublicher Schnelle ein herrliches Souper herbei. Sie aßen, tranken und küßten sich, daß

es eine Freude war. Beide ſetzten recht tüchtig dem Champagner zu, der ſo roth wie die Wange einer Jungfrau war, wenn die göttliche Schaam auf ihre Unſchuldlilien gluthvolle Roſen bettet.

Es wurde dunkel — der Oberkellner wollte uns erleuchten, Herr Springer meinte aber, daß dies unnöthig, und ſo blieb es finſter; aus dieſem Grunde habe ich auch nicht ſehen können, was nach dem Souper im Zimmer vorgefallen war. Herr und Madame mochten wohl eingeſchlafen ſeyn — denn es war eine Zeitlang ſo mäuschenſtill, daß man das Nieſen einer Milbe hätte vernehmen können. Mir wurde recht angſt und bang — manchmal glaubte ich ein leiſes Stöhnen und Aechzen zu vernehmen — dies verdoppelte meine Unruhe, mir ward allmählig unheimlicher zu Muthe.

Es währte keine halbe Stunde, da vernahm ich ein leiſes Gemurmel. Wie herzlich froh war ich, als ſie das erſte Lebenszeichen wieder von ſich gaben und zu ſprechen anfingen.

Eben ſchlug es zehn Uhr, als wir aus dem Gaſthof traten. Mein Herr wollte die Souper-Genoſſin bis zur Thür ihrer Wohnung begleiten, das mochte ſie aber nicht; er bat ſie um ihren werthen

Namen, auch dieſe Bitte verweigerte ſie ihm Anfangs, ſpäter ließ ſie ſich jedoch erweichen und nannte ſich.

Was glaubſt Du, unſchuldiger Leſer, wer dieſe Dame war? Madame Bock war es, die Gemahlin des nämlichen Bocks, der das Rendezvous im Dianenbad mit dem hübſchen Weibchen des Herrn Springer gehabt hatte.

Du kannſt Dir nun die Ueberraſchung vorſtellen, welche durch dies ſonderbare Zuſammentreffen in der Springer-Seele hervorgerufen wurde. Ich habe mich an dem Bock eclatant gerächt, frohlockte er in ſeinem Innern, eine klaſſiſche Genugthuung bekommen. — Wir ſind quitt, Bock, wir haben uns einander nichts mehr vorzuwerfen. Das Erſtaunen, die Freude darüber hatten ihn etwas confus gemacht — ſchon wollte er losplatzen und Madame Bock in dieſe Fata einweihen, da fiel es ihm ein, daß er ſowohl dem männlichen als dem weiblichen Bock einen gewaltigen Schabernack ſpielen könnte, wenn er mich — den Zeugen ihrer beiderſeitigen Vergehungen — als verrätheriſchen Corpus delicti der Madame Bock mit nach Hauſe gäbe.

Behalten Sie, ſagte Herr Springer zu Madame

Bock, meinen Regenſchirm — Sie werden ſonſt, ehe Sie Ihr Haus erreichen, vom Regenguſſe ganz durchnäßt. Haben Sie die Gefälligkeit, ihn morgen in den Gaſthof zur Stadt London zu ſchicken — ich werde ihn dort abholen laſſen.

Madame nahm das Anerbieten an, verabſchiedete ſich und machte, daß ſie nach Hauſe kam.

Herr Bock ſaß im ſtrengſten Negligée, als wir in die Stube eintraten. Ein paniſcher Schreck fuhr ihm durch alle ſeine Glieder, als er mich, den wohlbekannten Parapluie, in den Händen ſeiner Gattin ſah. Er hatte ihn der Madame Springer geliehen — was konnte er alſo anders vermuthen, als daß ihm ſeine Gemahlin auf ſeine Schliche gekommen. Er glaubte ſich verrathen; die Ueberraſchung, die Angſt, die Neugier brachten den armen Bock ganz außer Faſſung. Er ſammelte ſich aber und fragte mit feſtem Tone:

Minna, wie kommſt Du zu dieſem Regenſchirm?

Die ſchuldbewußte Madame Bock gerieth durch dieſe Frage auch nicht wenig in Verlegenheit.

Wie ich zu dieſem Regenſchirm komme, Männchen?

Ja, ja, das frag' ich Dich.

Kennst Du ihn denn?

Diese Frage brachte wieder den männlichen Bock in eine gewaltige Klemme.

Ob ich ihn kenne, liebes Weibchen?

Ja, ja, das frag' ich Dich!

Bock wußte nicht, ob er ja oder nein sagen sollte, Endlich faßte er Muth und erwiederte:

Ich glaube wenigstens, daß ich ihn kenne.

Wenn Du das glaubst, so sag' mir doch, von wem ich ihn habe.

Von einem Manne?

Mit nichten, mein Herr, ich habe ihn von einer Frau.

Von einer Frau? Das ist unmöglich. Minna, lüge nicht!

Wenn Du Dich überzeugen willst, so gehe zu der Logenschließerin des Leopoldstädter Theaters — die hat mir den Schirm gestohlen.

Die Frau des Logenmeisters? Ist das eine junge Frau?

Was liegt Dir daran, ob sie jung oder alt ist? Warum interessirt Dich denn diese Frau?

Ich möchte sie kennen lernen; wo wohnt sie?

Wozu diese Frage?

Ich will ihr in Deinem Namen den Regenschirm zurückbringen — sie braucht ihn ganz bestimmt —

Wenn das der Fall wäre, würde sie ihn holen lassen.

Wie ungalant! Ich muß ihr meinen Dank abstatten.

Das ist nicht nöthig, lieber Mann.

Ich muß das besser wissen, Minna. Wo wohnt die Logenmeisterin? Ich muß ihr den Regenschirm wiederbringen und zwar auf der Stelle — das lass' ich mir durchaus nicht nehmen.

Ich weiß nicht, wo die Logenmeisterin wohnt.

Das will ich gleich erfahren, brummte Bock, zog rasch seinen Rock an und wollte gehen.

Minna hielt ihn zurück.

Lieber Mann — sagte sie mit schmeichelndem Tone und streichelte ihm zärtlich das Kinn — ich will Dir Alles gestehen. Ein gewisser Herr Springer war so gütig gewesen, mir diesen Schirm zu leihen.

Willst Du mich wieder belügen?

Bei meiner Treue, es ist wahr!

Warum hast Du ein Geheimniß daraus machen wollen?

Ich glaubte, Du würdeſt eiferſüchtig ſeyn — —

O ganz und gar nicht. Ich kenne dieſen Springer, er iſt mein Freund — noch ſolider als ich — gleich will ich hin. Ich habe ihm ohnedies ſchon längſt einen Beſuch verſprochen. —

Er ging, getrieben von Neugier, wie Springer zu dem Regenſchirm gekommen, den doch, ſeinem Wiſſen nach, keine Andere, als die ſchöne Frau haben konnte, die ihm das Rendezvous gegeben.

Jede Dame, die ſich jemals in einer ähnlichen Lage befunden, wird wiſſen, wie der armen Madame Beck zu Muthe geweſen war, als ſich ihr Gemahl zu Herrn Springer verfügte.

Der Beck machte gewaltige Sprünge. In wenigen Minuten hatten wir die Wohnung des Herrn Springer erreicht. Beck klopft an, Beck tritt ein, Beck ſieht da ſeine ſchöne Unbekannte. Madame Springer wird verlegen — ihr Gemahl wird verlegen und Herr Beck wird verlegen. Herr Springer war am gefaßteſten.

Sie bringen mir meinen Regenſchirm? ſagte er zu dem verblüfften Beck.

Ja, mein werther Freund.

Warum zittern Sie? — ich thu' Ihnen nichts.

Sie haben meine Frau und ich die Ihrige beſchirmt.

Sie — wiſſen — alſo — daß — ſtotterte Bock.

Daß Sie meine Frau Gemahlin auf Irrwege verleitet haben — ja wohl; der Regenſchirm war der Verräther. Sie — wiſſen — doch — aber — auch — daß —

Was? fragte Bock mit geſpannter Neugierde.

Daß ich Gleiches mit Gleichem vergolten habe? — — —

Was ſagen Sie? ſchrie Bock und ſprang vor Zorn bis an den Plafond.

Ja, ja, mein beſter Silveſter, ich habe Revanche genommen.

Herr, das iſt nicht wahr, meine Frau iſt ein Ausbund von Tugend — meine Frau hat nicht ſo leichte Grundſätze, wie manche andere; — meine Frau —

— hat ſich, wie die meinige, verführen laſſen, fiel ihm Springer in die Rede.

Haben Sie den Muth, meiner Frau das in's Geſicht zu ſagen? fragte Bock.

Warum nicht, entgegnete Springer mit lächelnder Miene.

Sie müssen zu ihr hin.

Wenn Sie es wünschen, recht gern!

Bock hielt ihn beim Wort. Die gehörnten Ehemänner begaben sich mit Sturmschritten zu dem vermeintlichen Tugendspiegel. Herr Springer versuchte es, seinen Leidensgefährten unterwegs zu besänftigen — doch nichts half.

Als Beide in der Madame Bock Zimmer traten, fiel sie mit einem Schrei in Ohnmacht. Ich will nicht entscheiden, ob selbige Ohnmacht eine ordentliche oder bloß affectirte gewesen sei.

Ja, nun glaube ich Ihnen, rief Bock in rasender Verzweiflung aus und — trank das Glas Wein, das auf dem Tische stand.

Mäßigen Sie sich, lieber Freund. Jeder von uns Vieren hat gleiche Schuld, jeden traf gleiche Strafe, gleiche Beschämung. Ich habe meiner Gemahlin in Gnaden verziehen, verzeihen Sie auch der Ihrigen. Das Geschehene läßt sich nicht mehr ändern — lassen Sie uns das Vergefallene vergessen. Ist es doch eine große Frage, ob wir oder unsere leichtsinnigen Frauen strafbarer sind. Waren wir doch der angreifende Theil!!! Also Friede uns Allen.

Bock und Springer fielen sich um den Hals und

weinten Thränen der Rührung und Reue, von der Größe einer Wassermelone.

Und mäuschenstill war's ringsumher,
Kein Auge blieb da thränenleer.

Mein Herr und ich — wir entfernten uns. Volk leuchtete uns nach Hause, und so endete das Abenteuer — zu Aller Zufriedenheit.

2.

Das Gespenst.

Schwarzer Schleier deckt die Nacht
Und kein Sternlein schenket Licht;
Alles schläft, mein Auge wacht,
Alles ruht, allein ich nicht.

Grimmig steht ein böser Feind
Vor dem Lager, wild und keck —
Hab' gebetet, hab' geweint,
Ihn bannt keine Thräne weg.

Weiche von mir, böß' Gespenst,
Schlaf schließt dann dies Auge zu;
Nimm Dir, was Du Freuden nennst,
Gönne mir das bißchen Ruh.

Raube nicht den süßen Schlaf,
Reiß' mich nicht durch Träume auf;
Alles, was ich durch Dich traf,
Lehnt nicht den theuern Kauf.

Greß gesäugt durch meine Brust,
Stehst Du riesenhaft vor mir,
Kummer schaffst Du mir statt Lust,
Jammer, Thränen für und für.

Fliehe, Satan, laß mich ruh'n,
Nimm Dir, was Du Freuden nennst. —
Himmel, ach, was soll ich thun,
Wegzubannen dies Gespenst?

Deine Krallen fühlt mein Herz,
Das zerfleischt von ihrer Wuth;
Du bist taub für meinen Schmerz —
Himmel! lind're Du die Gluth!

Wo mein Blick auch hingewandt,
Immer stehst Du dicht vor mir,
Immer zieht ein magisch Band
Dich zu mir und mich zu Dir.

Wenn mein Geist das Freie sucht,
Wie mein Schatten folgst Du mir;
Wenn mein Herz Dich weggeflucht,
Folg' ich wie Dein Schatten Dir.

Führst mich hohe Berg' hinan,
Auf der Wünsche Thelagir,
Zeigst mir schöne Bilder dann
In der Sehnsucht Luftrevier.

Zauberst eine Sonne her
Meiner kranken Fantasie,
Doch in schwarzes Nebelmeer
Taucht sie unter — nur zu früh.

Und so peitschest Nacht und Tag
Du mich Armen, fort und fort,
Und so geht es — welche Plag'!
In die Welt, von Ort zu Ort.

Bleibe, Satan, oder fleuch,
Angekettet — muß ich mit;
Früh und spät und spät und früh —
Ehrgeiz, rasch, ich halte Schritt.

3.

Heirathes-Antrag.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo man dem Tollhaus näher steht als sonst, und ein solcher war's, als ich den heroischen Entschluß faßte, auf Ruhe und Frieden verzichten, das heißt mich vermählen zu wollen. Mir fehlt weiter nichts als eine Dame, die, ebenfalls der Ruhe und des Friedens übersatt, sich in das Atlasjoch der Ehe begeben will. Ich bin, ohne mir im Geringsten nahe zu treten, die Sanftmuth selbst, ich kann hören, sehen und schweigen, ich kann auch, wenn es verlangt wird, taub, stumm, blind sein, und qualificire mich daher zum Ehestande weit besser, als zu jedem andern Stande. Ein Anderer in meiner Stelle würde noch hinzufügen, daß er eine Fülle von Liebenswürdigkeit besitzt, die ihn zu einer vortheilhaften Acquisition macht, daß er ein Gewisses Etwas hat, dem noch kein weibliches Herz widerstehen konnte, und daß er mit allen Waffen ausgerüstet sei, die eine Her-

festung, wäre sie auch noch so verschanzt, zu erstürmen vermögen; ich hasse aber das Eigenlob, und sage nur, daß ich wirklich gar nicht übel bin. Ich will es den Damen keineswegs schwer machen, sich in meinen Besitz zu setzen; meine Anforderungen sind so gering, daß man denselben sehr leicht entsprechen kann.

Hat eine Dame 10,000 Thaler Mitgift, so braucht sie nebenbei blos jung, schön, liebenswürdig, sanft, zärtlich, gebildet, geistreich, naiv, treu und beständig zu sein.

Hat sie 20,000 Thaler, so dürfte sie allenfalls etwas ältlich sein, wenn sie nur sonst die andern Eigenschaften aufweisen kann.

Hat sie 30,000 Thaler, so wird ihr nicht nur die Jugend, sondern auch die Ehrlichkeit nachgesehen.

Hat sie 40,000 Thaler, so wird alt, hässlich, nicht liebenswürdig, nicht sanft und nicht zärtlich mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt.

Hat sie 50,000 Thaler, so wird es ebendrein auch mit der Bildung nicht so genau genommen.

Hat sie 60,000 Thaler, so braucht sie kein Deutsches Geist zu besitzen.

Hat sie 70,000 Thaler, so wird durch die Finger gesucht, wenn sie auch nicht naiv ist.

Hat sie 80,000 Thaler, so wird das Treusein ihrem eigenen Ermessen anheim gestellt.

Hat sie 90,000 Thaler, so hat es wenig oder gar nichts zu bedeuten, wenn sie eine Antagonistin der Beständigkeit ist.

Hat sie 100,000 Thaler, so braucht sie nicht jung, nicht schön, nicht liebenswürdig, nicht sanft, nicht zärtlich, nicht gebildet, nicht geistreich, nicht naiv, nicht treu und nicht beständig zu sein.

Hat sie aber 100,000 Thaler, oder 150,000 Thaler, so ist ihre Person überhaupt überflüssig.

Hat sie aber nicht einmal 10,000 Thaler, so kann ich nur in dem Fall mich entschließen, sie zu heirathen, wenn sie zwischen 80 — 100 Jahren ist.

Einstemalen und alldieweil es jedennoch aber geschehen könnte — dürfte — möchte, daß die Dame mit mir, oder ich mit der Dame nicht zurecht kommen könnte (die Möglichkeit sieht wohl Jeder ein,) so wäre es rathsam, daß wir vorläufig blos auf ein Jahr contrahirten. Hat keiner von uns Beiden Ursache, seinen Schritt zu bereuen, so können wir alsdann den Contract auf 2 oder 3 Jahre verlängern.

Um die Damen mit unsern gegenseitigen Verpflichtungen genau zu befreunden, lasse ich hier ein Schema eines Ehecontracts folgen:

Zwischen Herrn O. einerseits und dem Fräulein W. andererseits, ist unter heutigem Tage folgender Ehecontract verabredet und abgeschlossen worden.

1) Fräulein W. bringt dem Herrn O. ein Vermögen von 100,000 Thalern und ihre Person in's Haus.

2) Herr O. verpflichtet sich, das Vermögen und die Person bestmöglichst zu respectiren.

3) Fräulein W. verschreibt einen Tag nach der Hochzeit dem Herrn O. ihr ganzes Vermögen.

4) Herr O. übernimmt dafür folgende Verpflichtungen: Fräulein W. sehr anständig zu beköstigen. Sie bekommt allmonatlich

Zur Anschaffung von Toiletten	30 Thlr.
Zum Ankauf verschiedener Farbematerialien, Schönheitswasser	20 —
Nadelgeld	15 —
Trinkgeld	10 —
Zum Behuf körperlicher Reparaturen (Arzt, Medicin, Bäder u.)	5 —

Honorar für einen vorlesenden Hausfreund . . . . . 25 Thlr.
Appanage für einen Schooßhund 15 —

5) Fräulein W. verpflichtet sich, in allen häuslichen Angelegenheiten Herrn O. zu Rathe zu ziehen. Letzterer hat bei der Aufnahme und Anschaffung der Stubenmädchen, Näher- und Putzmachermamsells, der Secretaire und Kammerdiener ebenfalls etwas drein zu reden.

6) Herr O. verpflichtet sich, dem Fräulein W. an ihrem Namenstage einen echten Cachemir, an ihrem Geburtstage einen kostbaren Hut mit Marabouts, zu Weihnachten einen Zobelpelz, und zu jeder Messe ein anderes Bi- oder Jonjou zu schenken.

7) Fräulein W. verspricht dafür, niemals von Migräne, Vapeurs, Uebelkeiten, Nervenschwächen und Ohnmachten heimgesucht zu werden.

8) Herr O. gestattet trotz dem dem Fräulein W., im Jahre 5 Monate im Bade und 6 Monate auf Reisen zubringen zu dürfen. Sie kann allenfalls auch 7 Monate Urlaub erhalten. Während dieser Zeit kann sie reisen, wohin es

ihr beliebt. Auch ist sie durchaus nicht verbunden, bei Herrn O. Erlaubniß einzuholen, wenn sie noch länger ausbleiben oder gar nicht wiederkommen will.

9) Fräulein W. hat nichts einzuwenden, wenn auch Herr O. im Jahre 14 Monat auf Urlaub nach Italien geht.

Vorstehende neun Punkte behalten vorläufig auf zwei Jahre rechtsgiltige Kraft. Sollten die Contrahenten Belieben tragen, noch länger ein Ehepaar bleiben zu wollen, so steht es ihnen frei, den Contract auf 2 oder 3 Jahre zu prolongiren. Sollte aber einer der beiden Theile sich nicht gewigt fühlen, mit dem andern des Glückes der Ehe zu genießen, so steht es ihm frei, zu Michaelis aufzukündigen. Processe finden deshalb durchaus nicht statt. Bei der Kündigung erhält die Frau 5000 Thaler, das Uebrige behält Herr O.

Damen, welche auf diesen äußerst vortheilhaften Heirathes-Antrag reflectiren und mich als Ehemann in ihre Dienste nehmen wollen (Zeugnisse über meine Treue und Ehrlichkeit, über meine Lebensart und meine Nüchternheit habe ich in Menge), werden

erſucht, ſich in poſtfreien Briefen an mich zu wenden, oder ihre Briefe unter der Deviſe:

„Quidquid agis, prudenter agas et respice finem.“

an die Expedition der Frankfurter Didaskalia abzugeben.

Damen, welche früher meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen wünſchen, wollen die Güte haben, ſich um 1 Uhr an die Table d'hote zu verfügen. Der Mann, der die längſten Halstuchzipfel hat, die wetterfahnenartig nach Südweſt ſtehen, der am wenigſten trinkt und am meiſten die Suppe ſalzt, der Mann, der mit beſonderer Vorliebe dem Deſert zugethan und am meiſten Himbeeren ißt, der Mann bin ich. Da können mich die Damen am bequemſten beaugenſcheinigen, auch können ſie ſich gerade um dieſe Zeit am beſten überzeugen, daß ich ſehr einnehmend bin.

Damit aber auch ich die Dame kennen lerne, ſo bitte ich ſie, mich mit Brodkügelchen zu werfen, auf daß ich auf ſie aufmerkſam gemacht werde. Ich werde mich beſtimmt getroffen fühlen und wenn auch nicht Brodkügelchen, doch Augen und Blicke auf ſie werfen.

Die Damen im In- und Auslande werden ersucht, ihre Bestellungen bei Zeiten zu machen, weil vorauszusehen ist, daß ich bald vergriffen sein werde, was um so unangenehmer sein dürfte, da von mir durchaus keine zweite Auflage veranstaltet werden kann.

4.

Thema und Variationen.

An die Unvergeßliche.

(Im Münchener Polizeihause verfaßt.)

Meine Ruhe iſt verſchwunden.
Und mein Frieden mußte fliehen.
Fühle mich an Dich gebunden,
Deinen Siegeswagen ziehen.

Aus Königs Ludwigs Gedichten.

Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Eingeſargt ſind meine Wonnen,
Abgelaufen ſind die Stunden,
Und erloſchen meine Sonnen.

Und mein Frieden mußte fliehen,
Denn man riß mich aus dem Glücke;
„Fort von dannen mußt Du ziehen!“
Alſo ſprach des Schickſals Tücke.

Fühle mich an Dich gebunden,
Kann mich niemals von Dir trennen,
Niemals kann ich mehr gesunden,
Mich verzehrt der Liebe Brennen.

Deinen Siegeswagen ziehen
Hohen Adels reiche Sprossen,
Dennoch will des Sklaven Mühen
Emsig ziehen, unverdrossen.

Hoffnung blüht zwar für mich nimmer —
Meine Ruhe ist verschwunden,
Hörst Du nicht des Grams Gewimmer?
Fühlst Du nicht der Liebe Wunden?

Trostlos mußt' ich von Dir scheiden
Und mein Frieden mußte fliehen,
Ewig muß ich Dich nun meiden,
Tödten meiner Hoffnung Glühen.

Wer zerreißt der Liebe Bande?
Fühle mich an Dich gebunden,
Frägt die Lieb' nach Rang und Stande?
Hat sie darin Glück gefunden?

Laß mich ewig, holde Feye,
Deinen Siegeswagen ziehen,
Niemand liebt mit wärm'rer Treue
Deiner Schönheit üppig Blühen.

Schlagen hör' ich schon die Stunden,
Die Dich hin zur Kirche rufen,
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Steh'ſt ſchon an des Altars Stufen.

Sah Dich einſt verüberziehen,
An des Bräut'gams ſtolzer Seite,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Ward des herben Grames Beute.

Wer kann heilen meine Wunden,
Wer kann ſtillen meine Qualen?
Fühle mich an Dich gebunden,
Schwer muß ich den Frevel zahlen.

Jede Hoffnung ſeh' ich fliehen,
Dennoch will ich, bis ich ſterbe,
Deinen Siegeswagen ziehen,
Da ich Mitleid mir erwerbe.

In den Himmeln, auf der Erde,
Wird nichts Schöneres gefunden,
Das geschaffen Schöpfers „Werde!“
Meine Ruhe ist verschwunden.

Matt sind aller Sonnen Strahlen
Gen des Auges Feuersprühen,
Wach rief's tausend wonn'ge Qualen,
Und mein Frieden mußte fliehen.

Dennoch dank' ich diesem Bilde
Meines Daseyns schönste Stunden,
„Schönheit, Tugend, Anmuth, Milde!“
Fühle mich an Dich gebunden.

Meine Lieb' wird nie erkalten,
Monden, Jahre mögen fliehen,
Ewig will ich, ohne Halten,
Deinen Siegeswagen ziehen.

5.

Des großen Rochus kleine Garderobe.

Weißt Du, lieber Leſer, wer der große Rochus war? Der große Rochus war ein Recenſent, der vor ungefähr 3000 Jahren in Babylon lebte. Er ſelbſt nannte ſich ein großes Genie, deshalb müſſen wir's ihm auch glauben. Medardus, ſein Spießgeſelle, ſchrieb ſchon bei deſſen Lebzeiten die Biographie ſeines ami Rochus. Das 13te Kapitel des 23ſten Bandes dieſer Biographie handelt von Rochus merkwürdiger Garderobe. Medardus berichtet über ſie Folgendes:

Die Kleidungsſtücke meines unſterblichen Kollegen Rochus ſind in ihrer Art einzig. Die Röcke ſind ihm alle zu enge, er kann ſich daher über nichts weit auslaſſen. Auch hat keiner ſeiner Röcke einen Kragen. Er ließ die Kragen aus dem Grunde vom Schneider beim Kragen nehmen, damit ihn keiner beim Kragen nehme. Der Rock hatte keine Knöpfe, aber dennoch Knopf- und an-

dere Löcher, welche er Pores nannte, weil der Rock caporés war. Er hatte ungeheuer große Rocktaschen, eines Theils, weil er Vieles in seinem Leben geduldig einstecken mußte, andern Theils, weil er Manchen und Manches in die Tasche steckte. Auch hatte er sehr große, breite Aermel, darin verbarg er einen Vorrath fertiger Impromptüs, Witze, Bonmots und Calembourgs, welche er, wenn man ihn irgendwo zu Tische oder zu einem Thee oder Soirée einlud, mir nichts, dir nichts, ohne die mindeste Anstrengung, aus den Aermeln beutelte. Seine Westen hatten gar keine Taschen. Er steckte niemals Geld ein, weil — weil — weil er keins hatte. Er besaß zwar einige Paar Hosen, dessenungeachtet nannten ihn seine Feinde einen Sansculotte. Diese Hosen waren mit bunten Streifen besetzt, man nannte ihn deshalb den gestreiften Recensenten oder das menschliche Zebra. Da er so gern berühmt sein wollte, hat er auch seine Hosen berieint, d. h. mit Riemen versehen. Stiefeln trug er niemals, sondern Schuhe, und diese waren stets sehr eng, daher kam es auch, daß ihn gewaltig der Schuh drückte. Diese Schuhe hatten sehr große Absätze, daher lebte er auf hohem Fuß; schnell jedoch verlor

er dieſen Abſatz und ward nun erniedrigt. Wiewohl er niemals ritt, trug er dennoch ſtets Sporen; und als ich ihm ſagte, er müſſe ſich ein Pferd zum Reiten anſchaffen, erwiederte er: Ach, du lieber Himmel, es giebt noch andere Sachen, worauf man herumreiten kann. Seine Halsbinde war groß und ſteif, er fühlte ſich deshalb gebunden. Er zog ſich überdies noch mit einem Strick den Hals zu, damit er, was auf eine andere Weiſe nicht mehr möglich war, roth werden könne. Zwei Vatermörder hielten in dieſem Hals-Schilderhauſe Wache und ſtreckten zuweilen den Kopf und das Gewehr. Wäſche hatte er faſt gar nicht. Wozu brauchte er Handtücher? er wuſch ſich nie. Was hätte dies auch genützt? er hätte ſich von Schmutz und Verdacht doch nie rein waſchen können. Auch keine Schnupftücher beſaß er, wiewohl ihm aus mehr als einem Grunde derlei Artikel ſehr nöthig waren, denn nicht nur die Mutter Natur hatte ihn mit einer Naſe beſchenkt, auch von ſeinen Vorgeſetzten bekam er eine Menge Naſen. Dies hatte jedoch auch ſein Gutes, denn wenn er auch zuweilen Schulden halber durchging, man konnte ihn doch niemals erwiſchen. Auch Handſchuhe waren bei ihm nie

zu finden. Er warf jeden hin und hob keinen auf.

Er hatte weder Hut noch Mütze. Viele nannten ihn auch darum unbehutsam. Eine Schellenkappe war seine Kopfbedeckung. Chaque fou a sa marotte. Seine Kappe bestand aus den Portraits junger Ballettänzerinnen, welche ihm auf dem Kopfe herumtanzten, und aus den Namen seiner Gläubiger, welche ihm beständig in den Haaren lagen.

Am Schlusse bemerkt Medardus, daß er eine Unzahl Strümpfe gehabt, und zwar aus dem Grunde, weil er sehr oft große Lust gehabt, sich auf die Strümpfe zu machen.

6.

Wie Rochus zu seinem Renommé kam.

Schon als Knabe, schreibt Medardus, habe Rochus die Wuth gehabt, renommirt zu werden und Aufsehen zu machen. Was that er als Knabe, um die Blicke auf sich zu ziehen und angesehen zu werden? Er schlug sich selbst Beulen in den Kopf und verband sich mit Tüchern die Wunde. Als man ihn fragte, wie er zu jenen Wunden gekommen, da sagte er, er habe sich mit mehreren Studenten duellirt. Er beleidigte die Menschen auf der Straße nur deshalb, damit man ihn einsperren möchte. Als er aus dem Gefängnisse entlassen wurde, sagte er, man habe ihn wegen geheimer Verbrüderungen verhaftet, aber losgelassen, weil man ihm nichts beweisen konnte. Später machte er Pasquille auf sich selbst, vertheilte sie unter die Leute und stellte sich, als wäre er darüber erzürnt. Er ließ sich als Karikatur zeichnen, verkaufte es und stellte sich dennoch, als wäre er darob erzürnt. Er ging zu den Kauf-

leuten hin und bat ne fußfällig, ihre Waaren nach ſeinem Namen zu benennen. Bald gab es Stöcke à la Rochus, Maultaſchen à la Rochus, Leder à la Rochus, Arſenik à la Rochus, Gränes à la Rochus ꝛc. Einſtmals ſchlug er ſein Portrait ſelbſt an den Galgen. Die Leute ſtrömten heraus, es zu ſehen. Sie wurden neugierig, den Menſchen kennen zu lernen, und ſo wurde Rochus nach und nach angeſehen.

7.

Gelehrte Frauen.

Eine herzzerschneidende Strafpredigt.

Parole d'honneur, kein Wesen auf der Welt — ich nehme nicht einmal den Gimpel, sive Dompfaffen, aus — ist mir so schrecklich zuwider, als eine gelehrte oder gelehrt seyn wollende Frau. Ma foi, meinem ärgsten Feinde, dem erbärmlichsten Geschöpfe, ja sogar dem Kriecher und Doppelzüngler bin ich nicht so gram, als so einem gelehrten männlichen Weibe, so einem geistigen und moralischen Hermaphroditen.

Cospetto di Bacco, wenn ich ein Mädchen, oder was mir noch fataler ist, eine Frau sehe, welche auf dem Sopha sitzt, den Kopf an das Polsterkissen lehnt und die Füße auf das Stühlchen stellt, bald mit dem Ovid und bald mit dem Homer kokettirt, bald mit dem Plutarch und bald mit dem Cicero conversirt, bald mit dem Horaz und bald mit dem Pindar sich befaßt — kurz, wenn ich ein Mädchen

oder eine Frau ſehe, welche ſich mit den Alten, d. h. Klaſſikern, einlaſſen und mit ihnen handgemein werden, ſo möchte ich vor Unmuth ſchnurſtracks nach London reiſen, um in die Themſe zu ſpringen, nach Straßburg fahren, um mich von der Kuppel des Münſters herabzuſtürzen, oder nach München gehen, um mich mit dem Opium der dortigen Klatſch- (Roſen-) Blätter zu vergiften. O Wahnſinn und Macubo, was fällt Euch ein, was ficht Euch an? Frauen haben ſich eben ſo wenig um die griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker, als Auſtern um Kant's „Kritik der reinen Vernunft," als Pflaumenkuchen um Preßfreiheit, als Zwiebeln um die Emancipation der Juden zu bekümmern. Wenn ich ſo ein gelehrtes Weib ſehe, möchte ich ihm gemüthlich zudonnern: Liebes Fräulein oder beſte Madame, es wäre weit geſcheidter, wenn Sie ſtatt Klaſſiker lieber Linſen leſen, wenn Sie die Zeit, die Sie mit Nachſchlagen in Wörterbüchern vergeuden, lieber zum Nachleſen in Kochbüchern verwenden möchten, auf daß Sie in der Kunſt eingeweiht werden, wie man eine kraftvolle Suppe bereitet, wie man ein gutes Stück Rindfleiſch hervorbringt und wie man ein geſchmackvolles Ragout erzeugt. O Weiber,

Weiber, Ihr thut, was Ihr laſſen ſollt, und laſſet, was Ihr thun ſollt.

Mort de ma vie, wenn ich Frauen ſehe, die am Schreibpult ſitzen, an der Feder käuen und Romane, Gedichte oder gar Theaterſtücke ausbrüten, ſo ſpiele ich vor Zorn in allen möglichen und unmöglichen Farben, ich werde ſafrangrün und ſcharlachblau, milchſchwarz und dintenweiß.

O Unſinn und Seifenſpiritus! Seid Ihr denn bei Sinnen? Wie kann es Euch einfallen, den Männern in's Handwerk zu pfuſchen; giebt es denn unter uns nicht ſchon genug Stümper? Eine ſchriftſtellernde Frau iſt noch weit ſpaßiger, als ein wäſchbügelnder Mann. Laſſen Sie das Schriftſtellern hübſch ſein, das ſind Beſchäftigungen für Männer, die paſſen für Frauen eben ſo wenig als Courierſtiefeln für Forellen, als Pfundſporen für Maikäfer, als Patrontaſchen für Regenwürmer. Die Frauen ſollten lieber Waſchzettel ſtatt Romane ſchreiben (genau betrachtet, iſt oft ohnedies zwiſchen beiden Schreibereien kein allzugroßer Unterſchied). Sie ſollten lieber Wolle als Intriguen ſpinnen, lieber Caffee als Situationen mahlen und lieber Strümpfe als Charaktere zeichnen. Sie ſollten lieber zuſehen,

daß das Kind in der Wiege nicht aus der Rolle falle, daß die Wirthschaft ihren rechten Gang gehe und auf mehr dergleichen schönwirthschaftliche Arbeiten ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit verwenden. Doch Alles ist da in den Wind gesprochen — gerade, was man den Weibern verbietet, das thun sie am liebsten.

Goddam, wenn ich eine Frau sehe, welche mit ellenlangen Schritten in der Stube auf- und abgeht, eine Feder hinter'm Ohr hat, französische, englische und italienische Zeitungen und Modejournale liest und daraus Auszüge für ihre eigne Zeitschrift macht, da denke ich mir: Potz Schoppen und Hauer, die hat's auch hinter den Ohren sitzen! es erfaßt mich dann ein bestialischer Grimm, ich möchte die Zeitungsschreiberin in eine Windbüchse laden und mit ihr alle übrigen Redactricen niederblasen. Allerliebste Frau Doctorin, charmante Frau Professorin, lassen Sie das Zeitungsschreiben sein. Eine Frau eignet sich eben so wenig zu einem Journalisten, als eine Wachtel zu einem Tambourmajor, als eine Schnecke zu einem Postillon, als ein Meerschaum-Pfeifenkopf zu einer Hauslaterne. Corrigiren Sie lieber die Fehler Ihrer Kinder, als die Errata der Setzer, dies wird, meine gelahrten Da-

men, weit vernünftiger und nützlicher sein. Ach, Doktorianen, Doktorinnen, seyd nicht so fruchtbar und vermehrt Euch nicht!

Iste nutschek (dies soll ungarisch seyn), wenn ich endlich eine Frau sehe, welche Werke recensirt, so kann ich vor Zorn nicht zu mir kommen, ich muß zu einem Andern gehen und ihn beschwören, mir huldreichst alle Zähne auszuziehen, damit ich nicht um mich beißen und diese weiblichen Richter der kritischen Vehme wie Beafsteeks zerfleischen könne. Recensentinnen!!! kolossale, eclatante, herrende Ironie! Frauen haben zum Kritisiren eben so wenig Beruf, als Macaroni-Nudeln zum Pfeifenreinigen, als gebratene Rebhühner zum Flötenblasen, als ausgestopfte Löffelgänse zum Violinspielen.

Weh' mir, was hab' ich da geschrieben, auf Recensentinnen habe ich räsonnirt; welch' ein Teufel hat mir den verwünschten Gedanken in den Backofen meines Hirnes geschoben — ich bin verloren, mehercule! ohne Rettung verloren. Wehe, wehe und abermals wehe, wenn vielleicht einmal in hundert Jahren oder später ein geniales Product meiner Feder in die Krallen eines weiblichen Gänsekiels fällt. O malheureux que je suis, wie furchtbar wird

er Rache nehmen, wie ſchonungslos wird er in den Eingeweiden meines Geiſtes wüthen!

Halt! noch iſt es Zeit zum Umſatteln — ich kann — ich will — ich muß mein thörichtes Vergehen ſchnell wieder gut machen. Aber wie? Soll ich das, was ich im Schweiße meines Angeſichts niedergeſchrieben, zerreißen oder gar verbrennen? Oui. Nein, doch nicht, denn eben erinnere ich mich, daß ich morgen meinem Lohnkutſcher 30 Gulden zu bezahlen habe und, wie gewöhnlich, nicht bei Caſſe bin — ergo imprimatur! So viel Honorar wird wir wohl jeder Zeitungeſchreiber dafür allergnädigſt zukommen laſſen.

Sollte ich eine Antikritik gegen mich ſelbſt ſchreiben und mich ſelbſt herunterma chen? Warum nicht? Es wäre ja nicht das erſte Mal, daß ich mir ſelbſt den Text geleſen! Die Zeit iſt aber zu kurz — denn ich muß ſogleich in's Leihhaus, um meinen Carbonari zu verſetzen, damit ich mir heute Abend von zehn Muſikanten eine Serenade bringen laſſen und mich dadurch ſelbſt überraſchen kann.

Soll ich thun, als ob ich gar nicht wüßte, daß dieſe Strafpredigt ungalant ſey? Nein! Soll ich's darauf ankommen laſſen? Non! Soll ich dem Auf-

ſatze einen pſeudonymen Namen an die Stirn pappen? — Niente! Soll ich ihn anonym von der Gedankenwerft meines Pultes in's Waſſerreich eines Journals vom Stapel laufen laſſen? — No. — das wäre feigherzig und lumpig. Was ſoll ich thun? Still, mir fällt was ein — o raritas raritatum raritas! — Ich will zur Satisfaction der gekränkten Schriftſtellerinnen folgende Abbitte von mir geben:

Ich habe behauptet — die Damen hätten weder Beruf noch Fähigkeiten zum Schriftſtellern — das iſt wahr — Damen haben wirklich weit mehr Talent dazu, als die Männer — ich ſehe ein, daß ich gelogen habe — ich bitte Sie alſo Millionenmale um Verzeihung.

8.

An den Caſhemir-Shawl.

Mißgunſtſäer, Neiderreger,
Augenweide, Wunderthier,
Unruhſtifter, Brandanleger,
Frauenabgott, Caſhemir.

Sehnſuchtsſtiller, Krampfbezwinger,
Thränentrockner, Aesculap,
Ohnmachtheiler, Friedensdünger,
Wunderdoctor, Zauberſtab.

Kopfweh'ender, Zahnſchmerzzähmer,
Schnupfenbänd'ger, Eibiſchthee,
Nervenſtärker, Schwindellähmer,
Krankheitheber, Panacee.

Eintrachttrüber, Weibbethörer,
Solawechſel, Reiſepaß,
Bundzerreißer, Ehglückſtörer,
Gattenſcheerer, Satanas.

Frauenangel, Mannempfehler,
Liebeinflößer, Amorpfeil,
Sinnverwandler, Herzensſtehler,
Eheteufel, Friedensbeil.

Unſchuldfalle, Tugendtödter,
Herzumgarner, Billetdoux,
Brückenbauer, Schwerenöther,
Liljenknicker, Rendezvous.

Eldorado, Rieſenwonne,
Gallahäuptling, golden Vließ,
Putzverſchön'rer, Demantſonne,
Frauenkrone, Paradies.

Augenblender, Wunſcherfüller,
Zweckerreicher, Feenkuß,
Allverehrter, Sonntagtriller,
Optimus et Maximus.

Geldabzapfer, Ringverſetzer,
Schuldenmacher, Teufelsbrück',
Kaſſenleerer, Pflichtverletzer,
Schuldthurmfüller, Galgenſtrick.

Türkenturban, Stolzerzeuger,
Stadtgespräch, Vergißmeinnicht,
Aechentreißer, Starrsinnbeuger,
Untreumehrer, Böſewicht.

9.

Mein einziger Wunſch.

(Im Münchener Polizeihauſe verfaßt.)

Ich will dreimal „den Wahn und ſeine Schrekken" beſuchen, ich will auf den erſten beſten Schurken ein Sonnet und auf das Geburtsfeſt Don Miguels eine Hymne verfaſſen, wenn ich mehr als einen Wunſch nähre. Du wirſt mir das nicht glauben wollen — ich kann dich nicht zwingen — aber es iſt ſo. — Ein einziger Schlag des Schickſals hat mir die Saat und die Erndte all meiner übrigen Wünſche vernichtet, ein millionenarmiges Weh hält mich jetzt feſtumſchlungen, ſeine glühenden Stachelranken haben ſich wie feurige Ketten an meinem Fleiſche feſtgeklammert, und keimt ein Wunſch in dem ausgebrannten Krater meines eingeſargten Herzens auf, ſo würgt ihn ſchon wieder der Wunſch — nichts zu wünſchen; ich will nichts wünſchen, und wollt' ich's auch — ich könnt' es nicht — denn ich hab's verlernt — wie das

Glauben, wie das Hoffen, wie das Lieben. Nur noch einen Wunsch ſäuge ich mit dem Blute meines Herzens — er heißt: vergeſſen. Abgeſchüttelt wäre das Atlasjoch meiner Qualen, wenn die Erinnerung an das Vergangene hinſtürbe, wie ein ausgeſchlafener Traum.

Wie unmenſchlich dumm ſind wir Staubgeborne! Wir ſind entzückt, wenn uns die teufliſch-falſche Natur ein gutes Gedächtniß als Pathengeſchenk an und in den Kopf geworfen. Wären die Meiſten von uns Gottteufeln nicht weit glücklicher, wenn ſie ein ſchlechtes Gedächtniß hätten? Ich, für meine Wenigkeit, wäre überfroh, wenn ich gar keins beſäße. O, gäb' es doch irgendwo ein Verſatzamt, in dem ich mir auf dieſe ſogenannte „glückliche Naturgabe" ein Paar Schillinge leihen könnte, ich wollte es herzlich gern verfallen laſſen. Gedächtniß, Vergangenheit wiederbelebendes Gedächtniß, warum kann ich dich nicht, wie ein Tuch oder einen Strumpf zum Färben geben, und das Zeichen verlieren? — Gedächtniß, Erinnerung, zeugendes Gedächtniß, warum giebt es kein Gegengift, kein Abführungsmittel für dich und deine Qualen?

Wie beneide ich doch jene zweibeinige Erdklöſe,

die ihrem Gedächtniſſe durch Souvenirs zu Hülfe kommen müſſen, die einer Locke, einer Brieftaſche, oder eines Stammbuchblattes bedürfen, um ſich zu erinnern, daß ſie einſt geliebt haben, daß ſie einſt geliebt worden. Wie beneide ich Alle, die ſich Knoten in ihr Schnupftuch machen, und Papierſchnitzel in ihre Tabacksdoſe einlegen müſſen, wenn ſie morgen nicht vergeſſen wollen, was ihnen geſtern widerfahren iſt. Sie haben ein pittoyables Gedächtniß; doch darum beneide ich ſie mehr als um all' ihre Glücksgüter. Ich leider kann gar nichts vergeſſen; Alles, was ich ſeit Jugend auf gelitten und genoſſen, lebt unverwüſtlich in der Urne meines Hirnes fort; Leiden und Freuden, die ich ſchon vor Jahrzehnten zu Grabe getragen, ſie ſtehen ſo klar vor dem Spiegel meiner Seele, als ob ſie noch lebten; Stimmen, die ſchon längſt verklungen, noch immer dringt ihr Klang zu meinem Ohr; Sonnen, die ſchon längſt erloſchen, noch immer blendet mich ihr Strahlenlicht; Träume, die mir vor grauen Jahren ein bübiſcher Dämon eingeimpft, noch immer fühle ich ihr ahnungsvolles Gift — ſo lebhaft ſteht alles Vergangene vor mir, als hätt' ich es gleich einer Schlange aufbewahrt in Spiritus.

Erinnerungen an eine ſüße Vergangenheit ſind noch ſchmerzlicher, als an eine trübe. Für mich giebt es keine härtere Höllenpein, als die Erinnerung an ein Glück, das ich einſt beſeſſen und ſpäter eingebüßt habe. Ein einziger Wink der Freude vermag die Erinnerung an ein Jahrhundert entſchlafener Leiden in die Lethe der Vergeſſenheit zu ſenken, doch ein ganzes Jahrhundert voller Qual iſt nicht im Stande, einen einzigen Moment eines verblichenen Glücks von der Tafel unſeres Gedächtniſſes auszulöſchen. Und wie tief ſchmerzt der Contraſt zwiſchen dem roſigrothen „War" und dem pechſchwarzen „Iſt"! Auch mir hat ein holdes Glück geblüht — es iſt dahingewelkt, und die Erinnerung an dieſen abgeſtorbenen Mai iſt der Sarkophag meiner Ruhe. Ach, könnte ich nur ein einziges Wort, nur einen einzigen Namen vergeſſen, wie heiter wollte ich in das Pompeji der Vergangenheit, wie fröhlich in das Labyrinth der Zukunft ſchauen!

10.

Trinklied.

(Gesungen bei einem bachanalischen Feste in Homburg.)

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Nichts Süßeres giebt es auf Erden,
Durch sie kann zur Wonne die härteste Pein,
Die Hölle zum Himmel uns werden.
Sie lullen den Schmerz und die Sorge uns ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Sie senden erquickende Sonnen,
Sie schmücken das Leben mit reizendem Schein,
Und weben uns tröstende Wonnen.
Sie betten in fröhliche Träume uns ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Von beiden giebt's rothe und weiße,
Die rothen, die müssen Brunetten wohl seyn,
Und weißen Blondinen ich heiße.

Sie laden zum Küſſen, zum Trinken uns ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Ich kenne gar vielerlei Arten,
Hier folgen Taiſe, ein ſchöner Verein
Von ſtarken und herben und zarten.
Man wühle und ſtimme dann fröhlich mit ein:
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Eliſe, ſie dünkt mir ein Rheinwein zu ſein,
Zart duftet die Blume der Jugend,
Sie ſchenkt dem Geliebten reinen Wein ein,
Nicht Wahrheit und Treue und Tugend.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Ludwica, die gleichet dem ſpaniſchen Sect,
Entſprungen von glutvollen Reben,
Der Kelch ihrer Lippen beut Roſenconfect,
Ruft Todte zurück in das Leben.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Luiſe, du gleichſt dem Champagner fürwahr,
Süß leckend, doch leicht nur und flüchtig,

Und wird er gekitzelt, meuſſirt er ſogar,
Und ſiedet und brauſet ganz tüchtig.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Und Bertha, die gleichet dem Malaga-Wein,
Iſt ſchwer zwar, doch kräftig, voll Feuer,
Kann, mäßig genoſſen, ſehr wohlthuend ſein,
Und iſt, wiewohl gut, doch nicht theuer.
Ich leere den Becher, und ſchenke friſch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Das Mädchen, das muß wohl ein Grünberger ſein,
Iſt ſauer, und kaum zu genieſſen.
Er beißet und kratzet, das iſt zwar nicht fein,
Doch kann mich dies gar nicht verdrieſſen.
Ich leere den Becher, und ſchenke friſch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Helene, die gleichet dem Grinzinger ſehr,
Aus tauſend und mehrfachen Gründen,
Denn beide ſind billig und gar nicht weit her,
Der Himmel verzeih' ihre Sünden.
Ich leere den Becher, und ſchenke friſch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Thereſe hat viel mit dem Meſel gemein,
Denn beide ſind matt wie Orgeade,
Der Meſel iſt nur für Philiſter ein Wein,
Die Blume iſt liebles und fade.
Ich leere den Becher, und ſchenke friſch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Dich Doris Tokaier und Leure Sauterne,
Und Dich Haut-Barſac Malvoiſe,
Euch habe ich alle zuſammen ſo gern,
Wie Nierenſteiner Chriſtine.
Ich leere den Becher, und ſchenke friſch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Doch Antoinette, ſo lieblich und mild,
So mächtig erquicken kann keine,
Sie bleibt der Lichtfranzmännlich köſtlichſte Bild,
Du weißt es, mein Herz, wen ich meine.
Ich leere den Becher, und ſchenke friſch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Von beiden giebt's Junge und Alte,
Bei Weibern da gelten die Jungen für fein,
Beim Wein ich die Alten mir halte.

Sie leben zum schönsten Genuß uns ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Ach! gäb's keine Weiber, ach! gäb's keinen Wein,
Was wäre das Leben auf Erden?
Ein nächtliches Chaos ohn' sonnigen Schein
Ein Kerker voll herber Beschwerden.
Ich leere den Becher, und schenke frisch ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

II.

Die zwei und dreißig Zähne des Menschen.

Unsere Zähne und unsere Leidenschaften haben unter sich so viel schlagende, oder richtiger gesagt, so viel beißende Aehnlichkeit, daß man die zwei Zahnreihen die Bildergallerie unserer Leidenschaften nennen könnte.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich voranschicken, was ich in diesem Falle unter Leidenschaft verstehe. Leidenschaft nenne ich hier Alles, was entweder sich selbst oder Andern Leiden schafft. Jeder Zahn repräsentirt bildlich eines der Gefühle, das uns oder Andern Leiden zufügt. Auf diese Weise läßt sich auch die Phrase erklären: „Dieser oder Jener hat einen Zahn auf mich.“ Diese Worte wollen nichts Anderes sagen, als: irgend eine menschliche Leidenschaft möchte mich gerne zerfleischen. Ich will ihm auf den Zahn fühlen, das heißt, ich will die Leidenschaft erforschen, dessen Sklave Jemand ist.

Er hat Haare auf den Zähnen, das heißt: er ist verschmitzt, er weiß seine Leidenschaften zu verbergen.

Der Mensch kommt ohne Zähne zur Welt; aus diesem Grunde läßt sich die Behauptung der Philosophen rechtfertigen: Der Mensch sei bei seiner Geburt frei von jeder Leidenschaft. Erst nach und nach wächst ihm ein Zahn nach dem andern, und mit jedem dieser Zähne keimt eine andere Leidenschaft in seinem Herzen auf; deshalb mag wohl das sogenannte Zahnen so viel Schmerzen erzeugen, denn wenn irgend eine Leidenschaft im Menschen Wurzel faßt und aufbricht, so geht in seinem Innern eine ungewöhnliche Umwälzung vor. Nachdem der Knabe zum Jüngling herangereift ist, fährt er zwei und dreißig Zähne, gleichsam als Symbole oder Portraits von eben so vielen Leidenschaften, mit welchen er um sich beißt und Alles, was ihm nahe kommt, benagt, oder gar zermalmt.

Der obere Zahnkiefer umfaßt folgende Zähne oder Leidenschaftsymbole: 1) Eigenliebe, 2) Selbstsucht, 3) Habsucht, 4) Eroberungssucht oder Herrschsucht, 5) Prunksucht, 6) Ruhmsucht, 7) Mißtrauen, 8) Haß, 9) Neid, 10) Schmähsucht,

11) Rache, 12) Rache, 13) Neugier, 14) Eifersucht, 15) Hoffahrt, 16) Hartnäckigkeit.

Der untere Zahnkiefer schließt ebenfalls 16 Zähne oder Leidenschaftsrepräsentanten ein, nämlich: 1) Eigennutz, 2) Eitelkeit, 3) Geiz, 4) Ehrgeiz, 5) Wollust, 6) Lobsucht, 7) Argwohn, 8) Mißgunst, 9) Eifersucht, 10) Tadelsucht, 11) Schreck, 12) Zorn, 13) Grübelei, 14) Ungeduld, 15) Stolz, 16) Eigensinn.

Man sieht aus dieser Auf- und Zusammenstellung, daß die obern Zähne mit den untern, welche die Gegensätze bilden, gleichsam correspondiren; z. B. Eigenliebe mit Eigennutz, Selbstsucht mit Eitelkeit, Habsucht mit Geiz u. s. f.

Die Zähne der obern Kinnlade sind gewöhnlich etwas größer, als die der untern, daher sind auch die Leidenschaften, welche der obere Zahnkiefer umschließt, größer, stärker und mächtiger als die, welche der untere Zahnkiefer umfaßt; z. B. Haß ist eine Leidenschaft höherer Potenz, als Mißgunst, ein Zahn, der unter dem Zahne des Hasses steht. — Die zwei Mittelzähne des obern Zahnkiefers zeichnen sich merklichst durch ihre Größe vor allen übrigen aus. Sie können daher für Symbole des Hasses

und Neides gelten, weil diese, meines Bedünkens, die stärksten Leidenschaften des Menschen sind. — Die sogenannten Backenzähne sitzen bekanntlich am festesten, und sind aus diesem Grunde am schwersten auszuziehen. Man bricht größtentheils nur die Krone ab, aber die schmerzengebärende Wurzel bleibt gewöhnlich stecken. Die Zähne verursachen dem Menschen, wie seine Leidenschaft, wenig oder gar nicht zu stillende Schmerzen. Sie pflegen nur dann für immer aufzuhören, wenn man den bösen Zahn entwurzelt, ausreißt. Es ist's auch mit der Leidenschaft der Fall. Es erklärt sich von selbst, warum eine solche Operation so schmerzhaft ist; will man eine Leidenschaft, die sich von Jugend auf tief eingewurzelt hat, mit einem Male tödten, so muß dies allerdings weh thun.

Das Zahnweh ist wie jedes Weh, das durch eine Leidenschaft, in uns erzeugt wird, ein Uebel, das sich nicht so bald einschläfern läßt. Zahn- und Leidenschaft-Weh bleiben wach, und gönnen dem Leidenden bei Nacht und Tag keine Ruhe, keine Rast.

Ein böser Zahn steckt den andern an; mit den Leidenschaften gehet dies eben so, eine entflammt die andere. Der obere Zahn steckt gewöhnlich den

untern an — die Habſucht entflammt den Geiz, und der Geiz die Habſucht; daher kommt es, daß oft zwei Zähne ſchmerzen, wiewohl nur Einer von ihnen die Urſache des Uebels iſt.

In ſpätem Alter verliert der Menſch einen Zahn nach dem andern; mit dieſen Zähnen verlaſſen ihn auch nach und nach ſeine Leidenſchaften, da fällt Habſucht, Eiferſucht, Eitelkeit, Stolz u. ſ. w. weg. Die Zähne fallen aus, die Leidenſchaften nehmen Abſchied, und der Greis wird wieder zum Kinde, dem Zähne und Leidenſchaften fehlen.

12.

Maria's Auge.

Maria hat ein Aeugelein,
So wunderhold — ſo wunderſchön,
So leuchtend, ſo cryſtallenrein,
So blau hab' ich noch keins geſehn.

Maria's Aug' iſt eine Welt,
In der ein mächtig Weſen thront —
Es iſt ein herrlich Himmelszelt,
In dem die ſchönſte Sonne wohnt.

Maria's Auge iſt ein Gott,
Der glauben, hoffen, lieben lehrt;
Ohnmächtig iſt der kalte Spott,
Fürwahr — er bleibt anbetenswerth.

Maria's Aug' — ein Paradies,
Bewohnt von einem Engelheer,
Das ſeiner Unſchuld golden Vließ
Bewacht mit Bogen, Pfeil und Speer.

Maria's Aug' iſt ein Corſar —
Des Herzens Ruh ſteckt er in Brand,
Den Frieden raubet der Barbar —
Er plündert Sinne und Verſtand.

Maria's Auge iſt ein Stahl,
Der ſelbſt dem Steine Feuer giebt;
Wer es geſehn ein einzig Mal,
Der hat gelebt, der hat geliebt.

Maria's Aug' iſt ein Pokal,
Credenzend ſüßen Nectarſaft,
Baut er ein üppig Feenthal,
In dem er tauſend Wonnen ſchafft.

Maria's Auge iſt ein Blitz,
Er ſchlägt in Aller Herzen ein —
Schnell zündend — wie der leichte Witz —
Muß man trotz dem doch gut ihm ſein.

Maria's Auge iſt ein Meer,
Es ruhen Perlen in dem Schooß;
Gar oft ſieht man ein Thränenheer,
Gezeugt durch eines Armen Loos.

Maria's Aug' iſt ein Demant,
Der Strahlen wirft, der Sonne gleich;
Juwelen ſind blos eitler Tand,
Nur ſolch ein Schatz macht wahrhaft reich.

Maria's Aug' — ein Wallfahrtsort,
Es pilgert hin jedweder Blick,
Und froh und heiter zieht er fort,
Erquickt durch reines Seelenglück.

Maria's Aug' ein Wurfſpieß iſt;
Es wählt zur Scheibe Herzen ſich,
Ach, wüßt' ich doch nur eine Liſt,
Daß ſie dies Auge würf' auf mich.

13.

Redactions-Sendschreiben.

Sr. Wohlgeboren
Herrn Zeus Edlen von Jupiter.

Ich habe mich entschlossen, eine neue politische Zeitung herauszugeben. Ein politisches Blatt, das nicht täglich eine Revolutionsschilderung, ein Convents-Decret, ein Kriegsmanifest, ein Schlachtbulletin enthält; ein politisches Blatt, das nicht täglich neue Jammerscenen mittheilt, die durch Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Orkane und Lawinen-Einsturz hervorgerufen worden, ein solches Blatt flößt jezt wenig oder gar kein Interesse ein. In Ihrer Macht steht es, wie nicht nur täglich, sondern stündlich, ein Dutzend solcher dankbaren Stoffe zu procuriren. Ich ersuche Sie deshalb, ein Mitarbeiter an meiner neuen Zeitung zu werden. Jede Einsendung, welche der Tendenz meines Blattes angemessen ist, soll alsogleich aufgenommen und

der Druckbogen mit 12 Gulden Rheiniſch honorirt werden. Zu gleicher Zeit erlaube ich mir, Ihnen ein Frei-Exemplar anzubieten. Wenn Sie Ihre Beſchlüſſe, Annoncen ꝛc. veröffentlichen wollen, ſo wird ſich mein Intelligenzblatt beeilen, dieſelben gratis aufzunehmen. Sollten Sie vielleicht irgend einmal eine literariſche Arbeit der Preſſe übergeben wollen, ſo rechnen Sie darauf, daß mein Inſtitut nichts außer Acht laſſen werde, derſelben vortheilhaften Ruf und reißenden Abgang zu verſchaffen.

Ich benutze die Gelegenheit, zu ſagen, wie ſehr ich ſei

Ew. Wohlgeboren
tiefſter Verehrer
N. N.

An Herrn Zeus Edlen von Jupiter.
Abzugeben im ſiebenten Himmel, Lit. D. No. 7.
im Hofe, links, auf gleicher Erde.

2.

Löbliche Theaterdirection.

Mit Anfang des neuen Jahres tritt unter meiner Redaction ein neues Blatt in's Leben, das ſich's zum Grundſatz gemacht, alle Leiſtungen der hieſigen

Bühne wahrhaft kritisch zu beleuchten. Meine Recensionen werden zwar, ich will es selbst bekennen, die Anzeigen einer unerbittlichen Strenge, aber auch das Gepräge der rücksichtslosesten Unpartheilichkeit tragen. Nicht oberflächlich, sondern umständlich will ich die Leistungen des Einzelnen wie des Ganzen in's Auge fassen. Zu diesem Behufe ersuche ich Sie, mir eine Freikarte für mich, meine Geliebte und meine drei Mitarbeiter gütigst verabfolgen zu lassen.

Wenn Ihnen mein Blatt, auf das schon jetzt 841 Abnehmer subscribirt haben, in irgend einer Beziehung hilfreich an die Hand gehen kann, so werde ich nicht verabsäumen, Sie zu überzeugen, wie sehr ich sei

Der löblichen Direction
bereitwilligster
N. N.

3.

Löbliche Redaction.

Ich überreiche der löblichen Redaction den Prospectus einer neuen Zeitung, welche unter den besten

Auſpicien begonnen und ſchon jetzt ein zahlreiches Publikum gewonnen hat, das ihm die lebhafteſte Theilnahme und den ſchmeichelhafteſten Beifall angedeihen läßt. Schon jetzt zählt es in dem Ort, wo es erſcheint und in den Umgebungen, über 600 Abnehmer. Ich wünſchte jedoch, daß es auch im Auslande bekannt und verbreitet werde. Das Inſtitut der löblichen Redaction ſteht auf ſo feſten Füßen, daß die Empfehlung eines andern Blattes dem Ihrigen keinen Abbruch thun kann. Ich bitte Sie deshalb, einige Worte zu Gunſten dieſes Fremdlings in Ihr vielgeſchätztes Blatt huldvollſt niederlegen zu wollen. Manus manum lavat, un Barbier rase l'autre, eine Hand wäſcht die andere.

Es iſt zu jedem Gegendienſte bereit

Ihr

ergebenſter

N. N.

P. S. Sind Ihnen vielleicht Correſpondenzen aus unſerm Orte gefällig? Wollen Sie etwa einen Tauſch Ihrer Blätter gegen die meinigen eingehen? Ich erwarte mit eingehender Poſt Ihre gütige Willensmeinung.

4.

An einen berühmten Schriftsteller.

Verehrter Herr!

Ein neues Blatt klopft bei Ihnen an und bittet Sie, ihm dann und wann einen Aufsatz aus Ihrer geistreichen Feder gütevollst angedeihen zu lassen. Verläufig kann es für einen Druckbogen nicht mehr als 12 Rh. Gulden zahlen, hoffentlich wird es aber in Kurzem in Stand gesetzt sein, das Liedlohn bedeutend zu erhöhen. Die Masse vorzüglicher Aufsätze, welche bereits eingelaufen sind und die bedeutende Anzahl ausgezeichneter Köpfe, welche mir versprochen haben, den Kreis meiner Mitarbeiter zu vergrößern, alles dies zusammen sichert diesem neuen Unternehmen ein glückliches Gedeihen. Dankbar werde ich mich dann hauptsächlich gegen Jene beweisen, die schon dem Embryo wohlwollend zugethan waren. Sie würden mir, verehrter Herr, einen großen Liebesdienst erweisen, wenn Sie durch Ihr empfehlendes Fürwort Ihre literarischen Freunde und Bekannte bewegen möchten, an dem neuen Blatte Theil zu nehmen und meinen Abonnenten beizutreten.

In der Nebenlage sende ich Ihnen die bereits

erſchienenen Nummern; mögen Sie dieſelben einer Durchſicht würdig halten!

Empfangen Sie die Verſicherung unbegrenzter Achtung, mit der ich Ihnen angehöre, als

Ihr

dienſtwilliger Verehrer

N. N.

P. S. Ueber Ihr neueſtes Erzeugniß, das im . . . ſchen Verlage erſchienen und noch genialer als jedes ſeiner Vorgänger iſt, hat ein bedeutender Literat eine ſehr günſtige Kritik eingeſendet. Sie werden ſie in einer der nächſten Nummern vollſtändig abgedruckt finden. Ueber Ihren Almanach iſt nichts als eine Schmähſchrift eingelaufen, die ich aus Rückſicht für Sie zurückgewieſen. Wie wäre es, wenn Sie ſelbſt etwas darüber in meinem Blatte ſagten. Ich bin discret, es bleibt sub rosa.

5.

An einen Künſtler.

Geehrter Herr!

Wohl wiſſend, welch einen warmen Antheil Sie an allen Erzeugniſſen der periodiſchen Preſſe nehmen, wohl wiſſend, wie gern Sie allem Schö-

nen und Nützlichen den Zutritt in Ihr Haus gestatten, erlaube ich mir, Ihnen die bereits erschienenen Nummern meiner Zeitung zur Durchsicht zu überreichen. Ich glaube, daß dieses Blatt jedes andere entbehrlich machen wird, um so mehr, da es in alle Verhältnisse des Lebens eingreifen und sich hauptsächlich mit dem Theater beschäftigen wird.

Ich geize nach Gelegenheiten, Ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, wie genau ich Sie als Mensch und Künstler zu würdigen wisse und wie sehr ich sei

Ihr
ergebener
N. N.

P. S. In Nr. 3. meines Blattes wird Ihres Egmont mit gebührendem Lobe erwähnt.

6.

An den Inhaber eines großen Gasthofes.

Sie erhalten hiermit das Ihnen zugesagte Frei-Exemplar, jedoch nur unter jener Bedingung, daß Sie das andere Blatt allsogleich aufgeben und das meinige all den Fremden und Gästen, die bei Ihnen einkehren, auf das Allerbeste empfehlen. Ich glaube, daß Sie mir diese Gefälligkeit gewissermaßen schul-

dig ſind, da ich einer Ihrer älteſten Table d'hote-Beſucher bin. Je mehr Sie das andere Blatt herabwürdigen, deſto mehr will ich Ihren Gaſthof, Ihre Küche und Ihren Keller in meinen Blättern rühmen.

Ich bleibe mit auszeichnender Achtung

Ihr

N. N.

7.

An den Colporteur eines andern Blattes.

Lieber Freund!

Wollen Sie mich morgen zwiſchen 2 und 3 Uhr Nachmittags einmal beſuchen? Ich brauche einen Colporteur. Vielleicht können Sie mir einen ſolchen recommandiren. Ich zahle 2 Mal mehr als jeder andre Redacteur und würde Ihnen dies Geſchäft übertragen haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie im Dienſte eines meiner Collegen ſtehen. Kommen Sie.

14.

Das ſchönſte Blümlein.

Ich kenn' ein Blümlein ſchön und zart,
Es feſſelt mächtig jeden Blick;
Doch jedes Aug, das es gewahrt,
Weint früh um hingewelktes Glück.
Kein Blümlein will gefallen mehr,
Wenn man das Eine hat geſeh'n,
Denn aller Blumen buntes Heer,
Muß ihm die Krone zugeſteh'n.
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein ſchönſtes heißt Veronica.

Du, armes Veilchen, klage laut,
Dein herrlich Blau gehört nun ihm,
Es hat zwei Himmel aufgebaut,
Bewohnt von tauſend Cherubim.
In dieſen Augen Veilchen blüh'n,
Die ſchöner als die andern ſind,

Denn Sterne, wie die Sonne, glüh'n
In dieſem Zauberlabyrinth.
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein ſchönſtes heißt Veronica.

Du, arme Roſe, ſenk dein Haupt,
Dies Blümelein verdunkelt dich,
Es hat den Purpur dir geraubt,
Und ſchmückt damit das Mündchen ſich.
Selbſt dein Aroma nahm es Dir,
Schwang kühn ſich auf der Düfte Thron,
Ein Hauch von ihm gleicht dem Zephyr,
Beſtürmend eine Roſenlegion.
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein ſchönſtes heißt Veronica.

Du, arme Lilie, ſtill den Gram,
Vergiß, was nicht zu ändern ſteht;
Der Schmuck, den dir das Blümlein nahm,
Blüht jetzt auf ſeiner Wangen Beet.
Laß ihm das holde Unſchuldkleid,
Es leiht ihm heil'ge Majeſtät,
Wenn Schaam den Purpur darauf ſtreut,
Den ſie den Roſen abgemäht.

Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein ſchönſtes heißt Veronica.

Von allen Blümlein auf der Flur
Nahm es das Schönſte ſich zur Zier,
Drum iſt's das liebſte Kindlein der Natur,
Das Allerliebſte iſt es mir;
Ach, wär' ich doch ein Schmetterling,
Ich flög' nur zu dem Einen hin,
Und wenn es erſt zu pflücken ging,
Wie herzlich froh wär' dann mein Sinn.
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein Blume heißt Veronica.

15.

Eingabe eines Juden, der wegen Gerichtskoſten gepfändet werden ſollte.

Hochlöbliches Stadtgericht!

Ich bin verurtheilt worden, 52 Thaler auf- und zugelaufene Gerichtskoſten zu bezahlen; widrigenfalls ſoll ſofort zur Pfändung geſchritten werden. Es thut mir leid, dem Hochlöblichen Stadtgerichte erklären zu müſſen, daß ich die Koſten durchaus nicht bezahlen kann. Gepfändet kann ich nicht werden, denn wo nichts iſt, da haben Seine Majeſtät Ihr Recht verloren. Das Inventarium meines Eigenthums beſteht aus folgenden Sachen: Ich habe einen blauen Ueberrock, einen abgeſchabenen Hut, ein Paar Stiefeln, ein Paar Beinkleider, eine Klyſtierſpritze und weiter nichts, ſo wahr ich Lebel Hirſch heiße und einen Sohn habe, der ſich für König und Vaterland bei Leipzig mit den Franzoſen gratis herumgeſchlagen hat.

Der blaue Rock kann nicht gepfändet werden, denn ich habe nur den Einen.

Der abgeschabene Hut kann nicht gepfändet werden. Dem Verbrecher auf dem Hochgericht ist es erlaubt, zu seinem Schöpfer zu beten, folglich wird es auch mir nicht verweigert werden, folglich kann mir mein Hut nicht weggenommen werden, denn nach dem jüdischen Ritus darf Niemand mit bloßem Haupte in die Synagoge gehen.

Das Paar Stiefeln kann nicht gepfändet werden; denn baarfuß zu gehen, verbietet der Anstand und das schlechte Pflaster.

Das Paar Beinkleider kann nicht gepfändet werden. Ich lebe nicht im Paradiese und kann nicht, wie Vater Adam, meine Blößen durch Feigenblätter verhüllen. In puris naturalibus kann ich nicht auf die Börse und in die Synagoge gehen. Das Hochlöbliche Stadtgericht wird selbst einsehen, daß dies eine Ruine für Schamgefühl und Sittlichkeit wäre.

Sollte das Hochlöbliche Stadtgericht auf die Idee gerathen, die Klystierspritze zu confisciren, so werde ich durch ein ärztliches Zeugniß darthun, daß ich allwöchentlich 2 Mal zu dieser medicinischen Ka-

none meine Zuflucht nehmen muß, um nicht meine Gesundheit zu compromittiren.

Das Hochlöbliche Stadtgericht wird aus meinem Bericht ersehen, daß sich keine Luxusartikel bei mir vorfinden. Die Mahagony-Möbel, die silbernen Service, die kostbaren Juwelen, die Uhren, die Ringe und die Tabacksdosen, das Reitpferd, die zwei Schimmel, die Equipage, die Livreen der drei Bedienten, so wie das Haus in der Stadt und die Villa vor dem Thor gehören meiner Frau. Ich habe ihr Alles am Hochzeittage verschrieben. Vom Einsperren kann bei mir keine Rede sein, indem ich durch 4 ärztliche Atteste darthun kann, daß selbst ein achttägiger Arrest meiner zerrütteten Gesundheit den Todesstoß geben würde.

Ich hoffe also, daß das Hochlöbliche Stadtgericht zum bösen Spiele gute Miene machen und mich von der Zahlung der Kosten huldvollst entbinden werde.

Ich ersterbe im Gefühle tiefster Ehrfurcht,

Lebel Hirsch,
Lieferant.

16.

Recept für Verliebte.

(Melodie.) Aus Aubers Braut: **Garde à vous, garde à vous.**

(Im Münchener Polizeihause verfaßt.)

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ich will Euch Männern lehren,
Die Spröden zu bekehren,
Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Die Herzen zu gewinnen,
Müßt Mittel Ihr erſinnen,
Ganz fein und ſchlau durchdacht —
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ihr müßt damit beginnen,
Die Mutter zu gewinnen,

Es liegt in Eurer Macht!
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Man muß die Hand ihr küſſen,
Dann wird, Ihr ſollt es wiſſen,
Stets Neues mitgebracht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ihr müßt Euch auch bewerben,
Des Zöſchens Gunſt zu erben,
Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Es wird zu ihrer Freude
Schön Zeug zum neuen Kleide,
Ein Haarkamm ihr gebracht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ihr müßt das Lachen meiden,
Seid düſter, doch beſcheiden,

Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Das Auge muß agiren,
Die Zunge ſchön flattiren,
Dann wird das Werk vollbracht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Die Feſtung wird zur Beute,
Sucht Ihr die ſchwache Seite,
Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Es wird zu den Concerten,
Zu Bällen und zu Gärten,
Die Eintrittskart gebracht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Laßt alle Mienen ſpringen,
Ihr müßt die Gunſt erringen,

Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Um recht ſie zu verehren,
Bringt Ständchen ihr zu Ehren,
In dunkler, ſtiller Nacht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ihr müßt ſie ſchön beſingen
Und in die Zeitung bringen.
Es liegt in Eurer Macht!
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Die Eitelkeit wird rege,
Das bringt gar viel zuwege,
Erſchließt der Liebe Schacht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Laßt Euer Auge ruhen
Auf ihren kleinen Schuhen,

Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Staunt an die kleinen Hände,
Seid ſtumm dabei wie Wände,
Dies nimmt den Blick in Pacht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ein Liebesbrieflein ſchicket,
Mit Schwüren reich geſpicket,
Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Schreibt ſchwärmriſch à la Werther,
Das macht Euch weit verehrter,
Als Schönheit, Geld und Pracht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Läßt ſie ſich doch nicht kirren,
So laßt Euch nicht beirren,

Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Ihr müßt nicht gleich verzagen,
Weit eher etwas wagen,
Der Muth gewinnt die Schlacht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ihr müßt Euch nicht geniren,
Und Kälte affectiren,
Es liegt in Eurer Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Je kälter ihr Euch zeiget,
Ach deſto höher ſteiget
Die Glut mit ſtärk'rer Macht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ihr müßt nebſt andern Sachen
Sie eiferſüchtig machen,

Es liegt in Eurer Macht.
Still und sacht!
Nicht gelacht!!
Habt wohl Acht!!!
Stellt Euch, Ihr wollet wandern
Von dieser zu der andern,
Die Glut ist angefacht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Wenn alle Stricke reißen,
Müßt Ihr ins Sau're beißen,
Es liegt in Eurer Macht.
Still und sacht!
Nicht gelacht!!
Gebt wohl Acht!!!
Müßt durch Geschenke wagen,
Die Brück' zum Herz zu schlagen!
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Schenkt Cashemir, Juwelen,
Und laßt sie alsdann wählen,
Es liegt in ihrer Macht.

Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Gebt wohl Acht!!!
Kein Mädchen war vorhanden,
Das dieſem widerſtanden,
Die Sach' iſt abgemacht.
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

Habt wohl Acht, habt wohl Acht!
Ich kann und will's nicht wagen,
Euch mehr davon zu ſagen,
Es liegt in meiner Macht.
Still und ſacht!
Nicht gelacht!!
Gebt wohl Acht!!!
Wollt Ihr's einmal probiren,
Es wird zum Ziel Euch führen.
Nun muthig in die Schlacht!
Habt wohl Acht, habt wohl Acht!

17.

Der Kirchhof im Monde.

(Fragment aus meiner humoristisch-satyrischen Reise nach den 12 Planeten.

Heute besuchte ich den großen Friedhof, genannt: Zum Aesculap. Es gewährt mir immer ein großes und ganz eigenes Vergnügen, die Inschriften der Leichensteine zu lesen. Nach dem Sprichwort: De mortuis nil nisi bene — wird ein Jeder nach seinem Tode gelobt, selbst wenn er bei Lebzeiten der ärgste Galgenvogel gewesen wäre; so ist's wenigstens bei uns auf der Erde der Fall. Aber im Monde scheint Aufrichtigkeit herrschende Tugend, und Wahrheit keine verpönte Waare zu sein — dies beweisen unter Andern auch die Leichensteine. In den Epitaphien spricht sich dort so derbe und so nackte Wahrheit aus, daß ich einige Pröbchen davon meinen Lesern mittheilen will.

Man wundere sich nicht, daß die Grabschriften in Versen abgefaßt sind. Im Monde wird nichts,

gar nichts in Prosa geschrieben — sogar Processe werden in Versen geführt — Contracte in Versen abgeschlossen, kurz — Verse — das heißt Reimgeklingel, Singsang. sind hier beispielles en vogue. Man wundere sich nicht, wenn ich sage, daß die Verse im Monde noch billiger als auf der Erde sind. Dort werden sie gleich den Kartoffeln metzenweise verkauft; eine Metze kommt nach unserm Gelde auf 6 Kreuzer zu stehen. Die Verse sind aber so leicht, daß 50,000 noch kein volles Quentchen wiegen.

Die jetzt folgenden Grabschriften werden das beste Zeugniß der Qualität der Mondpoesie abgeben.

1) Grabschrift auf einen Geizigen.

Hier ruht ein Mann, genannt von Gang;
Nichts konnt' ihn rühren, als — der Schlag.

2) Auf einen miserablen Tragöden.

Hier schläft der große Mime Bemmel,
Er rührte, glaubt es mir, die — Trommel.

3) Auf einen schlechten Maler.

Utz, der Maler, ist todt. Hörst Du der Freunde Gewinsel?
Ach! sie verloren in ihm den größten der Pinsel.

4) Auf eine zweideutige Tänzerin.

Glycere starb — an einem Faux pas
Wißt ihr, wie so — sie wurde — Mama.

5) Auf einen bissigen Recensenten.

„Gieb täglich mir ein neues Stück!“
So bat der arme Reißen
Sonst hab' ich, Himmel! glaub' es mir,
Auf Erden nichts zu beißen.

6) Auf einen obscuren Autor.

Du frägst, was Laps in seinem Leben
Gelehrtes wohl herausgegeben?
Ein Taschenbuch — ganz unbefleckt,
Das einst er in Gedanken — eingesteckt.

7) Auf einen Schauspieler, der niemals memorirte.

Ein Schauspieler liegt hier,
Benamset Herr Schnell,
Er blieb immer stecken,
Kam nie von der Stell.

8) Auf einen Doctor, der keine Patienten hatte.

Nur ein Mal fuhr er, er hat mir's vertraut.
In einem Wagen? Nein, bloß aus der Haut.

9) Auf einen ruchlosen Acteur.

Hier ruht Herr Schlosser, der böse Acteur
Er hörte auf Keinen, als — auf den Souffeur.

10) Auf einen schlechten Sänger.

Berufen wurd' er nie — ja doch — ein einziges Mal:
Vom Kellner — daß er die schuldige Zeche bezahlt'.

11) Auf einen schwerfälligen Tänzer.

Sind große Sprünge nur dann ihm gelungen,
Wenn er vor Zorn an die Decke gesprungen.

12) Auf eine Sängerin von zweideutigem Ruf.

Hier liegt die berühmte Frau von Nothen
Die nur gesungen — nach Banko-Noten.

18.

Moderne Liebeserklärung à la Française.

Ach, Mädchen, Mädchen, hör' mich an,
Ich will Dir etwas sagen:
Geh, sei so gut, nimm mich zum Mann.
Wir wollen uns vertragen.
Wie, was, Mamsell, Sie schweigen still
Und wollen mich nicht hören?
Nun warten Sie, mein Kind, ich will
Sie alsogleich bekehren.
Ma chère, ma chère, sans cérémonie!
Enfer et Diable, mort de ma vie!

Ach, Mädchen, Mädchen, sieh mich an!
Ich lieg' zu Deinen Füßen,
Geh, sei so gut, nimm mich zum Mann,
Es wird Dich nicht verdrießen.
Wie, was, Mamsell, Sie bleiben stumm?
Will Ihre Antwort haben. —

Sie halten mich vielleicht für dumm,
Für einen läpp'schen Knaben?
Ma chère, ma chère, sans cérémonie!
Enfer et Diable, mort de ma vie!

Ach, Mädchen, Mädchen, hör' mich an,
Ich lieb' Dich bis zum Sterben,
Geh, sei so gut, nimm mich zum Mann,
Wirst einstens recht viel erben.
Wie, was, Mamsell, Sie wollen nicht? —
Es wird Sie wohl gereuen;
Ich bin fürwahr kein Bösewicht —
Sie dürfen sich nicht scheuen.
Ma chère, ma chère, sans cérémonie!
Enfer et Diable, mort de ma vie!

Ach, Mädchen, Mädchen, sieh mich an,
Laß mich nicht lange schmachten,
Geh, sei so gut, nimm mich zum Mann,
Bin gar nicht zu verachten.
Wie, was, Mamsell, Sie bleiben fest
Bei Ihrem Vorsatz stehen?
Das Knieen, glauben Sie mir, läßt
Die Lust sogleich vergehen.

Ma chère, ma chère, sans cérémonie!
Enfer et Diable, mort de ma vie!

Ach, Mädchen, Mädchen, hör' mich an,
Ich kann ohn' Dich nicht leben,
Sieh, sei so gut, nimm mich zum Mann,
Will Gut und Ehre Dir geben.
Wie, was, Mamsell — Sie sagen: Ja?
O Jubel, Glück und Wonne.
Ein Küßchen schnell! Victoria!!
Dann geht's zur gold'nen Sonne.
Ma chère, ma chère, sans cérémonie!
Enfer et Diable, mort de ma vie!

19.

Mein Stern.

An Antoinette.

Motto: Liebst so fern und blickst so lieblich.

Wer malet meiner Hölle schwarze Qualen,
Wer malet meines Himmels ros'ge Lust?
Des schönsten Sternes glanzumfloss'ne Strahlen —
Sie fielen in den Cispel meiner Brust.

Ich hab' das Aug' zum Stern emporgewendet
Und blickte ihn mit frommer Ehrfurcht an,
Da hat der Stern den heißen Strahl gesendet
Und meines Herzens Friede seufzt im Bann.

Ach dieser Stern ist eines Engels Auge,
In dem erblühet meiner Liebe Mai,
Aus dem ich Wonn' und Tod und Leben sauge
Und den ich liebe bis zur Raserei.

Zu ihm trägt mich der Sehnsucht Flugesfeder.
Er ist mir Kirche, Andacht, Himmel, Gott,
Doch neidisch spottet Echo meiner Lieder,
Nennt ihn der Seele Folter und Schaffot.

Ach soll ich niemals froh und niemals heiter
Gefunden in der Hoffnung Wonnemeer,
Weil auf des Glückes vielgestufter Leiter
Ich tausend Sprossen tiefer steh' als er?

O nimmer still' ich dieser Liebe Dürsten,
Und geißelt man mich auch mit bitterm Spott,
Verehren darf der Bettler seinen Fürsten,
Und lieben darf der kleinste Wurm den Gott.

20.

Abschiedsworte an Maria von .....

München am 31. März 1830.
(Im Münchener Polizeihause verfaßt.)

Bald muß ich fort — des Königs Machtgebot
Jagt aus des Glückes Kranz mich fort;
Es bricht mein Herz, denn ärger als der Tod
Zerschmettert mich dies Donnerwort.

Bald muß ich fort — Maria bleibet hier.
Giebt's eine härt're Höllenpein?!
Mir ahnt — ich fühl's, sie raubt die Sinne mir.
O Gott, wie wird mein Ende sein!

Bald muß ich fort und unter geht mein Stern,
Und ringsum mich wird's schwarze Nacht,

Du leuchteſt zwar, doch ich — ich weile fern,
Und kann nicht ſchau'n die ſchöne Pracht.

Bald muß ich fort und nie mehr ſieht mein Blick
Der Himmel allerſchönſtes Bild,
Ach nie und nirgends blüht mehr für mich Glück,
Ich ſleuch nie ein gehetztes Wild.

Bald muß ich fort und nie mehr ſieht mein Aug'
Der Erden allerhöchſte Zier.
Nimm, guter Tod, erbarme Dich und ſaug'
Das Leben aus den Adern mir.

Bald muß ich fort, ein Angedenken reich'
Dem Flüchtling, der um Tröſtung fleht.
Maria's Herz iſt fromm und ſanft und weich
Und weiß, wie nah die Trennung geht.

Bald muß ich fort, der Bitte weicher Ton
Ruft ſchnell Maria's Mitleid auf.
Sei mir von heut mein heil'ger Schutzpatron
Und ſchütz' mich bei der Stürme Lauf.

Bald muß ich fort — ſchenk Deinen Namen mir,
Will tragen ihn als Amulet
Von heute an; ach, ſchadet, frommt es Dir? —
Bis einſt mein Ich zu Grabe geht.

Bald muß ich fort — des Hymenäos Hand
Führt nie uns zu dem Traualtar.
So laſſe durch der Liebe Roſenband,
Die Namen ſein ein glücklich Paar *).

Bald muß ich fort, leb wohl, du ſchönes Ferne,
Kein Kummer trübe je Dein Glück,
Mich aber peitſcht ein tauſendarmig Weh,
Denn nie darf ich zu Dir zurück.

Bald muß ich fort — die Trennungsſtund' erſchallt,
Mir iſt's, als ging's zum Richtplatz hin;
Es ſtockt das Blut — mir wird ſo eiſig kalt,
Verzweiflung mordet jeden Sinn.

*) Eduard Maria.

A. des Verfaſſers.

Jetzt muß ich fort, Marie, auf Wiederseh'n
Dort oben in dem bessern Seyn,
Die Lieb' zu Dir wird nie, wird nie verweh'n.
Leb wohl, Marie, gedenke mein.

21.

Franzoſen, Engländer, Wiener und Berliner.

In der Pariſer „Nouvelles Annales“ ſtand einmal eine ſchöne Parallele zwiſchen Franzoſen und Engländer: „Der Franzoſe ſpricht mehr, der Engländer raiſonnirt mehr; der Franzoſe hat mehr Verſtand; der Franzoſe iſt mehr Brod, der Engländer mehr Fleiſch. Beide ſind leicht aufgereizt und ſehr hitzig: bei dem Franzoſen liegt es im Blute, bei dem Engländer in der Milz; daher iſt die Hitze der Franzoſen weit lebhafter, die des Engländers aber von längerer Dauer. Der Franzoſe iſt weit leichter zu beſänftigen, als der Engländer. Der Franzoſe wird von der Mode, der Engländer von ſeinen Grillen tyranniſirt. Der Franzoſe wird ſehr ſchnell unſer Freund, bricht aber dieſe Freundſchaft auch ſehr raſch ab, der Engländer nur allmählig — nach und nach. Beide haben Heldenſinn, der Franzoſe mehr aus Ruhmſucht, der Engländer mehr aus Pflicht und Anhänglichkeit an das, was er ſich ein-

mal in den Kopf geſetzt. Ein Franzoſe verſchwendet viel Geld für ſein Aeußeres, der Engländer ſorgt mehr für ſeinen Wagen.“

Dieſer Parallele will ich nun eine zwiſchen Wienern und Berlinern nachſchicken:

Der Wiener iſt leicht aufgereizt, aber eben ſo leicht wieder zu beſänftigen, der Berliner verträgt ſchon einen Puff mehr, iſt aber in ſeinem Haſſe conſequent und verzeiht nicht ſo leicht zugefügte Beleidigungen; der Wiener lebt froh in den Tag hinein, der Berliner grübelt beſtändig über etwas nach, meditirt in der Kirche, im Theater, auf der Promenade und überall. Der Wiener urtheilt zwar über Kunſtgegenſtände, läßt ſich jedoch durch competente Kunſtrichter belehren und von der durch ſeine individuelle Meinung irre geleiteten Bahn zurückführen, der Berliner aber hält Alles für unumſtößliche Wahrheit, was ſein individueller Geſchmack für gut gefunden, und reſpectirt bloß ſein eignes Urtheil, d. h. er ſchenkt dieſem den mehrſten Glauben; daher kommt es auch, daß ſich ein Jeder in Berlin für einen competenten Kritiker hält, daher kommt es auch, daß es nirgends ſoviel Kritiker und Kritikaſter, Recenſenten und Recenſentchen giebt als in Berlin.

Man kann annehmen, daß unter 10 Personen 9 diesen oder jenen Zweig der Kunst recensiren (ein Spottvogel würde sagen: unter 10 Personen giebt es 11 Recensenten). Aus eben diesem Grunde läßt sich auch folgern, daß Wien ein weit richtigeres Urtheil im Gebiete der Kunst, als Berlin hat. Der Wiener ist das gutmüthigste Geschöpf unter der Sonne, der Berliner ist sauertöpfisch, brummig und unzufrieden mit sich selbst. Der Wiener liebt das Tractiren und ladet Gäste zu sich, um sich zu unterhalten; der Berliner invitirt großentheils aus andern Rücksichten. — Der Wiener benimmt sich in Gesellschaftszirkeln sehr anständig, aber auch nicht im Mindesten gezwungen; der Berliner ist steif und gespreizt. Beide lieben Equivoquen und Schlüpfrigkeiten in der Unterhaltung. Der Wiener genirt sich wenig und sagt sie offen heraus; der Berliner sagt sie verstohlen, er zischelt sie seinem Nebenmanne ins Ohr, und auf diese Weise macht das Kompliment, das er nicht laut machen wollte, ganz leise die Runde. Beide haben sehr viel Witz. Der Wiener ist witzig, um Lachen zu erregen, der Berliner, um Jemand zu ärgern und zu beleidigen. In intellectueller Bildung stehen die Wiener und Ber-

liner in einem umgekehrten Verhältniſſe, wie die Wiener Fiacres zu den Berliner Droſchken, d. h. in dieſer Hinſicht ſind die Wiener mit unſern Droſchken, die Berliner mit ihren Fiacres zu vergleichen. Beide ſchreiten in der Kultur und Aufklärung vorwärts, die Droſchke braucht aber noch zwei Mal ſo viel Zeit als der Fiacre, das Ziel zu erreichen. Der Wiener iſt viel und naſcht wenig, der Berliner iſt wenig und naſcht viel. Beide ſind Götzendiener der Göttin Mode; die Moden der Wiener ſind bizarr, die der Berliner (wenn ſie auch keinen eignen Ton angeben) einfacher als die, welche ſie ſich zum Muſter nehmen. Der Wiener ſucht Zerſtreuung in der ſchönen Natur, der Berliner in Conditoreien und Weinſtuben. Der Wiener findet ſeine Unterhaltung im Spiel, der Berliner in der Lectüre — das iſt wohl auch ein Hauptgrund, daß Wiener und Berliner hinſichtlich der intellectuellen Bildung nicht gleichen Schritt halten. Der Wiener liebt das Einheimiſche, der Berliner das Fremde. Der Wiener freut ſich, wenn ein Schauſpieler von einem ſeiner Theater auf einer fremden Bühne gefällt, die Blätter beeifern ſich, die Triumphe des Landsmannes zu verkünden. Der Wiener weiß

zwar fremde Künſtler ſehr zu ſchätzen — weit huldreicher iſt er aber gegen die ſeinigen. Der Berliner zieht hingegen den fremden Künſtler dem einheimiſchen vor, und iſt gegen den erſteren weit nachſichtsvoller. — Die Wiener erzählen ſich Schwänke und Anekdoten, die Berliner debattiren über politiſche Angelegenheiten. Der Wiener iſt verſchwenderiſch, der Berliner karg. Ein Wiener Bonvivant verzehrt an einem Tage Alles und hat am andern gar nichts, ein Berliner aber calculirt und lebt einen Tag, wie den andern. Beide lieben mit ſeltner Anhänglichkeit ihren Monarchen. Der Wiener giebt ſeinen Patriotismus mit lauter Stimme kund, der Berliner liebt ſeinen Monarchen mit gleicher Glut, weiß aber die Dankgefühle, die ihm im Herzen keimen, mehr zu bezähmen.

22.

Bild eines Verliebten.

Sieht die Lieb' bei uns ein,
Welche Qual, welche Pein!
Was kann es dann Aergeres geben?
Jede Freude ist hin,
Nacht confus jeder Sinn,
Und Tod noch viel süßer als Leben.
Aber ach, nur zu bald
Wird er gleichgültig, kalt.

Wen das Amorchen traf,
Ach, den fliehet der Schlaf,
Ihm mundet nicht Essen, nicht Trinken,
Seine Wange ist blaß,
Und das Auge stets naß,
Wenn Mädchen und Becher auch winken.
Aber ach ꝛc.

Im Galopp und im Trab
Geht er auf, geht er ab
Vor'm Fenſter der holden Sirene;
Er grüßt ſie recht ſchön
Und bleibet oft ſteh'n
Von Morgens bis Abends um Zehne.
Aber ach ꝛc.

Herz und Bruſt ſind ihm voll
Und er ſeufzt aus A-Moll
Und ſchluchzt, daß die Fenſter erbeben,
Singt ein Lied aus G-Dur
Und beklagt die Natur,
Daß Menſchen am Vorurtheil kleben.
Aber ach ꝛc.

Sie erſcheint ihm im Traum,
Muthig küßt er den Saum
Des Kleides mit gluthvollen Wangen,
Und das Bett iſt ganz feucht,
Doch um's Herz iſt ihm leicht,
Geſtillt iſt das heiße Verlangen.
Aber ach ꝛc.

Endlich faſſet er Muth
Und er ſchreibt in der Gluth
Ein Briefchen und dann ein Sonnettchen,
Und er wickelt hübſch ein
In das Poſtpapier fein
Ein Ringlein, ein Armband, ein Kettchen.
Aber ach ꝛc.

23.

Sprache für Verliebte.

(Im Münchener Polizeihause verfaßt.)

Ihr verliebten Damen in Paris und Kannstadt, in London und Schwabing, und ihr verliebten Herren im Süden und Norden, im Osten und Westen, ich will Euch eine Sprache lehren, die Euch mehr als jede andere nützen wird. In einer einzigen Lection bring' ich die ganze Sprache bei, in einem Viertelstündchen sprecht Ihr sie so geläufig, wie Eure Muttersprache, selbst der Dümmste capirt sie und Stumme, die keiner der lebenden, todten und wiederauferstandenen Sprachen fähig sind, können sie so gut als jeder Andere reden, denn es ist eine Zeichensprache. Diese Zeichensprache ist von aller bisherigen ganz verschieden und hat vor allen andern entschiedene Vortheile. Ihr könnt Euch, verliebte Leserinnen, mit Euren Geliebten in Gegenwart einer ganzen Gesellschaft unterhalten, Niemand hört — Niemand gewahrt es.

Laßt Euch erzählen, welch einem Vorfalle diese Zeichensprache ihr Entstehen dankt. Als ich in einer großen Hauptstadt hauste, lernte ich im Hoftheater das Fräulein eines mächtigen Mannes kennen. Ich war so glücklich, in den Veilchenaugen dieses holden Engels Wohlgefallen zu finden; (wer mich kennt, wird es etwas unglaublich halten, aber es geschah dennoch.)

Trotz der vielen Bekanntschaften und Connexionen, deren ich mich zu erfreuen hatte, war es mir unmöglich, Zutritt in das Paradies dieses Engels zu erhalten. Nie konnten — nie durften wir uns sprechen. Ich bekam meine holde Schöne nur im Theater und in Concerten zu sehen — mehr war mir nicht vergönnt — gesprochen hab' ich sie nie. Ich hatte meiner Göttin so viel — so viel zu sagen, und dennoch durfte ich kein Sylbchen davon laut werden lassen.

Die Liebe macht erfinderisch — ich sann ein Veilchen nach und schnell war ein Mittel gefunden, das später der stumme Dolmetscher unserer Gefühle wurde.

Damals kannte ich den Bart nur dem Namen nach — meine literarischen Feinde sprachen mir,

weil ich keinen Bart hatte, alle Fähigkeiten ab — allein mit Unrecht, denn eben dieser Haarmangel bewies doch, daß mir keiner gewachsen war.

Plötzlich gewahrte man auf meinem Gesichte verschiedene Bartanlagen: einen Backenbart (favorit), einen Schnurbart (moustache) und einen Stutzbart (virgule).

Anfangs war jeder von ihnen so unsichtbar wie ein fades Zeitungsblatt, später wuchsen diese Plantagen dergestalt heran, daß sie durch ein Herschelsches oder Fraunhoferisches Teleskop besehen, hübsch sichtbar waren.

Endlich nach Verlauf von zwei vollen Monaten standen Backen-, Schnur- und Stutzbart in ihrer vollen Blüthe da. Um meine Feinde zu überraschen, machte ich am 3. November 1829 in Nro. 181 meines Berliner Eulenspiegels bekannt, daß ich, Gott Lob! nicht mehr bartlos sei, und ließ mir diese Aussage durch die Unterschrift dreier Zeugen, durch den Setzer des Eulenspiegels, des Couriers, auch durch meinen P. F. Barbier förmlich bestätigen.

Bald darauf mußten sich diese Bärte als Buchstaben zu einer neuen Zeichensprache gebrauchen lassen.

Ich wußte, daß Liebchen zu dem Kreiſe der Leſerinnen meines Blattes gehöre, ich ließ nun eine Bart- und Lockenſprache erſcheinen, die bald darauf unſere neue Converſationsſprache wurde.

Die meiſten Damen betrachten die Rechtſchreibekunſt als eine Nebenſache. Ich will nicht ſagen, daß ſie zuweilen aus einem X ein II machen, ich will nur darauf hindeuten, daß ſie gar häufig aus einem harten Buchſtaben einen weichen und aus einem weichen einen harten Buchſtaben machen. Aus dieſem Grunde habe ich in meiner Zeichenſprache für das b und p, für das d und t, für das ſ und v, das i und y, das c und z nur ein Zeichen gewählt und ſo die 25 Buchſtaben auf 21 Zeichen reducirt. Ich laſſe nun den Schlüſſel zu der Bart- und Lockenſprache folgen, damit ſich Andere derſelben bedienen können, wenn es Noth thut.

Bartſprache für Herren.

Jeder Herr, der ſich durch dieſe Zeichenſprache ſeinem Liebchen verſtändlich machen will, wird

Lockenſprache für Damen.

Jede Dame, die ſich durch dieſe Zeichenſprache mit ihrem Geliebten verſtändigen will, beliebe

Zeigefinger auf die Locke No. 4. links.

O. Mit der rechten und linken Hand in einem Tempo den Backenbart rechts und links.

O. Mit dem linken Zeigefinger auf die Locke No. 5. links.

N. Mit der rechten und linken Hand in einem Tempo den Schnurbart rechts und links.

N. Mit dem linken Zeigefinger auf die Locke No. 1. rechts.

S. Man fahre mit der linken Hand in das Vorderhaar.

S. Mit dem linken Zeigefinger auf die Locke No. 2. rechts.

U. Mit der linken Hand in das Seitenhaar rechts.

U. Mit dem linken Zeigefinger auf die Locke No. 3. rechts.

W. Mit der linken Hand in das Seitenhaar links.

W. Mit dem linken Zeigefinger auf die Locke No. 4. rechts.

X. Man streiche sich mit der Hand das rechte Augenbraun.

X. Mit dem linken Zeigefinger auf die Locke No. 5. rechts.

Dies iſt das leicht faßliche Alphabet. Die Bartſprache iſt freilich mit Haaren herbeigezogen, dafür hat aber die Lockenſprache doch etwas Lockendes. Dieſe Zeichenſprache fällt Niemandem auf, denn ſowohl den Damen als den Herren iſt es zur zweiten Natur geworden, beſtändig mit den Locken und Bärten zu ſpielen.

Auf dieſe Weiſe habe ich mich ſtundenlang in Theatern und Concerten mit meinem Liebchen unterhalten. Vor hundert Augen wechſelten wir unſere Depeſchen, ohne Gefahr, belauſcht und verrathen zu werden.

Doch ſelbſt dem Eingeweihten kann dieſe Zeichenſprache unverſtändlich bleiben, denn jedes Pärchen kann ſich ſein eignes A B C bilden.

Was dem Einen O war, kann dem Andern M ſeyn. So kann ſie eine Chiffreſprache werden, die ich ſelbſt — als Erfinder derſelben — nicht enträthſeln kann.

Seht ihr, liebe Damen und Herren, im Thea-

ter ein Mädchen, das mit der einen Hand bald zu der, bald zu jener Locke fährt, und einen Mann, der bald dem einen, bald dem andern Backenbart in die Haare fällt, so glaubt mir, daß es zwei Liebende sind, die ganz ungenirt sich unterhalten.

24.

Kampf in einer Putzwaarenhandlung.

Uebermorgen ist Liebchens Geburtstag; hätte sie mich auch nicht daran erinnert, ich hätte es dennoch gewußt — denn die Schreibtafel wäre meinem Gedächtnisse zu Hülfe geeilt. Schon zwei Monate früher zersann ich mich, womit ich die Holdeste der Holden überraschen sollte. Mein Glückssstern führte mich heute in die wohlconditionirte Putzwaarenhandlung der wohlconditionirten Madame Löwen. Die kluge Priesterin der Mode hatte einen persischen Shawl wohlweislich als Köder an der Angelruthe angesteckt, welcher die vorübergehenden Damenfischlein anlocken sollte. Und wahrlich — kein Magnet besitzt eine Attraktionskraft in so hohem Grade — als ein Cashemir. So ein Shawl gleicht einem Gewebe, das die Kreuzspinnen des Luxus als Falle putzsüchtiger Fliegen aufgestellt hat. Von allen Damen, die vorüberziehen — betrachtet jede diesen Shawl, ein vielsagender Seufzer entringt sich der

hochklopfenden Bruſt — jede ſcheidet betrübten Sinnes, ſchwamm ſie auch noch kurz vorher in dem Roſenmeer der glücklichſten Laune. Sie kehrt um, bewundert noch einmal die Anzüglichkeiten dieſes Ausländers und geht, noch betrübter als zuvor, ihre Wege. Die Folgen dieſes Tête-à-tête muß dann ganz ſicher der Herr Gemahl oder die Frau Mutter empfinden — denn das allergenügſamſte Weib und das anſpruchloſeſte Mädchen wird dadurch bekehrt. Während ich ſo vor dem Eingange ſtehe, hüpfen drei allerliebſte Engelskinder hinein. Nun trat auch ich ein in die Reſidenz des weiblichen Glückes — in das Golconda der Modewaaren, in das Peru des Putzes — in das Eldorado der weiblichen Glückſeligkeit. Zuerſt muſterte ich die ſchönen Madonnengeſichtchen, die, vertieft in andächtiger Beſchauung aller Herrlichkeiten, vor Wonne weder hörten noch ſahen, was um ſie verging. Sie kamen mir wie Kinder vor, die man an eine reichbeſetzte Naſchtafel führt. Die Wahl thut da ſo weh — ſie möchten gern Alles verſchlingen. Du, Ottilie, ſieh doch da den wunderſchönen Baſthut. — Ach, Amalie, wie gefällt dir das Blondenhäubchen? Die artige Marchande de Modes öffnete allmählig die Pforten der

putzumſchließenden Schränke und glich in dem Augenblicke einem Vogelſteller, der ſeine Leimruthen auslegt. Sie glaubte ſich des Sieges gewiß — ein Vögelchen wird ganz gewiß picken, ſo dachte ſie in ihrem putzerfinderiſchen Geiſte.

Was ſollſt du ihr kaufen, dachte ich bei mir und griff lächelnd in meine Bruſttaſche? Das Thermometer meines baaren Caſſenbeſtandes ſtand nur wenige Grad über Null — dies durfte mich jedoch nicht abhalten, dies oder jenes zum Angebinde zu erwählen. Eine Dame, die nur vier Wochen einer Mode-Waaren-Handlung vorſteht — wird das Borgen ſchon gewohnt ſein.

Soll ich der Lieblichen Schwanenfedern — Reiherbüſche — Pfau- oder Paradiesvogelfedern, Marabout's kaufen? Ei, das hieße ſie mit fremden Federn ſchmücken. Soll ich ihr dieſes Petinet- oder jenes Gaze-Häubchen kaufen? Ach nein — wie leicht könnte ſie dies für Stichelei halten und glauben, ich wollte damit nichts Anderes, als den Wunſch an den Tag gelegt zu haben — ſie unter die Haube zu bringen. Ob ich ihr dieſen Stroh- oder jenen Baſthut zum Geburtsfeſte dedicire? Ich fürchte, ſie zu beleidigen — am Ende

meint sie, ich wolle ihr auf den Kopf kommen, oder gar ihr etwas aufsetzen. Hüte sind ohnedies nichts Anderes, als Schlupfwinkel für Versteck spielende Runzeln — wer steht mir dafür, daß sie dieß nicht auch für eine Anspielung hält? Strohhüte eignen sich vollends nicht zu Cadeaux; Gleiches zu Gleichem gesellt sich gern, und in diesem Falle stehen dann Kopf und Hut in magnetischem Rapport. Wie wäre es, wenn ich ihr diese moderne Ledertasche oder jenen gestickten Seiden-Pompadour verehrte? Dies ist aber auch nicht rathsam — Liebchen könnte auch dadurch Stoff zur Beleidigung finden — hieße dies nicht: sie solle diverse Dinge geduldig einstekken? Diese Halskragen würden sich noch eher dazu eignen — doch auch sie können mißgedeutet werden. Am Ende legt sie dieß für eine Grobheit aus; denn meistentheils nehmen doch nur solche Hälse die Kragen bei'm Kragen, deren Teint in eine andere Farbe, als die weiße spielt. Sind die sogenannten Fraisen nicht gewöhnlich spanische Wände für Kropftäubchen? Ob ich wohl diesen Leder- oder jenen Stahlgürtel wähle? Nein, nein — ihre Taille würde mich sicherlich injuriarum belangen, wollte ich ihr durch solch' ein Geschenk noch größern Zwang anlegen.

Mir däucht, es ſchickten ſich Bänder und Schnüre beſſer zu Geſchenken. Sähe dies aber nicht gerade ſo aus, als wollte ich ſie gebunden ſehen? Könnte ſie nicht auch glauben, ich ſei türkiſcher Großherr und ſchicke ihr die ſeidene Schnur, auf daß ſie ihr Teſtament mache? — Nun weiß ich aber, was ich ihr ſchicke — ein Dutzend Handſchuhe. Halt — das wäre ja auch gefehlt! Hieße das nicht allzu groſſen Werth auf Kleinigkeiten ſetzen, wenn ich verlangen wollte — das Geſchenk auf Händen getragen zu ſehen? — Das geht auch nicht. Die Seidenſtrümpfe wären wahrlich gar nicht übel. — Ach nein, wo denk' ich hin — dieß wäre ja gleichſam eine ſtille Aufforderung — ſich auf die Strümpfe zu machen. Schuhe gingen noch eher an; ich kann es jedoch nicht ertragen, mein Souvenir mit Füßen getreten zu ſehen. Aber, lieber Himmel, was ſchenke ich ihr denn?! Goldene Halsketten ſind nicht mehr modern. Ein Schloß — gleichviel von Gold oder Edelgeſtein — ziemt ſich ebenfalls nicht; hätte dies nicht das Anſehen, als wollte ich ihr ein Schloß anlegen? Ringe vor der Trauung werden zurückgewieſen. Gäbe ich ihr eine Uhr, ſo ſähe es aus, als ob ſie ohne dieſe nicht wüßte,

wieviel es geſchlagen habe und was es an der Zeit ſey. Kämme, Diademe und künſtliche Blumen hat ſie im Ueberfluß. Mit Bajaderen muß ich ihr wohl auch vom Halſe bleiben; Alles, was Aehnlichkeit mit Ketten hat, iſt dem zarten Geſchlecht zuwider. Wie, ließ ſie neulich nicht ein Paar Wörtchen von wohlriechenden Seifen fallen? Ja, Seife ſoll ihr werden. Potz Tauſend! Wozu Seife? — iſt ſie nicht ohnedieß ein Mädchen, das ſich gewaſchen hat, und trüge dies Geſchenk nicht den Anſchein, als wollte ich ſie einſeifen? Der Himmel bewahre mich vor ſolchen Einflüſterungen der neidiſchen Hölle. Vielleicht mache ich ihr mit Eau de mille fleurs, Roſenöl oder Eau de Cologne ein Geſchenk? Ei — das heiße ihr aber etwas unter die Naſe reiben, und ſolch ein Vergehn würde gewiß nicht ungerochen bleiben.

Aber etwas ſchenken muß ich ihr ja doch. Näher betrachtet — ſehe ich die Nothwendigkeit eigentlich nicht ein. Nein, Geſchenke ſind im Grunde ganz unnöthig. Nach dem Sprichwort: Wie man grüßt, ſo dankt man auch — erfordert ein Geſchenk ein Gegenpräſent. Wollte ich ihr etwas ſchenken, ſo

hieße dies daher nichts Anderes, als auch sie in unnütze Ausgaben versetzen.

Ich weiß, was ich thue — ich gebe ihr gar nichts. Ein Sonnet mache ich, worin ich ihr meine unauslöschliche Liebe zu Füßen lege. Ich lasse es drucken, damit sie es schwarz auf weiß habe, wie innig ich sie liebe.

Noch einmal musterte ich die kauflustigen Damen und die behutsamen Haubenstöcke, noch einmal sah ich Mad. Löwen und den verführerischen Shawl an. Ich seufzte — die drei Damen seufzten — Mad. Löwen seufzte — ihre zwei Gehülfinnen seufzten; ich und die drei Damen, weil der Shawl nicht der unsrige, und Mad. Löwen und ihre zwei Subaltern-Putzmacherinnen, weil der Shawl noch der ihrige war. Die Damen gingen — ich ging, und Mad. Löwen blieb.

25.

Wochenauszug aus dem Tagebuche des Portiers eines vornehmen Herrn.

Am 13. Um zehn Uhr habe ich einen jungen Mann abgewiesen, der Seiner Excellenz ein Empfehlungs-Schreiben überreichen wollte. Ich habe ihm weiß gemacht, Seine Excellenz wären vor einer halben Stunde auf Ihre Güter gereist, und kämen erst in 3 oder 4 Wochen wieder.

Am 14. Nachmittag um ein Uhr wollte ein alter Mann angemeldet sein. Er war sehr bescheiden, nannte mich „Ew. Gnaden", hielt ehrerbietigst seinen Hut in der Hand, und gab mir einen Napoleon; sogleich habe ich seine Bitte erfüllt.

Um 5 Uhr kam mein Freund, der jüdische Lieferant. Er schenkt meiner Frau zu jeder Messe Zeug zum neuen Kleid. Er wurde augenblicklich angemeldet.

Am 15. Vormittag um 11 Uhr wünschte ein Student vorgelassen zu werden. Er hatte eine dicke

Bittschrift in der Hand; der Mosje wollte gewiß um ein Stipendium anhalten. Während er mit mir sprach, behielt er seine Kappe auf. Ich habe es deshalb für gut gefunden, den Studiosus abzuweisen. Seine Excellenz haben seit ein Paar Tagen das hitzige Fieber, sagte ich zu ihm; der Arzt hat befohlen, keinen vorzulassen, weil das Sprechen der hochgräflichen Brust sehr nachtheilig wäre.

Nachmittag um 5 Uhr kam eine alte Frau mit einem kleinen Knaben. Beide hatten Thränen in den Augen und Suppliken in den Händen. Die Alte meinte, es wäre Gefahr im Verzug. Ich habe mich daran nicht gestoßen, und ihr befohlen, in 14 Tagen wieder herzukommen. Seine Excellenz wären jetzt im Bade.

Am 16. Morgens um 8 Uhr kam ein junges, hübsches Frauenzimmer. Mein Herr ist gar nicht auf den Kopf gefallen, er ist ein Erz-Pfiffikus — wir verstehen uns auf ein Haar. Abends, bevor er schlafen geht, ertheilt er mir eine Parole. Jedes Frauenzimmer, das mir am andern Tag diese Parole wiedersagt, darf unangemeldet eingelassen werden. Sie raunte mir das richtige Wort „Ammor“ in's Ohr — ich ließ sie hinein.

Um 10 Uhr kam ein dünnes Supplikanten-Gesicht, das ich auf heute um diese Stunde herbestellt hatte. Um mir den zudringlichen Menschen vom Halse zu schaffen, sagte ich, es wäre ein auswärtiger Minister bei Seiner Excellenz. Ich hätte ihn unmöglich anmelden können, denn die junge Frau war ja noch beim Herrn.

Um 11 Uhr wollte ein reicher Kapitalist, der allen großen Herren Geld vorschießt, bei Seiner Excellenz angemeldet sein. Ich sagte ihm „es ginge wohl, aber es geht nicht.“ Er verstand mich und fuhr ab.

Am 17. Um 11 Uhr bat ein Schriftsteller verlassen zu werden, um Seiner Excellenz ein demselben gewidmetes Buch zu überreichen. Ich merkte, daß dies auf ein Paar Louisd'or abgesehen war. Seine Excellenz sind bei der Cession, sagte ich. Uebrigens habe ich den ausdrücklichen Befehl, alle Bücher zurückzuweisen. Wenn wir Bücher brauchen, so lassen wir sie vom Buchhändler holen. Da bekommt man sie weit billiger.

Abends um 10 Uhr kam ein Frauenzimmer. Ein allerliebstes Weibchen! Ich fragte sie um die Parole, zum Unglück hatte sie das Wort vergessen.

Ich lud sie ein, in meine Stube zu kommen, und schenkte ihr eine Viertelstunde Bedenkzeit. Endlich sagte sie: „Ainsi soit - il.“ Darauf führte ich sie in's Schlafcabinet Seiner Excellenz.

Am 18. Um 6 Uhr Morgens musste ich das Hausthor aufmachen, um die Ainsi - soit - il-Dame hinauszulassen.

Um 10 Uhr wollte der Pferdehändler mit Seiner Excellenz sprechen. Wir sind ihm noch 240 Louisd'or für die 2 Schimmel, und 80 Louisd'or für das Reitpferd schuldig, das Seine Excellenz seiner Frau zu ihrem Namenstage geschenkt. Mein Herr ist sehr aufmerksam, er hatte deshalb dieses Ross gekauft, weil es wie seine Gemahlin: Helene hiess. Ich hatte den Pferdehändler unter allerlei Vorwänden schon 20 Mal abgewiesen, dieses Mal sagte ich ihm: Seine Excellenz könnten heute Niemanden verlassen, weil man ihr gestern auf Anrathen des Arztes, 30 Blutigel setzen musste.

Nachmittags um 3 Uhr annoncirte sich ein armer Anverwandter Seiner Excellenz. Ich kann diesen Menschen nicht verdauen. Wenn wir uns auf der Strasse begegnen, so präludirt er, dass ich ihn zuerst grüßen soll. Ein Pertier kann sich seinen Re-

spect nicht vergeben. Ein Portier ist ja der geheimste Vertraute seiner Herrschaft, er weiß, wer bei ihr ein- und ausgeht, und da erfährt er gar oft so Manches, das ihn zum intimsten Hausfreund macht. Mithin glaube ich mit Recht, von dem armen Anverwandten verlangen zu dürfen, daß er zuerst seinen Hut ziehe. Da er dies aber jedes Mal vernachlässigt, so habe ich ihm heute meine Obermacht fühlen lassen und ihm einen tüchtigen Bären angebunden.

Am 19. Um 12 Uhr ließ sich ein Mamichäer von der Frau Seiner Excellenz blicken. Ich hätte auch heute gesagt: „Sie wäre eben ausgefahren"; allein die gnädige Frau hat mich gestern beleidigt, ich habe mich deshalb rächen wollen, und dem Spitzenkaufmann gesagt: daß sie zu Hause sei ꝛc.

Um 2 Uhr Nachmittag machte ich in meiner Loge ein Schläfchen. Später erfuhr ich von Seiner Excellenz, daß sich während dieser Stunde 11 Supplikanten eingeschlichen hatten. Der Kammerdiener war so dumm, die Bittschriften anzunehmen und Seiner Excellenz zu überreichen. So etwas ist meiner Seele unverzeihlich. Wenn ich der Graf wäre,

den mitleidigen Kommediener jagte ich auf der Stelle aus dem Hause. Mir passirt das in Zukunft nicht mehr. Wenn ich nun mein Nachmittags-schläfchen schlafe, muß meine Frau meine Funktion übernehmen. Sie ist ja dick und grob als ich, und kann lügen wie gedruckt. Weiter braucht ja unser eins nichts zu können.

26.

Allgemeines Aprilschicken.

„Am ersten April, am ersten April,
Da schickt man die Narren, wohin man nur will.“

Calderon.*)

Es sind bereits 1831 Jahre post Christum natum, daß Narren auf der Erde herumwandeln, die sich beschönigend „Menschen“ nennen. Ich weiß nicht, welch' ein Narr auf den närrischen Einfall

*) Wundere Dich nicht, lieber Leser, daß ich unter diese Verse „Calderon“ gesetzt. Ich hätte sie eben so gut dem Göthe, Schiller, Torquato Tasso, Lope de Vega, Shakespeare und Angeln unterschieben können. Es ist jetzt Mode, daß Schriftsteller, wenn sie ein Motto brauchen und nirgend eins finden, was recht passend ist, sich selbst ein solches fabriciren, und sans façon den Namen eines berühmten Mannes darunter schreiben. Sie rechnen, unter Leser, auf Deine Faulheit, und sind fest überzeugt, daß Du Dir sicher nicht die Mühe geben werdest, in den sämmtlichen Werken jenes Schriftstellers nachzusuchen, ob er wirklich dies geschrieben. Ich bin nun auch so frei, Dir weiß zu machen, jenes Motto sei von „Calderon.“ Ich bitte, glaub' es mir.

machen, am ersten April seine Mitmenschen, oder richtiger gesagt: seine Mitnarren, ein wenig zu foppen. Fast alle Nationen ehren seiner Sitte nach; noch jetzt schickt der Deutsche seine Narren in den April, der Franzose giebt seine Narren ein poisson d'Avril ꝛc.

Da ich nun ein deutscher Narr bin, so sieht es mir frei, meine Collegen in den April zu schicken; ich sende daher:

Alle Schmeichler, Kriecher und Speichellecker zum Teufel, alle Ehrgeizigen zum Guckuk, alle Lumpkerle zum Seifensieder, daß ihnen ein Licht aufgehe; alle miserablen Schauspieler zum Kürschner, daß er ihnen den Pelz wasche; alle Sängerinnen in's Hospital, weil die meisten im Jahre 300 Mal heiser werden; alle armen Kaufleute zum Balletmeister, daß sie lernen große Sprünge machen; alle heirathslustigen Mädchen nach Alabama, wo hundert Männer auf ein Mädchen gehen; alle heirathslustigen Männer zum Pantoffelmacher; alle blinden Enthusiasten zum Augenarzt, daß er ihnen den Staar steche; alle Leute-Speculanten zu verliebten Köchinnen, daß sie ihnen die Suppe versalzen; alle Großmäuler zum Zahnarzte, daß er ihnen auf den

Zahn fühle; alle Wucherer zum Barbier, daß er sie einseife; alle Leichtgläubigen zum Friseur, daß er ihnen etwas weiß mache; alle schadenfrohe Verläumder zum Weinhändler, daß ihre Freude zu Wasser werde; alle Schurken zum Maler, daß er sie anschwärze; alle Arroganten zum Pastor, daß er ihnen die Leviten lese; alle Diebe in die Droschkenanstalt, daß sie nicht durchgehen; alle Taugenichtse zum Schuh, daß sie fortkommen; alle Windbeutel in die Hausvogtei, daß sie gesetzt werden; alle Unruhstifter zum Goldarbeiter, daß sie gefaßt werden; alle Proselytenmacher zum Uhrmacher, daß sie sehen, was jetzt an der Zeit sei; alle Lumpen zum Papiermüller, daß sie vielleicht auch zu Papier werden; alle Neugierigen zum Färber, daß er sie blau anlaufen lasse; alle Wehrlosen zu Frauen, daß ihnen Hörner aufgesetzt werden; alle Theaterdirectoren zum Arzte, daß sie etwas einnehmen; alle Ignoranten zum Lotteriecollecteur, daß sie durchfallen. —

27.

Neues humoristisch-satyrisches Traumbuch, nebst Auslegungen, die stets eintreffen.

(Aus dem Chinesischen übersetzt.)

Ist es Wahrheit oder Traum?

Julius Cäsar.

Gewöhnlich pflegt man nach Träumen die Nummer zu bestimmen, welche in der Zahlenlotterie gewinnen wird. Da diese Auslegungen jedoch selten oder gar nicht eintreffen, so hat der chinesische Autor seinen Traumauslegungen umgekehrt die Nummer beigesetzt, welche ungezogen bleibt. Dadurch hat dieses Traumbuch vor allen andern den Vorzug, daß seine Auslegungen weit öfterer in Erfüllung gehen.

Ich überschreite die lange Vorrede, und fange sogleich mit Erklärung der Träume an.

Träumte Dir, eine Sängerin bekäme den Abschied, so deutet dieß auf Heiserkeit. 11.

Siehst Du im Traume einen Affen tanzen, so ist ein neues Ballet zu erwarten. 43.

Träumt Dir, daß Du die Treppe hinunter gefallen, so gehe Tags darauf zu keinem Deiner Schuldner. 87.

Erscheint Dir im Traume ein Kreuz, so deutet dies auf eine Heirath. 60.

Siehst Du ein Blatt der Berliner Staffette, so bedeutet dies einen nahen Todesfall. 29.

Erscheint Dir im Traume eine Actie, so deutet dies auf Bankerottwerden. 47.

Siehst Du im Traume einen Acteur Komödie spielen, so deutet dies auf ein nahes Steckenbleiben. 13.

Träumt Dir, daß Du die Maulsperre bekommen, so wirst Du wahrscheinlich nach *** reisen. 81.

Siehst Du Dich oder Andere im Arreste sitzen, so bedeutet dies, daß Dir Jemand die Wahrheit gesagt hat, oder noch sagen wird. 22.

Siehst Du arme Leute in prächtigen Karossen fahren, so steht ein Etablissement zu erwarten. 90.

Siehst Du im Traume ein Haus, wo keine Menschen sind, so bedeutet dies, daß Du bald in's Theater gehen wirdest. 77.

Siehſt Du im Schlaf eine Porte-Chaiſe, durch deren Boden Jemand durchfällt, ſo wird bald ein neues Melodram aufgeführt werden. 43.

Hörſt Du das Bellen eines Hundes, ſo haſt Du Beleidigungen von einem Deiner Neider zu erwarten. 38.

Träumt Dir, daß Dir die Augen ausgekratzt werden, ſo haſt Du eine Viſite von einer ſchlechten Sängerin oder einem getadelten Schauſpieler zu erwarten. 18.

28.

Der Hang zur Unſterblichkeit.

Die Sucht, ſich berühmt zu machen und unſterblich zu werden, iſt ſo alt, als die Erſchaffung der Welt. Eva, glaube ich, hat nur darum der Schlange der Verführung Gehör gegeben, um ſich in der Geſchichte einen Namen zu verſchaffen. Wer hätte wohl je gewußt, daß vor 6000 Jahren ein Frauenzimmer gelebt und Eva geheißen habe, wenn ſie nicht durch den Genuß des Apfels vom Baume der Erkenntniß berühmt geworden wäre? — Die Gemahlin Potiphars hatte nur deshalb den keuſchen Joſeph verführen wollen, um ſich in der Geſchichte berühmt zu machen. Hätte ſie eingezogen und tugendhaft, wie manch anderes Weib in damaliger Zeit, gelebt, ſo wäre ſie ſchon längſt in den Strom der Vergeſſenheit geſunken. Der Schuſter Heroſtrat wollte ebenfalls unſterblich werden; was that er? er zündete den prachtvollen Tempel zu Epheſus an. Hätte er ruhig ſein Schuſterhandwerk getrieben, wer

hätte nach so vielen Jahrhunderten wohl gewußt, daß sich ein gewisser Herostrat jemals auf der Erde herumgetummelt habe?

Alles Uebel, alles Unglück entsprang aus dem Hang einzelner Menschen zur Unsterblichkeit. Wie viel Millionen und abermals Millionen haben nur deshalb den Pfad der Tugend verlassen, um sich berühmt und unsterblich zu machen! War dieser Hang zur Unsterblichkeit nicht auch der hauptsächlichste Beweggrund, daß der große Corse so unersättlich in dem Eroberungs-Hunger nach Eroberungen war? Wie oft sagte Napoleon: der Mensch müsse Alles wagen und nichts scheuen, um auch nach dem Tode fortzuleben in der Erinnerung der spätesten Nachkommen. Und wer zweifelt, daß von hundert Staubgebornen neun und neunzig von dem nämlichen Wunsche beseelt sind? Staps wollte den Napoleon tödten, um als Kaisermörder eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. — Jetzt geht alles Dichten und Trachten, alles Thun und Treiben darauf hinaus, für sich und seinen Namen ein Plätzchen in den Blättern der Geschichte zu gewinnen. Meinem Erachten nach ist aber heut zu Tage nichts so leicht, als die Erfüllung dieses leicht

zu verzeihenden Wunſches. Die Menſchen machen jetzt keinen Unterſchied zwiſchen berühmt und berüchtigt und ſelbſt die Geſchichte wirft dieſe beiden ganz heteregenen Kategericen auf die ungereimteſte Weiſe bunt durch einander. Herestrat iſt durch ſie eben ſo unſterblich als Marc-Aurel, Schinderhannes eben ſo unſterblich als Robespierre, der baieriſche Hieſel eben ſo unſterblich als Buonaparte. Ja, ich darf behaupten, daß die Namen berüchtigter Menſchen die Namen und Thaten berühmter Männer überleben. Iſt es aber nicht kinderleicht, berüchtigt zu werden? Man muß nur den feſten Verſatz faſſen, ſich in dem Beruf, zu dem uns die Natur eingeſetzt hat, möglichſt zu vervollkommnen; denn die Geſchichte giebt ſich nur mit Außererdentlichem ab, es gilt ihr gleich, ob ſich der Menſch auf dem Pfade der Tugend oder auf dem Pfade des Laſters aufgezeichnet hat — wenn er es in ſeinem Genre zu einer Art von Vollendung gebracht, ſo iſt das ein Eſſen für die Geſchichte. Ein Menſch braucht durchaus nicht klug, gelehrt oder tugendhaft zu ſeyn, um zum Sonnentempel der Unſterblichkeit zu gelangen. Er kann dumm, ſtockdumm, echſendumm, er kann laſterhaft über alle

Maßen ſein und dennoch unſterblich werden. Iſt Jemand von uns ein Dummkopf, ſo trachte er, ein außerordentlicher, ungewöhnlicher Dummkopf zu werden, ich gebe ihm mein Wort, unſere Nachkommen werden ihn ſo gut kennen, als die größten Geiſter, die jemals gelebt haben. Iſt Jemand von uns ein Narr, ſo muß er ſich beſtreben, ein Erznarr zu werden, und auch er wird unſterblich ſein. Iſt Jemand von uns ein Pfuſcher in dieſer oder jener Kunſt, ſo muß alle ſein Streben dahin gehen, ein ungeheurer Pfuſcher — ein genialer Pfuſcher zu werden. Iſt Jemand von uns ein Lump, ſo gebe er ſich Mühe, ein coloſſaler Lump zu werden. Iſt Jemand von uns ein Trunkenbold, ſo ſtrebe er darnach, ein herrender Trunkenbold zu werden. Iſt Jemand von uns ein Grobian, ſo ſuche er ein Muſter aller Grobiane zu werden. Iſt Jemand von uns ein feiler Schuft, ſo trachte er, ein Thelagir aller feilen Schufte zu werden und unſterblich wird er mit Pauken und Trompeten. — Eine Perſon oder Sache (gleichviel) muß, will ſie Anſprüche auf Unſterblichkeit erringen, entweder ungeheuer gut oder ungeheuer ſchlecht ſein, die Geſchichte befaßt ſich nur mit Extremitäten, mit dem Mittelmäßigen

kann ſie ſich durchaus nicht einlaſſen. Der Menſch muß alſo in ſeinem Fache das Außererdentlichſte leiſten, mag nun das Fach an und für ſich nicht das Außererdentlichſte ſein, das thut nichts.

Daher bin ich der Meinung, jeder Menſch könne unſterblich werden, d. h. ſich einen Namen in der Geſchichte machen. Jetzt iſt es vollends leicht, wir haben ja ein Converſationslexicon. Dies iſt das Memorial der Unſterblichktit, und jeder Name, der in dieſen löſchpapiernen Regionen prangt — lebt ewig, für alle Zeiten. In F. A. Brockhauſens Macht ſteht es, einen Jeden einzuführen in das Walhalla der Unſterblichkeit.

Ich, meinerſeits, wollte deshalb weit lieber die ganze Menſchheit als Herrn und Madame Brockhaus zu Feinden haben. Wenn ich nur wüßte, wie ich das Wohlwollen dieſes irdiſchen Pächters der Unſterblichkeit gewinnen könnte! Ach, wie gerne möchte ich auch meinen Namen in ſeinem Lexicon prangen ſehen, wie gerne möchte ich's ſchwarz auf weiß haben, daß mein Name unſterblich iſt. Wenn er nur zehn Zeilen von mir ſchriebe! Die Bitte iſt wahrlich nicht arrogant, denn wenn ein „chemiſches Feuerzeug" oder „ein claſſiſches Pruffmieder"

2 Seiten füllt, ſo wird er doch wohl 10 Zeilen Platz übrig haben für den erſten Satyriker und Sittenmaler ſeiner Zeit. Ungeheure Ironie!

Wäre ich aber ein großes Thier, ſo würde ich alle Geſchichtsſchreiber auf meine Seite bringen, ſie durch Penſionen und Ordensverleihungen, durch Geſchenke und Titelpräſente — bewegen, mich für das größte Lumen auszupoſaunen, und fände auch ihre Ausſage unter den Mitgenoſſen meiner Zeit keinen Glauben, ſo würde doch, wenn auch erſt nach mehreren Jahrhunderten, kein Menſch an der Wahrheit und Glaubwürdigkeit dieſer beſtochenen Hiſtoriographen zweifeln.

Unſterblich zu werden, iſt alſo gar keine Kunſt und Jeder, der ſich deshalb ein graues Haar wachſen läßt, ſündigt gegen unſern in dieſer Beziehung äußerſt toleranten und liberalen, Hochweiſegebornen Herrn Zeitgeiſt.

29.

Trostrede
an alle Münchener Damen, deren Porträts nicht in der Bilder-Gallerie sind.

So ist das wirklich wahr, was ich Anfangs nicht glauben wollte? Ist es wirklich wahr, daß die Schönsten aus dem schönen Geschlechte abcenterseit und zum Neid und Aerger aller übrigen Damen öffentlich zur Schau und Bewunderung aufgestellt werden? Leider, leider ist es wahr!

Verzeihet, Ihr Armen, wenn ich vielleicht schon halbgeheilte Wunden durch die Sonde meines Gänsekiels wieder aufreiße und Euch beweise, welch ein unendlicher Nutzen aus dieser Einrichtung den weiblichen Schönheits-Matadoren, und welch ein unendlicher Schaden hingegen allen Uebrigen, die nicht zu diesen Matadoren gehören, schlechterdings und offenbar erwachsen muß.

Seht, meine lieben Damen, wenn mich jetzt die Lust anwandeln möchte (der Himmel behüte mich dafür!), ein Weibchen zu erliesen, so würde ich nicht die gewöhnlichen Stereotyp-Fragen thun: „Gehört die Dame nicht zu den Antiken?" „Hat sie Geld?" „Ist sie von vornehmer, einflußreicher Familie?" „Hat sie eine reiche Erbschaft zu erwarten?" „Ist sie gebildet?" „Kann sie orthographisch schreiben?" „Spielt sie Klavier?" u. s. w.; ich würde mich bloß erkundigen, ob ihr Bildniß in der Gallerie vorhanden sei, oder nicht. Denn glaubt mir, meine holde Damen, fast jeder Mann hegt den capriciösen Wunsch, daß sein zukünftiges Weibchen nicht nur ihm allein, sondern allen Männern gefallen solle. Er weiß, daß er seine Frau wärmer, inniger und anhaltender lieben wird, wenn er sich um ihren Besitz von Andern beneidet sieht. Es schmeichelt seinem Geschmacke und giebt seiner Liebesflamme immer neue Nahrung, wenn er sieht, daß sein herzallerliebstes Weibchen alle Blicke auf sich zieht; er frohlockt über den Triumph, daß er es gewesen, der das Idol der gesammten Männerwelt weggefapert hat.

Es läßt sich voraussetzen, daß eine Dame, de-

ren Bild ſich in der Gallerie befindet, zu den Beautés gehört, die nicht nur von Einem, ſondern von Allen das unbezahlbare Diplom vollkommener Schönheit erhalten haben. Daher wird auch jeder Mann einer Gallerie-Dame vor allen andern den Vorzug geben.

Ich, für meine Perſon wenigſtens, würde nur ſolch eine Schöne zur Frau nehmen, die darthun könnte, daß ihr Bild in der Ausſtellung glänzt. Dieſe Auszeichnung würde ich für den vollgültigſten Beweis, für das untrüglichſte Zeugniß halten, daß ſie ſchön, folglich auch heirathenswürdig ſei.

Nun, nun, weinet nur nicht gleich, glaubt nicht, daß Ihr armen Zurückgeſetzten deshalb werdet ſitzen bleiben.

Man hat mir erzählt (ich weiß nicht, ob es wahr iſt), daß vier reiche Bankierstöchter, die ſo eitel waren, ſich für die Schönſten ihres Geſchlechts zu halten, weil ihr Herr Papa eben ſo viel Geld als Arroganz beſitzt (und das will viel bedeuten), aus Gram närriſch geworden wären, weil man ſie in der Wahl der abzuzeichnenden Schönheiten übergangen habe. Ich habe mir ferner erzählen laſſen, daß aus demſelben Grunde zwei Miniſter-Töchter nach

Amerika ausgewandert wären, um dort eine Colonie für nicht abgemalte Münchener Damen zu stiften. Auch ist mir das Gerücht zu Ohren gekommen, daß ein adeliches Fräulein aus beleidigter Eitelkeit wahnsinnig geworden und jetzt beständig von Pinseln fantasire. Ein anderes On dit meldet den Tod zweier Schulmeistertöchter, Lott' ist todt, Lott' ist todt, Julchen liegt am Sterben.

Ich finde Ihren Unmuth, Zorn, Aerger und Gram gerecht und billig. Ich stelle mich in Ihre Lage. Wenn Jemand auf den Einfall geriethe, die schönsten Männer abzumalen und deren Porträts ebenfalls öffentlich auszustellen, so würde ich vor Wuth aus der Haut in die Luft fahren, wenn man mir nicht auch ein Plätzchen in dieser Apelle-Gallerie anweisen möchte. Ich würde dem Maler, der meiner außerordentlichen Schönheit nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe, ewige Feindschaft schwören. Ich kann es daher keiner Dame verargen, wenn eine solche Zurücksetzung ihre fünf Sinne auf einen reducirt — auf Unsinn nämlich.

Euch Damen, die Ihr diese Schmach erfahren, will ich jedoch trösten! ich will, nachdem ich Euch

lange genug geärgert habe, beweisen, daß Ihr bei weitem besser daran seid, als jene, welchen die auszeichnende Ehre widerfahren, um die Ihr im Stillen sie beneidet.

Vor Allem will ich Euch erinnern, daß jede Dame, die da abconterfeit werden soll, durchaus sitzen muß. Welch eine Schmach ist's: Lange sitzen zu bleiben?! Und wenn endlich Euer Bild fertig ist, welch ein zweideutiges Loos harret Eurer?! Ihr werdet wie die Verbrecher an Strikken aufgehangen. Da ferner die ganze Galerie eine Ausstellung ist, so kann man etwas an Euch ausstellen, denn ein altes Sprichwort behauptet mit vollem Rechte: de gustibus non est disputandum. Das Gesicht, das Hundert für das schönste erklären, das jemals ihre Augen erblickt haben, das finden hundert Andere bloß hübsch. Der Eine hat an der Nase, der Zweite am Halse, der Dritte an den Ohren etwas auszusetzen. Ohne Unterlaß müßt Ihr eine kritische Revue passiren und bildlich die größten Sottisen anhören. Maß findet Euren Teint nicht frisch genug, Staz hält das Feuer Eurer Augen für viel zu matt, Giz mequirt sich über unverhältnißmäßige Ohrläppchen, Taz

meint, die Sammetpölsterchen de: Lippen wären etwas zu dick u. s. w. Solche Grobheiten sagt man Euch ungenirt in's Gesicht hinein, und könnt Ihr wohl etwas zu Euter Vertheidigung sagen? Nein! Ihr müßt dies Alles geduldig anhören und schweigen.

Und wer sieht mir dafür, daß Ihr in der Wirklichkeit eben so viel bezaubernde Reize aufzuweisen habt, als im Bilde? Was bürgt mir dafür, daß Ihr getroffen seid, daß der Maler nicht geschmeichelt, daß er durch seine Fantasie nicht hie und da Vieles ausgeschmückt und verschönert hat? Ich bin überzeugt, daß sich die Meisten geschmeichelt fühlen. Auch habe ich es gar oft schon erlebt, daß der Maler aus einer Megäre eine Anadyomene herausgepinselt hat. Und welch' eine Unruhe müßte Euch in einem solchen Falle überfallen, wenn unglücklicherweise zwischen Original und Copie eine Confrontation statt finden möchte?!

Bedenkt ferner: Wie viel muß sich ein solches Bild von einem Pinsel lassen weiß machen, bedenkt nur: wie oft er dasselbe blau anlaufen läßt, wie oft er roth macht und wiederum anschwärzt, wie manche Stelle durch ihn gräulich wird, und dergleichen mehr.

Und was nützt es eigentlich, wenn eine Dame noch schöner als schön ist? Schönheit ist eine Blüthe, die der leiseste Unfall für immer abstreift. „Schönheit vergeht, Tugend besteht.“ — Grämt Euch also nicht, meine Damen, wenn die Natur stiefmütterlich mit Euch verfahren ist. Seid tugendhaft, d. h. seid nicht so, wie Ihr jetzt gewöhnlich seid; seid häuslich, d. h. mit einem Hause begabt, und sucht Euch Talente eigen zu machen, d. h. Geld.

Habt Ihr diese Eigenschaften, so glaubt mir, daß Ihr ohne Schwierigkeit einen Mann finden werdet, der sich durch Eure Häuslichkeit angezogen und durch Eure Talente gefesselt fühlt, wenn Ihr auch nicht zu den ausgezeichneten Bildern gehört, die in der Gallerie aufgestellt sind. Amen.

30.

Koulissen-Gespräche.

1. Der Director und die Gastin.

Director. Fräulein, Sie haben mich überrascht.

Gastin. Wie gütig.

Director. Wollen Sie nicht noch drei Gastrollen geben?

Gastin. Warum nicht?

Director. Aprepos, was wollte ich denn sagen? Richtig, geben Sie mir einen Kuß!

Gastin. Jetzt gleich?

Director. Ja wohl. Diese Koulisse ist dem Unternehmen günstig.

Gastin. Daß uns nur ja Niemand sieht!

2. Die Primadonna und der Tenorist.

Primadonna. Ich begreife nicht, wie ein Frauenzimmer mit solch einer Stimme auf unserm Theater gastiren darf.

Tenorist. Auch ich begreif' es nicht; mir bleibt mein Verstand wie eine abgelaufene Wanduhr stehen.

Primadonna. Wie finden Sie ihre Taille?

Tenorist. Unter aller Würde.

Primadonna. Und wie dumm sie frisirt ist.

Tenorist. Wie ein Bienenstock.

Primadonna. Sehr gut.

Tenorist. Sehen Sie sich nur ihren Fuß an.

Primadonna. Wie ein Trampelthier.

Tenorist. Sehr gut.

Primadonna. Was sie für eingefallene Backen hat.

Tenorist. Backen hin, Backen her, wenn sie sich nur nicht so aufblasen möchte.

---

3. Die zweite Sängerin und der Bassist.

Sängerin. Unser Publicum ist heute wieder unausstehlich!

Bassist. Und wie!

Sängerin. Solche fremde Bockstriller werden beklatscht!

Baſſiſt. Und was unſer Eins macht, wird nicht im mindeſten regardirt.

Sängerin. So ein Publicum kann mir geſtohlen werden.

Baſſiſt. Da haben Sie vollkommen recht.

---

4. Der Souffleur und der Tenoriſt.

Tenoriſt. Auf ein Wort! Sie bekommen 10 Gulden von mir, wenn Sie die Gaſtin ein Paar Mal ſtecken laſſen.

Souffleur. Wenn's weiter nichts iſt, darauf ſoll es mir nicht ankommen.

Tenoriſt. Souffliren Sie ihr falſch — machen Sie ſie confus.

Souffleur. Wenn's weiter nichts iſt, darauf ſoll's mir nicht ankommen.

Tenoriſt. Wenn die Gaſtin etwas zu ſprechen hat, ſo ſtellen Sie ſich, als ob Sie aus der Naſe bluteten.

Souffleur. Sorgen Sie nicht, ich weiß auch ohnedies Beſcheid.

---

5. Die Sängerin und der Kouliſſenſchieber.

Sängerin. Pſt, Mosje Carl, wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweiſen?

Kouliſſenſchieber. Steh' zu Dienſten.

Sängerin (leiſe). Streichen Sie doch bei der nächſten Verwandlung mit einer Kouliſſe an die Fremde an.

Kouliſſenſchieber. Ach, ich weiß ſchon. Sie meinen, ich ſoll ihr das Kleid zerreißen.

Sängerin (lacht). Ja, ja, Mosje Carl. Wiſſen Sie, das giebt einen herrlichen Spaß! Da nehmen Sie dieſe 2 Gulden.

Kouliſſenſchieber. In 5 Minuten iſt die Schleppe caput.

---

6. Ein Choriſt und eine Choriſtin.

Choriſt. Unſer Einer plagt ſich das ganze Jahr, ſchreit ſich die Gurgel aus dem Halſe und kriegt nicht ſo viel, was ſo eine hergelaufene Perſon an einem Abend verdient.

Choriſtin. Wenn noch etwas dran wär'. So ſchön wie die, ſing' ich auch noch.

Choriſt. Ein ſchauderhaftes Publicum!

Choriſtin. Sieh nur das hübſche Diadem. Das hat ſie gewiß von einem Solchen. Und was ſagſt Du zu dieſen Bemmeln. Auf ehrlichem Wege kann ſie zu ſolchen Bemmeln nicht gekommen ſein. — Wie die Meerkatze mit dem Publicum kokettirt!

Choriſt. Die verſteht's.

Choriſtin. Den kleinen Finger güb' ich drum, wenn ſie der Schlag rührte.

31.

Glaubensbekenntniß eines Gesandten.

1) Ich glaube, daß Gesandte so unentbehrlich seien, daß ohne sie ein Staat nicht existiren könne.

2) Ich glaube, daß die Person eines Gesandten eben so heilig und unstrafbar sei, als die der Majestät.

3) Ich glaube, daß Jeder, der sich gegen einen Gesandten vergeht, ein Crimen laesae majestatis begangen habe, und deßhalb entweder geköpft werden oder lebenslänglich auf die Festung kommen müsse.

4) Ich glaube, daß nur Adelige einen Gesandtschaftsposten bekleiden dürfen.

5) Ich glaube, daß diese Carriere für einen Plebejer, hätte er auch noch so viel Beruf und Fähigkeit, für immer geschlossen werden müsse.

6) Ich glaube, daß sich nur solche zu Gesandten eignen, welche außer einem Schock Ahnen auch noch so viel Vermögen besitzen, daß sie jährlich 10,000 Ducaten vergeuden, einen Palast bewohnen, zwei Logen in jedem der Theater miethen, vier Equipagen sammt Maitressen und mindestens zwölf Livreediener halten können.

7) Ich glaube, daß es jedem Gesandten zur Hauptbedingung gemacht sei, in jeder Woche zwei glänzende Festins zu geben.

8) Ich glaube, daß Schuldenmachen zum bon-ton gehöre, und Gesandte darum nie zur Rechenschaft gezogen werden dürfen.

9) Ich glaube, daß es hinreichend sei, wenn ein adeliger Gesandter lesen und schreiben kann, und vom Französischen, Englischen und Deutschen nur so viel versteht, um, mit Hilfe eines Dictionnärs, fremde Zeitungen übersetzen zu können.

10) Ich glaube, daß die Hauptbeschäftigung eines Gesandten das Censiren der Journale sei, um, wenn sich vielleicht ein Journalist erkühnt haben sollte, auf ihn oder seinen Hof eine satyrische Anspielung zu machen, dieses strafbare Verfahren alsogleich seinem Monarchen zu referiren, und bei der Polizei um die schleunige Bestrafung des kecken Zeitungsschreibers anzuhalten.

11) Ich glaube, daß alle übrigen Geschäfte die Sorge meiner Secretäre seien.

12) Ich glaube, daß ein Gesandter für die Bekleidung dieses wichtigsten, schwierigsten und lästigsten Postens viel zu kleinen Sold beziehe.

32.

Brief und Antwort.

Geliebte Fanny!

Mein Emil hat gestern auf Befehl des Fürsten — kein Mensch weiß warum — die Stadt verlassen müssen. Nie, nie kann ich den Heißgeliebten meines Herzens wiedersehen. Der Schmerz, den mir diese Trennung zugefügt, ist unauslöschlich; kein Schlag des Schicksals, kein Gram hat mich so tief gebeugt, als dieser. Wo finde ich Worte, um Dir die Höllenqualen meines zerrissenen Gemüths zu beschreiben?! Wo finde ich Farben, um die Leiden auszumalen, die, gleich den Harpyen, jede Lust, jede Freude, jede Wonne, jeden Genuß grausam vergiften? Mit jedem Augenblick wächst das bodenlose Meer meiner Schmerzen, und das Auge versagt mir den beruhigenden Thränenquell. Fanny! Anhaltender, wärmer und gränzenloser hat noch kein weibliches Herz geliebt. — Der Allbarmherzige gebe, daß das Schifflein meines Lebens an den Klippen der

Verzweiflung keinen Schiffbruch leide! Nichts bleibt mir zum Troſte, als die Erinnerung an ihn, den einzig und unausſprechlich Geliebten.

Erinnerung hat tauſend milde Freuden,
Es wird ſein holdes, theures Bild
Aus dem betrübten Herzen dann erſt ſcheiden,
Wenn Tod des Pulſes Schläge ſtillt.

Leb wohl, theure Freundin! Schenke mir bald, recht bald, einige Worte des Troſtes. Schicke mir doch das neueſte Modenjournal — ich will es neuer Anzüge wegen gewiſſenhaft zu Rathe ziehen. Heute über acht Tage iſt Ball bei Hofe. Was meinſt Du, Fanny, ſoll ich mir ein Sammt- oder Atlas-Kleid machen laſſen? Sage doch Deinem Schuhmacher, daß er morgen zu mir kommen und mir Maaß zu Tanzſchuhen nehmen möchte.

Antworte bald Deiner
tiefgebeugten Freundin
Eliſe.

P. S. Was macht Dein alter Mann, iſt er ſchon todt? Noch Eins; wenn es Dir keine Umſtände macht, ſo laſſe mir doch einige Stickmuſter zukommen. Am 28. iſt Karls Geburtstag — ich will ihn mit einem Hoſenband überraſchen. Viele Grüße an den Capitain.

Antwort.

Innigſt geliebte Eliſe!

So eben komme ich vom Kirchhof. Mein Mann, die Seele meines Lebens, das Leben meiner Seele, iſt todt und — begraben. Hu! mich erfaßt ein eiſiger Schauer, in Stocken geräth das Blut in jeder meiner Adern, die Haare ſträuben ſich zu Bergen empor, und Fieberfroſt durchrüttelt meine Glieder.

Gott und der Capitain — unſer Hausfreund — iſt mein Zeuge, daß ich ihn liebte, mit einer Gluth, mit einer Conſequenz und einer Ausdauer, die — ohne mir zu ſchmeicheln — meiner Tugend zur ſchönſten Ehre gereicht. Er iſt todt, mein Wilhelm — mit ihm ſind für mich alle Freuden dieſes Lebens hingewelkt — mit ihm haben ſie die Ruhe und den Frieden meines Herzens eingeſargt. Was ſind alle wonnige Genüſſe und genußreiche Wonnen ohne ihn — Equipagen ohne Pferde, Hüte ohne Reiherbüſche, Hälſe ohne Perlenſchnüre — Ballanzüge ohne Caſchmirs.

Dieſen Verluſt überlebe ich nicht lange — ſchon

jetzt gleiche ich einem Nachtlichte, das, von dem Eishauch der Verzweiflung angefacht, hastig abflackert. Wie Dir, Elise, ist auch mir von meiner zerronnenen Glückssonne nur die Nebelwolke der Erinnerung geblieben; doch meine Fantasie schafft sie zu einem Zauberhimmel um, der mir zum Trost die schönsten Bilder der Vergangenheit liebevoll vergaukelt. Ich sehe noch die silbernen Locken seines Hauptes und die goldenen Schnallen seiner Schuhe, seine griechische Nase und seinen warschauer Schlafrock, sein blaues Auge und seine gelben Pantoffeln — ich sehe noch, wie der Capitain mit ihm eine Parthie Dame zieht und wie Wilhelm immer gewinnt und der Capitain blos einen Stein im Brete hat. Ich sehe noch, wie er auf dem rothseidenen Großvaterstuhl schlummert — wie ich ihm sanft und gelind Haar und Wange streichle und ihn zärtlich umarme — wenn er aufwacht. Leider sind dies aber nur augenblickliche Träume, aus denen ich zu schnell erwache.

O sehnend Herz, ergötze Dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen,
Der Arm, den ich umfassen will, ist leer;
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.

Ach, Elise, ich selbst bedarf so sehr des Trostes, daß ich Dich wegen Emils Scheiden — so gerne ich es

auch möchte — wenig oder gar nicht trösten kann. Hilf mir meinen Wilhelm beweinen, ich will auch Deinem Emil Thränen der innigsten Freundschaft weihen.

Gott erhalte Dir Deine Gesundheit! Hier erhältst Du das Modenjeurnal und mehrere Stickmuster. Wenn Du meinen Rath befolgen willst, so lasse Dir zum Ball ein lilafarbenes Atlaskleid mit Blonden-Puffen, wie das meinige, machen. Morgen Abend gebe ich ein grefses Souper, der Capitain und mehrere andere Bekannte sind dazu eingeladen. Auch Dein Karl wird zugegen sein. — Willst Du mich mit Deiner holden Gegenwart erfreuen, so soll es mir recht viele Freude machen. Ich verbleibe

die Deinige

Fanny.

Aprepos! Kannst Du mir wohl die Partitur von Aubers Braut borgen. Der Capitain will mir die Parthie der Henriette durchnehmen. Einige Nummern werde ich nach dem Souper vertragen; wir wollen uns köstlich unterhalten.

33.

Buchhändler und Schriftsteller.

(Im Münchener Polizeihause verfaßt.)

Weißt du vielleicht, gemüthlicher Leser, zu welcher Klasse oder Race von Geschöpfen die Buchhändler gehören? Du schüttelst verneinend den Kopf. O falte deine Hände zum Gebet, sinke auf die Knie und danke dem barmherzigen Schöpfer, daß du es nicht weißt. Wir geschlagenen Schriftsteller, wir wissen es leider am besten, was Buchhändler für Creaturen sind. Der Eine sagt, sie wären Autorenschinder, der Zweite, sie wären geistige Schröpfköpfe, der Dritte, sie wären Hirnabzapfer, der Vierte, sie wären Talent-Vampyre, der Fünfte, sie wären Gedankendrescher, der Sechste, sie wären literarische Schlächter; dieß sind jedoch, mein allervortrefflichster Leser, blos verschiedenartige oder verschiedennamige Namen für ein und das nämliche Ding, oder richtiger gesagt, für ein und das nämliche Unding. Wenn ich die Worte: „Buchhänd-

ler oder Verleger nennen höre, so gerathe ich in einen so starken Schweiß, als hätte ich einen Ocean von Chamillenthee zu mir genommen. So oft mich mein Weg vor einem Buchhändlerladen vorüberführt, ergreift mich eine Spielart von malitiöser Wehmuth, ich seufze, daß man's drei Straßen weit hören kann, und vergieße einen solchen Strom von Thränen, daß die Straße schiffbar wird.

Wie die P. T. Herren Fleischhauer die fettesten Ochsen, die sie abgeschlachtet, zur Schau an ihrer Thüre aufhängen, so hängen unsere lieben Buchhändler die besten Autoren, welche sie vor den Kopf geschlagen, an ihr Fenster hin. Da hängen dann ein ästhetischer Schaafskopf, ein dramaturgischer Schöpsenschlegel, ein didactischer Kalbsfuß, eine lyrische Rinderbrust, eine satyrische Ochsenzunge, eine novellistische Leber, eine philosophische Milz, priapisches Schweinfleisch, erotisches Gekröse und dergl. mehr. Ach, denke ich mir, du armer Autor, dich haben sie ebenfalls geschunden, dir haben sie ebenfalls das Fell über die Ohren gezogen, dich haben sie ebenfalls aufgeschlitzt und in Stücken zerhauen, aus deinem Hirn haben sie ebenfalls Pasteten (Pasteten) gemacht. Gott weiß, denk' ich mir,

was der Harpagon für diese lyrische Rinderbrust und für diesen didactischen Kälberfuß bezahlt hat. Mir blutet das Herz, wenn sich mir der Gedanke aufdringt, daß du dir vielleicht eine Ehre daraus gemacht, dich gratis dem Bibliopolen-Teufel hinzuopfern. Armer Narr, dann hast du deine Großmuth an eine Kreatur verschwendet, die es nicht verdient, daß du gegen sie großmüthig bist.

Ein schweres Verbrechen begeht der Mann, der einem Biedermann Galle und einem Schurken Gemüse macht, der den hilflosen Armen mitleidlos von sich stößt, der nicht auch Thränen für fremden Kummer hat; doch das schwerste aller Verbrechen begeht derjenige, der einem Buchhändler etwas schenkt, er sündigt dadurch nicht nur gegen sich selbst, sondern gegen Alle, die einem Gänsekiel ihre Existenz verdanken. Wer sich von einem Buchhändler drücken oder gar maltraciren läßt, der verdient, daß man ihm einen Jahrgang des „Leipziger Eremiten" an den Kopf wirft und zu ihm sagt: Da sieh, du Ungeheuer, und büße dadurch deine Schuld ab.

Zu meinen sehnlichsten Wünschen gehört auch der, daß ich auf 24 Stunden der Teufel sein

möchte. Ich sage dir, gutmüthiger Leser, daß es ein Glück für uns Alle wäre, wenn dieser Wunsch in Erfüllung ginge. Wie würde ich die Menschheit von ihren geistigen und moralischen Mißgeburten säubern; würde die Jesuiten, die Threncajolirer und andere Tangenichtse und Galgenvögel — aber zuerst die Buchhändler holen. Sie sind mir zuwider, wie Arroganz und Stockfische mit Sauerkraut, wie Eigendünkel und Kalbskopf mit Kren. Gehe ich jetzt an einer literarischen Schlachtbank vorüber, da citire ich die Stelle aus den Räubern:

„Geh' ich vorbei am Rabenstein
Drück' ich Gott das Auge zu"

Mein Gott, was habe ich niedergeschrieben? Auf die ehrwürdige Buchhändlerzunft habe ich ein Pamphlet losgelassen. O, was bin ich für ein beshafter Böserwicht! Beschlt nicht das Sprichwort: Vor dem Baume, der dir Schatten giebt, vor dem sollst du dich beugen? Wie kann es dir einfallen, diese edlen Seelen zu verunglimpfen, du lebst ja durch sie, ohne sie kannst du ja gar nicht existiren — du undankbares Ungethüm. Verzeiht, meine innigstgeliebten Herren Buchhändler, es giebt Augenblicke,

in denen mich meine jugendliche Hitze ganz irre führt. Euch, ihr gutmüthigen und hochherzigen Männe, euch habe ich in den Staub gezogen, euch, ihr edlen Menschenfreunde! Warum kann ich mich nicht beim Kragen nehmen und mich aus meiner eigenen Stube hinauswerfen?! Ich empfinde unmenschliche Reue, und Reue tilgt jede Schuld (Geldschulden ausgenommen). Eure gefühlvollen Herzen sind mir die sichersten Bürgen, daß ihr mir armen Sünder in Gnaden verzeihen werdet. Ich will dafür eure Verdienste besingen, lobpreisen und verherrlichen.

Unter allen Wesen auf der Welt machen unserm Schöpfer, Buchhändler die meiste Ehre. Bei welchen Menschen findet man: Seelengröße, Uneigennützigkeit, Einsicht, Rechtlichkeitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Philanthropie in so hohem Grade vereinigt, als in einer Bibliopolen-Seele? Buchhändler! das ist ein Wort, das mich zur tiefsten Andacht und Verehrung stimmt. Buchhändler! das ist ein Wort, das ich niemals über meine Lippen bringe, ohne vorher das Kreuz geschlagen zu haben.

Was ist — Buchhändler? frage ich dich zum zweiten Male, lieber Leser. Weißt du, was sie sind? Seifensieder! Sie ziehen Lichter, welche Schriftsteller heißen. Durch sie ist der Welt schon manches Licht aufgegangen, durch sie ist das Chaos gelichtet und die Geistesnacht aufgeklärt und erleuchtet worden. Und wie uneigennützig sind sie, für lumpiges Papier geben sie klingendes Geld her. Für einen beschriebenen Bogen Papier zahlen sie 4 Carolinen und manchmal auch noch weniger! Dafür haben sie aber auch gegossene und ungegossene Lichter; die ersteren kennt man unter dem Namen lumina clara, die andern nennt man lumina obscura. Die Leuchter dieser Lichter sind Bibliotheken, in diese werden sie hineingesteckt und auf daß sie desto heller brennen, so werden sie bisweilen von der Lichtscheere der Kritik heruntergeputzt. Manches Licht wird sehr häufig durch sogenannte Räuber geplündert. Diese Räuber sind die sogenannten Nachdrucker, die vampyrartig von dem Herzblut Anderer leben. Nachdrucker, dies Wort bringt mich wieder in meinen Zorn zurück. Du fragst, was Nachdrucker sind? Nachdrucker sind concessionirte Literatur-Beutelschneider, privi-

legirte Geistesdiebe, befugte Eigenthums-Wegstibitzer. Nachdrucker sind — ach, mich übermannt mein Zorn — ich muß die Feder weglegen, sonst bekomme ich diverse Injurienprocesse, und Gott und das Berliner Stadtgericht ist mein Zeuge, daß ich an Einem schon genug habe. —

34.

Abschied an meine Unvergeßliche.

(Im Münchener Polizeihause verfaßt.)

Kommt Dir einst die Kunde zu,
Daß geendet meine Noth,
O so weine, denn nur Du
Warst mein Leben, warst mein Tod.

Warst mein Leben, warst mein Tod,
Warst mein Alles — Alles mir,
Warst der Wonne Morgenroth,
Warst des Grames Theologie.

Warst des Grames Theologie,
Warst der Liebe Lebensbaum —
Niemals konnt' ich nahen Dir,
Denn das Ganze war ein Traum.

Denn das Ganze war ein Traum,
Nutzlos Sehnen, eitel Spiel.

Wie trug Frucht der Hoffnung Baum,
Wie gelangt' ich an mein Ziel.

Wie gelangt' ich an mein Ziel,
Möcht' ich ringen noch so sehr,
Denn die Liebe sank und fiel
In ein flippenvolles Meer.

In ein flippenvolles Meer
Sah ich sinken meine Ruh.
Ach, das Sterben ist nicht schwer,
Bald kommt Tir die Kunde zu.

Zur

Geschichte Napoleons.

Briefe Napoleons
an Josephine,

während des ersten Italienischen Feldzuges, des Consulats und der Kaiserherrschaft;

nebst

Josephinens Briefen an Napoleon
und ihre Tochter.

Aus dem Französischen übersetzt

von

E. M. Oettinger.

(In drey Abtheilungen.)

Mit sämmtlichen im Französischen Originale befindlichen Fac-similes.

Berlin.
Verlag der L. W. Krause'schen Buchhandlung.

1834.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

B 4

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Vorrede

des

Uebersetzers.

Auf wiederholtes Ersuchen des Herrn Krause habe ich das französische Manuscript:

„Lettres de Napoléon à Joséphine, pendant la première campagne d'Italie, le Consulat et l'Empire; et lettres de Joséphine à Napoléon et à sa fille"

ins Deutsche übersetzt. In Frankreich hat diese Correspondenz ein solches Interesse erregt, daß in einem Zeitraume von einigen Monaten 36,000 Exemplare davon vergriffen waren. Wenn dieses Buch in Deutschland eben so viel Glück macht, so darf Herr Krause sich dazu gratuliren.

Die Briefe sind in mehr als einer Beziehung interessant. Durch sie wird uns ein Blick in das Familienleben des großen Corsen vergönnt — Napoleon Benaparte hat da seinen Purpurmantel abgestreift und seine Krone niedergelegt — wir sehen hier den Kaiser gleichsam im Schlafrock, en negligée.

Buffon sagt: „Le style c'est l'homme." Aus dem Styl soll man den Menschen erkennen. Ich kenne zwar manchen schlechten Kerl, der einen guten Styl schreibt und manchen lieben, guten, braven Mann, dessen Styl sehr miserabel ist; dessenungeachtet ist Büffons Grundsatz nicht ganz zu verwerfen; auf jeden Fall gefällt mir seine Maxime besser als die, welche der Verfasser der Kunst: sein Halstuch zu binden, aufgestellt hat und die „la cravate c'est l'homme" heißt. Nach diesem Grundsatz müßte also ein Mensch, der keine Cravate trägt, gar kein Mensch sein. Es ist ein wahres Glück, daß jetzt keine Turner mehr existiren, sie hätten den Cravatenmann in gerichtlichen Anspruch nehmen können.

Ich kehre zu dem Buffon'schen Grundsatz zurück: le style c'est l'homme. Napoleons Styl ist kurz, gedrängt, keck, derb, imponirend und gebietend — so war auch er! Fast jeder seiner Briefe fängt mit seinem lieben „Ich" an — ja fast jeder Satz in seinen Briefen beginnt mit dem Worte ich. Der acht und achtzigste Brief lautet im Originale folgendermaßen:

„Je reçois ta lettre; j'ai ri de ta peur de feu. Je suis désespéré du ton de tes lettres, et de ce qui me revient; je te defends de pleurer, d'être chagriné et inquiète; je veux que tu sois gaie, aimable et heureuse."

Jeder Satz in diesem Brief fängt mit ich an. Schon dies allein characterisirt ihn — Napoleon war der größte Held, aber auch der größte Egeist, der je gelebt. Sein eigenes Ich ging ihm über Alles. Sein Styl hat, wie er, etwas Barsches, Befehlendes, Tyrannisirendes — „ich verbiete Dir, zu weinen, ich will, daß Du lustig sein sollst." Je veux, je veux,

das war Napoleons zweites Wort — er selbst personificirter Imperativ.

Die Briefe, die er als Obergeneral an Josephine schreibt, sind voll glühender Schwärmerei, voll heißer Liebe und brennender Eifersucht. Bonaparte ist da so zärtlich und schwärmerisch, wie Göthes Werther. Er seufzt (fast in jedem Briefe), er weint und kann die ganze Nacht kein Auge schließen (siehe Brief Nr. 3), er fantasirt an den Ufern des Sees, im Mondschein (siehe eben denselben Brief), er will sich den Kopf abreißen, weil sie ihm nicht schreibt; er ist eifersüchtig, wie jener Mohr von Venedig, dem Rossini eine so schöne Arie in den Mund gelegt; er erbricht ihre Briefe (siehe Brief Nr. 5), bittet sie um Verzeihung und bedeckt sie mit Küssen. Er schreibt ihr da fast täglich, nennt sie immer seine anbetenswerthe Freundin und ist wirklich närrisch in sie verliebt. Aber allmählig wird er kälter, dann immer kälter und kälter und zuletzt so kalt, daß dem Leser vor Kälte die Zähne klappern. Seine

Briefe sind dann weiter nichts als Brouillons seiner pomphaften Bülletins, verbrämt mit einigen ganz gewöhnlichen Artigkeitsfloskeln. Er nennt sie da nicht mehr seine „adorable amie," sondern bloß schlechtweg „mon amie," seine Briefe werden immer kürzer und schrumpfen zuletzt in 6 Zeilen zusammen, von denen 3 von seinen Siegen, 2 vom Wetter und 1 von seinem Befinden spricht. Je kälter er wird, desto mehr schreibt er vom Wetter. Damit sein Brief um eine Zeile länger werde, fügt er noch hinzu, auf wieviel Grad das Thermometer steht (siehe Briefe Nr. 110, 111, 115, u. s. w.). Denen Briefen, die er ihr nach der Scheidung schreibt, sieht man es nur zu deutlich an, wie sauer sie ihm geworden — er speis't sie mit einigen gleichgültigen Zeilen ab, verspricht ihr in jedem Briefe, daß er sie besuchen werde — besucht sie aber nur höchst selten. Wer seine Briefe gelesen, der kennt ihn dann von Innen und Außen.

Wir kommen nun zu Josephinens Briefen. So oft ich den Namen Josephine lese oder

schreibe, übermannt mich eine unendliche Wehmuth — denn das ganze Leben Josephinens rollt sich vor meinen Blicken auf.

Ich kenne keine zweite Frau, deren Leben so vielgestaltig, so reich an Begebenheiten und Erinnerungen, als das ihrige ist. Josephine de la Pagerie, die Tochter eines unbekannten Edelmanns zu St. Pierre in Martinique, die Wittwe des hingerichteten Generals Alexander von Beauharnais, die Mutter Eugens und Hortensiens, die Gefangene im Kerker des Madelonettes, die Begünstigte des Directors Barras, die Gemahlin des Obergenerals Bonaparte, die Kaiserin der Franzosen, die Königin von Italien, der Glückstern Napoleons (l'étoile de Napoléon) die trauernde Wittwe von Malmaison!!! Josephine war es, aus deren Hand Bonaparte, am Tage der Hochzeit (8. März 1796), den Oberbefehl der italienischen Armee erhielt; Josephine war es, die ihm den Weg zum Ruhm gebahnt, die ihm die Stufen zu dem Kaiserthrone gebaut! Und dennoch hat er sie so tief

gekränkt! Mit diamantenem Griffel hat Clio Napoleons Heldenthaten in die Asbestblätter der Geschichte aufgezeichnet, und war auch manches Blatt mit Blut getränkt, die Zeit hat es getrocknet; doch jener Akt, den er gegen Josephinen begangen, wird in den Annalen seines Ruhmes ein Schandfleck bleiben, den die Zeit nicht auslöschen wird.

Ich kehre zu meinem Thema zurück.

Die Briefe, welche Josephine an ihre Tochter Hortensie schreibt, tragen alle den Stempel großartiger Mutterliebe. Jedes Wort, jede Sylbe athmet innige Zärtlichkeit und zärtliche Innigkeit. Aus allen ihren Briefen schimmert ein Zug von Melancholie hervor, der auch ihrer Persönlichkeit einen ganz eigenthümlichen Reiz verliehen hat. Die Briefe, die sie nach ihrer Scheidung geschrieben, tragen das Gepräge der edelsten Resignation an sich; doch leuchtet aus allen eine trübe Ahnung hervor, die sie ewig beunruhigt hat, und die später auch wirk-

lich in Erfüllung gegangen. Ipsey hine starb an gebrochenem Herzen. Friede ihrer Asche!

Von dem Leser Abschied nehmend, erkläre ich, daß ich auf Uebersetzer-Ruhm nicht den mindesten Anspruch mache.

Berlin, am 1. September 1833.

Der Verfasser.

Erster Brief.

An Josephine, in Mailand.

Roverbella, *am 18. Messidor, im 4ten Jahre.*
6. *Juli* 1796.

Der Feind ist geschlagen. Kilmaine wird Dir eine Abschrift des Berichtes schicken. Ich bin sterbensmüde.

Ich bitte Dich, sogleich abzureisen und nach Verona zu kommen; ich bedarf Deiner, denn ich fürchte, bald sehr krank zu werden.

Ich gebe Dir tausend Küsse. Ich bin bettlägerig.

Bonaparte.

Zweiter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Verona, *am 23. Messidor, im 4ten Jahre.*
11. *Juli* 1796.

Kaum abgereiset von Roverbella, habe ich gewußt, daß der Feind sich in Verona zeigen wird. Massena traf einige Anordnungen, die sehr glücklich ausgefallen sind. Wir haben 600 Gefangene gemacht und 3 Stück Geschütz genommen. Der General Brüne hatte in seinen Kleidern sieben Kugeln, ohne von einer verwundet zu werden — das heißt glücklich spielen.

Ich gebe Dir tausend Küsse. Ich befinde mich sehr wohl. Wir haben nur 10 Todte und 100 Verwundete gehabt.

Bonaparte.

Dritter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Marmirolo, am 29. Messidor, neun Uhr Abends. / 17. Juli 1796.

So eben empfange ich, angebetete Freundin, Deinen Brief; er erfüllt mein Herz mit Freude. Ich bin Dir sehr verpflichtet für die Mühe, die Du Dir gemacht, mir Nachrichten von Dir mitzutheilen. Mit Deiner Gesundheit soll es heute besser gehen; ich bin überzeugt, daß Du ganz geheilt werden wirst. Ich bitte Dich recht sehr, ein wenig auszureiten, das wird Dir gute Dinge thun.

Seitdem ich Dich verlassen habe, bin ich immer traurig gewesen. Mein höchstes Glück besteht darin, in Deiner Nähe zu sein. Ohne Unterlaß rufe ich in mein Gedächtniß Deine Küsse, Deine Thränen, Deine liebenswürdige Eifersucht zurück, und die Reize der unvergleichlichen Josephine erwecken in meinem Herzen stets von Neuem eine verzehrende Gluth. Wann werde ich, frei von jeder Unruhe, frei von jedem Geschäft, alle meine Tage in Deiner Nähe verleben können, und nichts Anders zu thun haben als Dich zu lieben, und nur an das Glück zu denken, Dir es sagen und beweisen zu dürfen. Ich werde Dir Dein Pferd schicken, hoffe jedoch, daß Du bald bei mir sein wirst. Ich glaubte früher Dich zu lieben, aber, seit ich Dich gesehen, fühle ich, daß ich Dich noch tausend Mal mehr liebe.

Seitdem ich Dich kennne, verehre ich Dich von Tag zu Tag mehr, das beweis't, wie sehr die Sentenz Labreyere's, daß die Liebe mit einem Male kommt, falsch ist. Alles in der Natur hat einen eigenthümlichen Lauf und macht verschiedenartige Fortschritte im Wachsthum. Ach! ich bitte Dich, laß mich einige Deiner Fehler sehen, sei weniger schön, weniger anmuthig, weniger zärtlich, weniger gut und vor allen Dingen weniger eifersüchtig, weine niemals, denn Deine Thränen rauben mir den Verstand, entzünden mein Blut. Glaube mir,

daß ich nicht mehr im Stande bin, einen Gedanken zu haben, der nicht Dich betrifft, eine Idee, die Dir nicht unterthan wäre.

Ruhe Dich aus. Werde bald wieder gesund. Eile dann zu mir, damit, bevor wir sterben, wir uns sagen können: Wir haben so viel glückliche Tage mit einander verlebt.

Millionen Küsse an Dich und auch, seiner Bosheit zum Trotz, an Fortuné. *)

Bonaparte.

Vierter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Marmirolo, am 30. Messidor, 2 Uhr nach Mitternacht.
18. Juli 1796.

Ich habe die ganze Nacht unter den Waffen gestanden. Ich hätte Mantua nehmen können, allein die Wasser des Sees waren dergestalt gefallen, daß meine Colonne, welche sich eingeschifft hatte, nicht ankommen konnte. Heute Abend fange ich es auf eine andere Weise an, aber das wird nicht so befriedigende Resultate geben.

So eben empfange ich von Eugen einen Brief, den ich Dir schicke. Ich bitte Dich, in meinem Namen an diese liebenswürdigen Kinder zu schreiben und ihnen einige Kleinigkeiten zu schicken. Wahrhaftig, ich liebe sie wie meine Kinder! Das, was Dir oder mir gehört, verschmilzt dergestalt in meinem Herzen, daß es da keinen Unterschied giebt.

Ich bin sehr begierig zu erfahren, wie Du Dich befindest, was Du machst. Ich war in dem Dorf gewesen, wo Virgil gelebt; an den Ufern des Sees, bei dem Silberlichte des Mondes, ist keine Minute verflossen, in der ich nicht an Josephinen gedacht.

Am 28. Messidor hat der Feind einen Ausfall auf

*) So hieß der kleine Hund der Madame Bonaparte.

uns gewagt; er hat uns 200 Menschen getödtet und verwundet, 500 aber beim Rückzug verloren.

Ich befinde mich wohl, gehöre ganz Josephinen und habe nur Freude und Glück, wenn sie bei mir ist.

Drei neapolitanische Regimenter sind in Brescia angekommen, sie haben sich von der österreichischen Armee getrennt, in Folge der Convention, die ich mit Herrn Pignatelli abgeschlossen.

Ich habe meine Tabaksdose verloren, und bitte Dich deshalb, mir eine andere, die etwas platt ist, auszusuchen und darauf etwas Schönes, mit Deinen Haaren geschmückt, schreiben zu lassen.

Tausend Küsse, eben so glühend heiß, als Du kalt bist. Liebe ohne Gränzen und Treue bis in den Tod.

Bevor Joseph *) abreis't, wünsche ich ihn zu sprechen.

Bonaparte.

Fünfter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Marmirola, 1. *Thermidor, an IV.* / 19. *Juli* 1796.

Seit zwei Tagen habe ich keine Briefe von Dir erhalten. Schon dreißig Mal habe ich heute diese Bemerkung gemacht. ... Du wirst einsehen, daß das sehr traurig ist.

Gestern haben wir Mantua angegriffen. Wir haben es mit zwei Batterien glühender Kugeln und Mörsern eingeheizt. Die ganze Nacht hat diese elende Stadt gebrannt. Das Schauspiel war schrecklich und imposant. Wir haben uns mehrerer äußerer Werke bemächtigt, und werden heute Nacht die Laufgräben eröffnen. Morgen werde ich mit dem Generalstab nach Castiglioni abreisen und dort wahrscheinlich übernachten.

Aus Paris habe ich einen Courier erhalten. Er hatte zwei Briefe für Dich, ich habe sie gelesen. Wie-

*) Aeltester Bruder Napoleons, später König von Spanien.

wohl mir das ganz unschuldig scheint, weil Du mir die Erlaubniß dazu gegeben, so fürchte ich doch, daß es Dich ärgern wird, und das betrübt mich. Ich habe sie wieder zusiegeln wollen; pfui, das wäre ein schlechter Streich gewesen. Wenn ich strafbar bin, so bitte ich Dich um Verzeihung; ich schwöre Dir, daß es nicht aus Eifersucht geschehen, gewiß nicht, denn ich habe von meiner angebeteten Freundin in diesem Punkte eine zu gute Meinung. Ich wollte, Du schenktest mir die Erlaubniß, all' Deine Briefe zu lesen — ich hätte dann weder Furcht noch Gewissensbisse.

Achille kommt als Courier von Mailand, keinen Brief von meiner angebeteten Freundin! Leb' wohl, mein einziges Glück. Wann wirst Du zu mir reisen können? Ich werde Dich von Mailand abholen.

Tausend Küsse, so glühend wie mein Herz, so rein wie Du.

Ich habe den Courier rufen lassen; er sagte mir, daß er bei Dir gewesen ist, und daß Du gesagt hast: Du hättest ihm nichts aufzutragen. Pfui, böse, häßliche, grausame Tyrannin, kleines, liebes Ungeheuer! Du lachst über meine Drohungen, ach, wenn ich Dich in mein Herz einschließen könnte, so würde ich Dich ins Gefängniß setzen.

Schreibe mir bald, daß Du froh und gesund und mir noch gut bist.

Bonaparte.

Sechster Brief.

An Josephine, in Mailand.

Castiglione, ***am 3. Thermidor, 8 Uhr Morgens.***
21. *Juli* 1796.

Ich hoffe, vor Ankunft des heutigen Abends, einen Deiner Briefe zu empfangen. Du weißt, meine theuere Josephine, wie viel Freude sie mir machen und ich bin überzeugt, daß es Dir Vergnügen gewährt, an mich zu schreiben.

Ich werde diese Nacht nach Peschiera, nach Verona und von da nach Mantua gehen und vielleicht in Mailand einen Kuß in Empfang nehmen, wenn Du mich versicherst, daß er nicht kalt sein wird.

Ich hoffe, daß Du jetzt gänzlich hergestellt sein und mich in mein Hauptquartier begleiten wirst, um mich nie mehr zu verlassen. Bist Du nicht die Seele meines Lebens und das Leben meiner Seele?

Deine Schützlinge sind etwas lebhaft und können die Zeit nicht erwarten. Wie vielen Dank bin ich ihnen dafür schuldig, daß ich etwas für sie thun kann, was Dir angenehm ist! Sie werden sich nach Mailand begeben, müssen aber noch ein bischen Geduld haben.

Adieu, schöne, gute, unvergleichliche, göttliche Josephine.

Tausend liebevolle Küsse.

Bonaparte.

Siebenter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Castiglione, *am 4. Thermidor.* / *22. Juli* 1796.

Die Bedürfnisse der Armee erfordern meine Gegenwart in dieser Gegend; es ist unmöglich, daß ich mich entfernen und nach Mailand kommen kann; ich brauchte dazu fünf bis sechs Tage und unterdessen könnten Bewegungen geschehen, die meine Gegenwart hier sehr nothwendig machten.

Du versicherst mich, daß Deine Gesundheit jetzt wieder gänzlich hergestellt sei, ich bitte Dich daher, nach Brescia zu kommen. Noch in dieser Stunde sende ich Murat ab, damit er dort eine Wohnung, wie Du sie wünschest, für Dich einrichte.

Ich glaube, daß Du sehr wohl thun würdest, wenn Du, von Mailand spät abreisend, am 6. in Lassano schliefest und am 7. in Brescia ankämest, wo Dich der Zärtlichste aller Liebenden erwartet.

Ich bin voll Verzweiflung, daß Du glaubst, mein Herz sei auch für Andere zugänglich; Dir gehört es, durch das Recht der Eroberung. — Ich weiß nicht, warum Du mir von Mad. Te.... sprichst, um die ich mich, wie um die andern Frauen in Brescia, sehr wenig bekümmere! Was Deine Briefe betrifft, so wird dieser der Letzte sein, den ich öffne.

Leb' wohl, meine zärtliche Freundin und schreibe mir oft. Treffe hier pünktlich ein; sei glücklich und unbesorgt; alles geht gut und mein Herz gehört Dir ewig.

Trage Sorge, dem General-Adjutanten Miollis die Schachtel mit den Medaillen wieder zu geben, welche er, wie er mir schreibt, an Dich abgegeben. Die Menschen sind so böse Zungen und so boshaft, daß man sich über Alles —

Gesundheit, Liebe und pünktliche Ankunft in Brescia!

In Mailand habe ich eine Stadt- und Landkutsche, bediene Dich ihrer, um zu mir zu reisen. Nimm Dein Silberzeug und einen Theil der nothwendigen Sachen mit. Reise nicht zu schnell, damit Du Dich nicht anzustrengen brauchst. Das Heer braucht nur drei Tage, um sich nach Brescia zu begeben.

Ich bitte Dich nochmals, am 6ten in Cassano zu übernachten, am 7ten werde ich Dir entgegenkommen, so weit als möglich.

Leb' wohl, meine Josephine. Tausend zärtliche Küsse.

Bonaparte.

Achter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Brescia, *am 13. Fructidor, an IV.* / 30. *August* 1796.

Hier angekommen, meine anbetenswerthe Freundin, ist es mein erster Gedanke: Dir zu schreiben. Deine Gesundheit und Dein Bild ist während der ganzen Reise

keinen Augenblick aus meinem Gedächtniß gekommen. Erst dann werde ich ruhig sein, wenn ich Briefe von Dir erhalten. Mit Ungeduld erwarte ich sie. Es ist nicht möglich, daß Du Dir meine Unruhe vorstellen kannst. Ich habe Dich traurig, verdrießlich und noch halb krank verlassen. Wenn die innigste und zärtlichste Liebe Dich glücklich machen könnte, so müßtest Du es sein.

Ich bin mit Geschäften überhäuft. Leb' wohl, meine süße Josephine, bleibe gesund und denke oft, recht oft an mich.

Bonaparte.

Neunter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Brescia, am 14. *Fructidor.* / 31. *August* 1796.

Ich reise sofort nach Verona. Ich hatte gehofft, einen Brief von Dir zu erhalten — das macht mir schreckliche Unruhe. Du warst bei meiner Abreise etwas unwohl, ich bitte Dich, laß mich nicht mehr in solcher quälenden Unruhe! Du hattest mir mehr Pünktlichkeit versprochen. Deine Zunge war mit Deinem Herzen damals in Einklang. . . Du, der die Natur Sanftmuth, Liebreiz und alles gegeben, was gefällt, wie kannst Du den vergessen, der Dich so innig liebt! Drei Tage ohne Briefe von Dir! Ich hingegen habe Dir unterdessen Mehrere geschrieben. Die Abgeschiedenheit von Dir ist schrecklich. . . Die Nächte sind langweilig und fade, die Tage einfarbig.

Heute, allein mit meinen Gedanken, Arbeiten, Schreibereien, allein mit den Leuten und ihren hochtrabenden Plänen, habe ich nicht einen Brief von Dir, den ich an mein Herz drücken kann.

Der Generalstaab ist abgereis't. Ich reise erst in einer Stunde.

Heute Nacht habe ich einen Courier aus Paris

erhalten. Er hatte für Dich diesen beigeschlossenen Brief, der Dir Vergnügen machen wird.

Denke an mich, lebe für mich, sei oft bei dem, der Dich so herzlich liebt, und glaube, daß es für ihn nur ein Unglück giebt, das ihn erschüttern kann, das nämlich nicht mehr geliebt zu werden von seiner angebeteten Josephine.

Tausend süße, zärtliche Küsse.

Sage, daß Herr Monclas sogleich nach Verona abreise, ich werde ihn anstellen; er muß aber vor dem 18ten eintreffen.

Bonaparte.

Zehnter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Ala, *am 17. Fructidor.* / *3. Sept.* 1796.

Wir sind im offenen Felde, meine angebetete Freundin, haben die feindlichen Posten über den Haufen geworfen und ihnen acht bis zehn Pferde und eben so viel Reiter genommen. Das Heer ist sehr lustig und gut aufgelegt. Ich hoffe, daß wir gute Geschäfte machen und am 19ten in Trient einrücken werden.

Gar keine Briefe von Dir! Wahrhaftig! das beunruhigt mich. Man versicherte mir indessen, daß Du Dich wohl befindest und daß Du einen kleinen Ausflug nach dem Comer-See gemacht. Mit Ungeduld erwarte ich alle Tage den Courier, der mir von Dir Nachrichten bringen soll. Du weißt, wie theuer sie mir sind! Entfernt von Dir, lebe ich nicht, das Glück des Lebens weilt nur in der Nähe meiner süßen Josephine. Denke an mich, schreibe mir oft, sehr oft — das ist das einzige Hülfsmittel für die Abwesenheit — sie ist grausam, wird aber, ich hoffe es, schnell vorübergehend sein.

Bonaparte.

Eilfter Brief.

An Josephine, in Mailand,

Montebello, am 24. *Fructidor Mittag.* / 10. *Sept.* 1796.

Der Feind, meine theure Freundin, hat 18000 Gefangene verloren; der Rest ist getödtet oder verwundet. Wurmser, mit einer Colonne von 1500 Pferden und fünf tausend Mann Infanterie, hat keinen andern Ausweg, als sich auf Mantua zu werfen.

Noch niemals feierten wir so große Siege. Italien, Friaul, Tirol gehören der Republik. Der Kaiser muß eine zweite Armee schaffen, Artillerie, Schiffs-Zeug, Bagage, alles ist ihm abgenommen.

In wenigen Tagen werden wir uns wiedersehen, das ist die süßeste Belohnung für meine Anstrengungen und Mühseeligkeiten.

Tausend heiße, liebeglühende Küsse.

Bonaparte.

Zwölfter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Roveredo, am 26. *Fructidor*, um 10 *Uhr Morgens.* / 12. *Sept*, 1796.

Seit zwei Tagen, meine theuere Josephine, bin ich hier; ich habe schlecht geschlafen, schlecht gegessen und bin verdrießlich, von Dir getrennt zu sein.

Wurmser ist eingeschlossen — er hat 3000 Mann Cavallerie und 5000 Mann Infanterie mit sich, ist gegenwärtig in Porto-Legnago und versucht, sich nach Mantua zurückzuziehen, das wird ihm aber jetzt unmöglich sein. Von dem Augenblick an, wo die Affaire beendet ist, bin ich in Deinen Armen.

Ich umarme Dich Millionmal.

Bonaparte.

Dreizehnter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Verona, *am ersten Schalt-Tag im 4ten Jahre.* / *17. Sept.* 1796.

Ich schreibe Dir, meine liebe Freundin, sehr oft, Du hingegen schreibst mir nur höchst selten. Du bist eben so böse und häßlich, als Du leichtsinnig bist. Einen armen Ehemann, einen zärtlichen Geliebten betrügen, das ist treulos. Soll er darum seine Rechte verlieren, weil er, von Dir entfernt, mit Geschäften und Beschwerlichkeiten beladen ist? Was bleibt ihm auf dieser Erde ohne seine Josephine, ohne die Versicherung ihrer Liebe? —

Wir hatten gestern eine sehr blutige Affaire, der Feind, der viel Menschen verloren hat, ist gänzlich geschlagen worden. Wir haben ihm die Vorstadt von Mantua genommen.

Leb' wohl, angebetete Josephine; in einer der nächsten Nächte werden sich krachend die Thüren öffnen und, wie ein Eifersüchtiger, werde ich in Deinen Armen liegen.

Tausend liebevolle Küsse.

Bonaparte.

Vierzehnter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Modena, *am 26. Vendémaire, 9 Uhr Abends.* / *17. October* 1796

Vorgestern war ich den ganzen Tag im Felde gewesen; gestern habe ich das Bett gehütet. Das Fieber und ein fürchterlicher Kopfschmerz, alles das hat mich verhindert, an meine angebetete Freundin zu schreiben; aber ich habe ihre Briefe empfangen, habe sie an mein Herz, an meine Lippen gedrückt und der Schmerz der Abwesenheit, die 100 Meilen der Entfernung sind ver-

schwunden. In diesem Augenblick habe ich Dich in meiner Nähe gesehen, nicht launenhaft und böse, sondern süß und zärtlich mit jener himmlischen Güte, welche ausschließlich das Erbtheil meiner Josephine ist .... Es war ein Traum, urtheile, ob er mich von meinem Fieber geheilt. Deine Briefe sind so kalt, wie fünfzig Jahre, sie gleichen denen, die man 15 Jahre nach der Hochzeit schreibt. Man findet darin die Freundschaft und die Winterempfindungen des Lebens. Pfui, Josephine ... das ist sehr schlecht von Dir! Was bleibt Dir denn noch, um mich beklagenswerth zu machen? Mich nicht mehr lieben? Das ist bereits geschehen! Mich hassen? Wohlan, ich wünsche es, alles erniedrigt, nur nicht der Haß — aber die Gleichgiltigkeit mit dem Marmorpuls, mit dem festen Auge, mit dem monotonen Gang!!....

Tausend, tausend Küsse, so zärtlich, wie mein Herz.

Ich befinde mich ein wenig besser, morgen reise ich ab.

Die Engländer räumen das Mittelländische-Meer. Corsika gehört uns; gute Neuigkeit für Frankreich und für die Armee.

Bonaparte.

Funfzehnter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Verona, *am 19. Frimaire, an V.* / *9. November* 1796.

Vorgestern, meine liebe Frenndin, bin ich in Verona angekommen, Wiewohl matt und müde, bin ich doch ganz wohl und liebe Dich, wie immer, bis zum Wahnsinn. Ich steige zu Pferde.

Ich umarme Dich 1000 Mal.

Bonaparte.

Sechszehnter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Verona, *am 3. Frimaire, an V.* / 13. *November* 1796.

Ich liebe Dich nicht mehr, im Gegentheil, ich hasse Dich. Du bist ein häßliches, falsches, dummes Aschenbrödel. Du schreibst Deinem Mann nicht mehr, Du liebst ihn nicht mehr; Du weißt, wieviel Vergnügen ihm Deine Brriefe machen, und Du schreibst ihm doch nicht sechs Zeilen!

Was machen Sie denn den ganzen Tag, Madame? Welch eine wichtige Angelegenheit raubt Ihnen die Zeit, an Ihren guten Mann zu schreiben? Welche Leidenschaft erstickt die Liebe, die zärtliche und beständige Liebe, die Sie ihm versprochen haben? Wer kann der Merveilleur, der neue Geliebte sein, der Ihre Zeit so sehr in Anspruch nimmt, und Sie verhindert, sich mit Ihrem Gemahl zu beschäftigen? Josephine, nimm Dich in Acht — eines Nachts werden sich die Thüren aufthun und ich werde bei Dir sein.

Ohne Scherz, ich bin sehr bestürzt, meine gute Freundin, keine Nachrichten von Dir erhalten zu haben; schreibe mir schnell vier Seiten, aber nur von jenen liebenswürdigen Dingen, die mein Herz mit süßen Gefühlen erfüllen.

Ich hoffe, daß ich Dich bald in meine Arme schließen und Dich mit einer Million von Küssen, so heiß wie unter dem Aequator, bedecken werde.

Bonaparte.

Siebzehnter Brief.

An Josephine, in Mailand.

Verona, *am 4. Frimaire.* / 24. *November* 1796.

Ich hoffe, meine süße Freundin, bald in Deinen Armen zu sein. Ich liebe Dich bis zum Wahnsinn. Ich

schreibe durch diesen Courier nach Paris. Alles geht gut. Wurmser ist gestern vor Mantua geschlagen worden. Um glücklich zu sein, fehlt Deinem Manne weiter nichts, als Josephinens Liebe.

Bonaparte.

Achtzehnter Brief.

An Josephine, in Genua.

Mailand, am 7. Frimaire, um 8 Uhr Nachmittag, 27. November 1796.

Ich komme in Mailand an, ich eile in Dein Zimmer, ich habe alles verlassen, um Dich sehen, Dich in meine Arme zu schließen . . . und Du bist nicht mehr hier . . . Du durchläufst die Städte und die Feste, Du entfernst Dich von mir, wenn ich ankomme, Du bekümmerst Dich nicht mehr um Deinen theuren Napoleon. Eine Caprice war Schuld, daß er Dich liebte, die Unbeständigkeit wird Dich ihm gleichgültig machen.

An Gefahren gewöhnt, weiß ich für die Langeweile und die Uebel des Lebens ein Heilmittel. Das Unglück, das ich empfinde, ist unberechenbar; ich hatte Recht, nicht darauf zu rechnen.

Ich werde bis zum 9. hierbleiben. Laß Dich nicht stören, laufe den Vergnügungen nach . . . das Glück ist gemacht für Dich; die ganze Welt ist glücklich, wenn sie Dir gefallen kann, und nur Dein Mann, Dein Mann allein ist sehr, sehr unglücklich.

Bonaparte.

Neunzehnter Brief.

An Josephine, in Genua.

Mailand, am 8. Frimaire, 9 Uhr Abends, 28. November 1796.

So eben empfange ich den Courier, den Berthier nach Genua abgefertigt. Du hattest, ich begreife es

leicht, nicht Zeit gehabt, mir zu schreiben; umgeben von Spielen und Vergnügungen, würdest Du Unrecht thun, mir das kleinste Opfer zu bringen.

Berthier hat die Güte gehabt, mir den Brief zu zeigen, den Du an ihn geschrieben. Ich habe mir vorgenommen, Dich weder in Deinen Berechnungen, noch in den Ergötzlichkeiten, die Dir geboten, zu stören. Was gehe ich Dich an? Weder das Glück noch das Unglück eines Mannes, den Du nicht liebst, hat Ansprüche, Deine Theilnahme zu erwecken.

Was mich betrifft, so ist: Dich lieben, Dich glücklich machen, und nichts zu thun, daß Dir mißfallen könnte, der Zweck und das Ziel meines Lebens.

Sei glücklich, mache mir keine Vorwürfe, nimm keinen Antheil an der Glückseligkeit eines Mannes, der nur von Deinem Leben lebt, welcher nur die Freuden und das Glück genießt, das Du ihm bietest. Wenn ich von Dir eine gleiche Liebe fordere, so habe ich Unrecht — warum verlangen, daß die Kante eben so viel wiegen soll, als das Gold! Wenn ich Dir alle meine Wünsche, alle meine Gedanken, alle Augenblicke meines Lebens zum Opfer bringe, so gehorche ich nur der Gewalt, welche Dein Character und Deine ganze Persönlichkeit über mein unglückliches Herz zu erringen gewußt. Ich habe Unrecht, wenn die Natur mir keine Reize, Dich zu fesseln, gegeben, aber Rücksicht, Achtung verdiene ich von Seiten Josephinens, denn ich liebe sie bis zum Wahnsinn.

Leb wohl, angebetete Frau! Leb wohl, meine Josephine. Mag das Schicksal in meinem Herzen allen Kummer, alle Mühen zusammenhäufen, wenn es nur meiner Josephine frohe und glückliche Tage schenkt! Wer verdient diese mehr als sie? Wenn es ausgemacht sein wird, daß sie mich nicht mehr lieben kann, so werde ich den tiefen Schmerz in meinem Innern verschließen und mich begnügen, ihr in irgend einer Lage nützlich sein zu können.

Ich öffne meinen Brief, um Dir einen Kuß zu geben. Ach Josephine, Josephine! . . .

Bonaparte.

Zwanzigster Brief.

An Josephine, in Bologna.

Forli, am 15. Pluviose, an V.
3. Februar 1797.

Diesen Morgen habe ich an Dich geschrieben. Diese Nacht reise ich. Unsere Truppen sind in Rimini. Dieses Land fängt an, sich wieder zu befestigen. Ich bin immer noch ein wenig von meinem Schnupfen gequält.

Ich bete Dich an und gebe Dir tausend Küsse.

Tausend angenehme Dinge meiner Schwester.

Bonaparte.

Ein und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Bologna.

Ancona, am 22. Pluviose, an V.
10. Februar 1797.

Seit zwei Tagen sind wir in Ancona. Nach einer kleinen Zufluhr haben wir die Citadelle eingenommen und zweihundert Gefangene gemacht. Die funfzig Offiziere habe ich wieder zu ihnen zurückgeschickt.

Ich bin immer in Ancona, laß Dich aber nicht zu mir kommen, weil alles noch nicht beendigt ist, was aber, wie ich hoffe, in einigen Tagen der Fall sein wird. Uebrigens ist dieses Land sehr widerwärtig und Alle fürchten sich.

Morgen reise ich in die Gebirge. Du schreibst mir gar nicht, Du solltest mir alle Tage Nachricht von Dir geben.

Ich bitte Dich, alle Tage spazieren zu gehen, das wird Dir gut thun.

Ich gebe Dir Millionen Küsse. Ich habe mich noch niemals so gelangweilt, als in diesem abscheulichen Krieg hier.

Adieu, meine süße Freundin, denk an mich.

Bonaparte.

Zwei und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Bologna.

Ancona, am 25. Pluviose, an V.
13. Februar 1797.

Ich erhalte keine Nachrichten von Dir und bin nun fest überzeugt, daß Du mich nicht mehr liebst. Ich habe Dir Journale und verschiedene Briefe gesandt. Ich reise augenblicklich ab, um die Gebirge zu durchstreifen. Wann ich wissen werde, woran ich mich zu halten habe, werde ich Dich zu mir kommen lassen: das ist der theuerste Wunsch meines Herzens.

Tausend und abermals tausend Küsse.

Bonaparte.

Drei und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Bologna.

Ancona, am 28. Pluviose, an V.
16. Februar 1797.

Du bist traurig, Du bist krank, Du schreibst mir nicht mehr, Du willst nach Paris gehen. Willst Du Deinen Freund nicht mehr lieben? Dieser Gedanke macht mich unglücklich. Meine süße Freundin, das Leben ist für mich unerträglich, seit ich weiß, daß Du traurig bist.

Ich beeile mich, Dir Moscati zu schicken, damit er Dich pflegen kann. Meine Gesundheit ist ein wenig schwach, ich habe noch immer den Schnupfen. Ich bitte Dich zu schonen, mich so zu lieben, wie ich Dich liebe und mir alle Tage zu schreiben; meine Unruhe ist sonst ohne Gleichen.

Ich habe Moscati gesagt, daß er Dich nach Ancona begleiten soll, im Fall Du herkommen willst. Ich werde Dir schreiben, um Dich wissen zu lassen, wo ich bin.

Ich werde mit dem Papst vielleicht Frieden machen und dann bald bei Dir sein, dies ist der sehnlichste Wunsch meiner Seele.

Nimm tausend Küsse. Glaube, daß nichts meiner Liebe gleicht, wenn es nicht meine Unruhe ist. Schreibe mir alle Tage, aber Du selbst. Leb wohl, theuerste Freundin.

Bonaparte.

Vier und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Bologna.

Tolentino, am 1. Ventose, am V.
19. Februar 1797.

Der Frieden mit Rom ist so eben unterzeichnet worden. Bologna, Ferrara und die Romagna sind der Republik abgetreten. Der Papst giebt uns in kurzer Zeit 30 Millionen und einige Kunstgegenstände.

Morgen reise ich nach Ancona und von da nach Rimini, Ravenna und Bologna. Erlaubt es Deine Gesundheit, so komme nach Rimini oder Ravenna, aber, schone Dich, ich beschwöre Dich!

Nicht ein einzig Wort von Deiner Hand; guter Gott! was habe ich denn gethan? Nur denken an Dich, keine Andere lieben, als Dich, nur leben für meine Frau, nichts genießen als das Glück meiner Freundin ... verdiene ich deshalb von Deiner Seite eine so harte Behandlung? Ich bitte, ich beschwöre Dich, meine Freundin, oft an mich zu denken und mir alle Tage zu schreiben. Du bist entweder krank oder Du liebst mich nicht. Glaubst Du denn, daß mein Herz von Marmor ist? Interessiren Dich meine Angelegenheiten denn gar so wenig! Du kanntest mich sehr schlecht. Ich kann es nicht glauben. Du, der die Natur Geist, Sanftmuth und Schönheit verliehen, Du, die einzige, die mein Herz bezaubern konnte, schreibe mir, gedenke meiner und liebe mich. Mein Lebelang ganz der Deinige.

Bonaparte.

Briefe
des
ersten Consuls Bonaparte
an
seine Gemahlin.

(Beschrieben während des Feldzuges von Marengo.)

Fünf und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Paris.

Lausanne, *am 25. Floréal, im Jahre 8.* / *13. Mai 1800.*

Seit gestern bin ich in Lausanne. Morgen reise ich ab. Mit meiner Gesundheit geht es ziemlich gut. Das Land hier ist sehr schön. Es macht Dir keine Schwierigkeit, von heute über 10 oder 12 Tagen zu mir zu kommen. — Du müßtest aber incognito reisen und nicht sagen, wohin Du gehst, weil ich nicht haben will, daß man wissen soll, was ich zu thun habe. Du kannst sagen, daß Du nach Plombieres gehst.

Ich werde Moustache, *) der so eben angekommen ist, zu Dir schicken.

Tausend zärtliche Dinge an Hortensie. **) Eugen wird erst von heute über acht Tage ankommen — er ist auf dem Wege.

Bonaparte.

---

*) Courier des ersten Consuls.

**) Die Stieftochter Napoleons, später Frau seines Bruders Louis, des Königs von Holland.

Sechs und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Paris.

Am 25. Floréal im Jahre 8.
15. Mai 1800.

Diesen Augenblick reise ich ab, um in Saint Maurice zu übernachten. Ich habe keine Briefe von Dir erhalten, das ist nicht recht von Dir, ich habe Dir mit allen Couriren geschrieben.

Uebermorgen muß Lagoy eintreffen. Ich habe ein wenig den Schnupfen, aber das macht nichts.

Tausend zärtliche Dinge an meine gute, kleine Josephine und an Alle, was ihr angehört.

Bonaparte.

Sieben und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Paris.

Mailand . . . . . ?

Ich bin in Mailand und habe einen gräßlichen Schnupfen. Ich vertrage kein Naß nicht und doch war einige Stunden mein ganzer Körper davon durchnäßt — es geht indessen besser. Ich lade Dich nicht ein, hierher zu kommen, denn in einem Monat bin ich wieder zurück gekehrt. Ich hoffe, daß ich Dich gesund antreffen werde.

Ich will nach Turin und in Stradella reisen. Wir sind Herr von Brescia, Crema und Piacenza.

Tausend zärtliche Dinge. Murat befindet sich sehr wohl.

Bonaparte.

---

*) Das Datum fehlt im Original.
Anmerk. des Herausgebers.

Briefe
des
ersten Consuls Bonaparte
an
seine Gemahlin.

(Geschrieben während der zwei Reisen, welche sie nach Plombières machte, im Jahre 10 und 11 der Republik — 1801 und 1802.)

Acht und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Plombières *).

Paris, am 27. . . . im Jahre 10.

Es ist hier so schlechtes Wetter, daß ich in Paris geblieben bin. Malmaison, ohne Dich, ist zu traurig. Das Fest war sehr schön gewesen, es hat mich aber ein wenig ermüdet. Die spanische Fliege, die man mir auf den Arm gesetzt, verursacht mir noch immer viel Schmerzen.

Aus London habe ich für Dich Pflanzen erhalten, die ich sogleich an Deinen Gärtner geschickt. Wenn in Plombières eben so schlechtes Wetter ist, als hier, so wirst Du viel auszustehen haben.

Tausend angenehme Dinge an die Mama und an Hortensie.

Bonaparte.

---

*) Erste Reise.

Neun und zwanzigster Brief.

An Josephine, in Plombieres *).

Malmaison, 30. Prairial, im Jahre 11. / 19. Juni 1803.

Ich habe noch keine Nachricht von Dir erhalten, glaube indessen, daß Du schon angefangen hast die Bäder zu gebrauchen. Es geht hier etwas traurig zu, obgleich Deine liebenswürdige Tochter **) ganz vortrefflich die Honneurs des Hauses macht. Seit zwei Tagen fühle ich mich von meinem Schmerz nur wenig geplagt. Gestern Abend ist der dicke Eugen hier angekommen, er befindet sich vortrefflich.

Ich liebe Dich noch wie am ersten Tage, weil Du gut und liebenswürdig über alle Maaßen bist.

Hortensie hat mir gesagt, daß sie Dir oft geschrieben hat.

Tausend göttliche Dinge und einen Kuß der heißesten Liebe. Ganz der Deinige.

Bonaparte.

Dreißigster Brief.

An Josephine, in Plombieres.

Malmaison, 4. Messidor, im Jahre 2. / 23. Juni 1803.

Ich habe Deinen Brief erhalten, liebe, kleine Josephine. Ich ersehe daraus mit Bedauern, daß Du auf der Reise viel ausgestanden hast — einige Tage der Ruhe werden Dir gar wohl thun. Ich bin ziemlich wohl. Gestern war ich in Marly auf der Jagd: noch einem Eber jagend, habe ich mich ganz leicht an einem Finger verwundet.

---

*) Zweite Stadt.

**) Madame Louis Bonaparte, damals in anderen Umständen, daher ihre Mutter auf dieser Reise nicht begleitet.

Hortense befindet sich ziemlich wohl. Dein dicker Sohn war ein wenig unwohl gewesen, jetzt aber geht es besser. Ich glaube, daß die Damen heute Abend den „Barbier von Sevilla" spielen.

Es ist hier sehr schönes Wetter. Ich bitte Dich zu glauben, daß nichts so wahr als das Gefühl ist, das ich für meine kleine Josephine empfinde.

Ganz der Deinige.

Bonaparte.

Ein und dreißigster Brief.

An Josephine, in Plombieres.

Malmaison, am 8. Messidor, im Jahre 2. / 27. Juni 1803.

Dein Brief, liebe kleine Frau, hat mich benachrichtigt, daß Du unpäßlich warst. Corvisart*) hat mir gesagt, daß dies ein gutes Zeichen ist, daß die Bäder den erwünschten Erfolg haben und Dich wieder ganz herstellen werden. Aber wissen, daß Du leidest, das ist ein empfindlicher Schmerz für mein Herz.

Gestern habe ich die Manufakturen von Sèvres und Saint Cloud besichtigt.

Tausend angenehme Dinge für Alle. Für das ganze Leben

Dein Bonaparte.

Zwei und dreißigster Brief.

An Josephine in Plombieres.

Malmaison, am 12. Messidor, im Jahre 2. / 1. Juli 1803.

Deinen Brief vom 10ten Messidor habe ich empfangen. Du sprichst weder von Deiner Gesundheit, noch von der Wirkung der Bäder. Du denkst in acht Tagen wieder hier zu sein, das macht mir viele Freude

*) Erster Arzt des Consuls.

Deinem Freunde, der sich langweilt, weil er allein ist. Du wirst den General Ney gesehen haben, der nach Plombieres gereis't, nach seiner Rückkehr wird er sich verheirathen.

Hortense hat gestern mit vieler Einsicht die Rosine im Barbier von Sevilla gespielt.

Ich bitte Dich zu glauben, daß ich Dich liebe und es nicht erwarten kann, Dich wieder zu sehen. Alles ist hier traurig ohne Dich.

Bonaparte.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
die Kaiserin Josephine.

(Geschrieben auf der Reise, welche er im Jahre 12 und 13 (1804) gemacht.

Drei und dreißigster Brief.

An die Kaiserin, in Aachen.

Boulogne, am 15. Thermidor, im Jahre 12. / 8. August 1804.

Bald, meine Freundin, hoffe ich zu erfahren, daß die Bäder Dir gute Dienste geleistet. Die Widerwärtigkeiten, die Du empfunden, haben mich sehr beunruhigt. Ich wünsche nur, daß Du mir öfterer schriebest. Meine Gesundheit, wiewohl ein wenig angegriffen, ist doch ganz gut. In einigen Tagen werde ich in Dünkirchen sein, von wo aus ich Dir wieder schreiben werde.

Eugen ist nach Blois abgereist. Ich bedecke Dich mit Küssen.

Napoleon.

Vier und dreißigster Brief.

An die Kaiserin, in Aachen.

Calais, 18. *Thermidor, im Jahre* 12. / 6. *August* 1804.

Seit Mitternacht, meine Freundin, bin ich in Calais, diesen Abend denke ich von hier nach Dünkirchen abzureisen.

Ich wünsche, daß Dir die Bäder eben so gut bekommen mögen, als mir die Reise, die Besichtigung des Lagers und das Meer.

Eugen ist nach Blois abgereis't. Hortense befindet sich wohl, Louis ist in Plombieres.

Ich wünschte wohl, Dich zu sehen. Du bist mir immer nothwendig. Tausend angenehme Dinge!

Napoleon.

Fünf und dreißigster Brief.

An die Kaiserin, in Aachen.

Ostende, am 26. *Thermidor im Jahre* 12. / 14. *August* 1804.

Seit mehreren Tagen, meine Freundin, habe ich keine Nachrichten von Dir erhalten; ich bin dessenungeachtet ruhig, da man mich von der guten Wirkung der Bäder und von der Art und Weise, wie Du Deine Zeit zubringst, unterrichtet hat. Seit acht Tagen bin ich in Ostende. Uebermorgen werde ich in Boulogne auf einem ziemlich brillanten Feste sein. Unterrichte mich, durch den Courier, von Allem, was Du zu thun gedenkst und wann Du zu baden aufhören wirst.

Mit der Armee und den kleinen Flotten bin ich vollkommen zufrieden. Eugen ist noch immer in Blois. Von Hortense vernehme ich weiter nichts, als: daß sie auf Congo war. Ich habe ihr geschrieben, sie hat von mir Scheite bekommen.

Tausend angenehme Dinge für Alle.

Napoleon.

Sechs und dreißigster Brief.

An die Kaiserin, in St. Cloud.

Trier, am 14. *Vendémaire, im Jahre* 13.
6. *October* 1804.

So eben, meine Freundin, komme ich in Trier an, in der nämlichen Stunde trifft Du in St. Cloud ein. Ich befinde mich wohl. Dem T.... gieb keine Audienz, laß ihn nicht vor. Auch B..... empfange nur vor Allen, gieb ihm ja keine Privat-Audienz. Versprich nicht: Heirathe-Contracte zu unterzeichnen, die ich nicht unterzeichnet habe.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
die Kaiserin Josephine.
(Geschrieben während der Schlacht bei Austerlitz 1805.)

Sieben und dreißigster Brief.

An Josephine, in Straßburg.

Am 10. Vendémaire, im Jahre XIV. um 10 Uhr Morgens
2. *October* 1805.

Ich bin noch hier in voller Gesundheit. Jetzt reise ich nach Stuttgart und werde diesen Abend dort sein. Die großen Manövres beginnen. Die Würtembergisch und Badensche Armee vereinigt sich mit der meinigen. Ich habe eine gute Stellung und liebe Dich.

Napoleon.

Acht und dreißigster Brief.

An Josephine, in Straßburg.

Am 12. Vendémaire, um Mittag
4. *October* 1805.

Ich bin jetzt in Ludwigsburg. Diese Nacht reise ich. Es giebt noch nichts Neues. Meine ganze Armee marschirt. Das Wetter ist herrlich. Meine Vereinigung mit den Baiern ist gemacht. Ich befinde mich

wohl und hoffe, Dir in einigen Tagen etwas Interessantes melden zu können.

Bleibe gesund und glaube an meine Gesinnungen. Es ist hier ein sehr schöner Hof, eine sehr schöne Prinzessin, die erst seit Kurzem vermählt ist; außerdem giebt es hier noch viele liebenswürdige Leute; selbst unsere Kurfürstin scheint, obwohl sie eine Tochter des Königs von England ist, doch sehr gut zu sein.

Napoleon.

Vier und dreißigster Brief.

An Josephine, in Straßburg.

Ludwigsburg, am 13. Vendémiaire. / 5. October 1805.

In diesem Augenblick reise ich ab, um meinen Marsch fortzusetzen. Du wirst, meine Freundin, fünf oder sechs Tage ohne Nachricht von mir bleiben — ängstige Dich deßhalb nicht — das kommt von den Unternehmungen, welche jetzt Statt finden werden. Alles geht so gut, wie ich es nur hoffen konnte.

Ich war hier auf der Hochzeit des Kurfürsten-Sohnes gewesen, der eine Nichte des Königs von Preußen geheirathet. Der jungen Prinzessin will ich einen Brautschmuck für 35 — 40,000 Francs schenken. Laß ihn machen und schicke ihn der jungen Frau durch einen meiner Kammerherren — das muß jedoch bald geschehen.

Leb' wohl, meine Freundin, ich liebe und umarme Dich.

Napoleon.

Vierzigster Brief.

An Josephine, in Straßburg.

Augsburg, am 18. Vendémaire, um 11 Uhr Morgens. 10. October 1805.

Heute Nacht habe ich in dem Palais des alten Kurfürsten von Trier geschlafen. Seit acht Tagen bin ich auf der Reise. Wir haben den Feldzug mit dem glänzenden Erfolg eröffnet. Ich befinde mich sehr wohl, wiewohl es fast täglich regnet. Die Begebenheiten folgen rasch auf einander. Ich habe nach Frankreich 4000 Gefangene und 8 Fahnen geschickt und dem Feind 14 Kanonen abgenommen.

Leb wohl, meine Freundin, ich umarme Dich.

Napoleon.

Ein und vierzigster Brief.

An Josephine, in Straßburg.

Am 20. Vendémaire, 11 Uhr Abends. 12. October 1805.

Meine Armee ist in München eingerückt. Der Feind steht jenseits des Inn; die andere Armee von 60,000 Mann (ich halte sie eingesperrt an der Iller) zwischen Ulm und Memmingen. Der Feind ist geschlagen, er hat den Kopf verloren und alles verkündet mir den glücklichsten, kürzesten und glänzendsten Feldzug, den ich je unternommen. In einer Stunde gehe ich nach Burgau an der Iller ab.

Ich befinde mich wohl, aber das Wetter ist schrecklich. Zweimal des Tages wechsle ich die Kleider — so sehr regnet es.

Ich liebe und umarme Dich.

Napoleon.

Zwei und vierzigster Brief.

An Josephine, in Straßburg.

Flehingen, *am 27. Vendémaire, im Jahre 14.* / *19. October 1805.*

Ich war, meine gute Josephine, mehr angegriffen, als ich glaubte. Die ganze Woche, alle Tage, vom Regen durchnäßt, hatte ich kalte Füße. Das hat mir geschadet, aber heute, wo ich nicht ausgegangen, habe ich mich ausgeruht.

Mein Zweck ist erreicht — durch einfache Märsche habe ich die österreichische Armee aufgerieben, ich habe 6000 Gefangene gemacht, 120 Kanonen, mehr als 90 Fahnen und 30 Generale genommen. Ich werde mich jetzt auf die Russen werfen, auch sie sind verloren. Ich bin mit meiner Armee zufrieden. Ich habe blos 1500 Mann verloren, von denen zwei Drittheile nur leicht verwundet sind.

Leb wohl, meine Josephine, tausend angenehme Dinge für Alle.

Der Prinz Karl will Wien decken. Ich denke, daß Massena in dieser Stunde in Wien sein muß.

Tausend Artigkeiten an Hortensie.

Napoleon.

Drei und vierzigster Brief.

An Josephine, in Straßburg.

Am 29. Vendémaire, Mittags. / *25. October 1805.*

Ich befinde mich ziemlich wohl, meine liebe Freundin, und reise sogleich nach Augsburg. 33,000 Mann haben vor mir das Gewehr gestreckt — ich habe 60 bis 70,000 Gefangene, mehr als 90 Fahnen und 200

Kanonen. Die Kriegsannalen haben keine Catastrophe aufzuweisen, die dieser ähnlich wäre!

Bleib gesund. Ich bin ein wenig abgemattet. Seit drei Tagen haben wir schönes Wetter. Die erste Colonne der Kriegsgefangenen bricht heute nach Frankreich auf. Jede Colonne ist 6000 Mann stark.

Napoleon.

Vier und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Augsburg, am 1. Brumaire im Jahre 14, 23. October 1805.

Die zwei letzten Nächte habe ich mich ausgeruht, morgen werde ich nach München reisen. Ich wünsche Herrn v. Talleyrand und Herrn Maret *) um mich zu haben; ich werde sie wenig sehen, denn ich werde mich nach dem Inn begeben, um Oesterreich im Herz seiner geerbten Staaten anzugreifen. Ich hätte wohl gewünscht, Dich zu sehen; aber denke nicht, daß ich Dich rufen werde, wenn nicht ein Waffenstillstand gemacht wird.

Leb' wohl, meine Freundin, tausend Küsse. Meine Empfehlung an Deine Damen.

Napoleon.

Fünf und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

München, Sonntag am 5. Brumaire, 27. October 1805.

Ich habe, durch Lemarois, Deinen Brief erhalten. Mit Schmerzen habe ich daraus ersehen, daß Du Dich zu sehr abgeängstigt hast. Man hat mir ausführliche

*) Minister-Staats-Secretär des Kaisers.

Nachrichten gegeben, die mir beweisen, wie zärtlich Du gegen mich bist; aber Du mußt mehr Kraft und Vertrauen haben. Ich hatte Dich im Voraus davon unterrichtet, daß ich Dir zehn Tage nicht schreiben werde.

Morgen erwarte ich den Kurfürsten. Mittag reise ich, um meine Stellung am Inn zu sichern. Mit meiner Gesundheit geht es ziemlich gut. Vor 14 bis 20 Tagen werden wir wohl schwerlich den Rhein passiren. Sei lustig, unterhalte Dich und hoffe, daß, vor dem Ende dieses Monats, wir uns wiedersehen werden.

Ich rücke gegen die russische Armee vor. In einigen Tagen werde ich über den Inn gegangen sein.

Lebe wohl, meine liebe Freundin, tausend angenehme Dinge an Hortensie, an Eugen und die beiden Napoleons.

Behalte noch einige Zeit den Brautschmuck. Gestern habe ich für die Damen dieses Hofes ein Concert gegeben. Der Kapellmeister ist ein verdienstvoller Mann.

Ich habe in einer Fasanerie des Kurfürsten gejagt, Du siehst also, daß ich nicht so abgemattet bin. Herr von Talleyrand ist angekommen.

Napoleon.

Sechs und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Haag, *am 11. Brumaire, 10 Uhr Abends.*
3. November 1805.

Ich bin auf dem Eilmarsch. Es ist sehr kalt und der Schnee liegt einen Fuß hoch. Das ist ein wenig hart. Zum Glück fehlt es mir nicht an Holz — denn wir sind hier immer in Wäldern. Ich befinde mich ziemlich wohl. Meine Angelegenheiten gehen gut — meine Feinde sollen mehr Sorge haben, als ich.

Ich wünsche recht bald Nachrichten von Dir zu erhalten und zu erfahren, daß Du um mich unbesorgt bist.

Leb wohl, meine Freundin, ich gehe jetzt zu Bette.

Napoleon.

Sieben und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Dienstag, am 14. *Brumaire.*
5. *November* 1805.

Ich bin in Linz. Es ist schönes Wetter. Wir sind nur 28 Meilen von Wien. Die Russen halten nicht Stich — sie haben den Rückzug angetreten. Das Haus Oesterreich steckt sehr in der Klemme; in Wien räumt man die Bagage des Hofes. Es ist sehr wahrscheinlich, daß zwischen hier und fünf oder sechs Tagen etwas Neues vorfallen wird.

Ich brenne vor Begierde, Dich zu sehen — ich bin ganz gesund.

Ich umarme Dich.

Napoleon.

Acht und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Am 24. Brumaire, um 9 Uhr Abends.
15. *November* 1805.

Seit zwei Tagen, meine gute Freundin, bin ich etwas ermüdet, in Wien. Bei Tage habe ich die Stadt noch nicht gesehen, ich habe sie aber Nachts durchstrichen. Morgen empfange ich die Notablen und die Behörden. Fast alle meine Truppen sind jenseits der Donau, und verfolgen die Russen.

Lebe wohl, meine Josephine, wenn es möglich ist, werde ich Dich zu mir kommen lassen.

Tausend Artigkeiten für Dich.

Napoleon.

Neun und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Wien, am 25. *Brumaire*, im *Jahre* 14. / 16. *November* 1805.

Ich schreibe an Herrn von Harville, daß Du abreisen, Dich nach Baden, von da nach Stuttgart und von dort nach München begeben sollst. In Stuttgart wirst Du der Prinzessin Paul den Brautschmuck geben. Es ist genug, wenn sie einen für 15 bis 20,000 Francs hat. — Den Rest kannst Du in München zu Geschenken für die Töchter der Kurfürstin von Bayern verbrauchen. Alles, was Du von Frau von Serent *) erfahren, ist abgemacht. Mache allen Damen und Offizieren, welche bei Dir den Dienst haben werden, Geschenke. Sei honnett, aber empfange alle Huldigungen — Dir ist man Alles schuldig. Die Kurfürstin von Würtemberg, eine Tochter des Königs von England, ist eine sehr liebe Frau — behandle sie gut, aber ohne Ziererei.

Ich werde sehr erfreut sein, Dich zu sehen, sobald meine Geschäfte es mir erlauben werden. Ich reise zu der Avant-garde. Es ist ein schreckliches Wetter, es fällt viel Schnee — im Uebrigen gehen meine Angelegenheiten ganz gut.

Lebe wohl, meine gute Freundin.

Napoleon.

Fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Austerlitz, am 12. *Frimaire*, im *Jahre* 14. / 3. *December* 1805.

Ich habe Lebrun vom Schlachtfeld an Dich abgeschickt. Ich habe die russische und österreichische Armee, welche von den beiden Kaisern befehligt wurden, total

*) Pallast-Dame der Kaiserin.

geschlagen. Ich bin ein wenig abgemattet, ich habe 8 Tage unter freiem Himmel bivouakirt. Ich bleibe diesen Abend im Schloß des Fürsten Kaunitz, wo ich 2 bis 3 Stunden schlafen will. Die russische Armee ist nicht nur geschlagen, sondern gänzlich aufgerieben.

Ich umarme Dich.

Napoleon.

Ein und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in München.

Austerlitz, am 14. *Frimaire*, im Jahre 14.
5. *December* 1805.

Ich habe einen Waffenstillstand abgeschlossen. Die Russen ziehen ab. Die Schlacht von Austerlitz ist die schönste von allen, welche ich geliefert. 45 Fahnen, 150 Kanonen, die Standarten der russischen Garde, 20 Generale, 30,000 Gefangene, mehr als 20,000 Getödtete — ein schreckliches Schauspiel!

Der Kaiser Alexander ist in Verzweiflung und geht nach Rußland. Gestern habe ich in meinem Bivouak den Kaiser von Deutschland gesehen, wir plauderten zwei Stunden mit einander und sind übereingekommen, schnell Frieden zu machen.

Das Wetter ist noch nicht sehr schlecht. Endlich ist dem Continent die Ruhe wieder gegeben; ich hoffe, daß bald die ganze Welt Ruhe haben wird. — Die Engländer werden uns nicht die Stirne bieten können.

Ich sehe mit vielem Vergnügen dem Augenblick entgegen, der mich Dir näher bringt.

Es graſſirt hier ein kleines Augenübel, das zwei Tage dauert — ich bin davon bis jetzt nicht angegriffen.

Lebe wohl, meine gute Freundin, ich befinde mich ziemlich wohl und sehne mich, Dich zu umarmen.

Napoleon.

Zwei und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in München.

Austerlitz, am 16. *Frimaire*, im Jahre 14.
7. *December* 1805.

Ich habe einen Waffenstillstand abgeschlossen — vor 8 Tagen wird der Friede unterzeichnet sein. Ich bin begierig zu erfahren, ob Du gesund in München angekommen bist. Die Russen ziehen ab, sie haben einen unermeßlichen Verlust erlitten. Mehr als 20,000 Todte und 30,000 Gefangene; Buxhawden, ihr Ober-General, ist getödtet. Ich habe 3000 Verwundete und 7 bis 800 Todte.

Ich leide an einem kleinen Augenübel — es ist eine grassirende Krankheit, die aber nicht viel zu bedeuten hat.

Lebe wohl, meine Freundin, ich kann es nicht erwarten, Dich wieder zu sehen.

Diese Nacht werde ich in Wien schlafen.

Napoleon.

Drei und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in München.

Brünn, am 19. *Frimaire*.
10. *December* 1805.

Es ist schon sehr lange, daß ich keine Nachricht von Dir erhalten. Hast Du über die schönen Feste in Baden, Stuttgart und München die armen Soldaten vergessen, die mit Schmutz, Regen und Blut bedeckt sind?

Ich werde in Kurzem nach Wien gehen. Man arbeitet am Abschluß des Friedens. Die Russen sind abgezogen und fliehen weit von hier; sie kehren geschlagen und tief gedemüthigt nach Rußland zurück.

Ich kann es nicht erwarten, mich in Deiner Nähe zu sehen. — Lebe wohl, meine Freundin.

Mein Augenübel ist geheilt.

Napoleon.

Vier und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in München.

Am 28. *Frimaire*, im Jahre 14.
19. *December* 1805.

Große Kaiserin, keinen einzigen Brief von Ihnen seit Ihrer Abreise von Straßburg. Sie sind durch Baden, Stuttgart und München gereist, ohne Uns ein Wort schreiben. Das ist eben nicht schön und zärtlich! Ich bin noch immer in Brünn. Die Russen sind abgezogen. Ich habe einen Waffenstillstand abgeschlossen. In einigen Tagen werde ich sehen, was aus mir werden wird. Geruhen Sie von der Höhe Ihrer Größe sich ein wenig um Ihren Sklaven zu bekümmern.

Napoleon.

Fünf und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in München.

Schönbrunn, am 28. *Frimaire*, im Jahre 14.
20. *December* 1805.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 25. Mit Bedauern ersehe ich daraus, daß Du leidest. Das ist keine gute Gelegenheit, um hundert Meilen in dieser Jahreszeit zu machen. Ich weiß noch nicht, was ich thun werde, ich hänge von den Begebenheiten ab, ich habe keinen Willen und erwarte alles von ihrem Ausgang. Bleibe in München, unterhalte Dich; das ist nicht schwer, wenn man so viel liebenswürdige Personen, und noch dazu in einem so schönen Lande, um sich hat. Was mich betrifft, ich habe ziemlich viel zu thun. In einigen Tagen werde ich einen festen Entschluß fassen.

Lebe wohl, meine Freundin, tausend angenehme, zärtliche Dinge.

Napoleon.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
die Kaiserin Josephine.

(Geschrieben während des preußischen und russischen Feldzuges im Jahre 1806.)

Sechs und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 5. October 1806.

Ich sehe da gar nichts Unschickliches, daß die Prinzessin von Baden sich nach Mainz begiebt. Ich weiß nicht, warum Du weinst — Du hast Unrecht, Dich zu quälen. Hortensie ist ein wenig pedantisch, sie gefällt sich darin, Rathschläge zu ertheilen. Sie hat mir geschrieben, ich antwortete ihr: sie soll frob und zufrieden sein; Muth und Heiterkeit, das ist das beste Recept.

Leb wohl, meine Freundin. Der Großherzog hat sich mit mir von Dir unterhalten. Er hat Dich früher in Florenz gesehen.

Napoleon.

Sieben und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Bamberg, am 7. October 1806.

Heute Abend, meine Freundin, reise ich nach Kronach. Meine ganze Armee ist in Bewegung. Alles geht gut, meine Gesundheit ist vortrefflich. Ich habe erst einen Brief von Dir erhalten. Auch Eugen und Hortensie haben mir geschrieben. Stephanie *) muß bei Dir sein. Ihr Mann will den Feldzug mitmachen, er geht mit mir.

Leb wohl, tausend Küsse und gute Gesundheit.

Napoleon.

Acht und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Gera, am 13. October 1806, *um zwei Uhr Morgens.*

Ich bin heute in Gera, meine liebe Freundin. Meine Angelegenheiten gehen sehr gut, ganz, wie ich es erwarten durfte. Mit Gottes Hülfe wird der Krieg in wenigen Tagen für den König von Preußen, den ich persönlich bedaure, weil er gut ist, eine schreckliche Wendung nehmen. Die Königin ist mit dem König in Erfurt. Ich befinde mich sehr wohl und bin seit meiner Abreise sehr fett geworden; ich mache aber täglich 20 bis 25 Meilen, zu Pferde oder zu Wagen. Um 8 Uhr Abends lege ich mich nieder, und um Mitternacht stehe ich auf, da denke ich manchmal, daß Du Dich noch nicht niedergelegt.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

---

*) Stephanie von Beauharnais, Tochter des Grafen von Beauharnais, vom Kaiser adoptirt, und mit dem Erbprinzen von Baden verheirathet.

Neun und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Jena, am 15. October 1806, um 3 Uhr Morgens.

Meine Freundin, ich habe gegen die Preußen sehr schöne Heerbewegungen unternommen und gestern einen großen Sieg über sie davon getragen. Es waren ihrer 150,000 Mann; ich habe 20,000 Gefangene gemacht, und ihnen 100 Kanonen und Fahnen abgenommen. Ich befand mich in der Nähe des Königs von Preußen, habe es aber verfehlt, den König und die Königin gefangen zu nehmen.

Seit zwei Tagen bivouakire ich und befinde mich äußerst wohl.

Leb wohl, meine Freundin, bleib gesund und liebe mich.

Wenn Hortensie in Mainz ist, so gieb ihr, wie auch dem Herrn Napoleon, *) einen Kuß.

Napoleon.

Sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Weimar, am 16. October, um 5 Uhr Abends.

Herr Talleyrand wird Dir das Bülletin gezeigt haben — aus diesem wirst Du meine Siege ersehen. Alles ging, wie ich es berechnet hatte und noch nie war eine Armee tüchtiger geschlagen und vollständiger verloren.

Es bleibt mir nur noch übrig, Dir zu sagen, daß ich mich gesund befinde, und daß die Arbeit, das Bivouak und die Nachtwachen mich fett gemacht.

Leb wohl, meine Freundin, tausend angenehme Dinge an Hortensie und an den großen Herrn Napoleon.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

---

*) Der kleine Sohn Hortensiens.

Ein und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Wittenberg, am 23. October, Mittags.

Ich habe mehrere Briefe von Dir erhalten. Ich schreibe Dir nur ein Wort: meine Sachen gehen gut. Morgen werde ich in Potsdam und am 25. in Berlin sein. Ich befinde mich äußerst wohl — die Arbeit bekommt mir. Ich bin sehr froh, daß ich Dich in Gesellschaft von Hortensien weiß. Das Wetter war bis jetzt sehr schön.

Tausend Freundschaften an Stephanie, wie an Alle, Herrn Napoleon nicht zu vergessen.

Leb wohl, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Zwei und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Potsdam, am 24. October 1806.

Seit gestern, meine gute Freundin, bin ich in Potsdam. Ich werde heute hier bleiben. Ich bin mit meinen Geschäften noch immer ganz zufrieden. Meine Gesundheit ist vortrefflich, das Wetter ist schön. Sanssouci finde ich sehr angenehm.

Adieu, meine Freundin. Viel freundliche Grüße an Hortensie und Herrn Napoleon.

Napoleon.

Drei und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 1. *November* 1806, 2 *Uhr Morgens.*

Talleyrand kommt an und sagt mir, daß Du, meine, Freundin, beständig weinst. Was willst Du denn? Du hast Deine Tochter, Deine Enkel und gute Neuigkeiten

— das sind Mittel genug, um zufrieden und glücklich zu sein.

Das Wetter ist herrlich, es ist während des ganzen Feldzuges noch kein Tropfen Regen gefallen. Ich befinde mich äußerst wohl und Alles geht auf's Beste.

Leb wohl, meine Freundin — von Herrn Napoleon habe ich einen Brief erhalten, glaube aber, daß er nicht von ihm, sondern von Hortensie ist.

Tausend Grüße an Alle.

Napoleon.

Vier und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Berlin, am 2. November 1806.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 26. October. Wir haben hier ein wunderschönes Wetter. Durch das Bülletin wirst Du erfahren, daß wir Stettin, einen sehr festen Platz, eingenommen. Meine Sachen gehen sehr gut und ich bin vollkommen zufrieden. Es fehlt mir weiter nichts, als das Vergnügen, Dich zu sehen, ich hoffe aber, daß das nicht mehr lange ausbleiben wird.

Tausend Grüße an Hortensie, an Stephanie und an den kleinen Napoleon.

Leb wohl, meine Freundin. Ganz der Deinige.

Napoleon.

Fünf und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 6. November, um 9 Uhr Abends.

Ich habe Deinen Brief erhalten. Du scheinst böse über das zu sein, was ich über die Frauen gesagt; *)

---

*) Die Kaiserin hatte in dem Briefe, von dem hier die Rede ist, dem Kaiser geschrieben, daß sie sehr betrübt sei: die Königin von Preußen in den Bulletins der großen Armee mit so wenig Schonung behandelt zu sehen.

es ist wahr, daß ich die intriganten Frauen über Alles hasse. Ich bin an gute, schlichtende Frauen gewöhnt, die liebe ich. Wenn diese mich verdorben haben, so ist dies nicht mein, sondern Dein Fehler. Im Uebrigen wirst Du sehen, daß ich sehr gut für eine gestimmt war, die gefühlvoll und gut ist, ich meine die Frau von Hatzfeld. Als ich ihr den Brief ihres Mannes zeigte, sagte sie mir schluchzend und mit tiefer Empfindsamkeit: „Ja, das ist seine Handschrift.“ Als sie den Brief las, ging der Ton ihrer Stimme mir zu Herzen — ich ward gerührt, und sagte ihr: Wohlan, Madame, werfen Sie diesen Brief ins Feuer, ich werde dann nicht mächtig genug sein, Ihren Gemahl bestrafen zu lassen. Sie verbrannte den Brief und war glücklich. Ihr Mann ist seitdem ruhig — zwei Stunden später war er verloren. Du siehst also, daß ich die guten, aufrichtigen Frauen liebe, aber nur deshalb, weil sie Dir gleichen.

Lebe wohl, meine Freundin, ich befinde mich wohl.

Napoleon.

Sechs und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 9. November 1806.

Ich melde Dir, meine liebe Freundin, gute Neuigkeiten. Magdeburg hat sich übergeben; am 7. November habe ich in Lübeck 20,000 Mann genommen, die vor 8 Tagen entwischt waren. So ist denn jetzt die ganze Armee gefangen, es bleiben Preußen nur 20,000 Mann, jenseits der Weichsel. Mehrere meiner Armeecorps sind in Polen. Ich bin noch immer in Berlin und befinde mich ziemlich wohl.

Leb wohl, meine Freundin. Tausend Freundschaften an Hortensie, an Stephanie und an die kleinen Napoleons.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Sieben und sechzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Berlin, am 16. November 1806.

Ich empfange Deinen Brief vom 11. November und ersehe daraus mit Vergnügen, daß meine Gesinnungen Dir Freude machen.

Ich bedauere, daß Du in Mainz Dich langweilest. Wenn die Reise nicht so groß wäre, so könntest Du hierher kommen, denn es ist hier kein Feind mehr; er ist jenseits der Weichsel, das heißt, mehr als 120 Meilen von hier. Ich werde abwarten, was Du davon denkst und sehr erfreut sein, dann auch Herrn Napoleon zu sehen.

Ich habe hier noch so viele Geschäfte, daß ich nach Paris noch nicht zurückkehren kann.

Napoleon.

Acht und sechzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Berlin, am 22. November, um 10 Uhr Abends.

So eben erhalte ich Deinen Brief. Ich bin betrübt, Dich traurig zu sehen, da Du nur Grund hast, lustig zu sein. Du hast Unrecht, Leuten so viel Güte zu erweisen, die sich ihrer unwürdig zeigen. Madame L..... ist eine Närrin, so dumm, daß Du sie durchschauen und ihr kein Ohr leihen solltest. Sei zufrieden und glücklich durch meine Freundschaft und durch alles, was Du mir einflößest. In einigen Tagen werde ich mich entschließen, ob ich Dich hierher berufen oder nach Paris zurückschicken werde.

Leb' wohl, meine Freundin, Du kannst jetzt, wenn Du willst, nach Darmstadt oder Frankfurt am Main gehen — das wird Dich zerstreuen.

Tausend Grüße an Hortensie.

Napoleon.

Neun und sechzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 26. November 1806.

Ich bin jetzt in Cüstrin, um eine Reise und einige Recognoscirungen zu machen. In zwei Tagen werde ich sehen, ob Du zu mir kommen darfst. Du kannst Dich bereit halten. Es wird mich sehr freuen, wenn die Königin von Holland mit Dir reis't. Die Großherzogin von Baden soll das an ihren Gemahl schreiben! Es ist zwei Uhr Morgens — eben bin ich aufgestanden — das ist Kriegsgebrauch.

Tausend angenehme Dinge an Dich und Alle.

Napoleon.

Siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Meseritz, am 27. November, um zwei Uhr nach Mitternacht.

Ich will eine Reise nach Polen machen — das hier ist die erste Stadt. — Diesen Abend werde ich in Posen sein, später werde ich Dich nach Berlin kommen lassen, damit Du dort an denselben Tag eintriffst, an welchem ich ankomme. Mit meiner Gesundheit geht es gut — das Wetter ist ein wenig schlecht — es regnet seit drei Tagen. Meine Sachen gehen gut. Die Russen fliehen.

Leb' wohl, meine Freundin, tausend liebenswürdige Dinge an Hortensie, Stephanie und an die kleinen Napoleons.

Napoleon.

Ein und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Posen, am 29. November, Mittags.

Ich bin in Posen, in der Hauptstadt Groß-Polens. Es wird kalt — ich befinde mich wohl. Ich mache eine Reise nach Polen. Meine Truppen stehen vor den Thoren Warschau's.

Leb' wohl, meine Freundin, ich umarme Dich herzlich.

Napoleon.

Zwei und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Posen, am 2. December 1806.

Heute ist der Jahrestag der Schlacht von Austerlitz. Ich war auf einem Ball, den die Stadt gegeben. Es regnet: Ich befinde mich wohl. Ich liebe Dich und sehne mich nach Dir. Meine Truppen sind in Warschau. All' diese Polinnen sind Französinnen. Aber für mich giebt es nur eine Frau, kennst Du sie? Ich werde Dir ihr Bildniß entwerfen, aber sehr schmeicheln müssen, wenn Du Dich erkennen sollst. Mein Herz kann jedoch, will es die Wahrheit sagen, nur Gutes von Dir reden. Die Nächte sind hier so lang und ich bin ganz allein!

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Drei und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 3. December, Mittags.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 26. November — ich erfahre daraus zwei Dinge: Du sagst, daß ich Deine Briefe nicht lese — das ist schlecht von

Dir. Du bist einer so schlechten Meinung willen über Laune und sagst hinzu, daß Du nicht eifersüchtig bist. Ich habe schon lange die Bemerkung gemacht, daß ich immer die cholerischen Leute für nicht cholerisch halten, daß die, welche Furcht haben, oft sagen: sie haben keine Furcht — Du bist also der Eifersucht überführt — ich bin deßhalb entzückt. Uebrigens hast Du Unrecht; ich denke an nichts weniger; in den Wüsten Polens denkt man nicht an die Schönen! Gestern war hier ein Ball, den der Adel der Provinz veranstaltet, leidlich schöne Frauen, ziemlich reich, aber schlecht gekleidet, wenn gleich nach der Pariser Mode.

Leb' wohl, meine Freundin, ich befinde mich wohl.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Vier und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Posen, am 3. December, um 6 Uhr Abends.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 27. November, aus welchem ich ersehe, daß Du Deinen kleinen Kopf jetzt sehr hoch trägst. Ich erinnere mich des Verses:

„Dein, de femme est un fou, qui dénore."

Du mußt Dich aber beruhigen. Ich habe Dir geschrieben, daß ich in Polen war, daß Du erst dann kommen dürfest, wenn wir hier Winterquartier machten — Du magst also noch einige Tage warten. Je größer man ist, desto weniger muß man seinen Willen haben, man hängt von den Begebenheiten und Umständen ab. Die Gluth Deines Briefes beweist mir, daß ihr schönen Frauen keine Grenzen kennt; was ihr wollt, soll geschehen, ich aber halte mich für den größten Sklaven der Menschen. Mein Gebieter hat kein Mitleiden, denn dieser Gebieter ist — die Natur der Dinge.

Adieu, meine Freundin, bleib gesund. Die Person, von welcher ich mit Dir habe reden wollen, ist

Mad. L....., von der Jeder nur Schlechtes ſpricht; man verſichert mich, daß ſie mehr Preußin als Franzöſin iſt. Ich glaube es nicht, halte ſie aber für eine Närrin, die nur dummes Zeug ſpricht.

Napoleon.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Mainz.

Am 9. December 1806.

Ich habe Deinen Brief vom 1. December empfangen und erfahre daraus mit Vergnügen, daß Du wieder luſtiger biſt, und daß die Königin von Holland mit Dir reiſen will. Ich werde mich beeilen, die Ordre hierzu zu ertheilen; ihr müßt aber noch einige Tage warten. Meine Sachen gehen gut.

Leb' wohl, meine Freundin, ich liebe Dich und will Dich glücklich ſehen.

Napoleon.

Sechs und ſiebenzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Mainz.

Am 10. December, um 5 Uhr Abends.

Ein Officier bringt mir einen Teppich von Dir, er iſt ein wenig kurz und ſchmal — doch danke ich Dir dafür nicht minder. Ich befinde mich ziemlich wohl. Das Wetter iſt ſehr veränderlich. Meine Sachen gehen gut. Ich liebe Dich und ſehne mich nach Dir.

Adieu, meine Freundin, ich werde Dir mit mindeſtens eben ſo vielem Vergnügen ſchreiben, daß Du kommen ſollſt, als Du kommen wirſt.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einen Kuß an Hortenſie, an Stephanie und an den kleinen Napoleon.

Sieben und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 12. December, um 7 Uhr Abends.

Ich habe, meine Freundin, keine Briefe von Dir erhalten, weiß jedoch, daß Du Dich wohl befindest. Meine Gesundheit ist vortrefflich, das Wetter sehr mild — die schlechte Jahreszeit hat noch nicht begonnen, aber die Wege sind in diesem Lande, wo es keine Chausseen gibt, sehr schlecht. Hortense wird also den kleinen Napoleon mitbringen, ich bin entzückt darüber. Ich kann es nicht erwarten, Dich zu mir kommen zu lassen.

Mit Sachsen habe ich Frieden geschlossen. Der Kurfürst ist König und der Conföderation beigetreten.

Leb' wohl, meine vielgeliebte Josephine.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einen Kuß an Hortense, an Napoleon und an Stephanie.

Paer, der berühmte Componist, seine Frau, die Virtuosin, die Du vor 12 Jahren in Mailand gehört, und Crivelli sind hier; sie machen mir jeden Abend ein kleines Concert.

Acht und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 15. December, um 3 Uhr Nachmittags.

Ich reise nach Warschau, meine Freundin. In 14 Tagen werde ich zurückgekehrt sein. Dann, hoffe ich, werde ich Dich dennen kommen lassen. Wenn es aber länger dauern sollte, so würde ich es gern sehen, wenn Du nach Paris, wo Du erwartet wirst, zurückkehrst. Du weißt es ja, daß ich von den Begebenheiten abhänge. Alle meine Sachen gehen sehr gut und ich befinde mich äußerst wohl.

Adieu, meine Freundin. Mit Sachsen habe ich Frieden gemacht.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Neun und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Warschau, am 29. December, um 3 Uhr Nachmittags.

Ich habe, meine Freundin, gar keine Nachrichten von Dir erhalten. Ich befinde mich wohl und bin seit zwei Tagen in Warschau. [illegible] gehen gut. Das [illegible] ist sehr [illegible] wenig feucht. Es hat noch nicht ein Bischen [illegible] ist ein wahres Octoberwetter.

Leb wohl, meine Freundin — ich hätte große Lust, Dich zu sehen und hoffe, in 5 oder 6 Tagen Dich zu mir rufen zu können.

Tausend liebenswürdige Dinge an die Königin von Holland und an ihren kleinen Napoleon.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Gollmin, am 29. December, um 5 Uhr Morgens.

Ich schreibe Dir nur ein Wort, meine Freundin: Ich bin in einer schlechten Scheune. Ich habe die Russen geschlagen, ihnen 30 Stück Kanonen und ihre Bagage genommen, und 6000 Gefangene gemacht; aber das Wetter ist schrecklich, es regnet und wir waten bis an den Knieen im Koth.

In zwei Tagen werde ich in Warschau sein, von wo aus ich Dir wieder schreiben werde.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Ein und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Pultusk, am 31. December 1806.

Ueber Deine letzten Briefe habe ich lachen müssen. Du machst Dir von den Schönen Groß-Polens einen Begriff, den sie nicht verdienen. Zwei, drei Tage habe ich das Vergnügen gehabt, Paer und zwei Sängerinnen zu hören, [illegible] gute Musik gemacht haben. Dein [illegible] in einer schlechten Scheune empfan[illegible] als Schmutz und Stroh zu [illegible] war. Morgen werde ich in Warschau [illegible]. Ich hoffe, daß für dieses Jahr Alles beendet ist. Die Armee wird Winterquartiere beziehen.

Ich zucke die Achseln über die Dummheit der Frau von L....... Du solltest aber böse werden und ihr rathen, nicht so albern zu sein. So etwas kommt ins Publikum und bringt Viele auf. Was mich betrifft, ich verachte die Undankbarkeit als einen der häßlichsten Fehler des Herzens. Ich weiß, daß sie, anstatt Dir zu rathen, Dir nur Verdruß machen.

Leb wohl, meine Freundin, ich befinde mich wohl. Ich denke nicht daran, daß Du nach Cassel reisen sollst — das geht nicht. Du kannst nach Darmstadt gehen.

Napoleon.

Zwei und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Warschau, am 3. Januar 1807.

Ich habe Deinen Brief erhalten, liebe Freundin, Dein Schmerz geht mir nahe; man muß sich aber den Ereignissen unterwerfen. Man muß durch viele Länder, wenn man von Mainz nach Warschau will. — Die Verhältnisse müssen es mir erst gestatten, daß ich mich nach Berlin begebe, damit ich Dir schreiben kann, daß auch Du dahin kommen kannst. Der geschlagene Feind

entfernt sich indessen, ich habe jedoch hier noch mehrere Sachen in Ordnung zu bringen, und bin deshalb der Meinung, daß Du nach Paris, wo Du nothwendig bist, zurückkehrst. Schicke die Frauen zurück, welche Geschäfte haben — Du kannst nur gewinnen, wenn Du Dich der Leute entledigst, die Dich nur incommodirt haben.

Ich befinde mich wohl. Es ist schlechtes Wetter. Ich liebe Dich von Herzen.

Napoleon.

Drei und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Warschau, am 7. Januar 1807.

Mein, und Du mir hast, meine Freundin, rührt mich, aber die kalte Jahreszeit und die schlechten, unsichern Wege!! Ich kann Dich unmöglich so vielen Strapazen und Gefahren aussetzen. Kehre nach Paris zurück und bringe dort den Winter zu. Richte in die Tuillerien ein, empfange dort Gesellschaften und führe dasselbe Leben, das Du zu führen gewohnt bist, wenn ich da bin... Dies ist mein Wille. Vielleicht werde ich bald bei Dir sein; aber es ist unumgänglich nothwendig, daß Du dem Wunsche, in dieser Jahreszeit eine Reise von 300 Meilen, mitten durch feindliche Länder, zu machen, entsagst. Glaube nur, daß es mir mehr als Dir kostet, das Glück, Dich zu sehen, um einige Wochen hinausschieben zu müssen; aber so wollen es die Ereignisse und das Wohl meiner Sache.

Leb wohl, meine Freundin, sei fröhlich und zeige Character.

Napoleon.

Vier und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Warschau, am 8. Januar 1807.

Meine gute Freundin, so eben empfange ich Deinen Brief vom 27., wie auch die beigeschlossenen Briefe des

Herrn Napoleon und Hortensens. Ich hatte Dich gebeten, nach Paris zurückzukehren. Die Jahreszeit ist zu schlecht, der Weg unsicher und abscheulich, die Entfernungen zu beträchtlich, als daß ich erlauben sollte, daß Du hierher kämest, wo meine Geschäfte mich zurückhalten. Du brauchtest wenigstens einen Monat, um hier einzutreffen. Du würdest krank ankommen, müßtest dann am Ende wieder abreisen, und das wäre eine Narrheit. Dein Aufenthalt in Mainz ist zu traurig. Paris reklamirt Dich, geh hin, das ist mein Wunsch. Ich bin mehr zu beklagen als Du, gern möchte ich mit Dir die langen Nächte theilen — aber den Umständen muß man gehorchen.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Fünf und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Warschau, am 11. Januar 1807.

Ich habe Deinen Brief vom 27. erhalten und daraus ersehen, daß Du ein wenig unruhig über die kriegerischen Ereignisse bist. Alles ist, wie ich Dir gemeldet, zu meiner Zufriedenheit beendet — meine Sachen gehen gut. Die Entfernung ist zu beträchtlich, als daß ich Dir erlauben könnte, daß Du in dieser Jahreszeit zu mir kommen darfst. Ich fühle mich sehr wohl, aber etwas gelangweilt durch die Länge der Nächte.

Ich sehe hier, bis zu dieser Stunde, wenig Gesellschaft bei mir.

Leb wohl, meine Freundin, ich wünsche, daß Du lustig sein und der Hauptstadt ein wenig Leben geben sollst. Ich möchte sehr gern dort sein.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Ich höre, daß die Königin Hortense mit Herrn Napoleon nach dem Haag gereist sind.

Sechs und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 18. Januar 1807.

Meine liebe Freundin, ich habe Deinen Brief vom 5. Januar erhalten; Alles, was Du mir von Deinem Schmerze sagst, betrübt mich. Warum Thränen, warum Aerger! Hast Du keinen Muth mehr! Bald werde ich Dich wiedersehen, gramle nicht an meiner Liebe, und willst Du mir noch theurer werden, so präge Charakter und Seelenstärke. Ich bin gekränkt, wenn ich glaube, daß meine Frau in mein Schicksal Mißtrauen setzt.

Adieu, meine Provinzin, ich liebe Dich, kann es nicht erwarten, Dich zu sehen und will Dich getrösten und glücklich wissen.

Napoleon.

Sieben und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Warschau, am 18. Januar 1807.

Ich fürchte, daß unsere Trennung, welche sich noch um einige Wochen verlängern wird, und Deine Rückkehr nach Paris Dir vielen Kummer macht. Ich verlange aber, daß Du mehr Kraft haben sollst. Man sagte mir, daß Du beständig weinst, pfui, das ist häßlich. Dein Brief vom 7. Januar ärgert mich. Sei meiner würdig und zeige Dir mehr Charakter an. Reise Dich in Paris zusammen auf und sei von allen Dingen getrösten.

Ich befinde mich sehr wohl und liebe Dich sehr herzlich, aber wenn Du immer weinst, so werde ich glauben müssen, daß Du weder Charakter noch Muth besitzest; ich liebe nicht die Feigen — eine Kaiserin muß Herz haben.

Napoleon.

Acht und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Warschau, am 19. Januar.

So eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief. Ueber Deine Furcht vor dem Feuer habe ich lachen müssen. Ich bin voll Verzweiflung über den Ton Deiner Briefe; ich verbiete Dir zu weinen, verdrüßlich und ängstlich zu sein; ich will, Du sollst lustig, liebenswürdig und glücklich sein.

Napoleon.

Neun und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 22. Januar 1807.

Ich empfange Deinen Brief vom 15. Januar. Es ist unmöglich, daß ich Frauen eine solche Reise gestatte: schlechte, unsichere und morastige Wege! Kehre nach Paris zurück, sei lustig und zufrieden — vielleicht werde ich bald bei Dir sein. Ich habe lachen müssen, daß Du mir sagtest: Du habest einen Mann genommen, um immer bei ihm zu sein; ich glaubte in meiner Unwissenheit, daß die Frau für den Mann, der Mann aber für das Vaterland und für den Ruhm geschaffen sei. Verzeihe meiner Unwissenheit, man lernt stets etwas Neues von unsern schönen Frauen.

Adieu, meine Freundin, glaube mir, daß es mir sehr schwer wird, Dich nicht zu mir kommen zu lassen. Sage Dir: Dies ist ein Zeichen, wie theuer ich ihm bin.

Napoleon.

Neunzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 25. Januar 1807.

Ich erfahre mit Bedauern, daß Du leidend bist. Ich hoffe, daß Du jetzt in Paris sein und Dich hier

wieder herstellen wirst. Ich theile Deine Leiden, aber beklage mich nicht darüber. Ich wollte Dich nicht verlieren, Dich keinen Intriguen und Gefahren aussetzen, die weder für Deinen Rang, noch Dein Geschlecht passen.

Ich wünsche, daß Du in Paris niemals den T.... empfängst — er ist ein schlechter Kerl — Du würdest, bemerkst Du hierin anders, mich sehr betrüben.

Leb wohl, meine Freundin, liebe mich und habe Muth.

Napoleon.

Ein und neunzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 28. Januar 1807.

Ich habe Deinen Brief erhalten, meine gute Freundin, und ersehe daraus mit Bedauern, wie Du Dich abhärmst. Die Brücke von Mainz bringt die Länder, die uns trennen, weder näher, noch entfernt sie meine Liebe. Kehre also nach Paris zurück. Ich würde blos und unruhig sein, wenn ich Dich so unglücklich und allein stehend in Mainz wüßte. Du begreifst wohl, daß ich nichts anderes, als das Wohl meiner Sache zu Rathe ziehen kann und darf. Wenn ich mein Herz um Rath befragen könnte, so würde ich bei Dir und Du würdest bei mir sein; es wäre sehr ungerecht, wenn Du an meiner Liebe und an meinen Gefühlen zweifelst.

Napoleon.

Zwei und neunzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Wittenberg, am 1. Februar 1807.

Dein Brief vom 31., aus Mainz, hat mich traurig gemacht.

Ich bin heute 40 Meilen von Warschau; das Wetter ist schön, aber kalt.

Adieu, meine Freundin, sei glücklich und charakterfest.

Napoleon.

Drei und neunzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am *)

Meine Freundin, Dein Brief vom 20. Januar hat mir Verdruß gemacht; er ist zu traurig. Das ist das Schlimme, wenn man nicht ein bischen fromm ist. Du sagst mir, daß Dein Glück Dein Ruhm ist — das ist aber nicht sehr großmüthig. Man muß sagen: Im Glück Anderer besteht mein Ruhm, das ist aber nicht adelich; man muß sagen: Das Glück meines Mannes ist mein Ruhm, das ist aber nicht mütterlich; man müßte sagen: In dem Glück meiner Kinder suche ich meinen Ruhm; aber, wie die Völker, so können auch Dein Mann, Deine Kinder nur mit einem bischen Ruhm glücklich sein. Josephine, Dein Herz ist vortrefflich, aber Deine Vernunft ist schwach — Du hast ein richtiges Gefühl, aber Du urtheilst nicht recht.

Daher der Zank! Ich will, daß Du lustig und zufrieden mit Deinem Schicksal seiest, und daß Du gehorchst, nicht brummend noch weinend, sondern mit freudigem Herzen.

Leb wohl, meine Freundin, ich reise diese Nacht, um meine Vorsätze zu erreichen.

Napoleon.

Vier und neunzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Mohrungen, am 9. Februar, um 3 Uhr Morgens.

Meine Freundin, gestern ward eine große Schlacht geliefert. Auf meiner Seite ist der Sieg geblieben, trotz

*) Das Datum fehlt im Originale. Anm. d. H.

dem habe ich viel Leute verloren; des Feindes Verluſt, der noch viel beträchtlicher iſt, tröſtet mich nicht. Ich ſelbſt, wiewohl ſehr ermüdet, ſchreibe Dir dieſe zwei Zeilen, um Dir zu ſagen, daß ich wohl bin und Dich liebe.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Fünf und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Kylau, am 9. Februar, um 6 Uhr Abends.

Ich ſchreibe Dir, meine Freundin, damit ich Dir Unruhe erſpare. Der Feind hat die Schlacht, 40 Kanonen, 10 Fahnen und 12,000 Gefangene verloren; er hat ſchrecklich gelitten. Ich habe 1000 Todte und 3 bis 4000 Verwundete.

Dein Vetter Taſcher befindet ſich wohl — ich habe ihn mit dem Titel eines Ordonnanz-Offiziers in den Kreis meiner nächſten Umgebung gezogen.

Corbineau iſt von einer Haubitze getödtet worden — ich hatte eine beſondere Anhänglichkeit an dieſem Offizier, der ſehr verdienſtvoll war — das macht mir Kummer. Meine Garde zu Pferde hat ſich mit Ruhm bedeckt. D'Allemagne iſt gefährlich verwundet.

Leb' wohl, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Sechs und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Kylau, am 11. Februar, um 3 Uhr Morgens.

Ich ſchreibe Dir nur ein Wort, meine Freundin, Du wirſt Dich ſehr geängſtigt haben. Ich habe den Feind in einem Tag geſchlagen, dieſer Tag hat mir aber viele Brave gekoſtet. Das ſchlechte Wetter hat mich bewogen, meine Cantonnements zu beziehen.

Verzweifle nicht, ich bitte Dich — bald wird Alles beendigt ſein und das Glück: Dich zu ſehen, wird all' dieſe Mühſeligkeiten vergeſſen machen. Im Uebrigen war ich noch niemals ſo wohl, als jetzt.

Der kleine Taſcher, vom 4ten Linienregiment, hat ſich ſehr gut aufgeführt — er hat eine ſehr harte Probe beſtanden. Ich habe ihn in meine Nähe gezogen und ihn zum Ordonnanz-Offizier gemacht; nun haben ſeine Sorgen ein Ende. Dieſer junge Mann intereſſirt mich.

Adieu, meine Freundin. Tauſend Küſſe.

Napoleon.

Sieben und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Preußiſch Eylau, am 12. Februar.

Ich ſchicke Dir einen Brief vom General Darmagnac, es iſt ein ſehr wackerer Soldat, welcher das 32ſte Linienregiment befehligt. Ich habe mich an ihm ſehr attachirt. Wenn dieſe Frau von Richement reich und eine gute Parthie iſt, ſo werde ich in dieſe Heirath ſehr gern einwilligen. Mache Einen mit dem Andern bekannt.

Napoleon.

Acht und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Eylau, am 14. Februar 1807.

Meine Freundin, ich bin noch immer in Eylau. Dieſe Gegend iſt mit Todten und Verwundeten bedeckt . . . dies iſt die Schattenſeite des Krieges — man leidet und die Seele iſt tief gebeugt, weil ſie ſo viel Opfer ſieht. Ich befinde mich wohl, habe durchgeſetzt, was ich gewollt, den Feind zurückgetrieben und ſeine Plane ſcheitern gemacht.

Du wirſt unruhig ſein und dieſer Gedanke betrübt mich. Aber beruhige Dich, liebe Freundin, und ſei luſtig.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Sage Carolinen und Pauliner, *) daß der Großherzog und der Fürſt ſich wohl befinden.

Neun und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Eylau, am 17. Februar, um 3 Uhr Morgens.

Ich empfange Deinen Brief, welcher mich von Deiner Ankunft in Paris benachrichtigt. Ich bin ſehr erfreut, Dich dort zu wiſſen. Ich befinde mich wohl.

Die Schlacht von Eylau war ſehr blutig und äußerſt hartnäckig. Corbineau iſt getödtet worden — er war ein ſehr braver Soldat — ich war ihm ſehr gewogen.

Adieu, meine Freundin, es iſt hier ſo heiß, wie im Monat April — alles ſchmilzt.

Ich befinde mich wohl.

Napoleon.

Hundertſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Landsberg, am 18. Februar, um 8 Uhr Morgens.

Ich ſchreibe Dir nur zwei Worte. Ich befinde mich wohl und bin auf dem Marſch, um meine Armee in die Winterquartiere zu führen.

---

*) Die zwei Schweſtern Napoleons, von denen die eine, Caroline, mit Joachim Murat, die andere mit dem Fürſten Borghese vermählt war.

Es regnet und thaut auf, wie im Monat April. Wir haben noch nicht einen einzigen kalten Tag gehabt.

Leb' wohl, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und erſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Liebstadt, am 20. Februar, um 2 Uhr Morgens.

Ich ſchreibe Dir zwei Worte, meine Freundin, damit Du Dich nicht meinetwegen ängſtigſt. Geſundheit und Geſchäfte gehen ſehr gut.

Ich habe meine Armee in die Cantonnements zurückgeſchickt.

Die Jahreszeit iſt bizarr, es friert und thaut auf, es iſt feucht und unbeſtändig.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und zweiter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Liebstadt, am 21. Februar, um 2 Uhr Morgens.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 4. Februar, und erſehe daraus mit Vergnügen, daß Du ganz wohl biſt. Paris wird vollenden, Heiterkeit und Ruhe, Deine Gewohnheiten und Deine Geſundheit Dir wiederzugeben.

Ich befinde mich ganz vortrefflich wohl. Wetter und Gegend ſind ſchlecht. Meine Sachen gehen ziemlich gut — es thaut auf und friert in einem Tage — man kann keinen ſeltſamern Winter ſehen.

Leb' wohl, meine Freundin, ich liebe Dich, denke an Dich und wünsche, Dich zufrieden, froh und glücklich zu wissen.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und dritter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Liebstadt, am 21. Februar, Mittags.

So eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief vom 8ten; ich erfahre daraus mit Vergnügen, daß Du in der Oper gewesen und daß Du gesonnen bist, in jeder Woche bei Dir Gesellschaften zu empfangen. Gehe manchmal ins Theater, aber immer in die große Loge. Ich freue mich auch über die Feste, die man Dir gegeben.

Ich befinde mich sehr wohl. Das Wetter ist noch immer schwankend, es friert und thaut auf.

Ich habe meine Armee in die Cantonnements geschickt, damit sie sich ausruhe.

Sei niemals traurig, liebe mich und glaube an all' meine Gefühle.

Napoleon.

Einhundert und vierter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Osterode, am 22. Februar, um 2 Uhr Nachmittags.

Meine Freundin, ich habe Deinen Brief erhalten, und daraus mit Bedauern ersehen, daß Du unwohl bist.

Seit einem Monat bin ich im Felde; es ist ein schreckliches, unbeständiges Wetter; bald ist es kalt, bald wieder warm. Trotz dem befinde ich mich sehr wohl.

Suche Deine Zeit angenehm zu verleben, habe keine Sorgen und zweifle nicht an die Liebe, die ich für Dich fühle.

Napoleon.

Einhundert und fünfter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Osterode, am 2. März 1807.

Es sind zwei bis drei Tage, meine Freundin, daß ich Dir nicht geschrieben habe — ich mache mir darüber Vorwürfe, ich kenne Deine Aengstlichkeit. Ich befinde mich äußerst wohl. Meine Sachen stehen gut. Ich bin hier in einem elenden Dorfe, wo ich mich noch einige Zeit aufhalten werde. Ich wiederhole noch einmal, daß ich mich niemals so wohl befunden habe. Du wirst finden, daß ich sehr fett geworden bin.

Es ist hier ein Frühlingswetter, der Schnee fällt, die Flüße thauen auf — das freut mich.

Ich habe Alles angeordnet, was Du für Malmaison wünschest; sei froh und glücklich, das ist mein Wille.

Leb' wohl, meine Freundin, ich umarme Dich herzlich.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und sechster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 10. März, um 4 Uhr Nachmittags.

Meine Freundin, Deinen Brief vom 25. habe ich empfangen. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß Du Dich wohl befindest und manchmal nach Malmaison spazierst.

Gesundheit und Geschäfte gehen gut. Das Wetter ist wieder ein wenig kälter geworden. Ich erfahre, daß dieser Winter überall sehr veränderlich gewesen.

Adieu, meine Freundin, bleib' gesund, sei lustig und zweifle nicht an meiner Freundschaft.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und ſiebenter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Osterode, am 11. März 1807.

So eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief vom 27ſten. Ich erſehe daraus mit Bedauern, daß Du krank biſt. Faſſe Muth. Meine Geſundheit iſt vortrefflich, meine Sachen gehen gut. Ich erwarte die ſchöne Jahreszeit, die wohl nicht mehr lange ausbleiben wird. Ich liebe Dich und will Dich froh und zufrieden wiſſen.

Man wird viel Dummes über die Schlacht von Eylau ſchwatzen. Das Bülletin ſagt Alles — die Verluſte ſind eher übertrieben, als gering angeſchlagen.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und achter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Osterode, am 13. März, um 2 Uhr Nachmittags.

Ich erfahre, meine Freundin, daß die Gerüchte, die man in Deinem Salon ausgeſtreut hatte, ſich wieder erneuern; bringe ſie zum Schweigen; es wäre nur böſer Wille von Dir, wenn Du kein Mittel dafür wüßteſt. Du läßt Dich durch das Gerede der Leute betrüben, die Dich tröſten ſollten. Ich empfehle Dir etwas mehr Charakter, und jeden auf ſeinen Platz zurückzuführen.

Ich befinde mich ſehr wohl. Meine Sachen gehen hier gut. Wir ruhen uns ein wenig aus und richten unſere Lebensmittel ein.

Adieu, meine Freundin, bleib' geſund.

Napoleon.

Einhundert und neunter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Osterode, am 15. März.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 1. März, durch den ich erfahre, daß Dich die Catastrophe der Minerva in der Oper sehr erschüttert hat. Ich bin sehr erfreut, daß Du ausgehst und Dich zerstreust. Ich bin gesund. Meine Sachen gehen sehr gut.

Schenke keinen Glauben den schlechten Gerüchten, welche man verbreiten könnte. Zweifle nicht an meiner Liebe und sei ganz ohne Sorge.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und zehnter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Osterode, am 17. März 1807.

Meine Freundin, Du mußt niemals in eine kleine Loge der kleinen Schauspielhäuser gehen — das paßt nicht für Deinen Rang. Du darfst nur die vier großen Theater besuchen und auch da nur in die große Loge gehen. Lebe ganz so, wie Du leben würdest, wenn ich in Paris wäre.

Meine Gesundheit ist vortrefflich. Es ist etwas kälter geworden — das Thermometer steht auf 5 Grad.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und eilfter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Osterode, am 17. März, um 10 Uhr Abends.

Ich habe Deinen Brief vom 5. März erhalten und daraus mit Vergnügen wahrgenommen, daß Du Dich

wohl befindest. Ich bin vollkommen gesund. Das Wetter ist seit zwei Tagen wieder kälter geworden, das Thermometer stand heute Nacht auf 10 Grad, die Sonne aber hat uns einen sehr schönen Tag gebracht.

Adieu, meine Freundin, tausend angenehme Dinge an Alle.

Erzähle mir etwas von dem Tode des armen Dupuis, laß seinem Bruder sagen, daß ich ihn unterstützen werde.

Meine Sachen gehen hier sehr gut.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und zwölfter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Osterode, am 25. März.

Deinen Brief vom 13. März habe ich empfangen. Wenn Du mir gut bist, so lebst Du in allen Dingen ganz so, wie Du lebtest, als ich in Paris war. Du gehst dann nicht mehr in die kleinen Theater, noch an andere Orte. Du mußt immer in die große Loge gehen. Was das Leben in Deiner Behausung betrifft, so empfange dort Gesellschaft und habe Deinen regelmäßigen Cirkel. Dies, meine Freundin, ist das einzige Mittel, meinen Beifall zu verdienen. Die großen Leute haben ihre Unbequemlichkeiten, eine Kaiserin kann nicht dahin gehen, wo auch jede andere Frau hingehen darf.

Tausend und abermals tausend freundschaftliche Grüße. Ich bin vollkommen gesund.

Meine Sachen gehen gut.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und dreizehnter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 27. März, um 7 Uhr Abends.

Dein Brief, meine Freundin, betrübt mich. Du sollst nicht sterben, es geht Dir gut, Du hast keinen vernünftigen Grund, Dich zu ärgern.

Ich dächte, Du gingst im Monat Mai nach Saint Cloud, und bliebest den ganzen April noch in Paris.

Mit meiner Gesundheit geht es gut. Meine Sachen gehen sehr gut.

Denke nicht daran, diesen Sommer zu reisen, das Alles ist unmöglich, Du sollst nicht durch alle Gasthöfe und Landstraßen wandern. Ich wünsche, eben so sehr, als Du, Dich zu sehen und ruhig zu leben.

Ich kann auch etwas anderes, als Krieg führen, aber die Pflicht geht Allem vor. Mein ganzes Leben hindurch habe ich Ruhe, Vortheil und Glück meiner Bestimmung aufgeopfert.

Leb' wohl, meine Freundin. Sieh selten diese Frau von P..... bei Dir — das ist eine Frau von niedrigem Stande — sie ist zu gemein und zu verächtlich.

Napoleon.

Ich habe Ursache gehabt, mich über Herrn T..... zu beklagen, ich habe ihn deßhalb auf seine Güter in Burgund geschickt und will nichts mehr von ihm hören.

Einhundert und vierzehnter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Osterode, am 1. April 1807.

So eben, meine Freundin, erhalte ich Deinen Brief vom 20sten. Ich ersehe daraus mit Bedauern, daß Du krank bist. Ich habe Dir geschrieben, daß Du den gan-

zen Monat April in Paris bleiben, und am 1. Mai nach Saint-Cloud gehen sollst. In Malmaison kannst Du die Sonntage und einen oder zwei Tage zubringen. In Saint-Cloud darfst Du Deine gewöhnlichen Cirkel haben.

Ich bin gesund. Es ist hier noch ziemlich kalt. Alles ist ruhig.

Der kleinen Prinzessin habe ich den Namen Josephine gegeben. *) Eugen darf damit zufrieden sein.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und fünfzehnter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Finkenstein, am 2. April.

Ich schreibe Dir, meine Freundin, nur ein Wort. Ich habe mein Hauptquartier in ein sehr schönes Schloß, das ganz in dem Genre des Bessiere'schen ist, verlegt — hier habe ich viel Kamine; das ist mir sehr angenehm, weil ich oft Nachts aufstehe und gern Feuer sehe.

Meine Gesundheit ist vollkommen gut. Das Wetter ist schön, aber noch kalt. Das Thermometer steht auf 4 bis 5 Grad.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und sechszehnter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 6. April, 3 Uhr Nachmittags.

Meine Freundin, ich habe Deinen Brief erhalten und daraus ersehen, daß Du die Osterwoche in Mal-

---

*) Die Prinzessin Josephine, Maximiliane, Auguste, geboren am 14. März 1807, ist die ältere Tochter Eugens, die sich am 18. Juni 1827 mit Joseph Franz Oskar, dem Kronprinzen von Schweden verheirathete.

maisen zugebracht hast und daß es mit Deiner Gesundheit jetzt besser geht. Ich kann es nicht erwarten, zu erfahren, daß Du wieder ganz hergestellt bist.

Ich lebe hier in einem schönen Schlosse, wo es mehrere Kamine giebt, was mir sehr angenehm ist. Es ist hier noch kalt und Alles gefroren.

Du wirst erfahren haben, daß ich sehr gute Nachrichten aus Constantinopel erhalten habe.

Ich bin ganz gesund. Es giebt hier nichts Neues. Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und siebenzehnter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 10ten, um 6 Uhr Abends.

Ich befinde mich sehr wohl, meine Freundin. Es wird Frühling, dessenungeachtet vegetirt noch nichts. Ich wünsche, daß Du lustig und zufrieden seiu und nicht an meiner Liebe zweifeln mögest. Alles geht hier gut.

Napoleon.

Einhundert und achtzehnter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 18. April 1807.

Ich habe Deinen Brief vom 5. April erhalten und daraus mit Bedauern ersehen, daß Du Dich über das, was ich Dir gesagt, geärgert hast. Wie gewöhnlich erhebt sich auf der Stelle Dein creolisches Köpfchen und wird ärgerlich.

Reden wir nicht mehr davon. Ich befinde mich sehr wohl — wiewohl wir hier Regenwetter haben. Savary liegt vor Danzig sehr krank an einem Gallenfieber, ich hoffe, daß es nichts zu sagen hat.

Leb wohl, meine Freundin, tausend angenehme Dinge für Dich.

Napoleon.

Einhundert und neunzehnter Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 24. April, um 7 Uhr Abends.

Deinen Brief vom 3. April habe ich erhalten, ich ersehe daraus, daß Du Dich wohl befindest und daß es in Paris sehr kalt ist. Das Wetter ist hier sehr schwankend — ich glaube jedoch, daß jetzt der Frühling gekommen ist; alle Flüsse sind bereits aufgethaut. Ich befinde mich äußerst wohl.

Adieu, meine Freundin. Hinsichtlich Malmaison habe ich schon seit langer Zeit Alles so angeordnet, wie Du es gewünscht hast.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 28sten, um 7 Uhr Abends.

Ich habe Deinen Brief vom 12ten erhalten und daraus ersehen, daß Du gesund bist und daß Du große Lust hast, nach Malmaison zu gehen.

Das Wetter ist schön geworden, ich hoffe, daß es so bleiben wird.

Nichts Neues hier. Ich befinde mich sehr wohl.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und ein und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 2. Mai, um 4 Uhr Nachmittags.

Eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief vom 23sten. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß Du Dich wohl befindest, und daß Du noch immer

Malmaiſon liebſt. Man ſagt, daß der Erz-Kanzler verliebt ſei. Iſt das Scherz oder Wahrheit? Das amüſirt mich — Du hatteſt mir kein Wort davon erzählt.

Ich befinde mich ſehr wohl, die Jahreszeit wird ſchön, der Frühling zeigt ſich endlich und die Blätter fangen an auszuſchlagen.

Leb wohl, meine Freundin. Tauſend angenehme Dinge.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und zwei und zwanzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Am 10. *Mai* 1807.

Eben empfange ich Deinen Brief. Ich verſtehe nicht, was Du mir von den Damen ſagſt, die mit mir Briefe wechſeln. Ich liebe nur meine gute, kleine, ſchmollende, launenhafte Joſephine, welche mit Grazie, wie Alles, was ſie thut, auch zu zanken verſteht; denn ſie iſt immer liebenswürdig, ausgenommen, wenn ſie eiferſüchtig iſt — dann wird ſie ein wahres Teufelchen. Aber, kehren wir zu dieſen Damen zurück. Wenn ich mich um Eine von ihnen bekümmern ſollte, ſo wünſchte ich, daß ſie ſchöne Roſenknoſpen wären. Sind die, von welchen Du ſprichſt, in dieſem Zuſtande?

Ich wünſche, daß Du nur mit jenen Perſonen dinireſt, die mit mir dinirt haben, daß Deine Liſte für Deine Zirkel dieſelbe bleibe, daß Du in Malmaiſon, in Deiner Vertraulichkeit, weder Geſandte noch Fremde zu Dir laſſeſt. Wenn Du anders handelteſt, ſo würdeſt Du mir mißfallen; endlich umgieb Dich nicht mit zu vielen Leuten, die ich nicht kenne und die nicht zu Dir kämen, wenn ich bei Dir wäre.

Leb wohl, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und drei und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 12. *Mai*, 1807.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 2 Mai und ersehe daraus, daß Du Dich anschickst, nach St. Cloud zu gehen. Mit Bedauern habe ich die schlechte Aufführung der Madame ** erfahren. Könntest Du ihr nicht sagen, daß sie ein ordentliches Leben führen soll, da ihr das jetzige, von Seiten ihres Gemahls, viele Unannehmlichkeiten zuziehen könnte!

Napoleon ist nach dem, was man mir schreibt, geheilt; ich begreife den Kummer, den seine Mutter darüber empfunden haben muß. Aber die Masern sind eine Krankheit, der Jeder unterworfen ist. Ich hoffe, daß er eingeimpft werden und wenigstens nicht die Pocken bekömmt.

Leb wohl, meine Freundin. Das Wetter ist sehr warm und die Vegetation beginnt; es wird aber noch einige Tage dauern, bevor wir frisches Grün haben werden.

Napoleon.

Einhundert und vier und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in St. Cloud.

Am 14. *Mai* 1807.

Ich begreife den Kummer, den Dir der Tod des armen Napoleons *) verursachen muß; Du kannst Dir aber auch den Schmerz denken, den ich empfinde. Ich möchte jetzt bei Dir sein, damit Du Dich in Deinem Schmerze mäßigtest. Du warst so glücklich gewesen, noch niemals Kinder zu verlieren; aber das ist eine der Bedingungen und Leiden, die dem menschlichen Elend angehören. Möchte ich doch bald erfahren, daß Du ver-

*) Carl Napoleon, Kronprinz von Holland, gestorben im Haag am 5. Mai 1807.

nünftig geworden bist und Dich wohl befindest. Willst Du meinen Kummer noch vermehren?

Leb wohl meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und fünf und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in St. Cloud.

Am 16. *Mai* 1807.

Eben empfange ich Deinen Brief vom 6ten. Ich begreife den Schmerz, den Du empfindest und fürchte, daß Du nicht vernünftig sein und Dich über das Unglück, das uns betroffen, zu sehr abhärmen wirst.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und sechs und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in Lacken.

Am 29. *Mai* 1807.

Eben empfange ich Deinen Brief vom 10. Mai. Ich ersehe daraus, daß Du nach Lacken gegangen bist. Ich dächte, Du bliebest vierzehn Tage dort; das wird den Belgiern Vergnügen machen und Dir zur Zerstreuung dienen.

Mit Bedauern habe ich eingesehen, daß Du nicht klug bist. Der Schmerz hat seine Gränzen, die man nicht überschreiten muß. Erhalte Dich für Deinen Freund und glaube an meine Gesinnungen.

Napoleon.

Einhundert und sieben und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in Lacken.

Am 24. Mai 1807.

Ich erhalte Deinen Brief aus Lacken und ersehe daraus mit Mißvergnügen, daß Dein Schmerz noch ganz derselbe ist, und daß Hortensie noch nicht angekommen ist; sie ist nicht gescheidt und verdient nicht, daß man sie liebt, weil sie nur ihre Kinder liebt.

Versuche es, Dich zu beruhigen und mach mir keinen Kummer. Für jedes Uebel ohne Heilung muß man Trost suchen.

Leb wohl, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und acht und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in Lacken.

Am 26. Mai 1807.

So eben erhalte ich Deinen Brief vom 16ten. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß Hortensie in Lacken angekommen ist. Ich bin böse über die Art von Betäubung, in der sie noch immer sich befindet. Sie muß mehr Muth haben und mehr ertragen. Ich begreife nicht, warum man will, daß sie ins Bad reise — in Paris wird sie mehr Zerstreuung und mehr Trost finden. Uebernehme dies Geschäft, sei lustig und bleib gesund.

Adieu, meine Freundin, ich leide vielen Kummer und bin sehr betrübt, daß ich nicht bei Dir sein kann.

Napoleon.

Einhundert und neun und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Am 2. Juni 1807.

So eben, meine Freundin, erfahre ich Deine Ankunft in Malmaison. Ich habe keine Briefe von Dir;

auf Hortenſie bin ich ſehr böſe — ſie ſchreibt mir kein Wort. Alles, was Du mir von ihr erzählſt, betrübt mich. Haſt Du ſie nicht zerſtreuen können! Du weinſt! Ich hoffe, daß Du dafür ſorgen wirſt, daß ich nicht Alles traurig finde.

Seit zwei Tagen bin ich in Danzig, das Wetter iſt ſehr ſchön, ich befinde mich wohl. Ich denke mehr an Dich, als Du an den Abweſenden denkſt.

Adieu, meine Freundin, tauſend angenehme Dinge. Laß dieſen Brief an Hortenſie abgeben.

Napoleon.

Einhundert und dreißigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Am 3. Juni 1807.

Ich habe heute in Marienburg übernachtet. Geſtern habe ich Danzig verlaſſen. Mit meiner Geſundheit geht es ganz gut. Alle Briefe, welche aus St. Cloud kommen, ſagen mir, daß Du beſtändig weinſt — das iſt nicht gut, man muß ſich wohl befinden und zufrieden ſein.

Hortenſie iſt noch immer betrübt; Alles, was Du mir von ihr ſchreibſt, erregt mein Mitleiden.

Leb wohl, meine Freundin, glaube an die Liebe, die ich für Dich hege.

Napoleon.

Einhundert und ein und dreißigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Am 6. Juni 1807.

Ich bin ſehr wohl, meine Freundin. Dein Brief von geſtern hat mir viel Kummer verurſacht. Es ſcheint mir, daß Du Dich noch immer grämſt und noch nicht vernünftig geworden biſt.

Das Wetter iſt ſehr ſchön.

Adieu, meine Freundin, ich liebe Dich und wünsche, Dich froh und zufrieden zu wissen.

Napoleon.

Einhundert und zwei und dreißigster Brief.

An die Kaiserin, in St. Cloud.

Friedland am 15. Juni 1807.

Ich schreibe Dir, meine Freundin, nur ein Wort, denn ich bin sehr ermüdet, weil ich viele Tage hindurch bivouakirt habe. Meine Kinder haben auf ein würdige Weise den Jahrestag der Schlacht von Marengo gefeiert.

Die Schlacht von Friedland wird für mein Volk eben so berühmt und glorreich sein, als jene. Die ganze russische Armee in Verwirrung gebracht — 80 Stück Kanonen, 30,000 Gefangene und Getödtete, 25 russische Generale, theils getödtet, verwundet oder gefangen — die ganze russische Garde ausgerottet — das ist eine würdige Schwester der Schlachten von Marengo, Austerlitz und Jena. Das Bülletin wird Dir das Uebrige sagen. Mein Verlust ist nicht bedeutend, ich habe mit großem Glück gegen den Feind manövrirt.

Sei ruhig und zufrieden.

Adieu, meine Freundin, ich besteige jetzt mein Pferd.

Napoleon.

Man kann diese Neuigkeit, wenn sie vor dem Bülletin eintrifft, vorläufig als Notiz mittheilen. Man kann auch die Kanone feuern. Cambaceres wird diese Notiz machen.

Einhundert und drei und dreißigster Brief.

An die Kaiserin, in St. Cloud.

Am 16. Juni, 4 Uhr Nachmittags.

Meine Freundin, gestern habe ich Moustache*) mit der Nachricht der Schlacht von Friedland an Dich ab-

*) Courier des Kaisers.

geſchickt. Seitdem habe ich fortwährend den Feind verfolgt. Königsberg, eine Stadt, welche 80,000 Einwohner hat, iſt in meiner Gewalt. Ich habe hier viele Kanonen, viele Magazine und mehr als 60,000 Flinten gefunden, die aus England gekommen.

Leb wohl, meine Freundin, meine Geſundheit iſt vollkommen gut, wie wohl ich durch den Regen und durch die Kälte des Bivouak ein wenig Schnupfen bekommen habe. Sei froh und zufrieden.

Ganz der Deinige,

Napoleon.

Einhundert und vier und dreißigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Tilsit, am 19. Juni 1807.

Heute Morgen habe ich Taſcher an Dich abgeſchickt, um Deine Beſorgniſſe zu beruhigen. Alles geht hier auf's Beſte. Die Schlacht von Friedland hat Alles entſchieden. Der Feind iſt in den Grund gebohrt, geſchlagen und außerordentlich geſchwächt.

Meine Geſundheit iſt vortrefflich und meine Armee prächtig.

Adieu, meine Freundin, ſei froh und zufrieden.

Napoleon.

Einhundert und fünf und dreißigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Tilsit, am 22. Juni 1807.

So eben, meine Freundin, habe ich Deinen Brief vom 10. Juni erhalten und daraus mit Bedauern erſehen, daß Du ſo traurig biſt. Durch das Bülletin wirſt Du erfahren, daß ich einen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen habe und daß man mit mir wegen des Friedens unterhandelt. Sei froh und zufrieden.

Ich habe Borgheſe, und zwölf Stunden ſpäter

Mouſtache an Dich abgeſendet, Du mußt alſo ſehr früh Briefe und Nachrichten über die ſchöne Schlacht von Friedland erhalten haben.

Ich befinde mich ſehr wohl und wünſche Dich glücklich zu wiſſen.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und ſechs und dreißigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Am 25. Juni 1807.

Meine Freundin, ſo eben habe ich den Kaiſer Alexander geſehen, ich war ſehr mit ihm zufrieden, er iſt ein ſchöner, guter, junger Kaiſer und hat mehr Geiſt, als man gewöhnlich glaubt. Von morgen an wird er in Tilſit in der Stadt wohnen.

Adieu, meine Freundin; ich wünſche von ganzem Herzen, daß Du Dich wohl befinden und zufrieden ſein mögeſt. Ich bin ganz geſund.

Napoleon.

Einhundert und ſieben und dreißigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Am 3. Juli 1807.

Meine Freundin, Herr von Türenne wird Dir über Alles, was ſich hier zugetragen, nähere Auskunft geben; Alles geht ganz gut. Ich glaube Dir ſchon geſagt zu haben, daß ſich der Kaiſer von Rußland mit vieler Liebenswürdigkeit um Deine Geſundheit erkundigt. Er, wie auch der König von Preußen, ſpeiſt alle Tage bei mir. Ich wünſche, daß Du zufrieden ſein mögeſt.

Leb wohl, meine Freundin; tauſend angenehme Dinge.

Napoleon.

Einhundert und acht und dreißigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Am 6. Juli 1807.

Deinen Brief vom 25. Juni habe ich empfangen und mit Bedauern daraus erſehen, daß Du ſehr egoiſtiſch biſt und daß die Siege meiner Armeen keinen Reiz für Dich haben.

Die ſchöne Königin von Preußen ſoll heute bei mir zu Mittag eſſen.

Ich befinde mich wohl und kann es nicht erwarten, Dich wiederzuſehen, wann das Schickſal es beſtimmt hat. Es iſt indeſſen möglich, daß dies ſehr bald geſchehen wird.

Leb' wohl, meine Freundin, tauſend angenehme Dinge.

Napoleon.

Einhundert und neun und dreißigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Am 7. Juli 1807.

Meine Freundin! Die Königin von Preußen hat geſtern mit mir dinirt. Ich habe mich ſehr zuſammennehmen müſſen, daß ſie mich nicht verbindlich machte, ihrem Gemahle noch einige Begünſtigungen zuzugeſtehen; aber ich war galant geweſen und habe mich an meiner Politik gehalten. Sie iſt ſehr liebenswürdig.

Während Du dieſen Brief lieſeſt, wird der Friede mit Preußen und Rußland abgeſchloſſen und Jerome als König von Weſtphalen, mit 3 Millionen Seelen, anerkannt ſein. Dieſe Nachrichten für Dich allein.

Adieu, meine Freundin, ich liebe Dich und will Dich froh und zufrieden wiſſen.

Napoleon.

Einhundert und vierzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in St. Cloud.

Am 18., *Mittags.*

Geſtern um 5 Uhr Abends bin ich, meine Freundin, in Dresden angekommen. Ich bin ſehr wohl, ob ich gleich 100 Stunden nicht aus dem Wagen gekommen. Ich wohne hier bei dem König von Sachſen, mit dem ich ſehr zufrieden bin. Ich bin alſo um die Hälfte des Weges Dir jetzt näher.

Es kann ſein, daß ich, wie ein Eiferſüchtiger, Dich in einer dieſer ſchönen Nächte in St. Cloud überrumpele — ich unterrichte Dich davon.

Adieu, meine Freundin, es wird mir ein großes Vergnügen machen, Dich wiederzuſehen.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
die Kaiserin Josephine.

(Geschrieben während der Reise, die er nach Italien gemacht.)

Einhundert und ein und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Mailand, am 25. November 1807.

Seit zwei Tagen, meine Freundin, bin ich hier. Ich bin sehr froh, daß ich Dich nicht mitgenommen, Du hättest bei dem Uebergang über den **Mont Cenis**, wo eine Plackerei mich 24 Stunden zurückgehalten, viel auszustehen gehabt.

Eugen habe ich sehr gesund gefunden, ich bin sehr zufrieden mit ihm. Die Prinzessin ist krank — ich habe sie in Monza besucht, sie hat einen **fausse conche** gemacht. Es geht jetzt besser.

Leb' wohl, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und zwei und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Venedig, am 30. November 1807.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 22. Seit zwei Tagen bin ich in Venedig. Das Wetter,

das sehr schlecht ist, hat mich verhindert, die Lagunen zu bereisen, um die verschiedenen Forts zu besichtigen.

Ich sehe mit Vergnügen, daß Du Dich in Paris gut unterhältst.

Der König von Baiern mit seiner Familie und die Prinzessin Elisa ist hier.

Nach dem 2. December, *) den ich hier feiern will, werde ich zurückkehren und sehr erfreut sein, Dich wiederzusehen.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und drei und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Udine, am 11. December 1807.

Deinen Brief vom 3. December habe ich empfangen und daraus ersehen, daß Du mit dem **Jardin des Plantes** sehr zufrieden bist. Ich bin jetzt an der entferntesten Grenze meiner Reise; es ist möglich, daß ich bald in Paris bin, wo ich froh sein werde, Dich wieder zu sehen. Das Wetter war hier noch nicht kalt, aber sehr regnigt. Ich habe mir den letzten Moment der Jahreszeit sehr zu Nutzen gemacht, denn ich glaube, daß zu Weihnachten der Winter schon sehr fühlbar sein wird.

Leb' wohl, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

---

*) Der Jahrestag der Krönung Napoleons.

Briefe
des
Kaiſers Napoleon
an
die Kaiſerin Joſephine.

(Geſchrieben während ſeines Aufenthaltes in Bayonne, im Jahre 1808.)

Einhundert und vier und vierzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Bordeaux.

Bayonne, am 16. *April* 1808.

Ich bin hier ſehr wohl, aber durch die Wege, die traurig und ſchlecht ſind, etwas ermüdet angekommen.

Es iſt mir lieb, daß Du zurückgeblieben biſt, denn die Wohnungen ſind hier ſehr ſchlecht und klein.

Ich ziehe heute in ein kleines Landhaus, das eine halbe Meile von der Stadt entfernt iſt.

Adieu, meine Freundin; bleib' geſund.

Napoleon.

Einhundert und fünf und vierzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Bordeaux.

Bayonne, am 17. *April* 1808.

Eben empfange ich Deinen Brief vom 15. April. Was Du mir von dem Eigenthümer des Landgutes ſagſt, freut mich. Bleibe zuweilen einen Tag bei ihm.

Ich habe den Befehl erlaſſen, daß vom 1ſten April, während Deiner ganzen Reiſe, ein monatlicher Zuſchuß von 20,000 Franks an Deine Schatulle ausgezahlt werde.

Ich wohne hier fürchterlich ſchlecht. In einer Stunde verändere ich mein Quartier und ziehe in ein eine halbe Meile von der Stadt gelegenes Luſthaus. Der Infant Don Carlos und 5 bis 6 ſpaniſche **Grands** ſind hier. Der Prinz von Aſturien iſt 20 Meilen von hier. Der König Karl und die Königin kommen her. Ich weiß nicht, wo ich all' dieſe Leute einlogiren ſoll. Sie wohnen noch alle im Gaſthofe. Meine Truppen befinden ſich in Spanien ſehr wohl.

Deinen Scherz habe ich verſtanden und über Deine Rückerinnerung ſehr gelacht. Ihr Frauen habt ein gutes Gedächtniß.

Ich bin ziemlich wohl und liebe Dich aus inniger Freundſchaft. Ich wünſche, daß Du Allen in Bordeaux Gefälligkeiten erweiſeſt, weil meine Arbeiten nicht erlaubt haben, daß ich es gethan.

Napoleon.

Einhundert und ſechs und vierzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Bordeaux.

***Bayonne*, am 21. *April* 1808.**

Eben empfange ich Deinen Brief vom 19. April. Geſtern habe ich den Prinz von Auſturien und ſeinen Hofſtaat bei mir zu Tiſche gehabt — das hat mich in viele Verlegenheiten gebracht. Ich erwarte **Karl IV.** und die Königin.

Mit meiner Geſundheit geht es gut. Ich bin auf meinem Landhaus jetzt ziemlich gut eingerichtet.

Leb' wohl, meine Freundin. Briefe von Dir empfange ich jederzeit mit vielem Vergnügen.

Napoleon.

Einhundert und sieben und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in Bordeaux.

Bayonne, am 23. April 1808.

Hortense, liebe Freundin, ist von einem Knaben entbunden worden — ich habe darüber lebhafte Freude empfunden. Ich bin nicht erstaunt, daß Du mir davon nichts geschrieben, weil Dein Brief vom 21., und Hortense erst am 29., in der Nacht, entbunden worden ist.

Am 30sten kannst Du abreisen, in Mont-de-Marsan übernachten und am 2sten hier eintreffen. Laß Deine erste Dienerschaft am 25sten Abends abreisen. Ich habe hier ein Landhaus neben dem, das ich bewohne, für Dich einrichten lassen. Ich bin vollkommen gesund.

Ich erwarte den König Karl IV. und seine Gemahlin.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
die Kaiserin Josephine.

(Geschrieben während seiner Anwesenheit in Erfurt, im Jahre 1808.)

Einhundert und acht und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in St. Cloud.

Weimar, am 29. September 1808.

Ich habe ein wenig Schnupfen. Deinen Brief aus Malmaison habe ich erhalten. Ich bin hier mit dem Kaiser und Allen sehr zufrieden.

Es ist 1 Uhr nach Mitternacht — ich bin müde.

Adieu, meine Freundin, bleib' gesund.

Napoleon.

Einhundert und neun und vierzigster Brief.

An die Kaiserin, in St. Cloud.

Am 9. October 1808.

Deinen Brief, meine Freundin, habe ich empfangen. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du wohl bist. Ich eben habe ich auf dem Schlachtfeld von Jena gejagt. Wir haben auf dem nämlichen Ort gefrühstückt, wo ich Nachts bivouakirt habe.

Ich habe dem Weimarer Ball beigewohnt. Der Kaiser Alexander tanzte, ich nicht, denn 40 Jahre sind 40 Jahre.

Meine Gesundheit ist, trotz einiger kleinen Uebel, im Grund doch gut.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige. Ich hoffe Dich bald zu sehen.

Napoleon.

Einhundert und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in St. Cloud.

Ich schreibe Dir wenig, meine Freundin, weil ich sehr beschäftigt bin. Gespräche, die Tage lang dauern! Wie kann ich da den Schnupfen verlieren! Es geht indessen Alles gut. Ich bin mit Alexander zufrieden und er darf es auch mit mir sein — wenn er eine Frau wäre, so würde ich ihn, glaube ich, zu meiner Geliebten machen.

In Kurzem werde ich bei Dir sein, bleib' gesund, damit ich Dich dick und frisch antreffe.

Leb' wohl, meine Freundin.

Napoleon.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
die Kaiserin Josephine.

(Geschrieben während der Reise nach Spanien, im Jahre 1808 und 1809.)

Einhundert und ein und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 3. November 1808. *)

Nach vieler Mühe bin ich heute Nacht hier angekommen. Mehrere Poststationen habe ich zu Pferd zurückgelegt — ich befinde mich indeß sehr wohl.

Morgen werde ich nach Spanien abgehen. Meine Truppen rücken mit Macht heran.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und zwei und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 5. November 1808.

Ich bin in Tolosa und reise nach Vitoria, wo ich in wenigen Stunden eintreffen werde. Ich befinde mich

---

*) Der Ort, von wo aus dieser Brief geschrieben, ist im Original nicht angegeben. Anmerk. des Herausg.

ziemlich wohl und hoffe, daß Alles bald beendigt sein wird.

Napoleon.

Einhundert und drei und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 7. November 1808.

Seit zwei Tagen, meine Freundin, bin ich in Vittoria; ich befinde mich wohl. Alle Tage treffen neue Truppen ein — gestern ist meine Garde hier angekommen.

Der König befindet sich sehr wohl. Ich bin sehr beschäftigt.

Ich weiß, daß Du in Paris bist. Zweifle nicht an meinen Gesinnungen.

Napoleon.

Einhundert und vier und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Burgos, am 14. November 1808.

Die Sachen schreiten hier mit großer Thätigkeit vor. Das Wetter ist sehr schön. Wir haben Glück. Ich bin vollkommen gesund.

Napoleon.

Einhundert und fünf und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 25. November 1808.

Deinen Brief habe ich erhalten. Ich wünsche, daß Deine Gesundheit eben so gut als die meinige sei. Alles geht hier gut.

Ich dächte, Du zögest am 21. December wieder in

die Tuilerien zurück und veranstaltetest, von da angefangen, wöchentlich ein Concert.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Viele Grüße an Hortensie und Herrn Napoleon. *)

Einhundert und sechs und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 7. December 1808.

Eben empfange ich Deinen Brief vom 28. Mit Vergnügen ersehe ich, daß Du Dich wohl befindest. Du hast Dich überzeugt, daß der junge Tascher sich gut aufführt — das freut mich. Mit meiner Gesundheit geht es gut.

Es ist hier ein Wetter, wie in Paris in der letzten Hälfte des Maimonats — wir haben Hitze, brauchen hier kein Feuer, höchstens bei der Nacht, die ziemlich kühl ist.

Madrid ist ruhig. Meine Sachen gehen insgesammt gut.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Viele Dinge an Hortensie und Herrn Napoleon.

Einhundert und sieben und fünfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 10. December.

Eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief. Du schreibst mir, daß in Paris so schlechtes Wetter ist

---

*) So hieß der Prinz, von welchem die Königin Hortensie am 20. März 1808 entbunden ward.

— hier ist es das schönste Wetter der Welt. Sag' mir doch, ich bitte Dich, was die Reformen, welche Hortensie unternimmt, sagen wollen. Man sagt, daß sie ihre Dienerschaft fortschickt. Hat man ihr das vielleicht verweigert, was sie nothwendig braucht? Sag' mir nur ein Wort darüber, diese Reformen schicken sich nicht.

Leb' wohl, meine Freundin, hier ist das schönste Wetter der Welt. Alles geht hier gut. Ich bitte Dich, Dich gut aufzuführen.

Napoleon.

Einhundert und acht und funfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 21. December 1808.

Am 12ten mußt Du in die Tuilerien gegangen sein. Ich hoffe, daß Du mit Deinem Appartement wirst zufrieden gewesen sein.

Ich habe Erlaubniß gegeben, daß Kourakin*) Dir und der Familie vorgestellt werde. Empfange ihn gut und spiele mit ihm.

Adieu, meine Freundin, ich befinde mich wohl — es ist regnigt und ein wenig kalt.

Napoleon.

Einhundert und neun und funfzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 22. December 1808.

In diesem Augenblicke reise ich ab, um gegen die Engländer Verfügungen zu treffen, welche, wie mir scheint, ihre Verstärkung erhalten haben.

---

*) Fürst Kourakin, russischer Minister und Gesandter.

Das Wetter ist schön, meine Gesundheit vollkommen gut. Sei unbesorgt.

Napoleon.

Einhundert und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Benevento, am 31. December 1808.

Meine Freundin, seit einigen Tagen verfolge ich die Engländer; erschreckt fliehen sie. Die Ueberbleibsel der romanischen Armee haben sie feig verlassen, um nicht um einen halben Tag ihre Flucht hinauszuschieben. Mehr als 100 Bagagewagen sind bereits genommen. Das Wetter ist sehr schlecht.

Lefebvre ist gefangen genommen worden — er hat mit 300 Jägern ein unbesonnenes Unternehmen gewagt. Diese Schädel haben schwimmend über einen Fluß gesetzt und sich mitten in die englische Reiterei gestürzt; sie haben deren viel getödtet, aber auf dem Rückzuge hatte Lefebvre ein verwundetes Pferd und mußte schwimmen, die Fluth hat ihn an das Ufer getragen, wo die Engländer waren — er wurde gefangen genommen. Tröste seine Frau.

Adieu, meine Freundin. Bessieres ist mit 10,000 Mann Cavallerie auf Astorga.

Allen ein gutes Neujahr.

Napoleon.

Einhundert und ein und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 2. Januar 1809.

Eben, meine Freundin, empfange ich Deine Briefe vom 18. und 21. December. Ich verfolge die Engländer mit dem Degen in ihren Eingeweiden.

Das Wetter ist kalt und streng, aber Alles geht gut. Leb wohl, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Meiner Josephine ein gutes, glückliches Neujahr.

Napoleon.

Einhundert und zwei und sechzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Braunau, am 5. Januar 1809.

Ich schreibe Dir, meine Freundin, nur ein Wort. Die Engländer sind in großer Verwirrung. Den Herzog von Dalmatien habe ich beauftragt, sie zu verfolgen mit dem Degen in ihren Eingeweiden. Ich befinde mich wohl — das Wetter ist schön.

Wien, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und drei und sechzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Am 8. Januar 1809.

Eben empfange ich Deine Briefe vom 23. und 24. December. Ich sehe mit Betrauern, daß Du an den Zähnen leidest. Ich bin hier seit zwei Tagen. Das Wetter ist so, wie es die Jahreszeit mit sich bringt. Die Engländer schiffen sich ein. Ich bin gesund.

Wien, meine Freundin.

Ich schreibe mit an Hortensia. Eugen hat jetzt eine Tochter.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und vier und ſechzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Paris.

Mouſtache bringt mir einen Brief von Dir vom 31. December. Ich ſehe, meine Freundin, daß Du traurig biſt und ſehr ſchwarze Beſorgniſſe hegſt. Oeſterreich wird mir nicht den Krieg erklären. Aber, wenn es das thut, ſo habe ich 150,000 Mann in Deutſchland und eben ſo viel am Rhein, und 400,000 Deutſche, um ihm zu antworten. Rußland wird ſich von mir nicht losſagen. Man iſt närriſch in Paris; Alles geht gut.

Ich werde in Paris ſein, ſobald ich es nothwendig finde. Ich rathe Dir, Dich vor den Geſpenſtern in Acht zu nehmen. Eines ſchönen Tages, um 2 Uhr Morgens....

Adieu indeſſen. Ich befinde mich wohl und bin ganz der Deinige.

Napoleon.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
die Kaiserin Josephine.

(Geschrieben während des Feldzuges in Deutschland, im Jahre 1809.)

Einhundert und fünf und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Donauwörth, am 13. April 1809.

Gestern, um 4 Uhr Morgens, bin ich hier eingetroffen und reise jetzt von hier ab. Alles ist in Bewegung.

Die militairischen Operationen sind in großer Thätigkeit.

Bis zu dieser Stunde giebt es nichts Neues. Meine Gesundheit ist vollkommen gut.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und sechs und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Am 6. Mai 1809.

Deinen Brief, meine Freundin, habe ich erhalten.

Die Kugel, von der ich getroffen, hat mich nicht verwundet, und kaum die Achillessehne berührt. *)

Ich bin sehr gesund. Du hast Unrecht, wenn Du Dich meinetwegen ängstigest. Meine Sachen gehen hier sehr gut.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Sag' viel Schönes an Hortense und an den Großherzog von Berg. **)

Einhundert und sieben und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Am 9. Mai 1809.

Meine Freundin, ich schreibe Dir aus Sanct Pölten. Morgen bin ich vor Wien. — Das wird just ein Monat sein, nach dem Tage, an welchem die Oesterreicher den Inn passirt und den Frieden gebrochen haben.

Ich bin gesund. Das Wetter ist herrlich und der Soldat sehr lustig — es giebt hier Wein!

Führe Dich gut auf.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und acht und sechszigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Schönbrunn, am 12. Mai 1809.

Ich schicke den Bruder der Herzogin von Montebello an Dich ab, um Dich zu benachrichtigen, daß ich

---

*) Der Ort, aus welchem dieser Brief geschrieben, ist im Originale nicht angegeben; doch läßt das Factum, das Napoleon hier erzählt, vermuthen, daß er diesen Brief in Regensburg geschrieben, da er bekanntlich dort am Fuß verwundet ward.

**) Prinz Napoleon, ältester Sohn des Königs von Holland, zum Großherzog von Berg ernannt zu dem Zeitpunkte, wo Murat zum König von Neapel erhoben wurde.

Herr von Wien bin und daß hier Alles vortrefflich geht. Ich bin sehr gesund.

Napoleon.

Einhundert und neun und sechzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Am 27. Mai 1809.

Ich sende einen Pagen an Dich ab, um Dich zu unterrichten, daß Eugen mit seiner ganzen Armee sich mit mir vereinigt, daß er vollkommen die Aufgabe gelöst, die ich ihm aufgegeben, und daß er fast gänzlich die feindliche Armee, welche er vor sich gehabt, zerstört hat.

Ich schicke Dir meinen Aufruf an die italienische Armee, durch den Du Alles erfahren wirst.

Ich befinde mich sehr wohl.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

P. S. Du kannst diesen Aufruf in Straßburg drucken und ihn ins Französische und Deutsche übersetzen lassen, damit man ihn in ganz Deutschland verbreiten könne. Gieb dem Pagen, der nach Paris geht, eine Abschrift dieser Proclamation mit.

Einhundert und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Aus Wien, um 7 Uhr Abends.

Seit gestern, meine Freundin, bin ich in Wien. Durch den Fluß werde ich aufgehalten. Die Brücke ward verbrannt — um Mitternacht gehe ich hinüber.

Alles geht hier so, wie ich es nur wünschen konnte, das heißt, sehr gut.

Die Oesterreicher sind wie vom Blitz getroffen worden
Adieu, meine Freundin.
Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und ein und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Am 31. Mai 1809.

Eben empfange ich Deinen Brief vom 26sten. Ich habe Dir geschrieben, daß Du nach Plombieres gehen darfst. Ich will nicht, daß Du nach Baden reisest, Du sollst nicht aus Frankreich gehen. Den beiden Prinzen habe ich befohlen, daß sie nach Frankreich zurückkehren sollen. *)

Der Verlust des Herzogs von Montebello, welcher diesen Morgen gestorben ist, hat mich sehr betrübt gemacht. So endet Alles!!...

Adieu, meine Freundin. Wenn Du etwas beitragen kannst, die Marschalin zu trösten, so thue es.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und zwei und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Straßburg.

Am 9. Juni 1809.

Ich habe Deinen Brief erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, daß Du in die Bäder von Plombieres reisen willst; sie werden Dir gute Dienste thun.

Eugen ist mit seiner Armee in Ungarn. Ich befinde mich wohl; das Wetter ist sehr schön. Mit Ver-

---

*) Die Königin von Holland hatte ihre beiden Söhne ins Bad von Baden mitgenommen.

gnügen habe ich erfahren, daß Hortense und der Herzog von Berg wieder in Frankreich sind.

Leb wohl, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und drei und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Plombieres.

Schönbrunn, am 18. Juni 1809.

Ich schicke einen Pagen an Dich ab, um Dir anzuzeigen, daß Eugen am 14ten, am Jahrestage der Schlacht von Marengo, eine Schlacht gegen den Erzherzog Johann und den Erzherzog Palatin bei Raab in Ungarn gewonnen, daß er ihnen 8(0) Soldaten, mehrere Kanonen, 4 Fahnen genommen und sie sehr weit auf dem Weg nach Ofen verfolgt hat.

Napoleon.

Einhundert und vier und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Plombieres.

Am 19. Juni, Mittags.

Eben empfange ich Deinen Brief, worin Du mir Deine Abreise nach Plombieres anzeigst. Ich sehe diese Reise deshalb gern, weil ich hoffe, daß sie Dir gut thun wird.

Eugen ist in Ungarn und befindet sich wohl. Ich bin vollkommen gesund — meine Armee ist in gutem Zustande.

Ich bin sehr erfreut, den Herzog von Berg bei Dir zu wissen.

Adieu, meine Freundin, Du kennst meine Gesinnungen für Josephine; sie sind unveränderlich.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und fünf und ſiebenzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Plombieres.

Ebersdorf, am 7 Juli, um 5 Uhr Morgens.

Ich ſende einen Pagen an Dich ab, um Dir die gute Neuigkeit von dem Siege mitzutheilen, den ich am 5ten bei Ebersdorf und am 6ten bei Wagram davon getragen.

Die feindliche Armee iſt in Unordnung gebracht; ſie flieht, und Alles geht nach meinem Wunſche.

Eugen befindet ſich wohl. Der Fürſt Aldebrandini iſt verwundet, aber nur leicht.

Beſſieres wurde von einer Kanonenkugel in den Schenkel getroffen — die Wunde iſt unbedeutend. Lasalle iſt getödtet worden, meine Verluſte ſind ziemlich ſtark, aber der Sieg iſt vollſtändig und entſcheidend. Wir haben mehr als 100 Stück Kanonen, 12 Fahnen und viel Gefangene.

Ich bin von der Sonne abgebrannt.

Leb wohl, meine Freundin, ich umarme Dich. Viel Grüße an Hortenſe.

Napoleon.

Einhundert und ſechs und ſiebenzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Plombieres.

Am 9. Juli, um 2 Uhr Morgens.

Alles, meine Freundin, geht hier nach meinen Wünſchen. Meine Feinde ſind vernichtet, geſchlagen und gänzlich in Verwirrung gebracht; ſie waren ſehr zahlreich — ich habe ſie zermalmt. Mit meiner Geſundheit geht es heute gut, geſtern war ich etwas krank an der Gallenabſonderung, die durch ſo viele Fatiguen erzeugt ward — das iſt mir aber ſehr geſund.

Adieu, meine Freundin, ich befinde mich ſehr wohl.

Napoleon.

Einhundert und sieben und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Plombieres.

Im Lager vor Znaim, am 13. Juli.

Ich schicke Dir den Waffenstillstand, der gestern mit dem Oesterreichischen General abgeschlossen wurde. Eugen ist auf der Ungarischen Seite und befindet sich wohl. Schicke eine Abschrift des Waffenstillstandes an Cambaceres, im Fall er noch keine erhalten hat.

Ich umarme Dich und befinde mich sehr wohl.

Napoleon.

Du kannst diesen Waffenstillstand in Nancy drucken lassen.

Einhundert und acht und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Plombieres.

Am 17. Juli 1809.

Ich hatte Dir, meine Freundin, einen Bogen geschickt — Du wirst den Ausgang der Schlacht von Wagram und hernach den Waffenstillstand von Znaim erfahren haben.

Ich bin gesund. Eugen befindet sich wohl. Ich wünsche, auch Dich und Hortense wohl zu wissen.

Umarme für mich den Herrn Großherzog von Berg.

Napoleon.

Einhundert und neun und siebenzigster Brief.

An die Kaiserin, in Plombieres.

Am 24. Juli 1809.

Eben empfange ich Deinen Brief vom 18. Juli. Ich erfahre mit Vergnügen, daß die Bäder bei Dir gut anschlagen, und sehe kein Hinderniß, daß Du nach beendeter Kur nach Malmaison gehen kannst.

Die Hitze ist hier ziemlich groß. Ich bin vollkommen gesund.

Leb wohl, meine Freundin. Eugen ist in Wien und befindet sich sehr wohl.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Plombieres.

Schönbrunn, am 7. August.

Ich erfahre durch Deinen Brief, daß Du noch in Plombieres bist und da zu bleiben gedenkst. Du thust wohl daran. Die Bäder und das milde Klima können Dir nur gute Dienste thun.

Ich bleibe hier. Meine Gesundheit und meine Geschäfte gehen nach meinen Wünschen.

Ich bitte Dich, Hortensien und den kleinen Napoleon viel angenehme Dinge zu sagen.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und ein und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Paris.

Schönbrunn, am 21. August.

Ich habe Deinen Brief vom 14. August aus Plombieres erhalten und daraus erfahren, daß Du am 18ten in Paris oder in Malmaison eingetroffen sein wirst. Du wirst von der Hitze, die hier sehr groß ist, krank geworden sein. Malmaison soll von der Hitze ganz verdorrt und verbrannt sein.

Ich bin gesund, habe aber ein wenig Schnupfen.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und zwei und achtzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Schönbrunn, am 26. Auguſt.

Ich erhalte Deinen Brief aus Malmaiſon. Man hat mir berichtet, daß Du dick und friſch und geſund biſt. Ich verſichere Dich, daß Wien keine amüſante Stadt iſt. Ich wollte lieber wieder in Paris ſein.

Leb wohl, meine Freundin. Zweimal in der Woche höre ich die Buffos; ſie ſind nur mittelmäßig — das unterhält die Soireen. Es ſind hier 50 — 60 Damen aus Wien, im Parterre, die mir nicht vorgeſtellt werden ſind.

Napoleon.

Einhundert und drei und achtzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Am 31. Auguſt 1809.

Seit mehreren Tagen habe ich keine Nachricht von Dir erhalten. — Die Vergnügungen in Malmaiſon, die ſchönen Gewächshäuſer, die ſchönen Gärten machen die Abweſenden vergeſſen — das iſt, meint man, bei allen Frauen der Fall. Alle ſagen, daß Du geſund biſt — doch dem Allen iſt nicht zu trauen.

Morgen will ich mit Eugen auf 2 Tage nach Ungarn. Ich bin ziemlich wohl.

Adieu, meine Freundin.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und vier und achtzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Krems, am 9. September 1809.

Seit geſtern, 2 Uhr Morgens, bin ich in Krems — ich bin hierher gekommen, um meine Truppen zu muſtern. Meine Geſundheit war noch niemals beſſer, als jetzt. Ich weiß nun, daß auch Du wohl biſt.

Ich werde in dem Augenblick, wo mich Niemand mehr erwarten wird, in Paris sein.

Alles geht hier sehr gut und zu meiner vollkommenen Zufriedenheit.

Leb wohl, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und fünf und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Mainz.

Am 23. *September* 1809.

Deinen Brief vom 16ten habe ich erhalten, und daraus ersehen, daß Du wohl bist. Das Haus der alten Tochter *) ist nicht mehr als 120,000 Francs werth — niemals wird man mehr dafür geben. Du kannst indessen thun, was Du willst, weil es Dich freut, aber, einmal gekauft, laß nichts niederreißen, um hier einige Felsen zu bauen.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und sechs und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Am 25. *Septbr.* 1809.

Ich habe Deinen Brief erhalten. Traue Dir nicht zu viel zu — ich rathe Dir, Nachts auf Deiner Huth zu sein — denn in einer der nächsten Nächte wirst Du einen ungeheuren Lärm hören.

Ich bin gesund und weiß nicht, was man ausspreng t. Seit Jahren habe ich mich nicht so wohl befunden, als jetzt. Corvisart war mir unnöthig.

Leb wohl, meine Freundin. Alles geht hier sehr gut.

Napoleon.

---

*) Boisgrédan, der Mademoiselle Julien gehörend.

Einhundert und sieben und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Am 14. *October* 1809.

Ich schreibe Dir, meine Freundin, um Dich zu benachrichtigen, daß, vor 2 Stunden, zwischen Champagny und dem Fürsten Metternich der Friede unterzeichnet worden.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und acht und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Nymphenburg, bei München, am 21. *October* 1809.

Seit gestern bin ich hier, frisch und gesund. Morgen werde ich noch nicht abreisen. In Stuttgart will ich mich einige Tage aufhalten. Du wirst 24 Stunden vorher von meiner Ankunft in Fontainebleau benachrichtige werden. Es wird ein Fest sein, Dich wieder zu sehen, und ich erwarte diesen Augenblick mit Ungeduld.

Ich umarme Dich.

Ganz der Deinige.

Napoleon.

Einhundert und neun und achtzigster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

München.

In einer Stunde, meine Freundin, reise ich ab. Zwischen dem 26. und 27. komme ich in Fontainebleau an. Du kannst Dich mit einigen Damen dort hinbegeben.

Napoleon.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
die Kaiserin Josephine.

(Geschrieben nach der Scheidung, in den Jahren 1809, 1810, 1811, 1812 und 1813.)

Einhundert und neunzigster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Acht Uhr Abends, December 1809.

Meine Freundin, ich habe Dich heute viel schwächer gefunden, als Du es sein solltest. Du hattest Muth gezeigt, fasse auch jetzt Muth, um Dich aufrecht zu erhalten. Du mußt Dich nicht einer finstern Schwermuth hingeben, mußt Dich in Deine Lage finden und Deine Gesundheit pflegen, die mir so theuer ist. Wenn Du mich liebst, so mußt Du Seelenstärke zeigen und glücklich sein. Du kannst keinen Zweifel in meine Beständigkeit und zärtliche Freundschaft setzen — und würdest sehr schlecht die Gefühle kennen, die ich für Dich hege, wenn Du glauben könntest, daß ich glücklich sein kann, wenn Du nicht glücklich bist, daß ich zufrieden sein kann, wenn Du Dich nicht beruhigest.

Adieu, meine Freundin, schlafe wohl, denke, daß ich es so will.

Napoleon.

Einhundert und ein und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Dienstag, 6 Uhr.

Die Königin von Neapel, welche ich im **Bois de Boulogne** auf der Jagd geſehen, wo ich einen Hirſch gehetzt, hat mir geſagt, daß ſie geſtern, um 1 Uhr Nachmittag, Dich ſehr geſund verlaſſen habe. Ich bitte Dich mir zu ſagen, was Du heute gemacht haſt. Ich, ich befinde mich ſehr wohl. Geſtern, als ich Dich geſehen hatte, war ich krank. Ich hoffe, daß Du wirſt ſpazieren gegangen ſein.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und zwei und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

7 Uhr Abends.

Eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief, Savary ſagt: Du weineſt beſtändig — das iſt nicht recht. Ich hoffe, daß Du heute wirſt promenirt haben können. Ich habe Dir Wildpret geſchickt. Ich werde Dich beſuchen, wenn Du mir ſagen wirſt, daß Du vernünftig geworden biſt und wieder Muth gefaßt haſt.

Morgen habe ich, den ganzen Tag, die Miniſter bei mir.

Adieu, meine Freundin. Auch ich bin heute traurig — ich wünſche Dich zufrieden zu wiſſen und zu erfahren, daß Du ſtandhaft biſt.

Schlafe wohl.

Napoleon.

Einhundert und drei und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Donnerstag, Mittags.

Ich habe Dich heute beſuchen wollen, meine Freundin, bin aber ſehr beſchäftigt und etwas unwohl. Deſſenungeachtet werde ich in den Staatsrath gehen.

Ich bitte Dich mir zu ſagen, wie Du Dich befindeſt?

Das Wetter iſt etwas feucht und durchaus nicht geſund.

Napoleon.

Einhundert und vier und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Trianon, Dienstag.

Geſtern habe ich mich gleich, nachdem Du, meine Freundin, abgereiſ't warſt, niedergelegt. Ich gehe nach Paris. Ich wünſche Dich froh zu wiſſen und werde Dich noch in dieſer Woche beſuchen.

Ich habe Deine Briefe erhalten — ich will ſie im Wagen leſen.

Napoleon.

Einhundert und fünf und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Mittwoch, Mittags.

Eugen hat mir geſagt, daß Du geſtern ſehr traurig geweſen biſt; das iſt nicht recht, meine Freundin; es iſt gerade das Gegentheil von dem, was Du mir verſprochen haſt.

Ich habe viel Langeweile empfunden, als ich die

Tuillerien wiedergesehen — dieser große Pallast schien mir öde und ich fand mich dort so alleinstehend.

Adieu, meine Freundin, führe Dich gut auf.

Napoleon.

Einhundert und sechs und neunzigster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Paris, Freitag ....

Eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief, und ersehe daraus mit Bedauern, daß Du krank gewesen warst. Ich fürchte, daß das schlechte Wetter Schuld daran war. Frau de la T..... ist eine der größten Närrinnen der Vorstadt — ich habe lang genug ihr Geschwätz ertragen — endlich hat es mich ennüyirt, da habe ich befohlen, daß sie nicht mehr nach Paris darf. Es giebt noch 5 oder 6 alte Frauen, welche ich ebenfalls aus Paris fortschicken will, weil sie durch ihre Dummheiten die jungen Frauen verderben.

Die Frau von Mackau werde ich, weil Du es wünschest, zur Baronin ernennen, und auch Deine andere Aufträge erfüllen.

Ich bin ziemlich wohl. Das Betragen von B..... scheint mir sehr lächerlich. Ich wünsche Dich wohl zu wissen.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und sieben und neunzigster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Sonntag, um 4 Uhr Morgens.

Ich habe heute große Parade, meine Freundinn — ich werde meine ganze alte Garde und mehr als 60 Züge Artillerie mustern.

Der König von Westphalen reis't nach Hause. — Das wird in Paris ein leeres Haus mehr geben. Ich

bin traurig, weil ich Dich nicht ſehe. Wenn die Parade vor zehn beendigt iſt, ſo komme ich, wenn nicht: morgen.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Einhundert und acht und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Donnerstag Abends.

Hortenſie, welche ich dieſen Nachmittag geſehen habe, hat mir Nachrichten von Dir mitgetheilt. Ich hoffe, daß Du Dir heute, da der Tag ſo ſchön geweſen, Deine Pflanzen wirſt angeſehen haben. Um drei Uhr bin ich nur auf einen Augenblick ausgefahren, um einige Haſen zu ſchießen.

Adieu, meine Freundin, ſchlaf wohl.

Napoleon.

Einhundert und neun und neunzigſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Freitag, um 8 Uhr Abends, 1810.

Ich wollte Dich heute beſuchen — aber ich kann es nicht; ich hoffe, daß es morgen gehen wird. Es iſt ſchon ſehr lang, daß Du mir keine Nachricht von Dir gegeben.

Adieu, meine Freundin, bleib' geſund und zweifle nie an meine Geſinnungen.

Napoleon.

Zweihundertſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Sonntag, um 8 Uhr Abends, 1810.

Ich war ſehr erfreut, Dich geſtern geſehen zu haben; ich fühle wohl, wie viel Reize Deine Geſellſchaft

für mich hat. Heute habe ich mit Estève gearbeitet. Für das Jahr 1810 habe ich für Malmaison, als Nebenausgabe, 100,000 Francs bewilligt. Du kannst dort pflanzen lassen, so viel Du willst, und diese Summe ganz nach Deinem Ermessen vertheilen. Ich habe Estève beauftragt, 200,000 Francs auszuzahlen, sobald der Contract mit dem Hause Julien abgeschlossen ist. Ich habe befohlen, daß man Deinen Rubinen-Schmuck bezahlen soll, wenn er von der Intendance abgeschätzt sein wird, weil ich von den Jouvelieren nicht betrogen werden will. Dies Alles zusammen kostet mir also 400,000 Francs. Außerdem habe ich befohlen, daß man die Millien, welche Dir die Civilliste für das Jahr 1810 schuldet, zur Disposition Deines Bevollmächtigten bereit halte, damit Du Deine Schulden bezahlen kannst. In Malmaison wirst Du im Schrank 5 bis 600,000 Francs finden, Du kannst sie behalten und dafür Dein Silberzeug und Deine Wäsche einrichten. Ich habe befohlen, daß man Dir ein sehr schönes Porcellan-Service mache; man wird, damit es schön werde, sich ganz nach Deinen Anordnungen richten.

Napoleon.

Zweihundert und erster Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

***Dienstag*, 1810.**

Ich würde Dich heute besucht haben, hätte ich nicht den König von Bayern, welcher eben in Paris angekommen ist, besuchen müssen. Heute Abend um 8 Uhr werde ich bei ihm sein und um 10 Uhr wieder heimkehren.

Morgen hoffe ich Dich zu sehen und Dich froh und standhaft zu finden.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Zweihundert und zweiter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Mittwoch, 6 *Uhr Abends*, 1810.

Meine Freundin, Du kannſt (ich ſehe kein Hinderniß), wann Du willſt, den König von Würtemberg empfangen. Uebermorgen werden Dich der König und die Königin von Bayern beſuchen.

Ich möchte ſehr gern nach Malmaiſon kommen, aber Du mußt ſtandhaft und ruhig ſein — der Page ſagte mir, daß er Dich habe weinen ſehen.

Ich werde heute allein zu Mittag eſſen.

Adieu, meine Freundin, zweifle nie an meinen Geſinnungen — Du würdeſt ſonſt ungerecht und ſchlecht ſein.

Napoleon.

Zweihundert und dritter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Sonnabend, um 1 *Uhr Mittags.*

Meine Freundin, geſtern habe ich Eugen geſehen, er hat mir geſagt, daß Du die Könige empfangen wirſt. Bis 8 Uhr war ich im Concert geweſen.

Ich wünſche ſehr, Dich bald wieder zu ſehen. Wenn ich heute nicht komme, ſo komme ich morgen nach der Meſſe.

Adieu, meine Freundin, ich hoffe Dich klug und wohl zu finden. Das Wetter muß Dir jetzt ſehr beſchwerlich fallen.

Napoleon.

Zweihundert und vierter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

Trianon, am 17. *Januar* 1810.

Meine Freundin. D'Audenarde, den ich Dir dieſen Morgen geſchickt, ſagt mir, daß Du, ſeitdem Du in

Malmaiſon weilſt, ganz muthlos biſt. Dieſer Ort iſt aber doch Zeuge unſerer Geſinnungen, die, wenigſtens meinerſeits, ſich nicht niemals ändern können und ſollen.

Ich habe große Luſt, Dich zu ſehen, muß aber im Voraus überzeugt ſein, daß Du ſtandhaft und nicht ſchwach biſt — ich bin es auch ein bischen und eben das verurſacht mir einen ſchrecklichen Schmerz.

Adieu, Joſephine, gute Nacht. Zweifelteſt Du an mir, ſo würdeſt Du ſehr undankbar ſein.

Napoleon.

Zweihundert und fünfter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

***Am* 20. *Januar* 1810.**

Ich ſchicke Dir, meine Freundin, das Käſtchen, welche ich Dir vorgeſtern verſprochen habe und das die Inſel Lobau vorſtellt. Geſtern war ich ein wenig ermüdet geweſen. Ich erbeite viel und gehe nicht aus.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Zweihundert und ſechſter Brief.

An die Kaiſerin, in Malmaiſon.

***Am* 30. *Januar* 1810.**

Eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief. Ich hoffe, daß der Spaziergang, den Du heute gemacht, um Deine Gewächshäuſer zu zeigen, Dir gut bekommen ſein wird.

Es würde mir Vergnügen machen, Dich in l'Elyſee zu wiſſen — ich würde glücklich ſein, wenn ich Dich öfters ſehen könnte — denn Du weißt, wie ſehr ich Dich liebe.

Napoleon.

Zweihundert und siebenter Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Dienstag, Mittags 1810.

Ich erfahre, daß Du Dich grämst — das ist nicht recht von Dir. Du hast kein Vertrauen zu mir, denn alle Gerüchte, die man verbreitet, erschüttern Dich; das beweis't, daß Du mich nicht kennst, Josephine. Vertraue auf mich — und erfahre ich, daß Du froh und zufrieden bist, so werde ich zu Dir kommen, um Dich recht tüchtig auszuschelten.

Leb' wohl, meine Freundin.

Napoleon.

Zweihundert und achter Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Sonnabend, um 6 *Uhr Abends* 1810.

Ich habe zu Eugen gesagt, daß Du weit lieber die Schwätzer einer großen Stadt, als das höreſt, was ich Dir gesagt habe, daß man also nicht erlauben soll, Mährchen aus der Luft zu greifen, um Dich zu betrüben.

Deine Sachen habe ich nach l'Elysee bringen lassen. Du wirst ungesäumt nach Paris kommen, aber sei ruhig und zufrieden und habe volles Vertrauen zu mir.

Napoleon.

Zweihundert und neunter Brief.

An die Kaiserin, in Malmaison.

Sonntag, um 9 *Uhr,* 1810.

Ich war sehr erfreut, meine Freundin, Dich vorgestern gesehen zu haben.

Ich hoffe, in dieſer Woche nach Malmaiſon zu kommen. Ich habe hier Deine Sachen arrangiren laſſen und befohlen, daß man Alles nach l'Elyſee-Napoleon bringe.

Ich bitte Dich, geſund zu bleiben.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Zweihundert und zehnter Brief.

An die Kaiſerin, in l'Elyſee-Napoleon.

***Freitag*, 6 *Uhr Abends*, 1810.**

Savary kommt eben an und bringt mir Deinen Brief — ich ſehe mit Bedauern, daß Du traurig biſt. Es iſt mir ſehr lieb, daß Du das Feuer nicht bemerkt haſt.

In Rambouillet habe ich ſchönes Wetter gehabt. Hortenſie hat mir geſagt, daß Du Dir vorgenommen hatteſt bei Beſſieres zu diniren und auf der Rückreiſe in Paris zu übernachten. Ich bin ſehr betrübt, daß Du Deinen Vorſatz nicht ausführen konnteſt.

Adieu, meine Freundin, ſei luſtig! denke, daß dies das Mittel iſt, mir zu gefallen.

Napoleon.

Zweihundert und eilfter Brief.

An die Kaiſerin, in l'Elyſee-Napoleon.

***Am* 19. *Februar* 1810.**

Meine Freundin, ich habe Deinen Brief erhalten. Ich wünſche Dich zu ſehen; aber die Bemerkungen, die Du machſt, können wahr ſein. Man könnte es vielleicht für unſchicklich halten, uns, ſchon im erſten Jahre, unter ein und demſelben Dach zu finden. Das Landhaus Beſſieres iſt indeſſen zu weit entfernt, um wieder

zurückkehren zu können, andrer Seits habe ich ein wenig Schnupfen und bin also nicht ganz sicher, hinzugehen.

Leb' wohl, meine Freundin.

Napoleon.

Zweihundert und zwölfter Brief.

An die Kaiserin, in l'Elysee-Napoleon.

Am 12. *März* 1810.

Ich hoffe, meine Freundin, daß Du mit dem, was ich für Navarra gethan, wirst zufrieden gewesen sein. Du wirst dort einen neuen Beweis gefunden haben, wie sehr ich wünsche, Dir etwas Angenehmes zu erweisen.

Nimm Besitz von Navarra, Du kannst am 25. März hinreisen und den Monat April dort zubringen.

Leb' wohl, meine Freundin.

Napoleon.

Wir schieben hier einen Brief ein, den Josephine, nach der Hochzeit des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise, die am 11. März 1810 Statt fand, an Napoleon geschrieben hat.

Navarra, am 19. *April* 1810.

Sire!

Durch meinen Sohn empfange ich die Versicherung, daß Euere Majestät meine Rückkehr nach Malmaison genehmigen und daß Sie mir die Vorschüsse gewähren wollen, welche ich, um das Schloß von Navarra wohnbar machen zu können, mir von Ihnen erbeten habe.

Diese doppelte Gunst-Bezeugung, Sire, zerstreut die Besorgnisse und die Furcht, die das lange Stillschweigen Eurer Majestät mir eingeflößt haben. Ich hatte gefürchtet, aus Ihrem Gedächtniß ganz verbannt zu sein

— ich sehe nun, daß ich es nicht bin. Ich bin deshalb heute weniger unglücklich und sogar so glücklich, wie es mir jetzt möglich ist zu sein.

Ende dieses Monats werde ich, weil Euere Majestät kein Hinderniß sehen, nach Malmaison gehen. Ich würde, ich muß es gestehen, Sire, von der Freiheit, die mir Euere Majestät in diesem Punkte gestatten, nicht so schnell Gebrauch gemacht haben, wenn nicht das Schloß von Navarre, wegen meiner und meiner Hausleute Gesundheit, dringende Reparaturen erforderte. Mein Vorsatz ist, nur kurze Zeit in Malmaison zu bleiben und mich dann von dort zu entfernen, um ins Bad zu reisen. Euere Majestät dürfen jedoch versichert sein, daß ich während meines Aufenthaltes in Malmaison dort so leben werde, als wäre ich tausend Meilen von Paris entfernt. Ich habe, Sire, ein großes Opfer gebracht und mit jedem Tage fühle ich mehr seine ganze Bedeutung. Dieses Opfer wird aber das sein, was es sein soll, es wird ganz allein von meiner Seite geschehen — Ew. Majestät werden in Ihrem Glücke durch keinen Ausdruck meiner Leiden beunruhigt werden. Ohne Unterlaß werde ich wünschen, daß Euere Majestät glücklich sei, vielleicht sogar wünschen, Sie wiederzusehen, aber Ew. Majestät mögen überzeugt sein, daß ich Ihre neue Stellung immer achten, stillschweigend achten werde. Den Gefühlen vertrauend, die Sie früher für mich fühlten, werde ich keine neuen Beweise fordern und Alles von Ihrer Gerechtigkeit und Ihrem Herzen erwarten.

Ich begnüge mich, von Ihnen nur eine Gnade zu erbitten, die nämlich, daß Ew. Majestät geruhen mögen, selbst ein Mittel zu finden, sowohl mich selbst, als diejenigen, die mich umgeben, manchmal zu überzeugen, daß ich noch immer einen kleinen Platz in Ihrem Gedächtniß und einen großen Platz in Ihrer Achtung und in Ihrer Freundschaft einnehme. Dies Mittel, welches es auch sei, wird meine Leiden versüßen, ohne, so scheint es mir, das zu compromittiren, was mir am meisten am Herzen liegt: das Glück Eurer Majestät.

Josephine.

Zwei hundert und dreizehnter Brief.

(Antwort des Kaiſers Napoleon auf den vorangegangenen Brief.)

An die Kaiſerin Joſephin, in Navarra.

Compiègne am 21. *April* 1810.

Eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief vom 19. April. — Der Styl gefällt mir nicht. Ich bin noch der Nämliche; Leute meines Gleichen ändern ſich nicht. Ich weiß nicht, was Eugen Dir geſagt haben kann. Ich habe Dir deshalb nicht geſchrieben, weil Du es nicht gethan, und weil ich nur das gewollt, was Dir angenehm ſein kann.

Es freut mich, daß Du nach Malmaiſon gehſt und zufrieden biſt, ich, ich werde es dann ſein, wenn ich Nachrichten von Dir erhalten und Dir Nachrichten von mir mittheilen kann. Ich ſage nun weiter nichts, als, daß Du dieſen Brief mit dem Deinigen vergleichen und dann entſcheiden ſollſt, welcher beſſer und freundſchaftlicher iſt — Dein Brief oder der Meinige?

Adieu, meine Freundin, bleib geſund und ſei gerecht gegen Dich und gegen mich.

Napoleon.

Antwort

der Kaiſerin Joſephine.

Tauſend, tauſend zärtliche Dankſagungen dafür, daß Du mich nicht vergeſſen haſt. Mein Sohn bringt mir ſo eben Deinen Brief. Ich habe ihn mit Eifer geleſen und doch viel Zeit dazu gebraucht, denn es ſteht kein Wort darin, das mir nicht Thränen entlockt, aber dieſe Thränen waren ſo ſüß! Ich habe mein ganzes Herz wiedergefunden und zwar ſo, wie es ewig ſein wird, mit Gefühlen, die mein Leben ſind, und nur mit dieſem enden können. Ich müßte verzweifeln, wenn mein Brief vom 19ten Dir mißfallen hätte, ich erinnere mich

nicht ganz der Ausdrücke, die ich gebraucht, aber ich weiß, welch ein drückendes Gefühl mir ihn dictirt hat, es war der Kummer: keine Nachrichten von Dir erhalten zu haben.

Ich hatte Dir vor meiner Abreise von Malmaison geschrieben, und wie oft habe ich Dir seitdem schreiben wollen; aber ich fühlte die Gründe Deines Schweigens und befürchtete, Dir durch einen Brief lästig zu werden. Der Deinige war Balsam für mich. Sei so glücklich, wie Du es verdienst — mein Herz ist's, das jetzt zu Dir spricht. Du wirst dann auch mir meinen Glücks-Antheil geben — nichts kann für mich größeren Werth, als ein Zeichen Deines Andenkens haben.

Adieu, mein Freund — ich danke Dir eben so zärtlich, als ich beständig Dich lieben werde.

Josephine.

Zweihundert und vierzehnter Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Navarra.

Compiègne, am 28. *April* 1810.

Eben, meine Freundin, empfange ich zwei Briefe von Dir. Ich schreibe jetzt an Eugen. Ich habe befohlen, daß man Tascher mit der Prinzessin von der Leyen verheirathe.

Morgen werde ich nach Antwerpen gehen, um meine Flotte zu besehen und die Arbeiten anzuordnen. Am 15. Mai werde ich zurückgekehrt sein.

Eugen hat mir gesagt, daß Du ins Bad reisen willst, genire Dich nicht. Bekümm're Dich nicht um Geschwätz von Paris; es sind Müßiggänger, weit entfernt, den wahren Grund der Dinge zu kennen. Meine Gefühle, die ich für Dich hege, ändern sich niemals und ich wünsche sehr, Dich glücklich und zufrieden zu wissen.

Napoleon.

Zweihundert und fünfzehnter Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Malmaison.

Eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief. Eugen wird Dir Nachrichten von meiner Reise und von der Kaiserin geben. Ich billige es, daß Du in die Bäder gehst. Ich hoffe, daß sie Dir gut anschlagen werden.

Ich wünsche sehr, Dich zu sehen. Wenn Du noch Ende dieses Monats in Malmaison bist, so werde ich Dich dort besuchen. Am 30. d. Monats denke ich in St. Cloud zu sein.

Ich bin vollkommen gesund und es fehlt mir weiter nichts, als Dich zufrieden und gesund zu wissen. Laß mich den Namen wissen, den Du auf Deiner Reise führen willst.

Zweifle nie an die Wahrheit meiner Gesinnungen für Dich — sie werden so lange, als ich selbst, dauern; Du würdest, zweifeltest Du daran, sehr ungerecht thun.

Napoleon.

Zweihundert und sechszehnter Brief.

An die Kaiserin Josephine, im Bad von Aix in Savoyen.

***Rambouillet*, am 8. *Juli* 1810.**

Meine Freundin, Deinen Brief vom 3. Juli habe ich empfangen. Du wirst Eugen gesehen, und seine Gegenwart wird Dir gut gethan haben. Mit Vergnügen habe ich erfahren, daß Dir die Bäder gut bekommen. Der König von Holland hat der Krone entsagt und die Regierung, nach dem Willen der Constitution, der Königin überlassen. Er ist von Amsterdam abgereis't und hat den Großherzog von Berg zurückgelassen.

Ich habe Holland mit Frankreich vereinigt, aber dieser Akt hat das Glückliche, daß er die Königin emancipirt — Deine unglückliche Tochter wird mit ihrem Sohne, dem Großherzog von Berg, nach Paris kommen — das wird sie vollkommen glücklich machen.

Mit meiner Gesundheit geht es gut. Ich bin hierher gekommen, um einige Tage auf die Jagd zu gehen. Im Herbst werde ich Dich mit Vergnügen wiedersehen. Zweifle nicht an meiner Freundschaft, ich ändere mich niemals.

Bleib' gesund, sei lustig und glaube an die Wahrheit meiner Gesinnungen.

Napoleon.

Zweihundert und siebenzehnter Brief.

An die Kaiserin Josephine, im Bad von Aix.

Saint Cloud, am 28. Juli 1810.

Deinen Brief vom 14. Juli habe ich, meine Freundin, empfangen. Ich sehe mit Vergnügen, daß die Bäder Dir gute Dienste leisten und daß Du Genf liebst. Ich dächte, Du thätest wohl daran, auf einige Wochen dorthin zu gehen.

Ich bin ziemlich wohl. Das Betragen des Königs von Holland hat mich sehr betrübt.

Hortense wird bald nach Paris kommen. Der Großherzog von Berg ist schon auf dem Wege — ich erwarte ihn morgen.

Adieu, meine Freundin.

Napoleon.

Zweihundert und achtzehnter Brief.

An die Kaiserin Josephine, im Bad von Aix.

Trianon, am 18. August 1810.

Deinen Brief habe ich erhalten. Mit Bedauern habe ich ersehen, daß Du Gefahr gelaufen. In einem

See umkommen, wäre für eine Bewohnerin einer exotischen Insel ein Mißgeschick gewesen.

Die Königin Hortense befindet sich besser; ich hoffe, daß sie wieder ganz gesund werden wird. Ihr Gemahl ist in Böhmen und weiß nicht, wie es scheint, was er machen soll.

Ich befinde mich ziemlich wohl und bitte Dich, an all' meine Gesinnungen zu glauben.

Napoleon.

Zweihundert und neunzehnter Brief.

An die Kaiserin Josephine, im Bad von Aix.

St. Cloud, am 14. September 1810.

Eben, meine Freundin, empfange ich Deinen Brief vom 9. September. Ich ersahre mit Vergnügen, daß Du Dich wohl befindest. Die Kaiserin ist wirklich seit 4 Monaten schwanger, sie befindet sich wohl und hat sich sehr an mich attachirt. Die kleinen Prinzen Napoleons befinden sich sehr wohl — sie sind im Pavillon von Italien, im Park von St. Cloud.

Ich bin ziemlich gesund und wünsche Dich glücklich und zufrieden zu wissen. Man hat mir gesagt, daß einer Deiner Leute, der in den Eiskeller ging, sich das Bein gebrochen habe.

Adieu, meine Freundin, zweifle nicht an dem Antheil, den ich an Dir nehme und an die Gesinnungen, die ich Dir darbringe.

Napoleon.

Zweihundert und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Genf.

Fontainebleau, am 1. October 1810.

Ich habe Deinen Brief erhalten. Hortense, welche ich gesehen, wird Dir gesagt haben, was ich denke. Besuche diesen Winter Deinen Sohn, kehre das nächste

Jahr wieder ins Bad von Aix zurück, oder bleibe im Frühling in Navarra. Ich würde Dir raten, gleich nach Navarra zu gehen, befürchtete ich nicht, daß Du Dich dort langweilen würdest. Meine Meinung ist, daß Du diesen Winter schicklicherweise nur in Mailand oder Navarra zubringen kannst — im Uebrigen billige ich Alles, was Du thun willst, denn ich will Dir in Nichts hinderlich sein.

Leb' wohl, meine Freundin, die Kaiserin ist seit 4 Monaten schwanger — Frau von Montesquieu werde ich zur Gouvernante der Kinder von Frankreich ernennen. Sei zufrieden, werde nicht rappelköpfisch und zweifle nie an meine Gesinnungen.

Napoleon.

Zweihundert und ein und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Navarra.

Fontainebleau, am 28. November 1810.

Deinen Brief, meine Freundin, habe ich erhalten. Hortense hat mir von Dir gesprochen. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du zufrieden bist und hoffe, daß Du Dich in Navarra nicht zu sehr langweilen wirst.

Meine Gesundheit ist vollkommen gut. Die Kaiserin geht glücklich in ihrer Schwangerschaft vor. Ich werde die verschiedenen Sachen, um die Du mich für Dein Haus ersucht hast, besorgen. Pflege Deine Gesundheit, sei zufrieden und zweifle nie an meine Gesinnungen.

Napoleon.

Zweihundert und zwei und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Navarra.

Eben empfange ich Deinen Brief. Ich sehe, was die Heirath der Frau von Mackau mit Vater betrifft, wenn es ihm convenirt, da kein Hinderniß — der General ist ein sehr braver Mann. Ich befinde mich wohl. Ich hoffe, einen Knaben zu erhalten — ich werde es Dir sofort anzeigen.

Adieu, meine Freundin. Ich freue mich, daß Frau von Arberg Dir Dinge erzählt hat, die Dir Vergnügen machen. Wenn Du mich wieder siehst, so wirst Du mich von den nämlichen Gefühlen für Dich beseelt finden.

Napoleon.

Zweihundert und drei und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Navarra.

Paris, am 8. Januar 1811.

Ich habe Dein Glückwunschschreiben für das neue Jahr erhalten und danke Dir für das, was Du mir gesagt hast. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du zufrieden bist. Man sagt, daß es in Navarra mehr Frauen, als Männer giebt.

Ich befinde mich sehr wohl, obgleich es schon vierzehn Tage sind, daß ich nicht ausgegangen bin. Eugen scheint mir für seine Frau ganz unbesorgt zu sein — er schenkt Dir einen kleinen Knaben.

Adieu, meine Freundin, bleib' gesund.

Napoleon.

Zweihundert und vier und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Navarra.

Paris, am 22. März 1811.

Deinen Brief, meine Freundin, habe ich erhalten; ich danke Dir. Mein Knabe ist stark und gesund. Ich hoffe, daß er gedeihen wird. Er hat meine Brust, meinen Mund und meine Augen. Ich denke, daß er seine Bestimmung erfüllen wird.

Ich bin mit Euren jederzeit zufrieden, er hat mir noch niemals Verdruß gemacht.

Napoleon.

Zweihundert und fünf und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Malmaison.

Am 8. Juni 1812.

Ich empfange Nachrichten von Dir, meine Freundin, jederzeit mit dem größten Interesse.

Die Bäder werden, ich hoffe es, Dir gut thun, und mit vielem Vergnügen werde ich Dich zurückkehren sehen.

Beweise mir an den Antheil, den ich an Dir nehme. Die Sachen, von welchen Du mit mir gesprochen, werde ich besorgen.

Napoleon.

Zweihundert und sechs und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Malmaison.

Cubin, am 20. Juni 1812.

Eben empfange ich Deinen Brief vom 10. Juni. Ich sehe kein Hinderniß, daß Du nach Mailand zu der Vice-Königin gehst. Du wirst sehr wohl thun, incognito zu reisen. Du wirst viel Hitze auszustehen haben.

Ich bin vollkommen gesund. Eugen befindet sich wohl und führt sich sehr gut auf. Zweifle nie an meine Theilnahme und meine Freundschaft.

Napoleon.

Zweihundert und sieben und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Malmaison.

Trianon, am 25. August 1813.

Deinen Brief habe ich erhalten. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß Du gesund bist. Ich bin auf ein Paar Tage in Trianon und denke von hier nach Compiègne zu gehen. Ich bin vollkommen wohl.

Bringe Ordnung in Deine Angelegenheiten, gieb nicht mehr als 1,500,000 Francs aus und lege jährlich eben so viel bei Seite; dann hast Du in zehn Jahren einen Fond von 15,000,000 für Deine Enkel — es ist ein süßes Gefühl, ihnen etwas schenken zu können, ihnen nützlich zu sein. Statt dessen, sagt man mir, hast Du Schulden — das wäre sehr schlecht von Dir. Beschäftige Dich mit Deinen Angelegenheiten und gieb nicht Jedem, der etwas haben will. Wenn Du mir gefallen willst, so handle so, daß ich erfahre, daß Du Dir einen großen Schatz gesammelt hast. Urtheile selbst, was ich für eine schlechte Meinung von Dir haben müßte, wenn ich Dich mit 3 Millionen jährlicher Revenuen dennoch verschuldet wüßte.

Adieu, meine Freundin, bleib gesund.

Napoleon.

Zweihundert und acht und zwanzigster Brief.

An die Kaiserin Josephine, in Malmaison.

Freitag, 8 Uhr Morgens, 1813.

Ich wünsche sehr zu erfahren, wie Du Dich befindest, denn Hortensie hat mir gesagt, daß Du gestern

[illegible] gewesen. Ich war wegen Deiner Schulden sehr aufgebracht gegen Dich, ich will durchaus nicht, daß Du Schulden haben sollst, ich hoffe im Gegentheil, daß Du jährlich 1 Million bei Seite legen wirst, um sie Deinen Enkeln zu geben, wenn diese sich verheirathen.

Deßungeachtet zweifle nie an meiner Freundschaft für Dich, und gräme Dich deshalb nicht.

Adieu, meine Freundin, melde mir, daß Du wieder wohl bist. Man sagt, daß Du so dick und fett wie eine gute Pächterin in der Normandie wirst.

Napoleon.

Briefe
der
Kaiserin Josephine
an
ihre Tochter Hortense.

Zweite Abtheilung.

Erſter Brief.

Frau von Beauharnais an ihre Tochter.

(Bei der Fürſtin von Hohenzollern, in St. Martin, bei Saint-Pol in Artois.)

Dein Brief, meine theure Hortenſie, hat mir viel Freude gemacht. Mich rühren die Klagen, die Du bezeugeſt, von Deiner Mutter getrennt zu ſein. Du wirſt es aber, mein Kind, nicht auf lange Zeit ſein; ich hoffe, daß die Fürſtin *) im Frühling zurückkehren wird; alsdann werde ich Dich aufſuchen. Ach! wie geſchickt wirſt Du dann ſein, wenn Du zu mir zurückkehrſt! Schreibt mir doch die Prinzeſſin ſo viel Gutes von meinen Kinderchen! Es iſt nicht nothwendig, Dir zu empfehlen, daß Du ſie lieben ſollſt; ich ſehe aus Deinem Briefe, daß Du für all das Gute, das ſie Dir und Deinem Bruder erweiſet, ſehr dankbar biſt — zeige ihr das oft, meine theure Freundin; dies iſt das Mittel, mir zu gefallen.

*) Die regierende Fürſtin von Hohenzollern-Sigmaringen, Schweſter des Fürſten von Salm, der auf dem Schaffot ſtarb, war eine Freundin der Frau von Beauharnais, die ihr ihre beiden Kinder anvertraut hatte, um ſie nach England mitzunehmen, und ſie dadurch den Gefahren zu entziehen, die ihre Familie bedrohten. Alexander von Beauharnais, damals Oberaeneral der Rheinarmee, ſchickte, als er die Abreiſe ſeiner Kinder erfuhr, einen Courier ab, um ſich der Auswanderung ſeiner Kinder zu widerſetzen. Die Fürſtin und ihr Bruder brachten hierauf Joſephinens Kinder nach Paris zurück.

Umarme für mich Deinen Bruder Eugen. Adieu, mein Kind, meine Hortenſie — ich umarme und liebe Dich von ganzem Herzen.

Deine zärtliche Mutter

Josephine Beauharnais.

Zweiter Brief.

Frau von Beauharnais an ihre Tochter, in Paris.

Aus dem Carmeliter Gefängniß, *am 9. Floreal, im Jahre 2.* / *28. April* 1794.

Meine liebe kleine Hortenſie, es koſtet mir viele Thränen, von Dir und meinem theuren Eugen getrennt zu ſein, ich denke ohne Unterlaß an meine lieben, kleinen Kinder, welche ich liebe und umarme von ganzem Herzen.

Josephine.

Dritter Brief.

Frau von Beauharnais an ihre Tochter, in Paris.

Aus dem Carmeliter Gefängniß, *im Jahre 2.* / 1794.

Meine liebe, kleine Hortenſie, ſage doch der Bürgerin Lanoy,*) daß ich Deinen Papa erſt in 3 Stunden ſehen und ihm dann das ſchicken werde, was er geſtern von mir verlangt hat.

Ich bin ſehr froh, meine theure Tochter, dieſen Morgen einen kleinen Brief von Dir und einen von meinem theuren Eugen zu haben; ach, ſie thun mir ſo wohl! Ich umarme Dich, mein theures Kind, und liebe Dich von ganzem Herzen.

Umarme für mich recht zärtlich die Bürgerin Lanoy.

Josephine Beauharnais.

---

*) Gouvernante der Kinder der Frau von Beauharnais.

Vierter Brief.

Madame Bonaparte an ihre Tochter Hortenſie.

(Bei Madame Campan in Saint-Germain.)

Mailand, am 20. *Fructidor, im Jahre* 4. / 6. *Septbr.* 1796.

Der Herr Herzog von Serbelloni reiſ't in dieſem Augenblick nach Paris. Er hat mir verſprechen, meine theure Hortenſie, ſich gleich am andern Morgen ſeiner Ankunft nach St. Germain zu begeben. Er wird Dir ſagen, wie viel ich von Dir rede, wie oft ich an Dich denke und wie ſehr ich Dich liebe. Eugen theilt dieſe Liebe mit Dir, meine theure Tochter — ich liebe Euch alle Beide bis zum Anbeten.

Herr Serbelloni wird Dir von Bonaparte und mir kleine Andenken für Dich, für Emilie, *) Eugen und Jerome **) bringen.

Tauſend zärtliche Dinge an Madame Campan; ich denke, ihr bald eine Sammlung ſchöner Kupferſtiche und Zeichnungen aus Italien ſchicken zu können.

Umarme für mich meinen theuren Eugen, Emilie und Jerome. Adieu, meine liebe Hortenſie, meine theure Tochter, denke oft an Deine Mama, ſchreibe ihr oft — Deine und Deines Bruders Briefe tröſten ſie dafür, daß ſie von ihren theuren Kindern ſo weit entfernt iſt.

Noch einmal Adieu. Ich umarme Dich zärtlich.

Josephine Bonaparte.

---

*) Emilie von Beauharnais, Tochter des Marquis von Beauharnais, ſpäter mit Herrn von Lavalette verheirathet.

**) Bruder des General Bonaparte, ſpäter König von Weſtphalen.

Fünfter Brief.

Madame Bonaparte an ihre Tochter.

(Bei Madame Campan in Saint-Germain.)

Mantua, am 16. *Ventose*, im Jahre 5. / 6. März 1797.

Ich befinde mich wohl, meine theure Hortenſie, ſeit 6 Tagen habe ich kein Fieber mehr. In Bologna war ich etwas unwohl geweſen, im Uebrigen habe ich in Italien, trotz der Feſte, die man mir giebt, und trotz der ſchmeichelhaften Aufnahme, die mir bei den Bewohnern dieſes ſchönen Landes zu Theil wurde, viel Langeweile. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, von meinen lieben Kindern ſo lange Zeit entfernt zu ſein — ich fühle das Bedürfniß, ſie an mein Herz zu drücken. Ich habe jedoch Urſache zu hoffen, daß dieſer Augenblick nicht mehr ſo fern iſt, und das trägt viel dazu bei, mich von meiner Unpäßlichkeit wieder erholen zu können.

Mit der erſten guten Gelegenheit werde ich Dir ein reizendes Halsband, Ohrringe und Armbänder im antiken Genre ſchicken.

Beſchäftige Dich, ich bitte Dich, fleißig mit dem Zeichnen; ich werde Dir hübſche Sachen von den berühmteſten Meiſtern mitbringen. Schicke mir von Zeit zu Zeit etwas von Deinen Arbeiten. Ich hoffe, daß Madame Campan ſehr zufrieden mit Dir iſt; betrachte ſie als eine zweite Mutter und hab wohl Acht auf Alles, was ſie Dir ſagen wird. Umarme ſie für mich, meine liebe Tochter. Schreibe mir oft — es iſt ſchon ſehr lange, daß ich keine Nachricht von Dir erhalten. Liebe Deine Mama, wie ſie Dich liebt — dann wirſt Du ſie anbeten. Adieu, meine gute, kleine Hortenſie — Deine Mama umarmt und liebt Dich von ganzem Herzen.

Josephine Bonaparte.

Ich umarme Emilie. Bleib ihr immer gut!

Sechster Brief.

Madame Bonaparte an ihre Tochter.

(Bei Madame Campan in Saint-Germain.)

Toulon, am 26. *Floréal*, im Jahre 6. / 15. *Mai* 1798.

Seit fünf Tagen, meine theure Hortenſie, bin ich in Toulon, die Reiſe hat mich nicht ſehr ermüdet, aber ſehr verdrüßlich gemacht, weil ich Dich plötzlich habe verlaſſen müſſen, ohne Dir, eben ſo wenig als Carolinen, *) Adieu ſagen zu können. Die Hoffnung aber, Dich bald wieder umarmen zu können, tröſtet mich ein wenig. Bonaparte will nicht, daß ich mich mit ihm einſchiffe, er wünſcht, daß ich lieber ins Bad gehen, als die Reiſe nach Aegypten mitmachen ſoll. In zwei Monaten wird er mich holen laſſen. Auf dieſe Weiſe, meine Hortenſie, werde ich noch das Vergnügen haben, Dich an mein Herz drücken und Dir verſichern zu können, wie ſehr Du geliebt biſt. Adieu, meine theure Tochter.

Joſephine Bonaparte.

Sage Carolinen, daß ich ſie liebe und ſie von ganzem Herzen umarme. Tauſend zärtliche und angenehme Dinge an Madame Campan.

Siebenter Brief.

Madame Bonaparte an ihre Tochter, Madame Louis Bonaparte, in Paris.

Lyon, am 4. *Pluviose*, im Jahre 11. / 24. *Januar* 1803.

Mit Vergnügen, meine liebe Hortenſie, ſehe ich endlich den Zeitpunkt herannahen, wo ich Dich, meine theure Tochter, werde in meine Arme ſchließen können

---

*) Schweſter des Generals Bonaparte, ſpäter mit dem General Murat verheirathet.

— ich werde, wenn ich Dich sehe, die ganze Trauer vergessen, die ich in diesem Lande empfunden habe. Unsere Abreise ist auf den 7ten dieser Decade festgesetzt — also in 3 Tagen! Ich hoffe, daß sich diesem guten Entschlusse Bonapartes kein Hinderniß entgegenstellen wird.

Ich werde Dir Alles erzählen, was sich während meines Aufenthaltes in Lyon zugetragen, und werde Dir die Feste und Divertissements beschreiben, die man uns zu Liebe gegeben hat — aber dies Alles ist für Deine Mutter kein Vergnügen, wenn Du es nicht mit ihr theilst.

Umarme für mich Deinen Gemahl,*) sage ihm, daß ich anfange ihn zu lieben bis zur Narrheit, und daß ich ihm für die kleinen Briefe danke, welche so liebenswürdig sind. Alle befinden sich hier wohl. Le Marois **) ist besser, Rapp***) und Savary****) waren krank gewesen, befinden sich aber jetzt wieder wohl. Sie Alle empfehlen sich Deinem Andenken. Bourienne †) will besonders an Dich schreiben.

Bonaparte umarmt Dich und Deine Mutter liebt Dich auf das Zärtlichste.

Josephine Bonaparte.

Achter Brief.

Madame Bonaparte an ihre Tochter, in Malmaison.

Plombières, **am 30. Prairial im Jahre 11.** / **16. Juni 1803.**

Ich bin voll Kummer, meine theuere Hortense — getrennt von Dir, ist mein Herz eben so krank, wie mein Körper. Ich fühle, mein Kind, daß ich für eine

---

*) Louis Bonaparte, Bruder des ersten Consuls, der am 2. Januar 1802 Hortense von Beauharnais geheirathet.

) *) ****) Adjutanten des ersten Consuls.

†) Geheim-Secretair des ersten Consuls.

solche Höhe nicht geboren bin und in meiner Zurückgezogenheit, umgeben von den Gegenständen meiner Liebe, weit glücklicher sein würde. Ich kenne Dich, meine liebe Tochter und bin überzeugt, daß Du, die das Glück meines Lebens ausmachst, auch alle meine Sorgen mit mir theilst. Eugen muß jetzt bei Dir sein — dieser Gedanke tröstet mich. Ich kenne zu gut seine Anhänglichkeit an Bonaparte, um überzeugt zu sein, daß Du ihm eine treue Gefährtin sein wirst; Du bist ihm, in vieler Hinsicht, Freundschaft und Dankbarkeit schuldig.

Umarme ihn für mich und empfange, mein liebes Kind, die Versicherung meiner zärtlichsten Liebe.

Auch meinen theuern Eugen umarme ich. Empfehle mich dem Andenken all' dieser Herren und Damen. Schreibe mir oft und nimm mein kleines Kind in Acht.

Josephine Bonaparte.

Neunter Brief.

Madame Bonaparte an ihre Tochter, in Paris.

Rouen, im Jahre 12. / 1803.

Der Courier geht ab, ich habe nur so viel Zeit, um Dich, Deinen Gemahl und meinen Enkel von ganzem Herzen zu umarmen. Wir befinden uns Alle wohl. In Rouen herrscht allgemeine Freude, alle Bewohner stehen, seit Bonaparte angekommen, unter seinen Fenstern und wollen ihn jeden Augenblick sehen. Sie wissen nicht, welchen Namen sie ihm geben sollen — ihr Enthusiasmus grenzt an Wahnsinn. Ich schicke Dir hier ein Lied, das man auf allen Straßen singt. Deinen Brief habe ich erhalten, er hat mir viel Vergnügen gemacht.

Adieu, man fordert mir den Brief ab. Bonaparte und Eugen umarmen Dich und Deine Mutter liebt Dich von ganzem Herzen.

Josephine.

Zehnter Brief.

Madame Bonaparte an ihre Tochter, in Paris.

Lille, am 20. Messidor, im Jahre XI.
9. Juli 1803.

Ich habe mir vorgenommen, Dir durch Deinen Bruder und meine Damen schreiben zu lassen, um Dir Nachrichten von Bonaparte und von mir mitzutheilen. Seit meiner Abreise von Paris war ich fortwährend beschäftigt, Huldigungen zu empfangen. Du kennst mich und wirst, nach dem, was ich Dir gesagt, urtheilen, ob ich ein ruhigeres Leben nicht vorziehen würde. Es ist ein wahres Glück, daß die Gesellschaft meiner Damen mich für das geräuschvolle Leben, das ich führe, entschädiget. Fast jeder Morgen und fast jeder Abend geht mit Empfangen hin. Dann muß man noch auf den Ball gehen. Dies Vergnügen wäre für mich sehr angenehm gewesen, hätte ich es mit Dir theilen oder es Dich genießen sehen können. Die empfindlichste Entbehrung für mein Herz ist die, von meiner theuern Hortense und von meinem Enkel, den ich fast eben so sehr, als seine Mutter liebe, getrennt zu sein. Bonaparte und Eugen sind ganz gesund, sie sind heute früh nach Ostende abgereist, und werden morgen in Brügge sein, wo ich mich wieder mit ihnen vereinigen werde. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Dir heute schreiben werde; sie haben mich beauftragt, Dich und Deinen Napoleon zu umarmen. Bonaparte fürchtet, daß sich der Kleine, wenn wir nach Paris zurückkehren, seiner nicht mehr wird erinnern können.

Ohne Zweifel weißt Du es schon, daß Madame Leclerc *) sich vermählt; sie heirathet den Fürsten Borghese. Vor zwei Tagen hat sie an Bonaparte geschrie-

*) Pauline, Schwester des ersten Consuls, Wittwe des Generals Leclerc, spätere Fürstin Borghese.

den, um ihm anzuzeigen, daß sie den Fürsten zum Gemahl wünsche, weil sie fühle, daß sie mit ihm sehr glücklich sein würde. Sie erbittet sich von Bonaparte die Erlaubniß, daß der Fürst Borghese an ihn schreiben dürfe, um bei ihm um ihre Hand anzuhalten. Es scheint mir, daß Jeserh und Herr Angelini diese Heirath gestiftet haben. Im Fall Dir die Familie davon noch nichts gesagt haben sollte, so schweige.

Adieu. Noch immer Besuche! Ich verlasse Dich, meine liebe Hortensie, Dich von ganzem Herzen umarmend und versichernd, daß ich Dich liebe und daß Du meine theuere Tochter bist.

Josephine.

Eilfter Brief.

Madame Bonaparte an ihre Tochter, in Compiègne.

Paris, am 17. Pluviose, im Jahre 12. / 7. Februar 1804.

Ich schreibe eben an Louis, meine theuere Hortensie. Ich bitte ihn, sein Wort zu halten und bei uns den Carneval zuzubringen, und weil ich auf sein Wort baue, so hoffe ich, Dich am Fasching-Dienstag zu umarmen. Man erwartet Deine Ankunft, um die Balltage ansetzen zu können. Bonaparte wird nicht böse sein, auch Louis in Paris zu sehen, er wollte es ihm schreiben lassen, daß er kommen möge — und mit Vergnügen habe ich diesen Auftrag übernommen.

Mit Deiner Abreise hat sich Manches zugetragen; der Mann, den man erschießen sollte, der aber begnadigt wurde, hat wichtige Sachen entdeckt; es waren in Paris 80 entschlossene Chouans, um Bonaparte meuchelmörderisch umzubringen. Savary ist vorgestern mit 40 Gensdarmen abgereis't, um Georges und 17 andere Individuen, welche sich nicht weit von Paris aufhalten, gefangen zu nehmen. Denke Dir: Georges ist seit dem Monat August in Paris und in der Umgegend — mahr-

lich, das ist entsetzlich. Wenn Du ankommst, wer
ich Dir alle Details dieser furchtbaren Verschwöru
mittheilen. Man hat bereits Viele verhaftet. Sa
es Keinem — Deinen Gemahl ausgenommen.

Adieu, meine Theuere. Ich umarme und lie
Dich von ganzem Herzen. Auch Napoleon umarme i

Josephine.

Zwölfter Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter: die Princes
sin Louis, in Paris.

Aachen, am 21. *Fructidor*, im Jahre 1
8. *September* 1804.

Die Nachrichten, die Du mir von Deinem Nap
leon mittheilst, machen mir, meine liebe Hortensie, vie
Freude, weil, außer dem zärtlichen Antheil, den ich a
ihm nehme, ich an die Besorgnisse denke, deren Du nu
überhoben bist. Du weißt es, meine theuere Tochte
daß Dein Glück immer einen Theil des Meinige
ausmachen wird. Der Kaiser hat Deinen Brief gel
sen; er schien böse zu sein, weil er keine Nachrichten vo
Dir erhalten. Er würde Dein Herz nicht anklagen
kennte er es so gut, wie ich es kenne; aber der Schei
ist wider Dich. Da er argwöhnt, daß Du ihn ver
nachlässigst, so verliere keinen Augenblick, um Dei
scheinbares Unrecht wieder gut zu machen — sag' ihm
daß es aus Discretion geschehen, daß Du ihm nich
geschrieben, daß Dein eigenes Herz von dem Gesetz ge
drückt werde, das einzig und allein die Ehrfurcht Di
vorgeschrieben habe und daß, da Du immer die Güt
und Zärtlichkeit eines Vaters anerkannt, es für Dic
ein süßes Gefühl würde sein, ihm die Huldigung Dei
nes Dankes darzubringen. Sag' ihm auch, daß D
noch immer die Hoffnung hegst, mich vor Deiner Nie
derkunft wiederzusehen. Ich kann den Gedanken — da
ich fern von Dir bin, wenn Du niederkommst, nich

ausdenken. Sei überzeugt, meine theuere Hortenſie, daß nichts mich abhalten kann, dann bei Dir zu ſein, um Dich zu pflegen — das geſchieht Deinetwegen und mehr noch meinetwegen — ſo ſprich mit Bonaparte, der Dich wie ſein Kind liebt, was meine Liebe zu ihm noch vermehrt. Adieu, meine gute Hortenſie, ich umarme Dich und Napoleon von ganzem Herzen. Wann Dein Gemahl bereits zurückgekehrt iſt, ſo ſage ihm tauſend angenehme Dinge.

Ich ſchreibe an Stephanie, *) um ſie zu bitten, während der Zeit, als ich abweſend ſein werde, bei Madame Campan zu bleiben. Ich erſuche Dich, ſie zu überreden, daß ſich das am beſten für ſie ſchickt. Im Fall Du vielleicht zu müde biſt, ſie zu begleiten, ſo bitte Emilien, mir dies Zeichen ihrer Freundſchaft zu geben. Mir ſcheint, daß wir in Mainz viele Beſuche erhalten werden.

Joſephine.

Dreizehnter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in .....

Lyon, am 25. Germinal, im Jahre 13.

Wir ſind hier, meine theuere Hortenſie, auf der Hälfte unſerer Reiſe. Seit 4 Tagen ſind wir in Lyon, und den Kopfſchmerz, an dem ich etwas leide, abgerechnet, hat die Reiſe mich nicht allzuſehr ermüdet. Auch der Kaiſer befindet ſich wohl. Auf ſeiner Reiſe brach das einſtimmigſte Freudengeſchrei aus, er hat ſich Aller Herzen erworben und in dieſem allgemeinen Eindruck der Freude und Anhänglichkeit an ſeiner Perſon würde es mir ſchwer fallen, zu ſagen, welche Stadt ſich am Meiſten darin ausgezeichnet habe. Morgen werden wir nach Chambery gehen. Mit der größten Freude ſehe ich

---

*) Stephanie von Taſcher, Nichte der Kaiſerin, ſpäter mit dem Herzog von Aremberg verheirathet.

den Augenblick herannahen, in dem ich Eugen werde umarmen können — aber meine Freude wird nicht vollständig sein, denn während ich mich einem meiner Kinder nähere, fühle ich mit Bedauern, daß ich von dem andern, das mir nicht weniger theuer ist, mich entferne.

Adieu, meine gute Hortensie, schenke mir Nachrichten von Dir und empfange einen zärtlichen Kuß. Tausend angenehme Dinge an Deinen Gemahl. Ich umarme Napoleon Louis.

Josephine.

Vierzehnter Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Saint-Amand.

Saint-Cloud, am 7. Thermidor, im Jahre 13, 20. Juli 1805.

Ich beauftrage einen meiner Stallmeister, welcher zu seinem Regiment reis't, diesen Brief an Dich, meine theuere Hortensie, und diese Spielsachen an Napoleon abzugeben. Ich bin noch immer sehr traurig, von Deinem Bruder getrennt zu sein. Ich hoffte, als ich nach Frankreich zurückkehrte, meine liebe Tochter dort zu finden. Dieser Gedanke tröstete mich, aber mein Leben fließt traurig dahin, stets entfernt von denen, die ich liebe. In einigen Tagen werde ich gänzlich allein, von Allen verlassen sein. Montag oder Dienstag reise ich nach Plombieres, wo ich im Ganzen einen Monat bleiben werde. Meine Gesundheit, ob sie gleich nicht ganz schlecht ist, erfordert doch, daß ich mich von den Strapazen der langen Reise, die ich vor Kurzem gemacht, und hauptsächlich von dem Kummer, den ich deßhalb gehabt: weil ich Eugen in Italien zurückgelassen habe, ein wenig erhole.

Gestern habe ich von Eugen einen Brief erhalten, er befindet sich wohl und arbeitet viel. Er bedauert sehr, von seiner Mutter und seiner zärtlichen Schwester ent-

fernt zu sein. Ach! es giebt gewiß viel Leute, die sein Schicksal beneiden und ihn für höchst glücklich halten — aber Alle diese lesen nicht in seinem Herzen. Ich wollte, indem ich an Dich schreibe, Dir nicht meine Trauer mittheilen; ich wollte mit Dir nur von meiner Zärtlichkeit für Dich und Deine Kinder reden und Dir sagen, wie glücklich ich war: Deinen Sohn Louis seit meiner Rückkehr um mich gehabt zu haben.

Der Kaiser hat, ohne mir etwas zu sagen, gleich nach seiner Ankunft in Fontainebleau, ihn holen lassen. Diese Aufmerksamkeit hat mich sehr gerührt; er hat es gefühlt, wie sehr ich es bedurfte, ein zweites Dich, ein kleines reizendes, durch Dich geschaffnes Wesen zu sehen. Er befindet sich vortrefflich wohl, er ist sehr lustig und ißt nur die Suppe, die ihm seine Amme giebt, er kommt niemals, wenn wir bei Tische sind — der Kaiser liebkos't ihn sehr. Schreibe mir oft, meine theure Hortensie, es ist mir zum Bedürfniß geworden, von Dir Nachrichten zu erhalten — gieb mir auch welche von dem Befinden Deines Gemahls. Corvisart muß jetzt bei ihm sein. Ich hoffe, daß die Bäder ihm gut thun werden. Man sagt, daß sie wunderbare Dienste geleistet. Eugen hat mir ein Halsband von Malachit für Dich geschickt — ich werde es Dir geben, wenn Du zurückkehrst. Herr Bergheim wird Dir eins, das ich in Mailand gekauft, einhändigen — es sind gravirte Amethisten, die Deine schöne, weiße Haut sehr gut kleiden werden — ich habe nicht Zeit gehabt, sie besser fassen zu lassen. Der Kaiser hat den Heirathscontract des Fräulein von Boubers mit Herrn von Lauriston unterzeichnet; der Braut hat er ein Geschenk von 30,000 Livres gemacht. — Frau von Boubers scheint sehr zufrieden gewesen zu sein; sie ist eine Dame von sehr großem Verdienst, welche Dir sehr ergeben ist und die Freundschaft verdient, die Du ihr zu erkennen giebst. Sage von mir tausend Dinge an den Prinzen Louis, umarme für mich Deinen Napoleon und glaube, meine theure Tochter, an die Zärtlichkeit Deiner Mutter.

Josephine.

Fünfzehnter Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Paris.

Strassburg, am 30. *Vendémaire*, im Jahre 14.
22. *October* 1805.

Meine theure Hortensie! Ich hatte dem Prinzen Joseph, der mir einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben, das Versprechen gegeben, ihm gleich nach den ersten Neuigkeiten, die ich erhalten würde, einen Courier zu schicken. Gestern war ich im Stande gewesen, mein Versprechen zu erfüllen. Herr von Thiars hat mir, auf Befehl des Kaisers, die Details unserer Siege gemeldet. Sofort habe ich sie an den Prinzen Joseph geschickt und ihn gebeten, dieselben auch Dir und Deinem Gemahl mitzutheilen. Die glücklichen Ereignisse folgen rasch auf einander — heute habe ich einen Brief vom Kaiser erhalten. Ich schicke ihn Dir, und bin überzeugt, daß er Dir dasselbe Vergnügen machen wird, welches er mir gemacht. Ich empfehle Dir, ihn aufzubewahren, um ihn mir bei meiner Rückkehr zurückgeben zu können. Alle Personen des Kaiserhauses befinden sich wohl. Nicht ein einziger General ist verwundet; Du kannst das allen Damen sagen, deren Männer bei der Armee sind.

Donnerstag wird man ein Tedeum singen — und an dem nämlichen Tage werde ich den Damen von Straßburg ein Fest geben.

Adieu, meine theure Hortensie. Ich liebe und umarme Dich von ganzem Herzen. Tausend freundschaftliche Dinge an Deinen Gemahl; Deine Kinder umarme ich.

Josephine.

Sechszehnter Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Paris.

München, im Jahre 14. 1805.

Da bin ich nun in München, ein wenig ermüdet, aber doch ziemlich wohl. Ich habe hier Deinen Brief erhalten, er hat mir das größte Vergnügen gemacht — aber ich bin außerordentlich erstaunt über die Gerüchte, von denen Du mir schreibst. Wenn wirklich die Rede von der Hochzeit Deines Bruders wäre, so wärst Du gewiß die Erste, die ich es wissen lassen würde. Man hat es mir wohl gesagt, daß die deutschen Zeitungen, während ich in Straßburg war, davon gesprochen haben. Ich erinnere mich, daß zu seiner Zeit die ganze Welt an diese Heirath glaubte. Ich war die Einzige, die in dies Geheimniß nicht eingeweiht war. Du siehst wohl ein, meine theure Freundin, daß der Kaiser, der mir niemals etwas davon gesagt hat, Eugen nicht verheirathen würde, ohne mich davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Uebrigens unterzeichne ich die öffentlichen Gerüchte. Ich würde sie sehr gern zur Schwiegertochter*) haben, sie hat einen charmanten Character und ist schön wie ein Engel. Sie vereinigt die schönste Figur mit der schönsten Taille, die ich kenne.

Ich bin nicht mehr, als jeder Andere davon unterrichtet, wenn der Kaiser nach Paris zurückkehren oder nach München kommen wird. Gestern hat er mir einen seiner Adjutanten mit der Nachricht des Sieges geschickt, den er über die Russen davon getragen. Er hat mir 4 Zeilen geschrieben, mir gesagt, daß er gesund sei und mir noch nichts von seiner Rückkehr gemeldet. Ich bin sehr zufrieden mit dem, was Du mir von Stephaniens Betragen erzählt hast. Sie hat Recht, abwarten zu wollen, was der Kaiser für sie beschließen wird — er ist es, dem ich die Sorge überlasse, meine Familie festzu-

*) Die Prinzessin Auguste Amelie von Bayern.

stellen und das Beste, was sie bis dahin thun kann, ist: fortzufahren sich so zu betragen, wie sie von Anfang an sich betragen hat.

Herr Deschamps *) hat Dir meinen Reisebericht und eine ausführliche Erzählung der Art und Weise, wie ich an den verschiedenen Höfen empfangen wurde, schicken sollen. In Augsburg hat die Prinzessin Kunigunde viel von Frau von Boubers mit mir gesprochen — sie ist entzückt, sie in Deiner Nähe zu wissen; sie hat mich gebeten — sie Dir zu empfehlen — es scheint mir, daß sie für Frau von Boubers eine große Anhänglichkeit behalten hat.

Adieu, meine theure Hortensie, ich umarme Dich und Deine Kinder von ganzem Herzen. Wenn unsere Familie mit Dir von jener Heirath spricht, so kannst Du ihr meinen Brief mittheilen — Du kannst ihn sogar der Madame Murat zeigen.

In dem Augenblick, wo ich meinen Brief schloß, meldet man, meine theure Hortensie, einen Pagen mit einem Brief vom Kaiser an. Ich hätte Dir den Brief gern mitgeschickt, aber ich behalte ihn noch heut — um ihn noch einmal zu lesen. Der Kaiser erzählt mir, daß er den Kaiser von Deutschland gesehen, und daß er mit ihm übereingekommen ist, schnell Frieden zu machen.

Josephine.

Siebenzehnter Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Paris.

München, am 17. Nivose, im Jahre 14. / 7. Januar 1806.

Ich will keinen Augenblick verlieren, Dich, meine theure Hortensie, zu benachrichtigen, daß die Heirath Eugens mit der Prinzessin Auguste, Tochter des Kurfürsten von Bayern, so eben definitiv beschlossen worden

---

*) Secretair der Befehle der Kaiserin.

ist. Du wirst, wie ich, den ganzen Werth dieser neuen Probe von der Anhänglichkeit des Kaisers an Deinem Bruder begreifen. Nichts in der Welt konnte für mich angenehmer, als diese Verbindung sein. Die junge Prinzessin vereinigt mit einer reizenden Figur alle Eigenschaften, die eine Frau interessant und liebenswürdig machen. Ich begreife den Kummer, den Du empfindest, daß Du nicht nach München kommen und Dich hier mit uns vereinigen kannst, und bin gar nicht erstaunt, daß der Brief, den Dir Dein Gemahl in dieser Angelegenheit geschrieben, Dich so geärgert hat; aber ich sehe wohl ein, daß Du nicht Kraft gehabt hast, diesen Einwürfen zu wiederstehen. Was übrigens ein Trost für Dich sein kann, ist, daß die Hochzeit nicht hier, sondern in Paris stattfinden wird — so wirst Du Zeuge des Glücks Deines Bruders und mein Glück wird dann vollständig sein, weil ich mich dort mit meinen theuren Kindern vereint finden werde. Meine Gesundheit ist ziemlich gut und das Glück, das ich darüber empfinde, daß ich meinen Sohn wiedersehen werde, kann nur dazu beitragen, meine Gesundheit aufrecht zu erhalten.

Adieu, meine theure Hortensie, ich hoffe, daß wir bald Alle vereint sein werden. *)

Josephine.

Achtzehnter Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Haag.

Saint Cloud, am 15. Juli 1806.

Ich will Despres nicht abreisen lassen, meine theure Hortensie, ohne ihn mit einem Briefchen für Dich zu beschweren. Seit Deiner Abreise war ich immer leidend,

*) Nach der Hochzeit des Prinzen Eugen, welche in München gefeiert wurde, kehrte die Kaiserin nach Paris zurück, genoß aber nicht lange das Vergnügen, bei ihrer Tochter zu sein, die um diese Zeit zur Königin von Holland ernannt wurde.

Anm. d. H.

traurig und unglücklich gewesen, ich war sogar genöthigt, das Bett zu hüthen, da ich einige Fieber-Anfälle gehabt. Die Krankheit ist plötzlich verschwunden, aber der Kummer ist geblieben. Wie soll ich nicht bekümmert sein, da ich von einer so zärtlichen, süßen und liebenswürdigen Tochter, die den Reiz meines Lebens ausmachte, getrennt bin. Die Festlichkeiten sind noch verschoben worden, sie werden erst am 25. September stattfinden. Ich hoffe, daß dieser Verzug das Gute haben wird, daß Du den ganzen Winter bei uns zubringen wirst. Ich rechne auf das Versprechen Deines Mannes, auf Dein und des Kaisers Wort. Zu dieser Zeit wird auch Eugen hier sein. Seine Frau ist wirklich schwanger. Ich habe gestern von Eugen einen Brief erhalten, der mir diese Neuigkeit anzeigt. Er ist sehr zufrieden.

Was macht Dein Gemahl? Sind meine Enkel gesund? Ach Gott, wie betrübt bin ich, daß ich sie nicht manchmal sehen kann! Und wie geht es meiner lieben Hortense? Bist Du gesund? Wenn Du jemals krank würdest, laß es mir sagen, ich werde mich dann sogleich zu meiner vielgeliebten Tochter begeben. Unsere ganze Familie befindet sich wohl. Ich habe Briefe von der Prinzessin von Baden erhalten, sie ist von der Familie ihres Gemahls sehr gut empfangen worden. Der Prinz Murat ist so eben Großherzog von Berg geworden. Ich denke dieser Tage an Deinen Gemahl zu schreiben, um mir für Herrn von Osmond seine Theilnahme zu erbitten. Man sagt viel Gutes von diesem jungen Mann, er soll klug und unterrichtet sein und sehr gut italienisch, englisch und noch eine andere Sprache sprechen — er wünscht eine Stallmeister-Stelle bei dem König. Er hat eine Schwester, welche 14 Tausend Louisd'or jährlicher Einkünfte hat und ihn mit Allem versehen wird, was ihm nothwendig ist. Herr v. Aremberg ist noch immer in Stephanie verliebt. Du weißt, daß er ins Bad gereis't ist. Sein Heirathscontract ist gemacht, es scheint, daß er im September heirathen wird. Die ganze Aremberg'sche Familie reis't dieser Tage nach Belgien, die Mutter und der Sohn wollen

nach Holland, um Dir einen kleinen Beſuch abzuſtatten. Je näher ich dieſe Familie kennen lerne, deſto glücklicher finde ich meine Nichte, daß ſie derſelben angehören wird. Das iſt ein ſehr langer Brief — ich habe aber heute dafür, daß ich Dir ſeit Deiner Abreiſe nicht geſchrieben habe, mich entſchädigen wollen.

Adieu, meine theure Hortenſie, meine zärtliche Tochter, denk oft an Deine Mutter und überzeuge Dich, daß es keine Tochter giebt, die mehr geliebt wird, als Du.

Tauſend angenehme Dinge an Deinen Gemahl. Meine Enkel umarme ich. Es wäre ſehr liebenswürdig von Dir, wenn Du mir manchmal einige Deiner Romanzen ſchickteſt.

Joſephine.

Neunzehnter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, im Haag.

1806.

Alle Deine Briefe, meine theure Hortenſie, ſind charmant und es iſt ſehr ſchön von Dir, daß Du mir fleißig ſchreibſt. Ich habe auch Nachrichten von Eugen und ſeiner Frau erhalten — ich ſehe, daß ſie glücklich ſind und ich bin es auch um ſo mehr in dieſem Augenblick, denn ich reiſe mit dem Kaiſer und mache ſchon meine Vorbereitungen zur Reiſe. Ich verſichere Dich, daß dieſer neue Krieg, wenn er wirklich ausbrechen ſollte, mir keine Furcht einjagt, aber je näher ich dem Kaiſer ſein werde, deſto weniger werde ich Furcht haben, und ich fühle, daß ich nicht leben würde, wenn ich hier allein zurückbliebe. Ein anderer Grund zur Freude iſt, daß ich in Mainz Dich wiederſehen werde. Der Kaiſer beauftragt mich, Dir zu ſagen, daß er dem König von Holland eine Armee von 80,000 Mann gegeben und daß ſein Befehl ſich bis Mainz erſtrecken wird. Er glaubt, daß Du bei mir in Mainz bleiben wirſt. Urtheile ſelbſt, meine theure Hortenſie, ob das nicht eine angenehme Neuigkeit für eine Mutter iſt, die Dich ſo

zärtlich liebt. Täglich erhalten wir Nachrichten von dem Kaiser und Deinem Gemahl — wir werden Alle zusammenkommen. Der Großherzog von Berg hat mit mir von Dir und Deinen Kindern gesprochen; umarme sie für mich, bis dahin, wo ich selbst sie und meine theure Tochter werde umarmen können — ich hoffe, daß dies bald geschehen wird.

Tausend freundschaftliche Grüße an den König. Die Kaiserin läßt Dir tausend angenehme Dinge sagen.

Josephine.

Zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Haag.

Paris, am 3. Februar 1807. *)

Am 31sten Abends bin ich, meine theure Hortensie, wie ich es berechnet hatte, hier eingetroffen. Meine Reise war sehr glücklich gewesen, wenn ich sie anders so nennen kann, da sie mich von dem Kaiser entfernt. Seit meiner Abreise habe ich fünf Briefe von ihm erhalten. Es ist mir zum Bedürfniß geworden, daß Du mir schreibst, besonders jetzt, da Du nicht mehr bei mir bist und mich trösten kannst. Schenke mir Nachrichten von Dir — erzähle mir etwas von Deinen Kindern. Wiewohl ich hier mehr Leute empfange, als in Mainz, so ist doch mein Herz nicht weniger allein — an mich schreibend, wirst Du mir Gesellschaft leisten.

Adieu, meine liebe Tochter, ich liebe und umarme Dich zärtlich.

Josephine.

---

*) Die Kaiserin und ihre Tochter, welche zusammen in Mainz waren, waren von dort zurückgekehrt, die Eine nach Paris, die Andere nach Holland.

Ein und zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Haag.

Paris, am 7. März 1807.

Es ist mir ein großes Vergnügen gewährt, mich von Dir mit Herrn von Janssens zu unterhalten. Ich sehe, nach Allem, was er mir von Holland erzählt hat, daß der König sehr geliebt wird und daß auch Du Deinen Antheil an der allgemeinen Zuneigung hast. Das hat mich glücklich gemacht. In diesem Augenblicke bin ich ziemlich wohl, aber mein Herz ist noch immer sehr betrübt.

Alle Privatbriefe, die ich erhalten, stimmen darin überein, daß sich der Kaiser bei der Schlacht von Eylau zu sehr der Gefahr ausgesetzt habe. Ich empfange sehr oft Briefe von ihm, manchen Tag sogar zwei Briefe — dies ist zwar eine große Tröstung, ihn kann sie aber nicht ersetzen. Vor einigen Tagen war ich in der Oper Zeuge eines schrecklichen Vorfalls gewesen. Die Actrice, welche in dem Ballet Ulysses die Minerva spielte, ist von einer Erhöhung von 20 Fuß heruntergefallen und hat sich das Bein gebrochen. Weil sie arm und Familienmutter ist, habe ich ihr 50 Louis geschickt. Herr von Janssens hat mir einen kleinen Wilden geschenkt, der wirklich reizend und sehr unterhaltend ist. Man hat ihn gestern in die Oper geführt und die größte Mühe von der Welt gehabt, ihn am Pfeifen und Tanzen zu hindern.

Adieu, meine theuere Hortensie, ich liebe Dich und umarme Dich zärtlich. Wenn Du willst, daß ich noch glücklicher sei, so gieb mir Hoffnung, daß ich in 9 Monaten eine Enkelin habe. Tausend freundschaftliche Dinge an den König.

Deine Kinder umarme ich.

Josephine.

Zwei und zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Haag.

Paris, am 29. März 1807.

Ich war, meine theuere Hortenſie, mehrere Tage unwohl geweſen, heute befinde ich mich um Vieles beſſer; ich benutze dies, um an Dich zu ſchreiben. Die Dame, die Dir dieſen Brief überbringt, iſt Frau von Villeneuve. Die letzte Woche iſt ſehr ſchnell und angenehm verſtrichen, ich war in Malmaiſon geweſen, in der Mitte der Arbeiten, welche man dort ausführt. Dieſe Beſchäftigung hat mir meine Geſundheit wiedergegeben. Du wirſt die glückliche Niederkunft der Prinzeſſin Auguſte gewiß mit vielem Vergnügen vernommen haben. Eugen iſt entzückt von ſeiner Tochter, und beklagt ſich nur darüber, daß ſie zu viel ſchläft, was ihn verhindert, ſie nach ſeiner Bequemlichkeit zu ſehen. In dieſem Augenblick erhalte ich Nachrichten aus Mailand. — Alle befanden ſich dort äußerſt wohl. Der Kaiſer ſchreibt mir oft. Sein letzter Brief iſt vom 17ten; er verſichert mich, daß ſeine Geſundheit vollkommen gut ſei, aber von ſeiner Rückkehr ſchreibt er nichts, und ich werde erſt dann glücklich ſein, wenn er wieder in Paris ſein wird. Sag' in meinem Namen tauſend angenehme Dinge dem König — Deine Kinder und Dich, meine theuere Tochter, umarme ich aufs Zärtlichſte; Du kennſt mein Herz und meine ganze Zuneigung für Dich.

Joſephine.

Drei und zwanzigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, im Haag.

Paris, am 2. April 1807.

Lady Shaftesbury wünſcht, meine theuere Tochter, daß ich ihr an Dich ein Wort der Empfehlung mitgäbe, ich willige darin um ſo lieber ein, da ich dieſe Dame Deiner Theilnahme würdig halte. Sie hat ſich hier,

mit Erlaubniß des Kaisers, 6 Monate aufgehalten und der Prinz Joseph hat ihr ein Empfehlungsschreiben an den König von Holland gegeben. Ich weiß nicht, was Lady Shaftesbury von Dir wünschen kann, würde aber sehr erfreut sein, wenn Du ihr, böte sich die Gelegenheit dazu dar, nützlich sein könntest.

Adieu, meine theuere Hortensie, ich liebe und umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Vier und zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Haag.

Am 14. Mai, 10 Uhr Abends, 1807.

Eben, meine liebe Tochter, komme ich im Schloß von Lacken an. *) Von hier aus schreibe ich Dir, hier erwarte ich Dich. Komm, gieb mir mein Leben wieder — Deine Gegenwart ist mir nothwendig und auch Dir ist es nöthig, mich zu sehen und mit Deiner Mutter weinen zu können. Ich wäre gern noch weiter gereis't, aber die Kräfte fehlen mir — überdem habe ich nicht die Zeit gehabt, den Kaiser davon zu unterrichten. Ich habe Muth gefaßt, bis hieher zu kommen, ich hoffe, daß Du nun so viel Muth finden wirst, Deine Mutter zu besuchen.

Adieu, meine theuere Tochter, ich bin von Mattigkeit, aber weit mehr noch vom Schmerz gebeugt.

Josephine.

---

*) Die Kaiserin reis'te, nach der Nachricht von dem Tode ihres Enkels, nach Lacken, einem Schloß, das bei Brüssel liegt, von wo aus sie ihre Tochter nach Paris gebracht und sich dort wieder von ihr getrennt hatte, weil man der Königin von Holland eine Reise nach den Pyrenäen rieth.

Fünf und zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, auf ihrer Reise nach Bordeaux.

Saint-Cloud, am 27. Mai 1807.

Seit Deiner Abreise, meine theuere Hortensie, habe ich viel geweint, diese Trennung war für mich sehr drückend, und um so viel Muth zu haben, sie ertragen zu können, bedurfte ich der Gewißheit, daß die Reise Dir gut bekommen ist. Durch Frau von Broc habe ich Nachrichten von Dir erhalten. Ich bitte, ihr für diese zarte Aufmerksamkeit meinen Dank abzustatten und ihr zu sagen, daß sie mir schreiben möge, im Fall Du selbst es noch nicht kannst. Gestern habe ich auch Nachrichten von Deinem Sohn erhalten — er ist im Schloß von Laeken, befindet sich wohl und erwartet die Ankunft des Königs. Auch der Kaiser hat mir geschrieben — er theilt sehr lebhaft unser Unglück. Ich bedurfte dieses Trostes, denn seit Deiner Abreise entbehrte ich ihn. Immer allein mit mir selbst, erinnert mich jeder Augenblick an die Ursache unseres Grames und meine Thränen hören dann nie zu fließen auf.

Adieu, meine liebe Tochter — erhalte Dich für eine Mutter, die Dich zärtlich liebt.

Josephine.

Sechs und zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Cauterets.

Saint-Cloud, am 4. Juni 1807.

Dein Brief, meine theuere Hortensie, hat mich sehr getröstet und die Nachrichten, die ich von Damen über Deine Gesundheit erhalte, tragen nicht wenig dazu bei, mich zu beruhigen. Der Kaiser war sehr betrübt; in allen seinen Briefen sucht er mir Muth einzuflößen, aber ich weiß, daß dies unglückliche Ereigniß ihn selbst sehr

erschüttert hat. Der König ist gestern Abend in St. Leu angekommen, er hat mir gemeldet, daß er mich heute besuchen werde. Während seiner Abwesenheit soll er den Kleinen bei mir lassen. Du weißt, wie sehr ich dieses Kind liebe, weißt, wie sehr ich um ihn besorgt bin. Ich wünsche, daß der König denselben Weg einschlage, als Du. Es wird, meine theuere Hortensie, für Euch Beide ein Trost sein, Euch wiederzusehen. Alle Briefe, die ich, während seiner Abreise, von ihm erhalten habe, sind voll Liebe für Dich. Dein Herz ist zu gefühlvoll, um davon nicht gerührt zu werden.

Adieu, meine liebe Tochter, pflege Deine Gesundheit, die meinige wird erst dann wieder hergestellt sein, wenn ich nichts mehr für diejenigen zu leiden habe, die ich liebe.

Ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Sieben und zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Cauterets.

Saint-Cloud, am **11.** *Juni* **1807.**

Ich lege hier, meine theuere Hortensie, einen Brief bei, den mir der Kaiser für Dich geschickt hat und den ich an Dich abgeben soll. *) Der Kaiser ist in Danzig. Seine Gesundheit ist vollkommen gut. Der Marschall Lefebvre ist zum Herzog von Danzig, mit 100,000 Franken jährlicher Einkünfte ernannt worden. Dein Sohn befindet sich äußerst wohl — er unterhält mich sehr — ach! er ist so lieb! ich finde, daß er ganz die Manieren des armen Kindes hat, das wir beweinen.

Adieu, meine liebe Tochter, ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

---

*) Siehe 3te Abtheilung, Brief Nr. 3.

Acht und zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Cauterets.

Saint-Cloud ...r. 1807.

Dein Brief, meine theuere Tochter, hat mich gerührt — ich sehe, wie tief Dein Schmerz noch ist und fühle das noch besser durch den, den ich selbst empfinde. Wir haben das verloren, was am würdigsten war, geliebt zu werden; meine Thränen fließen noch so heiß, wie am ersten Tage. Diese Klagen sind zu gerecht, als daß die Vernunft ihnen ein Ziel setzen könnte; man muß sie aber mäßigen. Du bist nicht allein in der Welt. Es bleibt Dir ein Gemahl, ein interessantes Kind und eine Mutter, deren Zärtlichkeit Du kennst; Du bist dies Allem, was Dich liebet, schuldig, und bist zu gefühlvoll, als daß Dir dies Alles fremd und gleichgültig sein könnte. Denk' an uns, meine theuere Tochter — möge diese Erinnerung eine andere gerechte und schmerzliche beruhigen. Ich baue auf Deine Anhänglichkeit für mich und auf Deine Vernunft. Auch hoffe ich, daß die Reise und das Bad Dir gut thun werden. Dein Sohn befindet sich vortrefflich wohl — er ist reizend. Mit meiner Gesundheit geht es etwas besser, Du weißt jedoch, daß sie von der Deinigen abhängt.

Leb' wohl, ich umarme Dich.

Josephine.

Neun und zwanzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Cauterets.

Saint-Cloud, am 10. Juli 1807.

Ich erhalte oft Nachrichten von dem Kaiser, er erzählt mir viel von dem Kaiser Alexander, mit dem er sehr zufrieden zu sein scheint. Er hat mir Herrn von Monaco und Herrn von Montesquiou geschickt, damit

ſie mir die Details von dem, was ſie geſehen, mittheilen. Dieſe Herren erzählen, daß die erſte Zuſammenkunft ein herrliches Schauſpiel geweſen. Die beiden Armeen ſtanden auf dem rechten und linken Ufer des Niemen. Der Kaiſer war der Erſte, der in dem mitten im Fluße erbauten Pavillon ankam — die Barke des Kaiſers Alexander hatte einige Mühe heran zu kommen. Dies hat dem Kaiſer Veranlaſſung zu einigen angenehmen Worten über ſeinen durch den Fluß ſchlecht unterſtützten Eifer gegeben. Man ſagt, daß in dem Augenblick, wo die beiden Kaiſer ſich umarmten, auf beiden Ufern ein allgemeines Freudengeſchrei erſcholl. Was noch das Intereſſe dieſer glücklichen Neuigkeiten für mich vermehrt, iſt die Hoffnung, die ich habe, den Kaiſer bald wiederzuſehen. Warum, meine theuere Hortenſie, wird dieſes Glück durch ſo ſchmerzliche Erinnerungen, die niemals erlöſchen werden, getrübt? Dein Kleiner befindet ſich vollkommen wohl. Sein Teint iſt nicht mehr zu erkennen.

Ich hoffe, daß die Bäder Dir, wie auch dem König, gute Dienſte leiſten werden. Empfiehl mich ſeinem Andenken und glaube, meine liebe Tochter, an die innige Zärtlichkeit Deiner Mutter.

Joſephine.

Dreißigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in Paris.

***Bordeaux*, am 23. *April* 1808.**

Ich ſtehe, meine theuere Hortenſie, auf dem Gipfel der Freude — die Nachricht Deiner glücklichen Niederkunft wurde mir geſtern durch Herrn von Villeneuve überbracht. Als ich ihn eintreten ſah, fühlte ich mein Herz pochen — ich hegte die Hoffnung, daß er ein glückliches Ereigniß melde, und mein Vorgefühl hat mich nicht getäuſcht. So eben erhalte ich auch einen Brief vom Erzkanzler, der mich verſichert, daß Du und Dein Sohn ſich wohl befinden. Ich weiß, daß der

kleine Napoleon darüber, daß er keine Schwester erhalten, sich trösten wird, und daß er schon jetzt seinen Bruder liebt. Umarme Beide. Gestern habe ich ein Schreiben vom Kaiser erhalten. Er ist gesund. Der Prinz von Asturien und Don Carlos haben die Woche vorher bei ihm dinirt, am andern Morgen hat er König Carl und die Königin erwartet. Ich wage nicht, Dir noch mehr zu schreiben, aus Furcht Dich zu ermüden. Schone Dich auf das Allervielfältigste, empfange die erste Zeit nicht zu viel Gesellschaft. Laß mir alle Tage Nachrichten von Dir geben — ich erwarte sie mit eben so viel Ungeduld, als ich mit Zärtlichkeit Dich liebe.

Josephine.

Ein und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Paris.

Bordeaux, am 25. April 1808.

Eben, meine theuere Hortense, empfange ich vom Kaiser ein Schreiben, welches mir meldet, daß er bereits erfahren, daß Du von einem Knaben entbunden worden, und daß er darüber die größte Freude empfunden. Es scheint, daß er diese Nachricht schon vor der Ankunft des Herrn von Villeneuve erhalten. Zugleich meldet mir der Kaiser, daß ich nach Bayonne kommen soll, wo ich ihn wiederfinden werde. Urtheile selbst, meine liebe Tochter, welch ein großes Glück es für mich ist, daß ich den Kaiser nicht zu verlassen brauche — ich reise deßhalb morgen in frühester Frühe ab. Die Nachrichten, die ich von Deiner Gesundheit erhalten, machen mir Freude. Ich bitte Dich, Dich ja recht gut zu schonen und die ersten Tage Gesellschaften zu vermeiden. Drei, vier Tage werden hingehen, ehe daß ich an Dich

schreibe, aber keine Minute, ohne daß ich an Dich denken werde. Ich umarme Dich.

Adieu, meine liebe Hortense.

Josephine.

Der Kaiser befindet sich fortwährend wohl.

Zwei und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Baden.

Straßburg, am 16. Mai 1809.

Eben empfange ich ein Schreiben vom Kaiser, der mir meldet, daß er mir den Bruder der Marschallin Lannes schickt, um mir die Uebergabe von Wien anzuzeigen — ich habe mich nicht eher niederlegen wollen, meine theuere Hortense, bis ich Dir die glückliche Botschaft mitgetheilt und die Proclamation des Kaisers geschickt. Du kannst diese Nachricht dem Erbgroßherzog von Baden zukommen lassen. Stephanie kann es ihm melden.

Adieu, meine theuere Freundin, zärtlich umarme ich Dich und Deine Kinder.

Josephine.

P. S. Herr Deschamps hat Dir heute einen Brief von der Prinzessin Auguste von Bayern geschickt; ich bitte Dich, ihn mir zurückzuschicken. Du wirst durch den Mann, der Deinen Wagen begleitet, wohl schon die telegraphische Depesche aus Italien erhalten haben, welche anzeigt, daß Eugen den Feind verfolgt und daß er am 12. in Udine war.

Drei und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Baden.

Strasburg, am 1. Juni 1809.

Ich schicke Dir hier, meine theure Hortense, ein Schreiben vom Kaiser; *) ich war darüber, daß ich keinen Brief von ihm erhalten, so besorgt, daß ich es geöffnet habe; mit Bedauern ersehe ich daraus, daß er mit Deinem Aufenthalte in Baden unzufrieden ist. Ich bitte Dich, ihm sogleich zu schreiben, daß Du seinen Wunsch zuvorgekommen bist, daß Deine Kinder bei mir sind, und daß Du sie nur ein Paar Tage bei Dir gehabt, um sie zu sehen und sie eine andere Luft genießen zu lassen. Der Page, den der Brief des Herrn Menneval ansagt, ist bis jetzt noch nicht eingetroffen; ich hoffe, daß er mir einen Brief vom Kaiser bringen wird, wofern er nicht auch auf mich böse ist, weil Du in Baden bist. Deine Kinder sind frisch und gesund bei mir angekommen.

Adieu, meine theure Tochter, ich umarme Dich.

Josephine.

Vier und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Cauteretz.

Saint-Cloud, am 12. Juni 1809.

Mit wahrem Vergnügen habe ich durch Mademoiselle Cochelet erfahren, daß Du in Bagnères angekommen und sehr entzückt warst über die Schönheit des Landes, das Du durchreisetest hast; sie hat mir ferner gemeldet, daß Du jetzt mehr Deine Schmerzen zu fühlen anfängst, das giebt mir Hoffnung für die Wiederherstellung Deiner Gesundheit. Ich werde mich nun weit leichter über die Schwäche der Meinigen trö-

---

*) Siehe seine Antwort, Brief Nr. 5.

sten. Ich fühle, daß es ihr Mühe kostet, wiederzukehren — ich bin sehr mager geworden, bin aber glücklich, Deinen Sohn bei mir zu haben. Das Kind ist reizend — ich attachire mich immer mehr und mehr an ihn, denkend, daß er Dein Tröster sein wird — seine Laune unterhält mich sehr. Du darfst wegen seiner Gesundheit ganz ruhig sein — er wird von Tag zu Tag stärker und sein Teint immer schöner.

Ich habe noch einen andern Grund zur Freude, die Du theilen wirst. Eugen hat mir gemeldet, daß seine Frau schwanger ist. Ich wäre gern zu Dir gereis't, aber der Kaiser hat auf den Artikel meines Briefes, worin ich mir die Erlaubniß dazu erbat, nichts geantwortet. Man fängt zu glauben an, daß er im Laufe des Monats August nach Paris zurückkehren wird; das ist das, was ich am meisten wünsche, aber nicht zu hoffen wage. Er ist fortwährend gesund.

Adieu, meine theuere Hortensie, sag' der Mademoiselle Cochelnt, daß ich ihre Aufmerksamkeit zu schätzen wisse und sie bäte, daß sie immer so pünktlich sein möge. Du mußt mehrere Briefe von mir erhalten haben. Ich bin weit von Dir entfernt, aber ich umarme Deinen Sohn und bilde mir gern ein, daß es meine geliebte Tochter ist, die ich umarme.

Josephine.

Fünf und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Compiègne.

(Geschrieben nach der Scheidung.)

Navarra, am 3. April 1810.

Ich bin, meine theuere Hortensie, gesund, wenn gleich von der Reise etwas angegriffen, hier angekommen. Ich war über die Art und Weise, wie man mich empfangen, sehr betrübt. Bei meiner Ankunft haben die Einwohner von Evreux viel Eifer gezeigt, aber dieser Anschein von Festlichkeit sah mehr einer Beileidsbe-

zeugung ähnlich. Ohne Zweifel beklagte man mich, weil ich jetzt nichts mehr bin — aber ich entferne all' diese schmerzlichen Gedanken. Der Kaiser ist glücklich, er soll es sein, und wird es immer mehr und mehr sein. Dieser Gedanke ist ein großer Trost für mich und der Einzige, der meinen Muth aufrecht erhält. Navarra wird ein sehr schöner Aufenthaltsort werden, aber er bedarf vieler Reparaturen und Ausgaben. Alles muß hier neu gemacht werden. Das Schloß ist nicht bewohnbar. Die Leute, die ich mitgebracht, haben Jeder nur ein kleines Zimmer, dessen Thüren und Fenster nicht schließen. Meine Wohnung ist eben so klein und nur wenig bequemlich — und das Tafelwerk ist hier in schlechtem Zustande. Der Park ist herrlich — er ist ein kleines Thal zwischen zwei kleinen Hügeln, die mit Gehölz der schönsten Gattung bepflanzt sind; es giebt hier aber zu viel Wasser, was den Aufenthalt feucht und ungesund macht — man muß Navarra im Mai, Juni, Juli und sogar bis Anfangs August bewohnen. — Da ist Navarra der bezauberndste Ort, den ich kenne. Aber für die gegenwärtige Jahreszeit ist mir Malmaison lieber. Selbst die Paar Tage, die ich dort zugebracht, haben mir gut gethan; nun, ich denke deßhalb in einem Monat oder drei Wochen dahin zurückzukehren.

Ich hatte alle Leute meines Hauses eingeladen, hieher zu kommen, aber mehrere von ihnen haben sich nicht hieher begeben können — ich habe daher nur die Frau von Arberg, von Audenarde und von Viel-Castel und Madam Gappani bei mir; die Letztere ist vor drei Tagen hier angekommen. Ich erwarte noch die Frau von Colbert und Frau von Turenne. Die Männer, welche mich begleitet haben, sind die Herren von Monaco, Viel-Castel, Turpin, Pourtales und Andlaw. Ich führe hier ein Landleben. Wenn es nicht regnet, so gehe ich zu Fuß aus — Abends spiele ich mit dem Bischof von Evreux, der, seiner 75 Jahre ungeachtet, ein sehr liebenswürdiger Mann ist, meine Parthie Trictrac. Die Zeit kommt mir etwas lang vor, sie wird es we-

eigen sein, wenn Du hier sein wirst. Ich erwarte Dich mit Ungeduld. Ich habe Deine Wohnung einrichten lassen, sie ist zwar nicht schön, Du weißt aber, mit welcher Zärtlichkeit Du empfangen werden wirst.

Adieu, meine liebe Tochter, ich umarme Dich.

Josephine.

Wenn der Kaiser Dich um Nachrichten von mir befragen sollte, so sage ihm (was auch wahr ist), daß, an ihn zu denken, meine einzige Beschäftigung sei.

Sechs und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Compiègne.

Navarre, am 8. April 1810.

Ich bin von all' den Leiden, die Du, meine theure Hortense, empfindest, tief gerührt. Ich hoffe, daß von Deiner Rückkehr nach Holland nicht mehr die Rede sein und daß man Dir ein wenig Ruhe gönnen würde. Ich fühle wohl, wie viel Du von diesen Widerwärtigkeiten auszustehen hast, bitte Dich aber, Dich deßhalb nicht anzugreifen. Genug, daß mir etwas bleibt, Du wirst Herrin Deines Schicksals sein: Kummer und Glück. ... Du weißt, daß ich Alles mit Dir theile. Fasse also ein wenig Muth, meine theure Tochter — ich und Du — wir bedürfen seiner. Mein Muth ist oft zu schwach und der Kummer thut mir weh — aber ich erwarte Alles von der Zeit und meinen Bemühungen. Ich benutze diese Gelegenheit, um Dir vor der Abreise Berthaut's zu schreiben. In meinem nächsten Briefe werde ich einige Details über Navarra mittheilen, erwartend, daß Du früher kommen wirst, um es selbst zu beurtheilen.

Leb' wohl, meine theure Hortense. Zärtlich umarme ich Dich und Deine Kinder.

Josephine.

Umarme in meinem Namen Eugen und Auguste.

Sieben und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Amsterdam.

Navarra, am 3. Mai 1810.

Deinen Brief, meine liebe Hortense, habe ich erhalten und daraus mit innigem Bedauern ersehen, daß Du nicht ganz gesund bist; ich hoffe, daß die Ruhe Dich wieder herstellen wird, und zweifle nicht, daß auch der König durch seine Sorgfalt und seine Anhänglichkeit Alles, was in seiner Macht liegt, hierzu beitragen wird. Von Tag zu Tag wird er sich mehr und mehr überzeugen, wie sehr Du es verdienst. Schone Dich, meine theure Tochter, Du weißt, wie sehr ich Deiner bedarf. Mein Herz hat bis zu dem Punkt gelitten, daß es meine Gesundheit zerstört hat — aber der Muth besiegt alle Leiden, ich fange an, etwas besser zu werden. Anfangs Juni denke ich nach Aachen zu reisen. Corvisart hat mir dessen Bäder verordnet. Einige Tage vorher werde ich in Malmaison bleiben. Erst am 20. oder 21. d. M. werde ich mich dorthin begeben, denn der Aufenthalt in Navarra gefällt mir, hier sind mir alle Intriguen fremd. Ich weiß, daß Dir die Bäder dieses Jahr durchaus nothwendig sind, ich wünschte, daß die von Aachen Dir dienlich sein könnten, es wäre ein großes Glück für mich, könnte ich diese Zeit in Deiner Gesellschaft zubringen. Eugen hat Dir melden sollen, daß er mit dem Kaiser die Reise nach Antwerpen gemacht.

Adieu, meine liebe Hortense, ich umarme und liebe Dich zärtlich.

Josephine.

Umarme für mich den kleinen Napoleon.

Acht und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Amsterdam.

Navarra, am 14. Mai 1802.

Ich war wegen Deiner Gesundheit, meine theure Hortense, außerordentlich besorgt; ich wußte, daß Du einige Fieberanfälle erlitten hattest und mußte daher wieder beruhigt werden. Dein Brief vom 10. Mai ist an mich gelangt, hat mir aber nicht den Trost gebracht, den ich erwartet hatte — ich finde, daß Du Dich selbst aufgiebst, was mir viel Kummer macht. Du sollst am Leben festhalten! Und wenn Du ein Bischen Freundschaft für mich hast, ist es dann recht, daß, wenn ich unglücklich bin, Du so ruhig daran denken kannst, mich zu verlassen. Fasse Muth, meine liebe Tochter, und pflege vor allen Dingen Deine Gesundheit. Ich bin überzeugt, daß, wie ich Dir bereits gesagt, die Bäder, die man Dir verordnet hat, Dir gute Dienste thun werden. Sprich deshalb offen mit dem König, er wird sich gewiß nicht einer Deiner Gesundheit so nothwendigen Reise widersetzen. Ich denke noch immer, im Juni ins Bad zu reisen, glaube aber nicht, daß ich nach Aachen, sondern eher nach Aix in Savoyen gehen werde, weil ich den Aufenthalt in letzterem Ort vorziehe. Meine Gesundheit bedarf der Zerstreuung und ich hoffe, diese weit eher in dem Ort zu finden, den ich noch nie gesehen und dessen Lage so malerisch ist. Die Bäder von Aix sind überdies für nervenstärkend bekannt. Ich werde Dich bitten, sie denen von Plombieres vorzuziehen. Wir könnten dann während dieser ganzen Zeit zusammen sein. Beantworte diesen Artikel sogleich. Wir könnten dann zusammen wohnen und hätten nicht nothwendig, viel Leute mitzunehmen — ich werde dann nur sehr wenig bei mir haben, da ich incognito zu reisen gedenke. Morgen gehe ich nach Malmaison, ich werde dort bis zu meiner Abreise in die Bäder bleiben. Mit Freuden vernehme ich, daß Napoleon gesund ist und daß er die

Veränderung der Luft so gut ertragen hat. Umarme ihn, meine theure Hortensie und liebe mich eben so zärtlich, als ich Dich liebe.

Josephine.

Empfiehl mich dem Andenken des Königs!

Neun und dreißigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Amsterdam.

Malmaison, am 31. *Mai* 1810.

Eben, meine theure Hortensie, erhalte ich Deinen Brief vom 24sten — ich bin mit ihm weit mehr, als mit dem ersten zufrieden — ich rechne auf das Versprechen, daß Du mir gegeben: Deine Gesundheit in Acht zu nehmen — aber noch immer gewahre ich in Deinen Briefen eine Muthlosigkeit, die mich sehr betrübt und die wahrscheinlich von Deinem Unwohlsein herrührt. Ich kann es nicht erwarten, daß Du die Bäder wieder gebrauchst, obgleich Plombieres von Aix in Savoyen, wo ich mich hinbegeben werde, sehr weit entfernt ist. Ich hoffe, daß Du Dich darauf sehr wohl befinden wirst und daß Dein Muth mit Deiner Gesundheit zunehmen wird. Ich hoffe, daß Du über Paris dorthin reisen wirst. Ich wünsche so sehr, Dich zu sehen.

Adieu, meine theure Tochter, ich erwarte Dich mit Ungeduld und liebe Dich mit inniger Zärtlichkeit.

Josephine.

Vierzigster Brief.

Die Kaiserin Josephine an ihre Tochter, in Plombieres.

Malmaison, am 8. *Juni* 1810.

Ich habe Deinen, aus Verdau datirten, Brief erhalten; er hat mich, meine theure Hortensie, sehr be-

ruhigt und ich denke mit Vergnügen daran, daß Du jetzt schon in Plombieres bist. Ich hoffe, daß Du die gute Wirkung der Bäder bald empfinden wirst, ich bitte Dich deshalb, Deinen hiesigen Aufenthalt, so lange Du kannst, zu verlängern. Ich werde mich ohne Verzug nach Aix in Savoyen begeben und rechne, bei meiner Rückreise, wenn es nicht zu spät ist, Dich in Plombieres zu besuchen. In allen Fällen hoffe ich, daß wir uns in Paris wiedersehen werden und daß Du nicht nach Holland zurückkehren wirst. Gieb Dich nicht ganz dem Grame hin, fasse Muth. Die Seelenruhe unterstützt die Wirkung der Bäder. Ich benutze, um Dir zu schreiben, die Abreise eines Adjutanten, den Eugen an Dich abschickt. Du frägst mich, ob ich den Kaiser gesehen habe — ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, er hat mir aber durch Eugen sagen lassen, daß er mich bald besuchen würde.

Adieu, meine theure Tochter, denke manchmal an meine Zärtlichkeit für Dich. Kummer und Glück — wir müssen Alles zusammen theilen, und Du wirst niemals einen Kummer haben, der so groß ist, daß meine Anhänglichkeit für Dich nicht noch größer wäre.

Josephine.

Empfehl mich dem Andenken Juliens. *)

Ein und vierzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Plombieres.

Malmaison, am 11. Juni 1810.

Ich habe, meine theure Hortensie, erst, als Du schon besser warst, erfahren, wie viel Du gelitten hast — aber ich hatte ein Vorgefühl davon, meine Besorgniß ließ mich deshalb an eine Deiner Damen schreiben, um ihr den Telegraphen von Nancy als ein gutes Hülfsmittel zu empfehlen, um einen Arzt herbei zu schaffen.

---

*) Auch die Königin von Spanien war in Plombieres.

Ich bin sehr froh, daß Dein Arzt bei Dir ist. Du fragst mich, was ich mache — gestern habe ich einen glücklichen Tag gehabt — der Kaiser hat mich besucht. Seine Gegenwart hat mich glücklich gemacht, wiewohl sie meinen Kummer erneuert hat . . . Das sind ihre Gemüthsbewegungen, die man ihrer empfinden sollte. Während der ganzen Zeit, die er bei mir zubrachte, habe ich so viel Muth gehabt, meine Thränen, welche ich bereit zum Fließen fühlte, zurückzuhalten, aber, als er abgereist war, konnte ich sie nicht aufhalten — ich fühlte mich dann sehr unglücklich. Er war, wie gewöhnlich, gut und liebenswürdig gegen mich — und ich hoffe, daß er alle die Zärtlichkeit und Hingebung, von der ich für ihn durchdrungen bin, in meinem Herzen wird gelesen haben. Ich habe mit ihm von Deiner Lage gesprochen, er hat mir mit Theilnahme zugehört. Er ist der Meinung, daß Du nach Holland nicht mehr zurückkehren sollst, wenn der König sich keineswegs so betragen hat, wie er es gesollt hätte; Deine Gesundheit und der Schritt, den Du gethan, waren ein Opfer, durch das Du dem Kaiser und der Familie Deines Gemahls beweisen hast, wie sehr Du gewünscht hast, alles zu thun, was ihnen angenehm war. Der Kaiser meint, daß Du die Bäder so lange, als es nothwendig ist, gebrauchen und alsdann Deinem Gemahl schreiben sollst. Die Aerzte waren der Meinung, daß Du Dich während einiger Zeit in einem warmen Klima aufhalten sollst, und daß Du deshalb nach Italien zu Deinem Bruder gehst; hinsichtlich Deines Sohnes *) hat der Kaiser den Befehl erlassen, daß er Frankreich nicht verlassen dürfte. Diese Details, meine theure Hortense, werden Dir Vergnügen machen und, ich hoffe es, Dir Muth und Ruhe wiedergeben. Ich hoffe dann, wenn die Bäder von Plombieres Dir nicht gut helfen, Dich in Aix in Savoyen, oder in der Schweiz zu sehen, wo

*) Der Prinz Louis, zweiter Sohn des Königs von Holland, der damals sehr schwächlicher Gesundheit war, war in Paris geblieben.

hin zu reisen der Kaiser mir erlaubt hat. Wir könnten uns ein Stelldichein geben, wo wir zusammen kommen wollen, alsdann werde ich das Nähere, das zum Schreiben zu lang sein würde, Dir mündlich erzählen. Nächsten Montag denke ich nach Aix in Savoyen abzureisen. Ich reise incognito, unter dem Namen einer Frau von Arberg. — Deine Briefe für mich kannst Du an Lavalette *) schicken.

Dein Sohn, der in diesem Augenblick hier ist, befindet sich wohl und sieht wie Milch und Blut aus.

Adieu, meine theure Hortensie, gieb mir oft Nachrichten von Dir und rechne immer auf meine Zärtlichkeit.

Josephine.

Zwei und vierzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Plombieres.

Aus dem Bad von Aix, am 3. Juli 1810.

Vor einigen Tagen, meine theure Hortensie, habe ich an Dich geschrieben. Die Zeit kommt mir sehr lang vor, weil ich keine Nachricht von Dir empfange, und weil Du mir seit dem 18. vorigen Monats nicht geschrieben hast. Wie sehr bedaure ich, daß ich nicht, vor meiner Abreise, den wahren Zustand Deiner Gesundheit gekannt — ich wäre, um Dich pflegen zu können, nach Plombieres gekommen, und empfände dann nicht die Besorgniß, die jetzt mich quält, da ich so weit von Dir entfernt bin. Mein einziger Trost ist noch der, daß ich denke: Du wirst hieher kommen. Seit einigen Tagen gebrauche ich die Bäder und befinde mich darauf wohl — ich bin überzeugt, daß sie Dir um so besser bekommen würden, da man sie so mild machen kann, wie man sie haben will. Sie sind für die Brust sehr gesund. Wenn Du nicht hieher kommen kannst, so habe

*) Graf von Lavalette, General-Direktor der Posten.

ich wenigstens die Hoffnung, daß wir in der Schweiz zusammen treffen werden. Thu', was ich wünsche, meine theure Tochter; ich bin allein, verlassen, entfernt von den Meinigen, wirren unter Fremden — urtheile nun, wie betrübt ich bin und wie sehr ich Deiner Gegenwart bedarf.

Adieu, ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Drei und vierzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Plombieres.

Aus dem Bad in Aix, am 18. Juli 1810.

Dein Courier, meine theure Tochter, ist diesen Morgen angekommen. Ich danke Dir für die nähere Nachrichten, die Du mir über die Abdankung des Königs mitgetheilt hast. Sie haben viel Interesse für mich — ich habe sie an Eugen geschickt, der sie mit Ungeduld erwartet. Ich wußte, daß der Kaiser Dir geschrieben; er hatte es mir in einem Briefe gemeldet, der viel Liebenswürdiges für Dich und mich enthielt. Doch was aus dem König geworden, wußte ich nicht und, wie Du, war ich über sein Schicksal besorgt. Ich kann es nicht erwarten, meine theure Tochter, Dich hier zu sehen — ich bin über den Entschluß, den Du gefaßt, bieher zu kommen, sehr erfreut. Hinsichtlich Deiner Wohnung war ich glücklicher gewesen, als ich gehofft hatte — ein hiesiger Privatmann hat mir sein Haus eingeräumt; ich habe es angenommen, weil es sehr schön gelegen ist und eine reizende Aussicht hat. Die Häuser sind hier sehr klein — das, was Du bewohnen wirst, wird wohl das Größte sein. Du kannst hier überall in der Caleche spazieren fahren. Es kann Dir sehr lieb sein, daß Du die Deinige mitgenommen — ich habe auch meine Caleche hier und bediene mich ihr fast alle Tage.

Adieu, meine theure Hortense. Mit Sehnsucht er-

warte ich den Augenblick, wo ich Dich werde umarmen können.

Josephine.

Umarme Julie — freundliche Grüße an ihre Umgebung. Sag' der Frau von Soyra, daß ich ihren Sohn so pflege, als ob es mein eigener wäre. Tausend angenehme Dinge an Frau von Coulainceurt.

Vier und vierzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Aix in Savoyen.

Fontainebleau, am 9. September 1810.

Herr Gerard, der Bruder des Malers, kehrt nach Chambery zurück — ich benutze diese Gelegenheit, meine theure Hortense, um Dir Nachrichten von mir zu geben. Vom Kaiser habe ich keine Briefe erhalten, habe es aber für meine Schuldigkeit gehalten, ihm die ganze Theilnahme, die ich an der Schwangerschaft der Kaiserin nehme, erkennen zu geben. Aus diesem Grunde habe ich so eben an ihn geschrieben. Ich hoffe, daß ihm der Schritt gefallen werde und daß er in diesem Punkte zu mir mit eben so vielem Vertrauen, als ich Anhänglichkeit für ihn habe, reden werde. Du mußt die letzten Tage sehr schlechtes Wetter zum Baden gehabt haben. Aber die Sonne kommt jetzt wieder zum Vorschein. Ich benutze dieses schöne Wetter, um meine Reise nach dem See anzutreten. Von da zurückgekehrt, werde ich noch einige Tage, bevor ich es ganz verlasse, in Fontainebleau bleiben. Ich kann es nicht erwarten, daß Du die Antwort des Kaisers erhältst und ich die Versicherung, daß Du zu mir nach der Schweiz kommst. *)

*) Die Königin hatte den Kaiser um Erlaubniß gebeten, zu ihrer Mutter reisen zu dürfen — Napoleon aber lud sie ein, sobald nach Fontainebleau zu kommen, wo ihre Kinder sich befanden.

Adieu, meine liebe Tochter, ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Empfehl mich dem Andenken Deiner Umgebung.

Fünf und vierzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Fontainebleau.

Rom, am 12. October 1810.

Ein Courier des Herrn Herzogs von Cadore, der nach Frankreich zurückkehrt, frägt mich so eben, ob ich ihm keine Aufträge mitzugeben. Ich benutze diese Gelegenheit, meine theure Hortensie, um Dir meinen ganzen Schmerz zu erkennen zu geben. Nicht ein einziges Wort seit den 20 Tagen, die Du von mir getrennt bist. Was bedeutet Dein Stillschweigen? Ich muß Dir gestehen, daß ich mich in Muthmaßungen verliere und daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll. Du allein, meine theure Tochter, kannst mich aus der schrecklichen Ungewißheit reißen, in welcher ich mich befinde. Wenn ich von heute in drei Tagen keine Briefe erhalte, die mir melden, was ich thun soll, so muß ich glauben, daß der Kaiser meine Bitte nicht bewilligt hat; ich werde dann nach Genf reisen und die Reise nach dem übrigen Theil der Schweiz, den ich noch nicht gesehen habe, aufgeben. Von Genf werde ich mich nach Malmaison begeben — ich bin dann wenigstens in Frankreich, und, wenn Alles mich verläßt, so werde ich dort allein bleiben, mit der Ueberzeugung, mein Glück für das Glück Anderer aufgeopfert zu haben. Ich bitte Dich, meine theure Hortensie — schreibe mir Deine Lage. Der schmerzliche Zustand, in dem ich seit 8 Tagen mich befinde, untergräbt mich und würde selbst die gleichgültigste Person zum Mitleid bewegen.

Adieu, meine liebe Tochter — ich umarme Dich. Könntest Du doch so glücklich sein, als Du es verdienst.

Josephine.

Sechs und vierzigster Brief.

Die Kaiserin Josephine an ihre Tochter, in Fontainebleau.

Bern, am 13. October 1810.

Meine theure Hortense, erst heute empfange ich Deinen Brief, den Du am 4. mir geschrieben hast — heute ist der 13., überzeuge Dich, wie viel Zeit er gebraucht, um in meine Hände zu gelangen. Ich gestehe, daß er, trotz seines langen Ausbleibens, entschieden hat, welchen Weg ich einschlagen soll; nach reiflicher Ueberlegung habe ich beschlossen, den ersten Rath des Kaisers zu befolgen und mich in Navarra niederzulassen. Dem Willen: Nach Italien zu gehen und dort den Winter zuzubringen — stellen sich viele Hindernisse entgegen. Wenn das eine Reise von ein oder zwei Monaten wäre, so möchte ich meinen Sohn sehr gern besuchen — aber dort länger zu bleiben, ist mir unmöglich. Ueberdem ist meine Gesundheit, die sich schon gestärkt hatte, seit 14 Tagen wieder viel schlechter geworden — mein Arzt räth mir Ruhe und in Navarra werde ich Zeit haben, meine Gesundheit pflegen zu können. Alles, was Du von der Theilnahme sagst, die der Kaiser noch immer für mich fühlt, freut mich. Ich habe ihm das größte Opfer gebracht: die Liebe meines Herzens; ich bin überzeugt, daß er mich nicht vergessen wird, wenn er sich manchmal sagt: daß eine andere Frau nie den Muth gehabt hätte, sich dergestalt aufzuopfern. Dienstag oder Mittwoch werde ich von hier abreisen und Sonnabend oder Sonntag am 21. October in Genf sein. Bevor ich meine Abreise nach Navarra festsetze, wünsche ich noch einen Brief von Dir zu erhalten, um zu erfahren, ob der Kaiser es gut findet, daß ich den

Winter über in Navarra bleibe. Sprich mit mir offen in dieser Beziehung.

Ich gestehe Dir, daß, sollte ich mich auf länger als einen Monat von Frankreich entfernen, ich vor Kummer sterben würde. In Navarra werde ich wenigstens das Vergnügen haben, Dich manchmal zu sehen, meine theure Hortense, und das ist ein so großes Glück für mich, daß ich den Ort, der mich meiner geliebten Tochter am nächsten bringt, vorziehen muß.

Adieu, ich umarme Dich von ganzem Herzen. Umarme in meinem Namen meine Enkel.

Josephine.

Meine theure Hortense, wenn ich nach Italien ginge, so bin ich überzeugt, daß mehrere meiner Alliirten mir ihre Entlassung geben würde. Das ist sehr traurig!

Sieben und vierzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Fontainebleau.

Cas . . . 1810.

Der Kaiser hat mir einen kleinen, lieben Brief geschrieben. Du kannst Dir denken, meine theure Hortense, wie viel Vergnügen er mir gemacht. Der Kaiser rieth mir, nach Mailand oder Navarra zu gehen. Ich habe mich für Navarra erklärt — dort bin ich wenigstens in Frankreich. Wenn nur davon die Rede gewesen, daß ich ein oder zwei Monate bei meinem Sohne in Italien bleiben soll, so hätte ich sehr gern diese Reise gemacht, mich aber auf 6 Monate von Frankreich entfernen — dies würde Alle, die mir zugethan sind, beunruhigen, und das geht über meine Kräfte hinaus. Du wirst mich, meine liebe Tochter, sehr verändert finden — die gute Wirkung der Bäder hat sich ganz verloren. Seit einem Monat bin ich bedeutend mager geworden und

ich fühle, daß ich der Ruhe und vor allen Dingen des Kaisers bedarf.

Ich hoffe, daß er Deine Zukunft sicherstellen wird. — Dich in diesem Punkte noch immer in Ungewißheit zu wissen — macht eine meiner Sorgen aus — aber ich rechne sehr auf seine Anhänglichkeit an Dir. Ich bedaure, daß Du nicht die Reise gemacht, die ich so eben in der Schweiz machte — Du würdest das schönste Land der Welt, die schönsten Gebirge und die schönste Vegetation gesehen haben; aber es fing an schon etwas spät zu werden — ich war deshalb fast immer incommodirt. Ich habe die Großfürstin Constantin *) gesehen — sie hat mich zwei Mal, ich habe sie ein Mal besucht. Sie ist reizend, schön, anmuthig, liebenswürdig, hat die schönste Taille und den reizendsten Wuchs — sie scheint nicht glücklich zu sein.

Adieu, meine theure Hortense. Eben habe ich auch an den Kaiser geschrieben, ich melde ihm, daß ich Genf am 1. November zu verlassen gedenke und nach Malmaison gehe, wo ich mich einen Tag aufhalten will. Es wird sehr schön von Dir sein, wenn Du mir dort einen kleinen Besuch abstattest; melde mir, ob dieses Vorhaben ihm gefällt. Umarme Deine Kinder. Noch einmal Adieu, meine liebe Tochter, ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

In der ganzen Schweiz habe ich Deine Romanze vom schönen Dunois (**le beau Dunois**) singen, sogar schöne Variationen darüber auf dem Piano spielen hören.

---

*) Die Prinzessin Juliane Henriette Ulrike Friederune von Sachsen-Coburg, am 26. Februar 1796 mit dem Großfürsten Constantin von Rußland vermählt.

Acht und vierzigster Brief.

Die Kaiserin Josephine an ihre Tochter, in Paris.

Navarra, am 17. December 1810.

Aus Deinem letzten Brief, meine theure Hortensie, habe ich mit Bedauern ersehen, daß Du unwohl gewesen warst und daß Dein Kleiner das Fieber gehabt hat. Frere, *) welcher aus Paris gekommen, hat mir gesagt, daß es jetzt viel besser gehe, was mich etwas beruhigt hat. Du wirst sehr gut thun, Deine Kinder, wenn Du zu mir nach Navarra kömmst, in Paris zu lassen. Das Wetter soll überall sehr feucht sein, hier ist es noch feuchter. Du wirst Augustens glückliche Niederkunft bereits erfahren haben — es freut mich, daß sie einen Knaben **) bekommen; denn sie hat es sehr gewünscht. Ich erwarte hier Herrn von Caprara, ***) welcher gestern in Paris geblieben ist, um dem Kaiser die Aufwartung zu machen. Seitdem man mir das Brechmittel gegeben, ist meine Gesundheit oben auf — ich habe aber noch immer Augenschmerzen. Mein Arzt meint, daß dies daher kommt, weil ich so viel geweint habe — seit einiger Zeit weine ich jedoch nur dann und wann, ich hoffe, daß das ruhige Leben, das ich führe, mir wieder Kraft geben, und daß auch meine Augen sich bessern werden. Meinen Hofstaat hat der Kaiser noch nicht ernannt — er hat die Liste der Personen, die ich ihm vorgeschlagen. Du würdest mir einen Gefallen erweisen, legtest Du für Herrn Chaumont de Guitri, der ein vortrefflicher Mann ist, von dem die ganze Welt nur Gutes spricht, ein Wörtchen bei dem Kaiser ein. Ich habe ihn zum Stallmeister vorgeschlagen, er ist der einzige Sohn und hat 15 Tausend Livres Renten. Durch die Ausbesserung des Canals von Languedoc ist er in die Ge-

*) Kammerdiener der Kaiserin.

**) Der Prinz August Carl Eugen Napoleon, geboren am 9. December zu Mailand.

***) Cardinal Caprara, päbstlicher Legat.

fahr gerathen, seine Einkünfte zu verlieren. Ich schicke Dir den Brief, den er mir deshalb schreibt und bitte Dich denselben in meinem Namen dem Kaiser vorzulegen.

Adieu, meine theure Hortensie, ich umarme Dich und Deine Kinder auf das Zärtlichste.

Josephine.

Neun und vierzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Paris.

***Navarra, am 8. Januar* 1811.**

Meine theure Hortensie, ich bin über das, was Dir Frere in meinem Namen gesagt, sehr erstaunt; ich weiß selbst nicht, wo er es hergenommen, daß ich auf Dich böse bin, weil Du nicht hierhergekommen bist. Ich wußte, daß Deine Gesundheit die einzige Ursache war, die Dich davon abgehalten, und darüber war ich betrübt — aber Klagen sind nicht Vorwürfe; ich erinnere mich, nichts gesagt zu haben, das nur im Mindesten einem Vorwurf ähnlich sah. Sei überzeugt, daß für mich Deine Gesundheit über Alles geht. Ich bitte Dich sogar, Deinen Besuch noch einige Tage aufzuschieben, denn das Wetter ist viel zu kalt und Deine Brust könnte darunter leiden. Um Dir zu beweisen, wie weit ich entfernt bin, auf Dich böse zu sein, sende ich Dir hier ein kleines Halsband, das ich für Dich habe machen lassen — Du wirst darin jene Worte finden, welche der Ausdruck meiner Zärtlichkeit sind: „Josephine ihrer geliebten Tochter.“ Auf dem Kreuz ist der Tag bemerkt, an welchem Du, wie man mir gemeldet, hier ankommen solltest: „Der zweite Januar.“ Ich habe Dir am Sylvester-Abend einen Neujahrwunsch für den Kaiser geschickt — Du hast vergessen, mir zu melden, ob Du ihn erhalten und abgegeben hast — schreib mir in Deinem nächsten Briefe nur ein Wörtchen davon.

Adieu, meine theure Josephine, ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Ich erhalte alle zwei Tage einen Brief von Eugen, mit einem Gesundheitsbülletin Augustens — sie leidet noch immer sehr viel, ist jedoch außer aller Gefahr, *) aber der arme Eugen ist deshalb ganz unglücklich.

Fünfzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Paris.

Malmaison, am 5. September 1811.

Der herannahende Herbst und die große Anzahl der Kranken, die ich in meinem Hause gehabt, haben mich genöthigt, Navarra zu verlassen. Seit zwei Tagen bin ich in Malmaison — ich bin ziemlich wohl und werde morgen das Vergnügen haben, Deine Kinder zu umarmen; sie sollen hier herkommen und einige Zeit bei mir bleiben, ich werde ihnen Dein Zimmer einräumen; Madame Boucheporn wird bei ihnen sein und Du darfst überzeugt sein, daß sie der Gegenstand meiner ganzen Sorgfalt sein werden. Ich habe schon einen großen Vorrath von Spielsachen — ich werde ihnen deren so viel geben, als sie haben wollen, aber wegen der Bonbons sei außer aller Sorge — sie werden keine erhalten. Weil arme Leute ebenfalls Deine Kinder sind, habe ich dem Fräulein von Lavanac versprochen, zu ihren Gunsten an Dich zu schreiben; ich habe ihr 1200 Francs zustellen lassen — wenn Du ihr eine gleiche Summe schenken kannst, so würdest Du dadurch ein gutes Werk stiften, um so mehr, da diese Unterstützungen ihr dazu behülflich sein könnten, einen verdienstvollen Mann, Hrn. v. Caylus, zu heirathen.

Adieu, meine liebe Tochter, laß mir Nachricht von Dir geben. Ich rede nicht von meiner Zärtlichkeit für Dich, Du weißt, wie ich Dich liebe.

Josephine.

---

*) In Folge der Niederkunft wurde die Prinzessin Auguste von einer Gliederlähmung heimgesucht, die sehr den Gebrauch des einen Armes hinderte.

Sag in meinem Namen tauſend angenehme Dinge an Frau von Broc und vergiß nicht Hrn. von Marmol.*)

Ein und fünfzigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in Aachen.

Malmaiſon, am 1. Juni 1812.

Hier angekommen, meine theure Hortenſie, iſt es meine ſüßeſte Sorge, Dir zu ſagen, wie ſehr ich von St.-Leu, wo ich mich aufhielt, entzückt bin. Ich habe bedauert, es nicht gewußt zu haben, daß Deine Abreiſe aufgeſchoben worden iſt — ich hätte dann auch meine Rückkehr hinausgeſchoben, um längere Zeit bei Dir und Deinen Kindern zu bleiben. Die wenigen Tage, die ich mit Euch verlebt habe, waren für mich eine glückliche Zeit, die meinem Herzen wohlgethan. Alle Leute, welche mich beſuchen, finden, daß ich mich niemals beſſer befunden, und ich bin darüber gar nicht erſtaunt — meine Geſundheit hängt immer von den Eindrücken ab, die ich empfinde, und alle, die ich in Deiner Geſellſchaft empfunden, waren ſüß und glücklich. Ich bin gerührt von all dem Schönen, das die Leute Deines Hauſes mir nachrühmen — es hat mir eine große Freude gewährt, ſie alle bei Dir vereint zu ſehen.

Ich habe ein vom 23ſten datirtes Schreiben vom Kaiſer erhalten. Er iſt noch immer, friſch und geſund, in Plock und hoffte bald den Kaiſer zu ſehen. Madame Darù, die ich dieſen Morgen geſehen, hat von ihrem Gemahl einen Brief erhalten, er meldet ihr, daß der Kaiſer am 27. Mai Dresden verlaſſen hat.

Eugen wünſcht ſehr, daß ich einige Wochen bei ſeiner Frau in Mailand zubringen ſoll; ſo werden wir, meine theure Hortenſie, in dieſem Sommer Eine von der Andern ſehr weit entfernt ſein. Ich hoffe, daß die

---

*) Ceremeiſter der Königin.

Bäder Dir gute Dienste thun werden, und bitte Dich, mir oft Nachrichten von Dir mitzutheilen.

Adieu, meine liebe Tochter, ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Zwei und fünfzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Aachen.

Malmaison, am 13. Juli 1812.

Ich war sehr besorgt gewesen, meine theure Tochter, und hätte nicht der Brief des Herrn von Marmol, der mir frohere Botschaft gebracht, mich beruhigt, so würde ich meine Reise nach Italien aufgegeben haben und wäre sofort nach Aachen gereist. Gott sei Dank, daß wir Corvisart's nicht mehr bedürfen, denn, trotz seines innigen Wunsches: abzureisen, war er gezwungen, hierzubleiben, da er am Rheumatismus leidet; hätte ich ganz ruhig sein sollen, so hätte dies nur vor Ankunft Deines letzten Couriers möglich sein können; denn nach dem Schreiben des Herrn von Lasserre, ist die Krankheit Deines Napoleons ein Scharlachfieber, es verlangt viel Vorsicht, ist aber nicht gefährlich, zumal wenn der Ausschlag recht zum Vorschein kommt. Ich war Deinetwegen so unglücklich und besorgt, daß ich den Erzkanzler ersucht hatte, Nachrichten durch den Brüsseler Telegraphen zu begehren. Ich habe mich erst heute Morgen, nach Ankunft Deines Couriers, entschlossen, nach Mailand zu reisen.

Ich hoffe, noch vor dem 16ten (dem Tage meiner Abreise) gute Nachrichten von Deinem Sohne zu erhalten — es wäre mir unmöglich, abzureisen, wenn ich noch das Mindeste für ihn zu fürchten hätte. Ich bitte Dich aber, Deine Kinder so schnell als möglich nach Paris zurückzuführen, Du weißt, daß Aachen sehr feucht ist.

Leb wohl, meine theure Hortensie — vor meiner Abreise schreibe ich Dir noch — ich bitte nochmals,

Dich ja recht gut zu pflegen. Zärtlich umarme ich Dich und Deine Kinder.

Josephine.

Drei und fünfzigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in Aachen.

Malmaiſon, am 15. Juli 1812.

Ich bin ſehr erfreut, meine theure Tochter, über die guten Nachrichten, die ich geſtern durch einen Brief der Frau von Broc *) und heute durch Mademoiſelle Cochelet **) erhalten. Mein Gott, wie ſehr bedurfte ich es, aus dem Zuſtand der Ungewißheit und des Kummers, worin ich mich befand, herausgeriſſen zu werden. Ich glaube gern, daß jetzt keine Urſache zur Furcht mehr vorhanden. Nach dieſer Verſicherung werde ich meine Reiſe nicht länger verzögern. Morgen, am 16ten, werde ich abreiſen und vielleicht vor meiner Abreiſe noch Nachricht von Dir erhalten. Du haſt ſehr Recht gethan, daß Du Louis von Napoleon entfernt haſt. Ich hoffe, daß dieſe Vorſicht von guter Wirkung ſein wird — aber ich bitte Dich noch, Deine Kinder ſobald als möglich nach Paris zurückzuführen.

Adieu, meine theure Tochter — laß mir oft ſchreiben, wenn Du willſt, daß ich etwas Glück und Ruhe genießen ſoll.

Josephine.

Vier und fünfzigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in Aachen.

Mailand, am 28. Juli 1812.

Ich bin hier ſehr ermüdet angekommen. Wiewohl ich bei meiner Abreiſe für Napoleon nichts mehr zu

*) Pallaſt-Dame der Königin.
**) Vorleſerin der Königin.

fürchten hatte, ſo fühlte ich doch auf der Reiſe die Nachwehen der Beſorgniß, die er mir eingeflößt. Von Genf aus ward ich noch obendrein durch das ſchlechte Wetter und durch das Austreten der Rhone incommodirt, welche alle Wege überſchwemmt hat. Endlich bin ich nun in Mailand. Das Vergnügen, Auguſte zu ſehen, hat mich von Neuem belebt. Sie iſt ſehr wohl, und in ihrer Schwangerſchaft ſchon weit vorgerückt. Ich bin mit ihr auf der Villa Bonaparte und bewohne hier Eugens Zimmer. Du begreifſt das Vergnügen, das ich gehabt, die Bekanntſchaft ſeiner kleinen Familie zu machen. Dein Neffe iſt ſehr ſtark *) — er iſt ein wahres Herkules-Kind — ſeine Schweſtern ſind außerordentlich hübſch. Die ältere **) iſt ein wahres Bild — der obere Theil des Geſichts gleicht dem ihrer Mutter; die jüngere ***) hat eine lebhafte Phyſiognomie, auch ſie wird ſehr hübſch werden. Ich habe hier drei Briefe von Eugen erhalten, der letzte iſt vom 13ten, er verfolgt noch immer die Ruſſen, erreicht ſie aber nicht. Man hofft allgemein, daß der Feldzug nicht lange dauern wird. Möchte dieſe Hoffnung doch in Erfüllung gehen! Ich habe hier auch Briefe von der Frau von Broc und von Mademoiſelle Cochelnt empfangen. Ich bitte Dich, ihnen dafür meinen Dank abzuſtatten. Der Brief, den Du mir am 18ten geſchrieben, iſt ſo eben angelangt — es iſt ſehr liebenswürdig von Dir, daß Du mich, in Betreff der Geſundheit Deines Sohnes, nicht in Ungewißheit gelaſſen — umarme für mich dies theure Kind und meinen kleinen **Oui, Oui.**

Du ſchreibſt mir nichts von Deiner Geſundheit, ich hoffe, daß die Bäder Dir gut bekommen ſein werden —

---

*) Prinz Auguſt Carl Eugen, geboren zu Mailand am 9. December 1810.

**) Die Prinzeſſin Joſephine, mit dem Prinzen Oskar von Schweden vermählt.

***) Die Prinzeſſin Eugenie Hortenſe, geboren zu Mailand, am 23. December 1808, mit dem Erbprinzen von Hohenzollern Hechingen vermählt.

dies ist der innigste Wunsch einer Mutter, die Dich mehr als sich selbst liebt.

Josephine.

Fünf und fünfzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Aachen.

Mailand, am 31. *Juli* 1812.

Ich beeile mich, meine theure Hortensie, Dir anzuzeigen, daß die Vice-Königin heute, um 4 Uhr Morgens, von einer Tochter *) entbunden worden. Gestern um 2 Uhr Nachmittags hatte sie die erste Schmerzen gefühlt, die aber so gering waren, daß sie mit mir noch zu Mittag essen und dann in der Kalesche spazieren fahren konnte. Um Mitternacht wurden ihre Schmerzen größer und von diesem Augenblick an habe ich sie nicht eher verlassen, als bis die Entbindung ganz vorüber war. Sie ist vollkommen wohl und ihre Tochter voll Kraft und Gesundheit. Ich werde Dir oft Nachricht von ihnen geben. Heute bin ich ein wenig ermüdet, weil ich erst um 5 Uhr zu Bett gegangen bin. Auguste, welche ich so eben gesprochen habe, befindet sich zum Verwundern wohl, sie hat eine sehr gute Nacht gehabt und versichert mich, daß sie sich noch nie so wohl befunden. — Ich hoffe, daß unser lieber Napoleon fortfährt, sich zu erholen und daß auch der kleine **Oui, Oui** gesund ist. Umarme sie für mich.

Adieu, meine theure Hortensie, Du weißt, mit welcher Zärtlichkeit ich Dich liebe.

Josephine.

---

*) Die Prinzessin Amelie, geboren den 31. Juli 1812, mit dem Kaiser von Brasilien vermählt.

Sechs und fünfzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Aachen.

Mailand, am 4. August 1812.

Seit einigen Tagen, meine theure Hortensie, war ich leidend gewesen, aber das Brechmittel, das ich gestern genommen, hat mir geholfen und heute bin ich um Vieles besser. Ich denke (wenn die Jahreszeit es erlaubt) vor meiner Rückkehr nach Paris, noch 14 Tage in Aix in Savoyen die Bäder zu gebrauchen. Es ist nun schon lange Zeit, daß wir von einander getrennt sind — ich werde glücklich sein, wenn ich Dich werde wiedersehen und Deine Kinder, die mir so viele Besorgnisse eingeflößt, umarmen können. Auguste sagt Dir tausend zärtliche Dinge; sie ist reizend, und weit entfernt, von ihrer Niederkunft abgemattet zu sein, finde ich sie schöner und frischer, als jemals; ihre Kinder sind prächtig, die Aeltere namentlich ist merkwürdig schön. Auguste liebt ihren Eugen auf das Zärtlichste — sie giebt mir ohne Unterlaß Beweise davon — dies ist ein großer Genuß für mich. Sie hat von Eugen Nachrichten vom 31. Juli — er befand sich wohl und schien sehr zufrieden zu sein.

Adieu, meine theure Hortensie, ich liebe und umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Sieben und fünfzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Paris.

*Pregny, *) bei Genf, am* 30. *September* 1812.

Deinen Brief, meine theure Hortensie, habe ich, gerade im Augenblick meiner Abreise von Aix, erhalten.

---

*) Kleines Schloß der Kaiserin, bei Genf, an den Ufern des Sees gelegen, dem Montblanc gegenüber.

Ich danke Dir für die Neuigkeiten, die Du mir gemeldet und für die Aufmerksamkeit, daß Du mich, hinsichtlich Eugens, beruhigt hast. Es ist sehr liebenswürdig von der Kaiserin, daß sie den Besorgnissen der Vice-Königin zuvorgekommen. Ich bin von einer so schönen und verpflichtenden Sorgfalt sehr gerührt. Da ich aber noch keine Briefe von Eugen erhalten und da das Bülletin noch nicht erschienen ist, so kann ich mich einer gewissen Besorgniß nicht entschlagen. Mit Ungeduld erwarte ich Nachrichten von ihm. Wenn Du Briefe von ihm hast, so theile sie mir sogleich mit.

Ich habe mich im Bad recht wohl befunden, aber die Kälte hat mich daraus verjagt und ich bin hieher gereis't, um, bevor ich nach Malmaison zurücklehre, hier einige Tage auszuruhen. Es macht mir Vergnügen, in Pregny zu sein. Wiewohl es nur so in der Eile meublirt wurde, so macht doch der Gedanke, daß Du Dich in diesem Schloße aufgehalten, dasselbe mir werth und angenehm. Die Königin von Spanien ist nach Paris zurückgekehrt, ich habe das Vergnügen gehabt, einige Augenblicke mit ihr zu verleben; sie ist, wie gewöhnlich, sehr gut und liebenswürdig gewesen. Auch die Prinzessin von Schweden war sehr artig gegen mich — darum habe ich, nach ihrer Abreise, meinen Aufenthalt in Aix nicht mehr verlängern gewollt. Weit glücklicher wäre ich gewesen, hättest Du zu mir kommen können, aber der Gedanke tröstet mich, daß sich das Ende unserer Trennung nähert und daß ich sehr bald Dich und meine Enkel eben so zärtlich werde umarmen können, als ich Euch liebe.

Josephine.

Acht und fünfzigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in Paris.

Malmaiſon . . . 1812.

Du giebſt mir mein Leben wieder, da Du, meine theure Hortenſie, mir die Verſicherung giebſt, daß Du die Briefe des Kaiſers an die Kaiſerin geleſen — es iſt ſehr liebenswürdig von ihr, daß ſie dieſelben Dir gezeigt hat. Für die Freundſchaft, die ſie Dir erzeigt, werde ich ihr ewig dankbar ſein. Ich geſtehe Dir, daß ich noch immer ſehr beſorgt war. Aber warum ſchreibt denn Eugen nicht? Um meine Sinne zu beruhigen, muß ich glauben, daß der Kaiſer es ihm verboten hat — der Beweis iſt der: daß Keiner von Eugen einen Brief erhält. Das wäre jedoch ſehr grauſam, denn ich wünſche es lebhaft, einen Brief von ihm zu ſehen. Ich bin froh, daß Du mir nicht Deine Kinder geſchickt — das Wetter war zu kalt und ich liebe ſie zu ſehr, als daß ich ihnen etwas Böſes zufügen ließe. Wenn ich Donnerſtag frei bin, werde ich bei Dir den Abend zubringen, denn ich bin ſehr traurig, weil ich, Dir ſo nahe, Dich nicht ſehen kann.

Gute Nacht, meine theure Tochter; ich umarme und liebe Dich von ganzem Herzen.

Joſephine.

Neun und fünfzigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in Paris.

Prigny, am 2. October 1812.

In dieſem Augenblick erhalte ich, meine theure Hortenſie, einen Brief von Eugen. Er hatte es vorausgeſehen, daß wir ſeinetwegen beſorgt ſein würden und beeilt ſich deßhalb, uns zu beruhigen — ich ſchicke

Dir seinen Brief *), der Dir eben so viel Vergnügen machen wird, als er mir gemacht. Dein Brief, den Du am 28. geschrieben, ist mir in dem nämlichen Augenblick, als ich den Seinigen erhielt, zugekommen. Ich theile den Schmerz, den Du dem armen Caulaincourt widmest — er ist gerecht und Du wirst Mühe haben, seine unglückliche Mutter zu trösten, aber gieb Dich nicht, meine theure Hortensie, traurigen Gedanken hin — zu sehr betrübt Dich Alles — Du hast schon genug an Seelenleiden ausgestanden — entferne sie von Dir und Deine Gesundheit, ich bin es überzeugt, wird wiederkehren. — Dein größtes Uebel ist die Reizbarkeit.

Ich bedaure, daß Du nicht hier bei mir bist. Das Wetter ist sehr schön. Der Anblick des Sees und des Montblanc ist herrlich. Nur Du fehlst mir in Prégny, um mit Lust das ganze Glück eines ruhigen Lebens zu empfinden. Schone Dich, meine theure Hortensie und schreibe mir oft; Du weißt, daß Deine Gesundheit von der Meinigen abhängt.

---

*) Wir setzen hier diesen Brief her.

Der Prinz Eugen an die Kaiserin Josephine.

Ich schreibe Dir, meine gute Mutter, vom Schlachtfeld. Ich befinde mich wohl. Der Kaiser hat einen großen Sieg über die Russen davon getragen — man hat sich dreizehn Stunden herumgeschlagen. Ich habe den linken Flügel commandirt. Wir haben alle unsere Pflicht gethan, und ich hoffe, daß der Kaiser zufrieden sein wird.

Ich kann Dir nicht genug danken, für die Sorgfalt und Güte, die Du meiner kleinen Familie erweisest. Du wirst, wie überall, auch in Mailand angebetet. Man schreibt mir reizende Dinge — Du hast allen Leuten, die sich Dir genähert, die Köpfe verdreht.

Adieu. Willst Du meiner Schwester Nachricht von mir geben? Morgen werde ich ihr schreiben. Dein Dir ergebener Sohn.

Eugen.

Adieu. Auf's Zärtlichste umarme ich Dich und Deine Kinder!

Josephine.

Sechszigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter.

Malmaison . . . . . 1812.

Ich beeile mich, meine theure Tochter, Dir die Briefe *) von Eugen zu schicken. Ich habe sie mit Begierde gelesen und bin von der lebhaftesten Besorgniß in die größte Freude versetzt. Mein Sohn lebt doch wenigstens! So eben erhalte ich von der Vice-Königin einen Brief, den ich Dir ebenfalls übersende. Donnerstag Abend, wo ich das Vergnügen haben werde, Dich zu umarmen, wirst Du ihn mir wiedergeben.

Josephine.

---

*) Einer derselben lautet folgendermaßen:

Prinz Eugen an seine Mutter.

Maloïwoslawitz, am 25. October 1812.

Ich schreibe Dir, meine gute Mutter, nur zwei Worte, um Dir zu sagen, daß ich mich wohl befinde. Mein Armee-Corps hat gestern einen sehr brillanten Tag gehabt, ich habe von Morgens bis Abends mit acht feindlichen Divisionen zu thun gehabt, und dennoch meine Stellung behauptet. Der Kaiser ist zufrieden, Du kannst nun denken, wie sehr ich es bin.

Dein treuer und Dir ganz ergebener Sohn.

Eugen.

Ein und sechszigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Aix, in Savoyen.

Malmaison, **am 11. *Juni* 1813.**

Deinen Brief vom 7ten habe ich, meine theure Hortensie, erhalten. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß Du Dich auf die Bäder schon etwas besser befindest — ich bitte Dich, sie, nachdem Du einige Tage ausgeruht, wieder fortzusetzen. Deiner Kinder wegen darfst Du ganz unbesorgt sein — sie befinden sich vollkommen wohl. Ihr Teint ist Milch und Blut (**blanc et rose**). Ich kann Dich versichern, daß, seitdem sie hier sind, sie nicht die geringste Unpäßlichkeit gehabt. Ich bin entzückt: sie bei mir haben zu können — ach, sie sind so lieb! Ich muß Dir eine hübsche Antwort des kleinen **Oui Oui** erzählen. Der Abbe Bertrand *) ließ ihn eine Fabel lesen, in der von Verwandlungen die Rede war. Nachdem man ihm erklärt hatte, was dieses Wort bedeute, sagte er zum Abbé: Ich möchte mich in einen kleinen Vogel verwandeln können — ich würde dann, zur Stunde Ihres Unterrichts, davon fliegen, aber dann wiederkehren, wann Herr Hase (sein Lehrer der deutschen Sprache) kömmt. Aber, Prinz, antwortete der Abbé, was Sie mir da sagen, ist nicht sehr angenehm für mich? Ach, entgegnete **Oui Oui**, ich habe ja nur den Unterricht, und nicht den Lehrer gemeint. Findest Du diese Antwort nicht sehr geistreich? Es war unmöglich, sich mit mehr Feinheit und Anmuth aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Deine Kinder waren bei mir, als ich Deinen Brief erhielt, sie waren sehr vergnügt, Nachrichten von ihrer Mama zu erfahren. Fahre fort, mir für sie und für

*) Almosenier der Königin.

mich Nachrichten mitzutheilen — dies ist das einzige Mittel: mir Deine Abwesenheit erträglich zu machen.

Adieu, meine theure Hortensie, ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Zwei und sechszigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Aix, in Savoyen.

Malmaison, am 16. *Juni* 1813.

Welch ein schreckliches Ereigniß, *) meine theure Hortensie! Welch eine Freundin verlierst Du — und durch welch ein furchtbares Unglück! Seit gestern, wo ich davon unterrichtet bin, war ich dergestalt davon ergriffen, daß ich Dir nicht schreiben konnte. Jeden Augenblick steht das Schicksal der armen Adele vor mir. Jeder weiht ihr Thränen. Sie war so geliebt, und wegen ihrer herrlichen Eigenschaften und ihrer Anhänglichkeit für Dich, so würdig dieser Liebe! Aber wie besorgt und bekümmert bin ich jetzt um Dich, um Dich, meine theure Hortensie! Ich kann mir nur zu gut den Zustand vorstellen, in dem Du Dich jetzt befindest. Ich bin dergestalt um Dich besorgt, daß ich meinen Kammerer, Herrn von Turpin, zu Dir schicke, damit er mir sichere Nachrichten von Deinem Befinden mittheile. Ich werde mich beeilen, auf kurze Zeit selbst zu Dir hin zu reisen, wenn meine Gegenwart und meine Sorgfalt Dir nützlich sein könnten. Ich fühle lebhaft Deinen Schmerz, er ist nur zu gerecht — aber denke, meine liebe Tochter, an Deine Kinder, die Deiner Liebe so würdig sind. Erhalte Dich für sie — Du

*) Frau von Broc, Wittwe des Hofmarschalls von Holland und Jugendfreundin der Königin, fiel, als sie mit ihr einen Wasserfall bei Aix in Savoyen besuchte, in den Fluß hinein und verlor hier ihr Leben.

biſt ihnen ſo nothwendig! Denk' auch an Deine Mutter, die Dich ſo zärtlich liebt.

Josephine.

Drei und ſechszigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, im Bad von Aix.

Malmaison, am 18. Juni 1813.

Dein Brief, meine theure Hortenſie, hat mich von Neuem belebt. In der Beſtürzung, in der ich mich befand, war es ein wahres Glück für mich, Deine Handſchrift zu ſehen und durch Dich ſelbſt überzeugt zu werden, daß Du Dir Mühe giebſt, Deinen Schmerz zu überwinden. Ich fühle, wie ſchwer Dir das wird! Dein Brief, ſo gefühlvoll und rührend, hat meine Thränen erneuert. Seit jenem ſchrecklichen Ereigniß lebe ich nicht mehr — ich bin immer krank. Ach, meine theure Tochter — Du bedurfteſt dieſer neuen Prüfung nicht! Ich habe in Deinem Namen Deine Kinder umarmt. Auch ſie ſind ſehr betrübt, und ſprechen viel von Dir. Nur der Gedanke tröſtet mich: daß Du uns nicht vergißt und Dich bemühſt, Muth zu faſſen für ſie und mich. Dies iſt der größte Beweis der Freundſchaft, den Du uns geben kannſt. Ich danke Dir dafür, meine theure Hortenſie, meine zärtlich geliebte Tochter.

Josephine.

Vier und ſechszigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, im Bad von Aix.

Malmaison, 1813.

Ich will Deinen Courier nicht abreiſen laſſen, ohne ihm einen Brief von mir an Dich, meine theure Hortenſie, mitzugeben, ohne Dir zu ſagen, wie ſehr ich mich

mit Dir beschäftige. Ich fürchte, daß Du Dich zu sehr dem Kummer, den Du empfindest, hingiebst; ich werde erst dann wieder beruhigt sein, wenn Herr von Turpin zurückgekehrt sein wird. Denke, meine liebe Hortensie, an Deine reizenden Kinder, denk' auch an eine Mutter, die Dich anbetet und daß nur Dein Dasein sie an diese Welt fesselt. Ich hoffe, daß diese Gründe Dir Muth einflößen werden, den Verlust einer so zärtlichen Freundin mit mehr Resignation zu ertragen.

So eben empfange ich einen Brief von Eugen — er theilt Deinen Schmerz und wünscht, daß Du, wenn Du Dich stark genug dazu fühlst, auf einige Zeit zu ihm nach Mailand kommen möchtest. Ich würde Dich für jetzt weit lieber bei mir sehen. Deine Kinder genießen einer vollkommenen Gesundheit — sie sind wirklich höchst interessant. Wenn Du wüßtest, wie oft sie von Dir reden, so würdest Du deßhalb sehr gerührt sein. Das Leben ist sehr kostbar, und man legt noch mehr Werth darauf, wenn man so gute Kinder hat. Adieu, meine theure Tochter, denke oft an eine Mutter, die Dich zärtlich liebt und Dich eben so umarmt.

Josephine.

Empfiehl mich dem Andenken des Herrn d'Arjuzon *). Alle theilen hier Deinen Schmerz.

Fünf und sechszigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Aix.

Malmaison, am 29. *Juni* 1813.

Herr von Turpin hat mir Deinen Brief überbracht, meine theure Hortensie. Ich sehe mit Bedauern, wie traurig und melancholisch Du noch immer bist; es ist jedoch ein großer Trost für mich, überzeugt zu sein, daß

*) Graf d'Arjuzon, Ehren-Cavalier der Königin.

Deine Geſundheit nicht zu ſehr gelitten hat. Faſſe Muth, meine theure Hortenſie, ich hoffe, daß Du noch recht glücklich werden wirſt. Du haſt viele Prüfungen überſtanden — hat denn nicht Jeder ſeine Leiden? Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß Einer mehr, der Andere weniger Seelenſtärke beſitzt, um ſie ertragen zu können. Was Deinen Schmerz mildern muß, iſt der Umſtand, daß ihn Jeder mit Dir theilt. Es lebt Niemand, der nicht unſere arme Adele eben ſo ſehr ihretals Deinetwegen bedauert. Deine Kinder werden Dich für Deine Leiden entſchädigen. Alles verkündet an ihnen einen vortrefflichen Charakter und eine große Anhänglichkeit für Dich. Je mehr ich ſie ſehe, deſto mehr liebe ich ſie. Deſſenungeachtet verhätſchle ich ſie nicht. Sei ihretwegen ganz ruhig — pünktlich befolgt man das, was Du, hinſichtlich ihrer Lebensordnung und ihres Unterrichts, vorgeſchrieben haſt. Wenn ſie in der Woche fleißig gearbeitet haben, ſo laſſe ich ſie Sonntags bei mir Frühſtücken und Mittag eſſen. Sie kommen immer weiter, das beweiſ't, daß ſie geſund ſind. Napoleon hat geſtern ein von einem Mückenſtich etwas angeſchwollenes Auge gehabt — heute ſieht man's kaum mehr. Man würde Dir das nicht gemeldet haben, wenn man es nicht gewohnt wäre, Dir von Allem, was Deine Kinder betrifft, genaue Rechenſchaft zu geben. Am Tag der Ankunft des Herrn von Turpin hatte ich aus Paris zwei kleine Hühner von Gold erhalten, die, vermittelſt einer Feder, ſilberne Eier legen. Ich habe ihnen damit ein Geſchenk gemacht und geſagt, daß ſie von Dir aus Air kämen.

Adieu, meine liebe Tochter, gieb mir oft Nachrichten von Dir und denke an mich, an Deine Mutter, die Dich zärtlich liebt.

Joſephine.

Sechs und sechszigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, im Bad von Aix.

Malmaison, am 6. August 1813.

Mit dem Monat August sind endlich einmal die schönen Sommertage gekommen. Ich wünsche, meine theure Tochter, daß das Wetter so bleiben möge — es wird für Deine Brust gut sein und die Bäder werden besser anschlagen. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du Deine Jugendjahre nicht vergessen hast, es freut Deine Mutter, daß Du oft an sie zurückdenkst. Ich hatte Recht, zwei so gute und gefühlvolle Kinder glücklich zu machen — sie haben es mir später vergelten. Deine Kinder, meine theure Hortense, werden für Dich dasselbe thun; ihr Herz gleicht dem Deinigen; sie werden nie aufhören, Dich zu lieben. Ihre Gesundheit hält sich zum Verwundern, sie waren niemals frischer und gesunder. Der kleine Oui Oui ist immer sehr galant und liebenswürdig gegen mich. Als er vor zwei Tagen Frau von Tascher, die zu ihrem Gemahl ins Bad geht, abreisen sah, sagte er zu der Frau von Beauharnais: Sie muß ihren Mann doch sehr lieb haben, da sie seinetwegen die Großmama verläßt. Findest Du das nicht reizend? An demselben Tage ging er in dem Gehölz von Butard spazieren; als er in der großen Allee war, warf er seinen Hut in die Luft, ausrufend: Ach, wie liebe ich die schöne Natur! Es gehen wenig Tage hin, wo nicht Einer oder der Andere mich durch sein liebenswürdiges Betragen amüsirt. Alles um mich her beleben sie; urtheile selbst, ob Du mich nicht, dadurch, daß Du sie bei mir ließest, glücklich gemacht hast — noch glücklicher könnte ich nur an dem Tage sein, an dem ich Dich, Dich selbst sehen werde.

Adieu, meine theure Tochter, ich liebe und umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Sieben und ſechszigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in Paris.

Malmaiſon, Sonntag Abends, 1813.

Geſtern Mittag, meine theure Hortenſe, haben Herr und Frau von Newmſat bei mir in Malmaiſon geſpeiſ't. Sie haben mir verſichert, daß der König Louis *), um ſich mit dem Kaiſer wieder auszuſöhnen, an ihn geſchrieben habe, daß er ihn, da er ſich jetzt in einem unglücklichen Zuſtand befände, nicht mehr verlaſſen wolle. Das iſt ſehr ſchön und lobenswerth von ihm, aber ſeine Rückkehr läßt mich neue Qualen für Dich befürchten, und dieſer Gedanke betrübt mich. Muth, meine theure Tochter, eine ſo reine Seele, wie die Deinige, triumphirt zuletzt über Alles. Es iſt mein innigſter Wunſch, Dich zu ſehen, Dienſtag werde ich bei Dir ſein. Eugen leitet ſeinen Rückzug mit vieler Ordnung, am 29. October, war er vier Meilen von Treviſe. Die Italiener zeigen Energie! O, könnten doch meine Kinder vollkommen glücklich ſein! Dies iſt der einzige Wunſch meines Herzens.

Adieu, meine liebe Hortenſe, ich umarme Dich zärtlich.

Fontainebleau.

Acht und ſechszigſter Brief.

Die Kaiſerin an ihre Tochter, in Paris.

Malmaiſon, ... 1814.

Ich ſende Dir, meine theure Hortenſe, meine Antwort an die Vice-Königin; wenn Du ſie ſo recht findeſt, ſo wirſt Du ſie an Lavalette ſchicken, damit er ſie abſende. Ich habe Auguſten geſagt, was ich denke. Ich bin überzeugt, daß der Kaiſer Italien abtreten

*) Herzog von Holland, Bruder des Kaiſers.

wird; aber mag kommen, was da will, es macht nichts aus! Unser theurer Eugen hat sich einen schönen Ruf erworben — das geht über Alles. Laß mir Nachricht von Dir geben . . . ich kann Dir nicht sagen, wie traurig ich bin. Ich habe mich bemüht: Augusten in meinem Briefe Muth einzuflößen — ich habe mir aber Gewalt anthun müssen.

Ich umarme Dich zärtlich, meine theure Hortense.

Josephine.

Neun und sechszigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Paris.

Malmaison, am 28. März 1814.

Ich habe Muth gehabt, meine theure Hortense, bis zu dem Augenblick, wo ich Deinen Brief erhalten. Ich kann nicht ohne Schmerz daran denken, daß ich mich — Gott weiß auf wie lange Zeit — von Dir trennen muß. Ich befolge Deinen Rath — morgen reise ich nach Navarra. Ich habe hier nur 16 Mann Gäste und all' diese sind verwundet, ich werde sie behalten, aber, eben gesagt, ich brauche sie nicht. Ich bin, weil ich von meinen Kindern getrennt bin, so unglücklich, daß mir mein Schicksal ganz gleichgültig ist. Nur für Dich bin ich besorgt.

Trachte, mir oft Nachricht von Dir zu geben, wie Alles zu sagen, was Du thun und wohin Du reisen wirst. Ich werde mich dann bemühen, Dir wenigstens von fern zu folgen.

Adieu, meine theure Tochter, ich umarme Dich zärtlich.

Josephine.

Siebenzigster Brief.

Die Kaiserin an ihre Tochter, in Rambouillet.

Navarra, am 31. März 1814.

Seit gestern, meine theure Hortense, bin ich in Navarra — zwei Tage habe ich gebraucht, um diese Reise zu machen, da ich sie mit meinen eigenen Pferden gemacht. Ich kann Dir nicht sagen, wie unglücklich ich bin. Ich habe in den schmerzlichsten Lagen, in denen ich mich befunden, Muth gehabt, ich werde auch noch so viel Muth haben, um den Wechsel des Glücks zu ertragen, aber so viel habe ich nicht, um die Abwesenheit meiner Kinder und die Ungewißheit ihres Schicksals auszuhalten. Seit zwei Tagen weine ich, ohne aufzuhören. Schenke mir oft Nachrichten von Dir und Deinen Kindern — wenn Du welche von Eugen und seiner Familie erhalten, so lasse sie mir mittheilen. Ich fürchte sehr, keine aus Paris zu empfangen, da die Post, die von Paris nach Evreux geht, ausgeblieben ist, was Veranlassung zu vielen Gerüchten gegeben; man sagt unter Anderm, daß die Brücke von Neuilly von den Feind besetzt sei. Das wäre alles sehr nahe bei Malmaison! Melde mir, was Du thun sollst. Man sagt, Du seist in Chartres — ich sende einen eigenen Boten an Dich ab. Wenn Du in dieser Stadt bleiben sollst, so wird es leicht sein, eine Correspondenz zwischen uns einzurichten, wodurch ich wenigstens Nachrichten von Dir erhalten kann. Der Präfect von Evreux möchte ich aber die Communications-Mittel mit dem Präfect von Chartres verständigen; es sind ja nur 18 Meilen von Evreux nach Chartres. Wenn Du im Stande bist, mir sichere Nachrichten zu geben, so magst Du es thun; denn hier werde ich viel unzuverlässige erhalten. In Evreux bin ich sehr gut empfangen worden. In Navarra haben mich die National- und Departemental-Garden erwartet; sie haben

mir eine Schutzwache angeboten, die ich aber nicht angenommen habe — auch die, welche der General Drouot mir zur Disposition gestellt, habe ich mitgeführt — sie bestand nur aus 16 Mann, die krank und verstümmelt waren.

Adieu, meine theure Tochter, ich erwarte Deine Antwort, um mich zu trösten. Auf's Zärtlichste umarme ich Dich und Deine Kinder.

Josephine.

Zwei Tage nach dem Abgang dieses Briefes, sah die Kaiserin ihre Tochter in Navarra wieder. Auf die Einladung des Kaisers von Rußland kam sie nach Malmaison zurück, wo sie, am 29. Mai 1814, in den Armen ihrer Kinder starb.

Briefe
des
Kaisers Napoleon
an
seine Stieftochter Hortensia,
Königin von Holland.

Dritte Abtheilung.

Erster Brief.

München, am 9. Januar 1806.

Meine Tochter, morgen kommt Eugen hier an und heirathet innerhalb 4 Tagen. Es würde mich sehr gefreut haben, wenn Du seiner Hochzeit beigewohnt hättest — jetzt aber ist es schon zu spät. Die Prinzessin Auguste ist groß, schön und voll guter Eigenschaften, und Du wirst überhaupt an ihr eine Schwester haben, die Deiner würdig ist.

Tausend Küsse an Herrn Napoleon. *)

Napoleon.

Zweiter Brief.

Finkenstein, am 20. Mai 1807.

Meine Tochter, Alles, was ich aus dem Haag erfahre, unterrichtet mich, daß Du nicht vernünftig bist. Wie gerecht auch Dein Schmerz ist, so muß er seine Gränze haben — übertreibe nicht Deinen Schmerz, er muß, wie gesagt, seine Gränzen haben; zerstöre nicht Deine Gesundheit, suche Zerstreuung und wisse, daß das Leben mit so vielen Klippen übersäet ist, und daß es die Quelle so vieler Uebel sein kann, daß der Tod nicht das größte derselben sein kann.

Dein wohlgeneigter Vater.

Napoleon.

---

*) Verstorbener erstgeborner Sohn, Kronprinz von Holland, welcher am 5. Mai 1807 im Haag starb. Der zweite Brief bezieht sich auf dessen Tod.

Dritter Brief.

Finkenstein, am 2. Juni 1807.

Meine Tochter, in Deinem gerechten und großen Schmerze hast Du mir kein einziges Wort geschrieben. Du hast Alles vergessen, als ob Du nicht noch Mandate zu verlieren hättest. Man sagt, daß Du nichts mehr liebst, daß Dir Alles gleichgültig ist — ich merke das an Deinem Stillschweigen. Das ist nicht schön von Dir, Hortense! Das ist nicht das, was Du uns versprochen hast. Dein Sohn war Dein Alles! Deine Mutter und ich, wir sind also gar nichts! Wäre ich in Malmaison gewesen, so würde ich Deinen Kummer getheilt, aber auch verlangt haben, daß Du Dich selbst Deinen besten Freunden wiedergäbest. Adieu, meine Tochter, sei heiter — man muß sich in den Willen Gottes fügen. Bleib' gesund, um alle Deine Pflichten zu erfüllen. Deine Frau ist über Deinen Zustand ganz trostlos — mach' ihr nicht noch mehr Kummer.

Dein Dir gewogener Vater.

Napoleon.

Vierter Brief.

Finkenstein, am 10. Juni 1807.

Meine Tochter — Deinen Brief aus Orleans habe ich erhalten — Deine Leiden rühren mich, aber ich will, daß Du mehr Muth habest; leben heißt dulden und der vernünftige Mensch kämpft immer, um Herr seiner selbst zu bleiben. Ich sehe es nicht gern, daß Du gegen den kleinen Napoleon kommst *), und gegen all' Deine Freunde so ungerecht bist. Deine Mutter und ich besitzen Deinem Herzen theurer zu sein, als wir es glaubt. Am 14. Juni habe ich bei Friedland einen gro-

*) Hortense hatte [illegible]

ſen Sieg über die Ruſſen davongetragen. Ich befinde mich wohl und liebe Dich herzlich.

Adieu, meine Tochter, ich umarme Dich von Herzen.

Napoleon.

Fünfter Brief.

Elsersdorf, am 28. Mai 1809.

Meine Tochter, ich bin ſehr unzufrieden damit, daß Du, ohne meine Erlaubniß, Frankreich verlaſſen und meine Neffen mitgenommen haſt. Weil Du nun einmal in Baden biſt, ſo bleibe dort; aber ſchicke, eine Stunde nach Empfang dieſes Schreibens, meine beiden Neffen nach Straßburg zu der Kaiſerin zurück .... ſie ſollen Frankreich niemals verlaſſen. Dies iſt das erſte Mal, daß ich Urſache habe, mit Dir unzufrieden zu ſein — Du ſollſt ohne meine Erlaubniß nichts über meine Neffen verfügen — Du ſollteſt die ſchlechten Folgen, die das erzeugt, von ſelbſt einſehen. Weil die Bäder von Baden Dir gute Dienſte thun, ſo kannſt Du noch einige Tage dort bleiben; aber, ich wiederhole es Dir, ſaume keinen Augenblick, meine Neffen nach Straßburg zurückzuſchicken. Wenn die Kaiſerin ins Bad von Plombieres reiſ't, ſo werden Deine Kinder ſie begleiten, aber ſie dürfen niemals die Brücke von Straßburg überſchreiten.

Dein wohlgeneigter Vater.

Napoleon.

Schobri,

Ungarns größter Bandit.

Von

Eduard Maria Oettinger.

Leipzig, 1843.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Erſtes Kapitel.

Peſth. Alte und neue Touriſten. Gaſthöfe. Beitrag zur Geſchichte derſelben. Commis Jonas im Wallfiſch. Die erſte Herberge in Jeruſalem. Hoſpitia und Teſtera. Guter Rath. Schiller tragen.

Peſth iſt eine ſchöne, herrliche Stadt. Ich bin zwar niemals dort geweſen, kenne ſie aber deſſenungeachtet ſo genau, als ob ich ſie gemacht hätte. Nur die Touriſten früherer Zeiten konnten ihre Einfältigkeit ſo weit treiben, Alles, was ſie einmal beſchreiben wollten, zuvor mit eigenen Augen zu betrachten; die Touriſten unſerer Tage ſind in dieſem Puncte weit vernünftiger: ſie ſchildern Länder und Steppen, die ſie niemals geſehen, Menſchen und Verhältniſſe, die ſie niemals gekannt, vornehme Zirkel und Geſellſchaften, zu denen ſie niemals Zutritt gehabt haben, mit ſo breitſchweifiger Ausführ-

lichkeit, daß man oftmals gezwungen wird, sich zu fragen, was man in solchen Fällen mehr zu bewundern habe: die Klugheit des Autors, der Alles mit fremden Augen gesehen, oder die Dummheit seines Lesers, der nicht selten die unverschämteste Lüge für die lauterste Wahrheit und, bei mancher Beurtheilung socialer Zustände, die lächerlichste Albernheit für geistreiche Weltanschauung hinnimmt! Ich aber, der ich vor Allem Aufrichtigkeit liebe und meinen Leser um keinen Preis der Welt dupiren will, erkläre vorhinein, daß alle Ereignisse, die ich ihm in diesem Buche erzählen werde, erfunden und erlogen sind, und daß er mich in große Unannehmlichkeiten verwickeln könnte, wenn er mir zum Trotz und Aerger behaupten wollte, daß Manches dann nicht erfunden, nicht erlogen sei. — —

Pesth ist, wie gesagt, eine schöne Stadt. Das, was sie namentlich für jeden Fremden angenehmer als manche größere Residenz macht, ist das Vorhandensein einer Menge großartiger Gasthöfe, imposanter Hôtels, prachtvoller Paläste, gegen die alle derartigen Etablissements in ganz Deutschland, Frankreich und England unbequeme Cajüten, abschreckende Bauerhütten, ärmliche Vogelhecken sind.

Jeder, der ſich einmal im Leben auf der Reiſe befunden hat, wird geneigt ſein, mir einzuräumen, daß in einer fremden Stadt nichts über einen guten Gaſthof geht.

Es gab einſt Zeiten, in denen die Reiſenden, welche in der fremden Stadt weder Freunde noch Bekannte hatten, auf offener Straße unter freiem Himmel wohnen mußten. Jakob und Jonas, die erſten Touriſten, die das Bedürfniß eines Gaſthofs fühlten, ſahen ſich genöthigt, auf freiem Felde eine Hütte zu bauen, um Schutz und Obdach zu finden. Einer der ſcharfſinnigſten Alterthumsforſcher Berlins verſuchte einſt den Beweis zu führen, daß eben dieſer Jonas, der, nach Bibelberichten, von einem Wallfiſch verſchlungen, und nachdem er drei Tage und drei Nächte in den Eingeweiden dieſes Ungeheuers gehauſt hatte, von demſelben ausgeſpieen worden, weiter nichts als eine Mythe ſei, die er alſo erklärte: dieſer Jonas ſei nicht Prophet, ſondern ein Commis geweſen, der für eine babyloniſche Weinhandlung umhergereiſt und einſt in einen Gaſthof eingekehrt ſei, der zum „Wallfiſch“ geheißen habe. Nachdem er drei Tage und drei Nächte in dieſem Gaſthofe logirt und der hübſchen Frau des Wallfiſch-Wirthes

auf etwas zudringliche Art den Hof gemacht habe, sei er von dem eifersüchtigen Ehemann hinausgeworfen worden, weshalb Herr Jonas später eine Klage anhängig gemacht, den Prozeß aber in allen drei Instanzen verloren haben soll. Mein Leser mag nun das glauben oder nicht; es kommt auf Eins heraus. — Kehren wir aus den Kreisen der Mythe ins Gebiet der Wirklichkeit zurück, so finden wir, daß Johannes Hyrkanos, der bekannte Oberpriester der Juden, der Erste war, der auf den vernünftigen Einfall gerieth, in seiner Residenz Jerusalem eine Herberge für Reisende anzulegen, leider aber nur für fromme, woher es denn auch geschehen sein soll, daß seine Herberge nie sehr besucht gewesen war. Erst zur Zeit des letzten Königs von Rom, des zum Teufel gejagten Tarquinius Superbus, kamen in Rom die ersten Gasthöfe auf. Diese sogenannten Gasthöfe waren aber nichts Anderes als dunkele Höhlen und unheimliche Spelunken, wie man sie noch heut zu Tage in mancher deutschen Stadt z. B. München, antrifft, so unsauber und unwohnlich, daß vornehme Reisende vorzogen, lieber in Zelten zu campiren, die sie — natürlich auf eigene Kosten — sich mußten aufschlagen lassen. — In spä-

tern Zeiten, als das Reisen den Nationen ein unabweisbares Bedürfniß geworden war, errichteten vornehme Familien, ja sogar ganze Städte und Republiken Hospitia oder Zufluchtsörter der Gastfreundschaft, wo jeder Fremde gegen Vorzeigung einer elfenbeinernen Marke, Tessera genannt, — o schöne Zeit der Gastfreundschaft! — unentgeldlich Schutz und Obdach, Pflege und Wartung fand. Im Mittelalter pflegten die Reisenden im Hospitale oder Fremdenzimmer der Klöster zu wohnen. Die Geistlichen, die über diese Zimmer und Fremden, die sie mit Speise und Trank versehen mußten, die Aufsicht hatten, wurden Hospitalarii genannt. Die Herren Gastwirthe sind also geistlichen Ursprungs und unterscheiden sich von ihren Vorfahren nur dadurch, daß sie uns ihre Gastfreundschaft — eine patriarchalische Tugend, die heut zu Tage nur noch in mythologischen Wörterbüchern zu finden ist — nicht unentgeldlich, sondern gegen eine gewisse Taxe angedeihen lassen, die — beiläufig bemerkt — hier und da freilich etwas hoch ausfällt; doch erkauft sich der Fremde dadurch das Recht, daß er Herr im Hause ist und nur einmal — manchmal auch öfter — zu klingeln braucht, um von einem halben Dutzend

ſchnellfüßiger, ſerviettentragender Geiſter — im Gaſthof-Leben „Zimmerkellner“ genannt, — aufmerkſam (?) bedient zu werden.

Bei dieſer Gelegenheit will ich jedem Reiſenden den guten Rath ertheilen, ſich niemals durch das Aushängeſchild verleiten zu laſſen, in einen Gaſthof einzukehren, der nicht einen anerkannt guten Ruf hat. Nichts trügt ſo ſehr als der Schein und das Schild eines Gaſthofs. Wer ſo viel in der Welt umhergereiſt iſt, als Dein ganz gehorſamer Diener, der weiß davon manch luſtiges Liedchen zu ſingen, aber auch manch warnendes Geſchichtchen zu erzählen.

So wohnte ich einſt in einem Gaſthofe zum „Fuchs“, deſſen Wirth ein complettes Schaaf, und bald darauf in einem „Schaaf“, deſſen Eigenthümer ein ſchlauer Fuchs geweſen iſt. Ich ſtieg einſt in einem „Hirſche“ ab, in dem nur der Hausherr Hörner getragen, und bald darauf in einem andern „Hirſchen,“ wo man die Hörner den Gäſten aufgeſetzt hat. Ich logirte in „Lämmern“ in denen es wie unter „Wölfen“ zuging und wieder in „Wölfen“, wo es ſo friedlich wie bei Lämmern herging, ſo daß man nicht mitzuheulen brauchte. Ich kehrte einſt in einen „Bären“ ein, in dem der Wirth den

ganzen Tag gebrummt, und in einen andern „Bären", deſſen Wirth wieder ſo beiſpiellos gutmüthig war, daß jeder ſeiner Gäſte bei ihm einen Bären anbinden konnte. Im „goldenen Löwen" fand ich zinnerne Geſchirre, dagegen im „wilden Mann" eine äußerſt zahme, ungemein kirre Wirthin. In manchem „Karpfen" wurde ich heillos be- und geſchuppt, in andern „Karpfen" kam ich mit heiler Haut davon; das waren in der Regel „blaue Karpfen" die, nach Hamburger Art gekocht, die Schuppen behalten. In manchem „Hecht" habe ich, wenn auch nicht das Leiden Chriſti, doch Leiden anderer Art gefunden und erfahren, manch anderer „Hecht" iſt mir dagegen ſehr ſauber vorgekommen. In der „goldenen Gans" hat der Wirth manchen ſeiner weiblichen Gäſte für ſein Hausſchild anzuſehen und ihnen die goldenen Federn gerupft, und in einer „Ente" haben die häßlichen Wirthstöchter wie Gänſe geſchnattert. Im „weißen Adler" habe ich es oft ſchwarz, dagegen im ſchwarzen Adler ſehr weiß und rein gefunden. Im „Mohren" hat mir der Wirth mit ſeiner Kreide viel weiß gemacht, und im „Engel" habe ich einen Kellner gefunden, welcher Teufel hieß. In der „Königin von England" haben mich Flöhe und

beim „Kaiſer von Rußland" Wanzen gequält. Im „Füllhorn" herrſchte Mangel und in der „Krone" Elend; im „Kreuz" lebte ich in Luſt und Freude, in der „Zwiebel" gingen mir wirklich die Augen über. In der „Sonne" habe ich oft im Schatten geſeſſen und im „grünen Baum" konnte ich es vor Sonne nicht aushalten; in einer „Roſe" wurde ich von ganz andern Gerüchen beläſtigt und in einer andern lag ich auf Dornen und Strohſäcken, ſtatt auf Matrozen. In vielen „Höfen" fand ich keinen Hof und in manchem „Hof" ſollte der Gaſt dem Wirth den Hof machen. So habe ich auf meinen vielen Reiſen, wie überall, auch in den Gaſthöfen Lüge in vollem Maaße und das Sprichwort beſtätigt gefunden: nichts trügt ſo ſehr als der Schein und — das Schild eines Gaſthofs.

Ich komme wieder auf Peſth zurück. Dieſe ſchöne, herrliche Stadt hat jetzt der guten Gaſthöfe mehr als ein Dutzend; ich nenne hier nur den „König von Ungarn" und den „Tiger", die „Königin von England" und das „Jägerhorn", den „Palatin" und die „ſieben Churfürſten" — Gaſthöfe, von denen der Eine eben ſo gut und empfehlenswerth als der Andere iſt.

Zweites Kapitel.

Eine vierspännige Extrapost und ein armseliger Einspänner. Ein Baron und ein Doctor. Der neugierige Oberkellner. Acht Vocale und ein Consonant. Einer lacht über den Andern.

Vor einem dieser großartigen Hôtels — wenn ich sage, daß ich darunter den „König von Ungarn" verstehe, so darf sich mein Leser darauf verlassen, daß ich jeden andern Gasthof, nur nicht den eben genannten meine — vor einem dieser imposanten Hôtels hielt an einem schönen Sommerabende des Jahres 1838 ein mit altadeligem Wappen geschmückter und von vier Extrapostpferden gezogener, eben so eleganter als comfortabler Reisewagen mit Spiegelfenstern, dessen Erscheinen die große Glocke des Gasthofs in Bewegung setzte, die so furchtbar zu läuten anfing, daß das ganze Haus, der Wirth umgeben von einem Schwarm dienstbeflissener Kellner herbeieilte, um

den Wagenschlag zu öffnen und den Reisenden beim Aussteigen behilflich zu sein.

Es war ein Herr und eine Dame. Die Kleidung und das Benehmen derselben verriethen dem Wirth, der sich viel mit Gall's Schädellehre und Lavaters Physiognomik beschäftigt und dadurch einen hohen Grad von Menschenkenntniß erlangt hatte, daß diese Gäste, die bei ihm absteigen, den höhern Ständen angehören, reich und vornehm sein mußten. Und darum half er Beiden höchst galant aus dem Wagen und beschloß, ihnen Nummer 3 und 4, zwei der schönsten Zimmer im ersten Stockwerk einzuräumen. Aus dem Umstande, daß der Herr dem Postillon ein Trinkgeld von fünf Gulden schenkte, zog der Besitzer des Hôtels den Schluß, daß sie Reisende wären, die ihm eine goldene Ernte versprachen. Der Wirth und zwei Oberkellner liefen, in jeder Hand eine brennende Wachskerze, voran, dann folgten der Herr und die Dame und dann zwei Unterkellner.

— Lassen Sie die beiden Koffer und die Vache abnehmen und alles sofort hinauftragen, sagte der Fremde zum Wirth.

— Soll augenblicklich besorgt werden, erwiderte

der Aubergiſt und eilte hinab, um die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Eine Stunde ſpäter, als es bereits dunkel geworden war, hielt vor demſelben Hôtel ein einfacher Einſpänner, in dem ein Reiſender ſaß, welcher ſelbſt kutſchirt hatte. Die Glocke, die vorhin, als die vierſpännige Extrapoſt angekommen war, einen Heidenlärm gemacht, bimmelte jetzt ſo kleinlaut, daß nur der Oberkellner, begleitet von einem ſeiner Untergeordneten erſchien, um den Reiſenden in Empfang zu nehmen.

— Haben Sie noch ein Zimmer für mich? fragte der Fremde.

— O ja.

— Nun ſo weiſen Sie es mir, ſagte der Fremde ausſteigend.

Da aber die ganze Bagage des Reiſenden nur aus einem kleinen Mantelſack und aus einer um die Hüften geſchnallten Geldkatze beſtand, ſo wurde er vom Kellner drei Treppen hinaufgeführt.

— Teufel, das iſt mir viel zu hoch. Haben Sie kein Zimmer im zweiten Stock?

— O ja, ſagte der Kellner, der immer ſehr einſylbig war, wenn er dem Reiſenden abzuſehen glaubte,

daß er ein armer Teufel ſei. Er wies ihm nun ein Zimmer im zweiten Stock an.

— Das Zimmer gefällt mir nicht ... die Fenſter gehen zum Hof hinaus ... das liebe ich nicht ... ich muß ein anderes haben ...

Der Premier de l'Hôtel ſchloß ihm ein anderes auf.

— Auch das gefällt mir nicht ... es iſt viel zu klein und niedrig ... haben Sie keine höhere, freundlichere, elegantere Zimmer?

— O ja, in der Bel-etage ſind noch zwei Piecen frei ... die ſind aber dreimal theurer als dieſe hier.

— Ob theuer oder nicht, danach habe ich nicht gefragt.

Der Oberkellner zeigte ihm ein Zimmer im erſten Stockwerk.

— Auch das behagt mir nicht ... die Fenſter gehen auf die Nebengaſſe und nicht auf die Hauptſtraße hinaus ... haben Sie kein anderes Zimmer mehr?

— Nur das Eine noch, ſagte der Kellner, das vierte Zimmer aufſchließend.

— Aber, Mann Gottes, warum haben Sie mir das nicht gleich gezeigt? Das iſt ſchön ... das gefällt mir ... Wer wohnt hier nebenan?

— Lord Mock-Turtle.

— Und auf dieser Seite?

— Eine vornehme Herrschaft, die vor einer Stunde mit vier Pferden Extrapost angekommen ist.

— Waren Kinder dabei?

— Nur ein Herr und eine Dame.

— Das ist mir lieb. Kinder pflegen immer Lärm zu machen, und das liebe ich nicht, denn ich pflege nicht viel auszugehen, habe viel zu arbeiten und will nicht gern gestört werden.

— Befehlen Sie sonst noch was? fragte der Kellner.

— Ich habe bis jetzt noch gar nichts befohlen. Bringen Sie mein Pferd in den Stall und geben Sie ihm zwei Metzen Hafer. Mir aber bringen Sie noch ein Paar Kerzen, denn bei Zweien sehe ich nicht gut; ferner bringen Sie mir die heutigen Zeitungen.

— Und dann?

— Den Wohnungsanzeiger.

— Und dann?

— Einen Zahnstocher, denn den Meinigen habe ich auf der letzten Station, wo ich mein Abendbrodt eingenommen, wahrscheinlich liegen lassen.

Der Kellner entfernte ſich. Beim Hinuntergehen dachte er darüber nach, ob dieſer Fremde ein reicher Mann oder ein armer Teufel ſei. Er hatte Gründe, das Eine eben ſo gut als das Andere glauben zu dürfen. Der kleine, armſelige Einſpänner, das magere, abgezehrte Roß und der höchſt bemerkenswerthe, wichtige Umſtand, daß er ſtatt des Abendbrodtes nur Dinge, die dem Gaſthof nichts einbringen, beſtellt hatte, waren Beweiſe genug, daß der Unbekannte wenigſtens keinen Ueberfluß an Geld beſitze; aber ein gewiſſer Grad von Patzigkeit, mit der er ſich von allen ihm gezeigten Zimmern das Schönſte, Beſte und Theuerſte ausgewählt, die zwei Metzen Hafer, die er für ſeinen Gaul und die vier Lichter, die er für ſich beſtellt hatte, und die vollgeſpickte Geldkatze, die er nachläßig auf die Erde warf und deren gewichtiger Fall Goldklang verrieth, dies Alles zuſammen ſprach wieder für die Vermuthung, daß er trotz ſeiner einfachen Reiſekleidung, trotz des kleinen Mantelſackes, doch nicht ſo arm ſein müſſe, als er ſich Anfangs ausgenommen habe.

— Er iſt vermuthlich ein Gelehrter, murmelte der Oberkellner, der, wie ſein Principal, ein großer

Menſchenkenner war, leiſe vor ſich hin und ſchleppte bald darauf, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob er die Phyſiognomie des Fremden richtig beurtheilt habe, nebſt den zwei Wachskerzen und den drei Zeitungen, nebſt dem Zahnſtocher und dem Wohnungsanzeiger auch das dickleibige Fremdenbuch — in dem, entre nous soit dit, manch fingirter und vom Wirth eingezeichneter Name ſtand — zum Fremden auf No. 5 hinauf, um deſſen Namen und bei dieſer Gelegenheit auch zugleich den ſeines Nachbars zu erfahren.

Doch da es in demſelben Augenblick auf Nummer 4 ſtark geklingelt hatte, ſtellte der Kellner die für Nummer 5 beſtimmten Sachen im Corridor auf einen der kleinen Tiſche hin und verfügte ſich, mit der Feder hinterm Ohr und dem Fremdenbuch unterm Arm, zuerſt ins Zimmer Nummer 4.

— Was befehlen Ew. Gnaden, fragte er ſo kriechend wie ein Ohrwürmchen.

— Die Speiſekarte.

— Soll gleich zu Dienſten ſtehen. Dürfte ich Ew. Gnaden erſuchen, Ihren allerwertheſten Namen einzuſchreiben, ſagte der Premier, dem Fremden mit honigſüßer Miene die naſſe Feder darreichend.

Der Reisende kritzelte flüchtig und, wie jeder vornehme Mann, sehr undeutlich seinen Namen hin.

— Danke gehorsamst, grinste der Kellner.

— Wer wohnt denn hier nebenan? fragte der Fremde, auf Nummer 5 zeigend.

— Ein Herr, dessen Namen ich noch nicht weiß, weil er eben angekommen ist.

— Ich hörte vorhin seine Stimme ... sie kam mir bekannt vor ... ich möchte wissen, ob ich mich nicht geirrt habe.

— Ich will ihm das Fremdenbuch hineintragen und auch ihn ersuchen, seinen Namen einzuschreiben, sagte der Kellner und begab sich nach Nummer 5. Da er hier die Thür verschlossen fand, so klopfte er.

— Wer da? fragte der Fremde erst nach einem Weilchen.

— Ich bins.

— Ich? Wer ist der Ich?

— Ich, der Oberkellner, antwortete er mit einem Tone, der ungefähr so klang, als hätte der König von Spanien Jo el rey gesagt.

Der Fremde schob gleich darauf den Riegel weg und öffnete.

— Was wollen Sie, fragte er barſch, ſich den Rock zuknöpfend.

— Ich bringe Ihnen alles, was Sie beſtellt haben und außerdem noch das Fremdenbuch zum Einſchreiben Ihres werthen Namens.

— Her damit, ſagte der Fremde, nahm die ihm dargereichte Feder und zeichnete ſehr langſam und ungemein zierlich den Namen ein.

— Haben Sie ſonſt nichts zu befehlen? fragte der Kellner, auf ein Abendbrodt ſtichelnd.

— Wenn ich etwas zu befehlen habe, ſo pflege ich mich immer ſelbſt daran zu erinnern.

— Wünſche wohl zu ſchlafen, ſagte der Kellner.

— Dobre noz, erwiderte der Fremde.

Draußen auf dem Corridor las der Oberkellner beim Scheine der nächſten Gaslampe die Namen der beiden Fremden:

Freiherr Pfaff von Pfaffenheim, Rittergutsbeſitzer nebſt Gemahlin, aus Dresden.

Dr. Nepomuck Pfffffyki aus Lemberg.

— Doctor! Alſo ein Stück-Gelehrter! Das hab' ich mir gleich gedacht. Aber die verdammten polniſchen Namen! Acht Mit- und ein einziger Selbſtlauter! ... Das ſprechе der Teufel aus!

In jeder andern Stadt würde der Kellner den Reiſenden auch die Päſſe abgefordert haben, in Peſth aber, wo eine liebenswürdige, höchſt tolerante und gar nicht neugierige Polizei das Fremdenſcepter führt, iſt dieſe höchſt läſtige Sitte niemals Mode geweſen.

Fünf Minuten ſpäter brachte der Oberkellner dem Freiherrn von Pfaffenheim die Speiſekarte. Der Baron ſchien ein Gourmet zu ſein, denn er wählte für ſich und ſeine Gemahlin ſechs der beſten und theuerſten Gerichte und zwei Flaſchen des feinſten Ungarweines aus.

— Schön, Herr Baron, liſpelte der Ohrwurm.

— Apropos, wiſſen Sie jetzt den Namen meines Nachbars?

— Ach, ſein Name iſt ſo komiſch wie er ſelbſt ... ich habe ihn auf dieſen Zettel geſchrieben, weil ich ihn ſonſt nicht behalten hätte ... Pff ... Pffff ... Pfffſtz ... Pfffſtzki ... So ein Name iſt mir noch gar nicht vorgekommen!

Der Baron und die Baroneſſe fingen über des Kellners Verſuche, dieſen verteufelt ſchwierigen Namen richtig auszuſprechen, ſo heftig zu lachen an, daß er mitlachen mußte.

— Der Herr Baron kennen vielleicht den Dr. Pff...?

— Nein, ich kenne ihn nicht, ſagte der Baron, ſich vor Lachen die Hüften haltend. Pff ... Pffff... ... Sie haben recht, ſo ein Name iſt auch mir noch nicht vorgekommen!

— Ich habe Hunger, beſorgen Sie raſch das Abendbrodt, denn ich bin müde und will heute früh zu Bette gehen, ſagte die Baroneſſe.

— Gleich ſoll Alles beſorgt ſein, ſagte der Kellner.

Drittes Kapitel.

Ein engliſches und ein homöopathiſches Frühſtück. Die faſhionable 4 und die cyniſche 5, oder Tag und Nacht. Die Quadratur des Zirkels und das Converſationslexikon. Eßluſt und Hungerkur.

Am andern Morgen — es hatte eben Zehn geſchlagen — ſchellte es auf Nummer 4. Der gleich darauf eintretende Zimmerkellner, der ſich, en passant bemerkt, für einen Adonis hielt, in den jede Frau ſich verlieben müſſe, fragte nach den Befehlen des Barons.

— Bringen Sie uns das Frühſtück.

— Thee, Kaffee oder Chocolade?

— Thé à l'anglaise mit weichen Eiern und rohem Schinken.

— Sogleich, erwiderte der auf geflügelten Sohlen davonſäuſelnde Zimmerkellner.

Zehn Minuten ſpäter klingelte es auf Nummer 5.

— Befehlen? fragte der dienſtbare Geiſt.

— Eine halbe Portion Kaffee, aber ohne Zucker und Obers, (Sahne) denn Beides darf ich nicht genießen, weil es den Magen verſchleimt.

— Schön! ſagte der Kellner und ſchwebte leichtfüßig zur Thür hinaus.

Draußen auf dem Vorſaale mußte er über den Contraſt dieſer beiden Zimmer — denn in den Augen aller Wirthe und Kellner wird jeder Gaſt nur als Zimmer betrachtet — herzlich auflachen. Und in der That hat es wohl nur ſelten zwei Menſchen gegeben, die ſo ſehr verſchieden von einander waren, wie Baron Pfaff von Pfaffenheim vom Doctor Pfiffizki. Jener hatte ein durchaus ariſtokratiſches, dieſer ein durchweg ſpießbürgerliches Benehmen. Der Eine war ein galanter, gewandter, feinzierlicher Cavalier, der Andere ein rauher, zottiger, ungeleckter Bär. Der Baron ſah in ſeinem Negligé wie das neueſte Modekupfer, der Doctor hingegen wie der alte Knecht Ruprecht, nicht etwa wie der Wiener Cenſor, wohl aber wie jener fabelhafte Mauwau aus, mit dem in Oeſterreich die Eltern ihre ungezogenen Kinder einzuſchüchtern pflegen. Pfaffenheim trug türkiſche

Pantoffeln von scharlachrothem Tibet, einen Schlafrock vom allerfeinsten Cashemir, ein blausammetnes mit Silber gesticktes Käppchen und seine Morgenstiefelchen von gelbem Saffian, Pfiffi hingegen saß in einem weitläufigen, aber nur bis zum Knie herabhängenden Leinwand-Mantel und in hohen Pelzstiefeln. Der Fashionable hatte glänzendschwarzes, seidenweiches, sorgfältig gelocktes Haar, der Cyniker hingegen eine fuchsrothe, äußerst borstige und struppige Perücke. Der Eine rauchte eine Weihrauch ausathmende Havannah, der Andere einen mit dem penetrantesten Knaller gefüllten Thonstummel.

Als der Kellner auf Nummer 4 den Thé à l'anglaise servirte, fragte der Baron:

— Haben Sie eine Equipage im Hause?

— Wir haben den schönsten Wagen in ganz Pesth und zwei Pferde, die unserem Principal 2000 Gulden gekostet.

— Ich bitte, in einer Stunde soll der Wagen angespannt sein, denn ich habe Besuche bei den Grafen C..., K... und Z... abzustatten.

— Werden der Herr Baron heute Mittag an der Table d'hôte oder auf Ihrem Zimmer speisen?

— Auf dem Zimmer.

— Schön, sagte der verschwindende Kellner.

Als gleich darauf Doctor Pfiffig seine halbe Portion Kaffee ohne Zucker und ohne Sahne erhielt, fragte er den Kellner:

— Haben Sie das Brockhaus'sche Conversationslexikon?

— Nein, Herr Doctor.

— Das ist fatal! Ich beschäftige mich seit Kurzem ausschließlich mit der Quadratur des Zirkels und brauche das Lexikon sehr nothwendig.

— Werden der Herr Doctor heute Mittag an der Table d'hôte speisen? fragte der Kellner ausweichend.

— Nein.

— Also auf Ihrem Zimmer?

— Auch da nicht. Ich brauche Gesundheits halber die Hungerkur und werde weder oben noch unten essen.

Der Kellner konnte sich eines etwas zweideutigen Lächelns nicht enthalten.

— Mensch, warum lachen Sie? Glauben Sie etwa, ich hungere blos deshalb, weil ich kein Geld habe. Geld genug, sagte er, seine Geldkatze entfaltend und den ganzen Inhalt, mehr als 1000 Stück Neun-

wiger Dukaten auf die Erde schüttend, Geld genug wie Sie sehen, aber keinen Appetit. Gegen Abend werden Sie mir etwas Wassersuppe und Pflaumenkompot bringen, das ist das Einzige, was ich nach Vorschrift meines Arztes genießen darf. Entfernen Sie sich nun!

— Ein komischer Patron dieser Doctor, monologisirte unser Kellner. Er sucht die Quadratur des Zirkels, verlangt von mir das Conversationslexikon und gebraucht im Gasthof die Hungercur. Ein wahres Glück, daß nur wenig Fremde solcher Art bei uns einkehren, unser Principal müßte sonst Hunde nach Bonzen führen. Da ist Nummer 4 nebenan doch ein ganz anderer Mann! Der lebt so flott wie Gott in Frankreich und frißt wie ein ausgehungerter Wolf. Wenn der Herr Baron so fett lebt, so macht unser Herr einen guten Schnitt an ihm. Und was der Mann für eine schöne Frau hat! Und wie sie mich immer ansieht! Ich glaube gar, ich gefalle ihr! I nu, die Frau Baronin wären nicht die Einzige, die am Zimmerkellner des „Königs von Ungarn" Geschmack gefunden hat.

Der alte Bengel hätte vielleicht noch eine Stunde lang mit sich fortgeschwatzt, wäre er nicht durch ein

heftiges Läuten, das von Nummer 9 ausgegangen war, aus seinem Monolog herausgerissen worden.

Nachdem Baron Pfaff von Pfaffenheim in Gesellschaft seiner Frau Gemahlin sein Frühstück verzehrt hatte, nahm er die Mandoline zur Hand und sang mit einer Stimme, die manchem der sogenannten ersten Tenoristen zu wünschen wäre, die große Scene aus Aubers „Fra Diavolo“:

„Je vois marcher sous ma bannière
Des gens de cœur, de vrais amis,
J'ai pour sujets et tributaires
Les voyageurs de tous les pays.“

Fra Diavolo schien die Lieblingsoper des Herrn Barons zu sein, denn bald darauf sang er die erste Romanze und später auch die Barcarole.

Dann aber schritt auch er zur Toilette.

— Ich fahre jetzt zu dem Grafen S***, um ihm den bewußten Brief abzugeben.

— Bleibe aber nicht zu lang, sonst ängstige ich mich.

— Sei unbesorgt, in einer Stunde bin ich wieder bei Dir. Wenn Taki kommt, so sage ihm, daß ich sehr aufgebracht sei; von Rechtswegen sollte er schon gestern Nacht hier eintreffen.

Es klopfte.

— Herein! rief Pfaffenheim.

— Herr Baron, lispelte der eintretende Kellner, der Wagen ist angespannt.

— Ich komme, sagte der Baron, hauchte einen leisen Kuß auf die Stirn seiner Frau und folgte dem Kellner.

Während Baron Pfaff von Pfaffenheim seine Besuche abstattete und seine Gemahlin am Toiletten-Spiegel verweilte, beschäftigte sich Doctor Pfiffig allem Anscheine nach mit der Quadratur des Zirkels. Um nicht gestört zu werden, hatte er die Thür verschlossen und seit jenem Augenblick war es in seinem Zimmer so mäuschenstill, als ob alles Leben daraus entflohen wäre.

Viertes Kapitel.

Ein vierfüßiger Bursch. Das Auskunfts-Bureau. Eine Liebe wird geheilt. Die bedenkliche Gesellschaft. Ein Stubenmädchen. Ein Morgen nach der Brautnacht. Der entdeckte Betrug. Flucht. Die [illegible]-Apotheke. Er wird nun Räuber!

Wir müssen nun zehn Jahre zurückgehen.

Um jene Zeit — im Jahre 1828 — war beim Leopoldstädter Theater in Wien — eine Bühne, auf der damals eine Kroneß und Ennöckl, ein Schuster, Raimund und Korntheuer florirten — ein Statist engagirt, welcher Ignaz Rackerl hieß. Er bezog wöchentlich eine Gage von vierzehn Gulden Wiener Währung und bekleidete dafür ganz ausschließlich das Fach der sogenannten Viehrollen. In Bäuerle's „verwunschenem Prinzen" spielte er den Bären, in Gleich's „Fleischhauer von Oedenburg" den Ochsen, in „Langobr's Meta-

marzipofen" von Meisl, den Esel, der, von Stufe zu Stufe steigend, zuletzt — wenn ich nicht irre — Minister wird, in Raimund's „Diamant des Geisterkönigs" den Pudel, und bewegte sich — das Verdienst konnte ihm selbst der blasse Neid nicht streitig machen — in den Masken dieser anomalen Animalien mit gleich bewunderungswerther Gewandtheit. Vielleicht wäre Herr Nockerl noch heute eine Zierde dieser freilich jetzt sehr heruntergekommenen Volksbühne, hätte ihn seine beleidigte Künstler-Eitelkeit nicht verleitet, der heitern Kunst für immer Valet zu sagen, weil ihm der damalige Director in einem neuen Zauberspiele, in Bäuerle's Lokalposse „die Giraffe in Wien", den linken Hinterfuß dieses Mode-Thieres darzustellen zugemuthet hatte. Das war keine selbstständige Rolle, keine Aufgabe, aus der sich etwas hätte schaffen lassen. Ja, hätte man ihm wenigstens einen der Vorderfüße zugetheilt, er würde ihn — aus Liebe zur Kunst — nicht zurückgewiesen haben. Die Zutheilung des linken Hinterfußes war aber offenbar eine der kränkendsten Zurücksetzungen für ihn. Ueberdem beleidigte es seinen Stolz, den etwaigen Beifall des Publikums mit drei andern Giraffen-Füßen — Statisten, die nicht werth

waren, unserm Künstler die Schuhriemen zu lösen — solens solens theilen müssen. Nockerl bat deshalb um seinen Abschied und erhielt ihn — was er freilich nicht vermuthet hatte, weil er sich für das unentbehrlichste Glied in der Künstlerkette dieser Bühne hielt — zu seinem größten Erstaunen noch an demselben Tage.

— So sind diese Directoren, sagte der tiefgekränkte Vieh-Garrick; sie pressen unser Talent bis auf den letzten Tropfen aus und werfen uns dann wie eine ausgequetschte Pomeranze weg.

Nachdem der arme Herr Nockerl sich sechs lange, lange Wochen ohne Engagement in Wien und der Umgegend umhergetrieben und seinen Magen dem peinigenden Schach des Hungers preisgegeben hatte, beschloß er, in der weniger mühsamen und weit einträglichern Domestiken-Sphäre sein Glück zu versuchen. Mit pochendem Herzen und nüchternem Magen klopfte er eines Mittags an die Thür des großen Auskunfts-Bureau in der kleinen Brennerstraße.

— Herein! rief eine barsche Stimme.

— Darf ich mir die Freiheit nehmen, fragte der schüchtern eintretende und sich ehrfurchtsvoll verneigende Ex-Statist, bei Ihnen anzufragen, ob Sie

mir einige vacante Domestiken-Stellen zuweisen können?

— Stellen genug, erwiderte der Mann der Auskunft, mit einem Anflug selbstgefälligen Stolzes. Unter andern wird ein Portier gesucht, der, außer Griechisch und Lateinisch, auch die französische und englische, die spanische und italiänische, die russische und polnische Sprache mindestens eben so gut, als die deutsche, und außerdem noch etwas von Astronomie verstehen muß, damit seine Herrschaft ihn auch als Custos ihrer kleinen Sternwarte gebrauchen kann. Glauben Sie diesem Portier- und Sternwart-Posten gewachsen zu sein? fragte der Mann der Auskunft mit scharfforschendem Prüferblick.

— Nein, entgegnete Nockerl kleinlaut, aber ehrlich.

— Dann wird auch ein Hauslehrer gesucht, der alle Instrumente spielen, zeichnen und malen, schwimmen und reiten, fechten und voltigiren, auf dem Schlappseil tanzen und bauchreden, eben so gut auf den Händen, als auf den Füßen gehen und — namentlich auf Reisen — seine Zöglinge ra- und frisiren kann. Was können Sie von dem Allem?

— Nichts, antwortete Herr Nockerl.

— Außerdem wird schon seit länger als vier

Wochen ein herrschaftlicher Mohr gesucht. Wären Sie ein Mohr, so könnten Sie augenblicklich ein höchst glänzendes Unterkommen beim brasilianischen Gesandten finden, dessen Schwarzer, den er sich aus Rio Janeiro mitgebracht, vor Aerger die Bleichsucht bekommen hat und seitdem im Spitale der barmherzigen Brüder liegt.

— Grundgütiger Himmel, warum hast Du nicht einen Mohren aus mir gemacht! seufzte der arme Statist und entfernte sich mit abnehmendem Muthe und zunehmendem Hunger.

Unterwegs blitzte ihm, dicht vor der Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben — Hunger macht immer erfinderisch — ein höchst glücklicher Gedanke durchs Gehirn.

— Wie wär's, Nockerl, sprach er zu sich selbst, wenn Du, wie Du es doch häufig genug auf der Bühne gethan, Dich schwarz anstreichen und dann für einen Mohren ausgeben würdest?! Dann fändest Du auf der Stelle ein Unterkommen und — wie der Mann der Auskunft sagt — sogar ein brillantes Unterkommen beim brasilianischen Gesandten. Dieses Unterkommen hätte außer Anderm auch das Gute noch, daß Du als Mohr die Seife und das

Waschen — Ersteres ist kostspielig und Letzteres bis zeitraubend — ersparen würdest. Hunger thut weh, ich gehe unter die Mohren und — damit Basta.

Und gleich darauf kaufte er sich auf dem Stephansplatze in der Materialwaaren-Handlung zum „standhaften Zopfe" für seinen letzten Silberzwanziger Baumöl und Kienruß, eilte nach Hause, mischte beide Substanzen, färbte sich damit Gesicht und Hals und Hände so täuschend schwarz, daß er selbst, in den Spiegel schauend, sich für einen ächten Mohren hielt und begab sich, als es zu dunkeln begann, wieder ins Auskunfts-Bureau. Diesmal — vielleicht zu seinem Glücke — fand er nicht den barschen Principal, sondern den äußerst herablassenden Commis.

Herr Nockerl faßte erst eine Prise, alsdann ein Herz und sprach zum Commis:

— Einer meiner Collegen hat mir gesagt, daß Sie einen herrschaftlichen Mohren suchen.

— Ganz recht; wir suchen solch ein Subject schon sehr lange. Sie können augenblicklich als Jäger beim brasilianischen Gesandten eintreten. Wie heißen Sie, guter Freund?

— Wie ich heiße, wiederholte der ci-devant

Viehrollen-Virtuose etwas verlegen. Ich heiße Rock ... Rock ... Rockelino.

— Gebürtig aus?

— Stuhlweißenburg in Ungarn.

— Stuhlweißenburg? fragte der erstaunte Schreiber. Wachsen denn in jener Gegend auch Mohren?

— Wie Sie sehen, erwiderte Rockerl äußerst gefaßt.

— Haben Sie Zeugnisse?

— O ja.

— Aber wo?

— Zu Hause.

— Lieber wär's mir, Sie hätten sie in der Tasche.

— Soll ich sie holen?!

— Nicht nothwendig! Vernünftige Leute geben heut zu Tage doch wenig oder gar nichts auf Zeugnisse, denn von zehn Dienstboten, die ihre Herrschaft bestohlen haben, wissen Fünf trotzdem Zeugnisse der musterhaftesten Ehrlichkeit aufzutreiben. Nehmen Sie diesen Schein da und melden Sie sich sogleich beim brasilianischen Gesandten. Ein Gesandter ohne Mohr ist ein Heiliger ohne Nimbus, ein Zapfenstreich ohne Tambour ... Verstehen Sie mich?

— Nein!

— Thut nichts, sagte der Commis und reichte unserem Pseudo-Schwarzen den Anmeldungs-Schein.

Nockeline verfügte sich sofort zum Gesandten. Seine brasilianische Excellenz, Musterbild einer diplomatischen Beschränktheit, fand an der imposanten Erscheinung dieses fünf Fuß neun Zoll großen Mohren so viel Wohlgefallen, daß derselbe in Gnaden sogleich in den Dienst aufgenommen und schon am andern Morgen als Hayduck feierlich eingekleidet wurde. Da Seine Excellenz — auch beim diplomatischen Corps kann dann und wann Geld-Ebbe eintreten, — eben nicht sehr bei Casse war, um seinen schwarzen Jäger neu zu equipiren, so geruhte die Frau Gesandtin einen alten, etwas abgeblaßten Ternaux-Shawl zum Turban dieses Mohren vorzuschießen. Besagter Turban wurde mit zwei Reiherfedern und einer Agraffe von Pierres de Straß ausgeschmückt und Nockelino's Leib in einen enganschließenden Rock von weißem Cashemir und in weite Pluderhosen von scharlachrother Seide gesteckt, einen kleinern Shawl erhielt er statt des Gürtels und zu diesem Gürtel eine saubere Pistole und einen neusilbernen Dolch. So ausstaffirt trat er vor die Frau Gesandtin hin, die ihn mit der Lorgnette erst

von der Zehe bis zum Scheitel und abwärts vom Scheitel bis zur Zehe mit so großem Wohlgefallen maß, daß Ihre Excellenz sich nicht enthalten konnte, auszurufen:

— Voilà, ma foi, un nègre comme il faut!

Zur weiblichen Dienerschaft Ihrer Excellenz gehörte ein ganz allerliebstes Kammermädchen, das Nanni hieß und von der Locke bis zum Schuhbande eines jener liebenswürdigen Wesen war, für die der gutmüthige Wiener das sehr bezeichnende Prädicat „lieber Narr" erfunden hat. Nanni hatte die schwärzesten Augen und den weißesten Teint, ein Stumpfnäschen, eine Wespentaille, die feinsten Pätschchen und die niedlichsten Füßchen. Dabei war sie immer lustig, stets naiv und ewig verliebt. Doch hatte sie — wunderbar genug — eine auffallende Vorliebe für schwarze Männer: in ihren Spitzbuben-Augen hatte ein Mohr zehnmal mehr Reiz und Anziehungskraft als ein Dutzend weißer Menschenkinder. Das liebe Kind gehörte zu Jenen, die vor Allem das Ausländische, Fremdartige, Ungewöhnliche lieben, das auf der Straße Aller Blicke auf sich zieht. Darum hatte auch sie den frühern Mohren Seiner Excellenz so zärtlich, als es bei ihrem

Temperamente möglich war, geliebt und ihm in einer schwachen Stunde ewige Treue geschworen; sie würde diesen Schwur vielleicht auch gehalten haben, hätte nicht der gute Mohr die Bleichsucht bekommen und ins Spital wandern müssen. — Wie erwartungsvoll hatte ihr das Herz geschlagen, als ihr die Kunde geworden war, die Gesandtschaft habe sich nun einen neuen Mohren zugelegt! Welche frohe Ahnung hatte sich ihrer Seele bemächtigt, nachdem sie diesen Nockelino gesehen, der ihr viel schöner, d. h. viel schwärzer als alle Mohren, die ihr bis jetzt unter die Augen gekommen, erschienen war!

Und siehe da: auch Nockelino war nicht blind für die schneeweißen Reize dieses ausnehmend-einnehmenden Kammermädchens geblieben!

Und so geschah es, daß sich früh genug zwischen dem weißen und dem schwarzen Menschenkinde ein Verhältniß entspann, das der liebenswürdige Wiener mit dem Kunstausdruck „Techtelmechtel" bezeichnet.

Man glaube ja nicht, daß Techtelmechtel etwa Liebschaft bedeute. In der Liebschaft liegt etwas Unverschleiertes, Offenkundiges, das Jeder, im Techtelmechtel hingegen etwas Verbor-

genes und Geheimnißvolles, das noch Niemand wissen darf. Eine Liebschaft verhält sich zu einem Techtelmechtel wie Prosa zur Poesie, wie ein Glas Kalteschaale zu einer Bowle Glühwein. Die Liebschaft hat schon etwas Kühles, das allmälig mehr und mehr ins Frostige ausartet, ein Techtelmechtel hingegen etwas Warmes, das bald ins Glühende übergeht. Ein Techtelmechtel ist gleichsam das Alpha, die Liebschaft das Omega eines zärtlichen Verhältnisses. Von der Liebschaft bis zum Bruch und vom Techtelmechtel bis zur Heirath gibts oft nur einen Schritt.

Nanni bewunderte seinen schwarzen und Nocetino ihren weißen Teint. Und wer weiß es nicht schon aus der Physik, daß entgegengesetzte Pole sich anziehen und daß die Extreme sich berühren?

— Schwarzer, rief das weiße, liebeglühende Menschenkind, drückte ihn an ihr Herz und biß ihm in die Backe.

Zwei Monate später feierten Beide, mit Genehmigung der brasilianischen Gesandtschaft, ihre Hochzeit.

Am andern Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen neugierig durch die geschlossenen Vorhänge des

kleinen Brautgemachs blinzelten, erwachte die junge Frau. Ihr erster Blick fiel auf den erschöpften Rockelino, der wie ein Nachtwächter bald aus dieser, bald aus jener Tonart schnarchte. Gleich darauf stieß sie einen Schrei des Schreckens aus. Aber was erblickte sie auch! Eine Verwandlung, so wunderbarer und so schreckenerregender Art, wie man ihrer nur in alten Zaubermärchen begegnet. In den Umarmungen der Liebe war Rockelino, der Mohr von Stuhlweißenburg, immer weißer und weißer, und Nanni, die Wasserlilie von Wiener-Neustadt, immer schwärzer und schwärzer geworden. Die schwer getäuschte Frau sprang wüthend von ihrem Lager auf und rüttelte den sorglosen Schläfer wach.

— Erwache, Betrüger, rief Nanni und schüttelte den Schnarchenden mit solcher Kraft, daß der Schlaf zurückgeschreckt aus seinen Wimpern floh.

— Warum weckst Du mich, Kind? fragte der Erwachende.

— Elender, Du kannst noch fragen? Du hast mich getäuscht, hintergangen, betrogen!

— Ich? fragte der junge Ehemann mit einem Tone, in dem eine ganze Garnison unschuldiger Fragezeichen lag.

— Stelle Dich nur dumm! Du bist ein unverschämter Betrüger! Du bist kein Mohr!

— Nanni! flehte Mockert.

— Aus meinen Augen, angestrichener Bube, gefärbter Bösewicht! Ich liebte Dich, ich heirathete Dich, weil ich glaubte, Du seist ein Mohr. Dein Herz ist nur schwarz, Deine Haut aber — o weh mir, daß ich's sagen muß — weiß, weiß, weiß!!! Fort, Betrüger, fort!

— Aber, Nanni, soll ich denn die Liebe meiden, weil ein Weißer häßlich ist? Ich will mich ja recht gern wieder schwarz färben, wenn ich als Mohr Dir mehr gefalle. Sieh, Nanni, ich liebe Dich!

— Und ich, ich hasse Dich, weil Du mich so schändlich hintergangen hast. Noch heute, jetzt gleich soll die Herrschaft es erfahren, daß Du auch sie betrogen hast.

Die junge, weiße, schwarz marmorirte Frau lief sofort zum Gesandten.

— Excellenz, rief sie im Tone der größten Verzweiflung, Ihr Mohr ist kein Mohr!

— Garache, was ist er denn?

— Ein weißer Betrüger, der sich schwarz angestrichen hat.

— Ha, der Bube! rief Seine Excellenz aufs Tiefste empört.

Der arme Nockerl! Eine Stunde später wurde er vom Gesandten fortgejagt.

Acht Tage nach jenem Vorfalle finden wir unsern Helden in Temeswar, wo um jene Zeit eine wandernde Schauspielertruppe, bestehend aus einem zärtlichen Vater, der zugleich auch Helden und Böse-wichter spielte, und fünf seiner Kinder, von denen zwei, vor dreißig Jahren, noch nicht alt gewesen sein müssen, wöchentlich zwei Vorstellungen gab, durch die sie ihr armseliges Leben fristeten. Von Neuem war in Nockerl die Liebe zur Kunst erwacht: er wollte dem Mohrenthum entsagen und zum Theater zurückkehren. Aber der zärtliche Vater sagte ihm rund heraus, alle Fächer seien besetzt, er könne ein neues Mitglied nicht gebrauchen.

Dem armen Nockerl trat der Angstschweiß auf die Stirn. Er hatte keinen Kreuzer Geld mehr und war von Neuem dem Hunger preisgegeben.

Der liebe Gott aber verläßt keinen Menschen.

Eben als Nockerls Hunger den höchsten Gipfel erreicht hatte, strahlte ihm plötzlich ein neuer Hoffnungsstern.

In Temeswar gab es zwei Apotheken. Die Eine hatte ſich einen Mohren, die Andere einen Bären zum Aushängeſchild erwählt. Beide lagen einander gegenüber und der Mohr war auf den Bären und der Bär auf den Mohren eiferſüchtig. Der letztern dieſer beiden Apotheken war kurzvorher ein großes Unglück zugeſtoßen. Der ſteinerne Mohr, ſeit fünfundzwanzig Jahren der Schutzgeiſt dieſer Offizin, hatte in der Nacht ſeinen Kopf verloren. Der Eigenthümer der Mohren-Apotheke war außer ſich; abergläubig wie jeder Kleinſtädter, betrachtete er dies Ereigniß als eine ſchlimme Vorbedeutung, die ihm um ſo mehr zu Herzen ging, weil ſein Gegenüber, der ſchadenfrohe Bären-Apotheker, ſich ob dieſes Unglücks höchlich zu freuen ſchien.

— Wo nehme ich jetzt raſch einen neuen Mohren her? fragte der beſtürzte Pillendreher, als er Abends im Bierhauſe zum „ewigen Zapfen“ neben einem Bekannten und einem Fremden ſaß.

— Dem Mann kann geholfen werden, dachte der Fremde, der kein Anderer als unſer weißer Nockerl war, und faßte alſogleich den edelmüthigen Entſchluß, zum Vortheil des Apothekers wieder als Mohr aufzutreten.

Noch an demſelben Abend ſtellte Nockerl ſich in der Behauſung des Apothekers ein. Der Mohr erſchien ihm wie ein aus den Wolken gefallenes Wunder.

— Grundgütige Vorſehung, murmelte der Apotheker in ſich hinein; Du ſchickſt mir einen Deiner Mohren, um mich aus der Verlegenheit zu befreien! Was verſchafft mir die Ehre? fragte er, zitternd vor Freude.

— Sie brauchen einen Mohren, ſagte Nockerl. Was zahlen Sie mir, wenn ich mich herablaſſe, auf ein Paar Tage vor dem Fenſter Ihrer Apotheke die Stelle des ſteinernen Poſtens einzunehmen?

— Liebſter beſter Mohr, Ihre Großmuth rührt mich, rührt mich unendlich. Wie aber ſoll ich Sie belohnen? Ich bin ein armer Menſch und habe neun lebendige Würmer. Ich gebe Ihnen freie Wohnung, freie Koſt und täglich einen Zwanziger.

— Nur einen Zwanziger? Herr, das iſt zu wenig! Bedenken Sie, daß es Winter und keine Kleinigkeit iſt, den ganzen lieben Tag im Freien zu ſtehen, ohne ſich rühren zu dürfen.

— Edler Mohr und Menſchenfreund, Sie ſollen zwei Zwanziger haben. Bedenken Sie, daß ich ein

armer Familienvater bin, der elf lebendige Würmer hat.

— Vorhin hatten Sie blos neun.

— Ach, meine Frau wird nächstens von Zwillingen entbunden; bedenken, elf Kinder!

— Bedenken Sie aber auch, welcher Gefahr ich mich aussetze, um Ihnen einen Dienst zu erweisen. Ich muß den ganzen Tag vor dem Fenster stehen, muß frieren für Sie . . .

— Nun gut, ich gebe Ihnen drei Zwanziger.

— Abgemacht, sagte Nockerl.

Am andern Morgen stand zum Erstaunen des Bären-Apothekers ein nagelneuer Mohr vor dem Fenster seines Nebenbuhlers.

Alle Vorübergehenden blieben stehen und bewunderten den schmucken Mohren. Bald darauf sammelte sich ein Schwarm von Gassenbuben, welche sich anschickten, Schneeballen zu machen, die sie mit jugendlicher Schadenfreude dem armen Mohren an den Kopf warfen. Nockerl stand inmitten dieses Schneekugelregens fest und unerschrocken wie Leonidas vor den Thermopylen. Als die muthwillige Jugend aber statt der Schneeballen mit Steinen nach ihm warf, da riß seine Lammsgeduld, da sprang er —

zum allgemeinen Schreck der Straßenjungen und zum Erstaunen des Bären-Nebenbuhlers — plötzlich von seinem Piedestal herab, erfaßte einen der kleinen Schlingel beim Schopfe und beutelte ihn dergestalt, daß ihm Hören und Sehen verging. Das Schreien des Gezüchtigten und das Lärmen der übrigen Gassenbuben lockte bald die Bevölkerung des ganzen Städtchens und endlich auch einen Arm der Gerechtigkeit, einen Polizeimann, herbei.

Als der heldenmüthige Mohr sich umringt von diesem Menschenknäuel sah, ergriff er die Flucht. Er lief und lief und lief und — — — Niemand wußte, wo er hingelaufen war.

Drei Jahre nach diesem Auftritt finden wir den guten Nockerl, den Ex-Statisten der Leopoldstädter Bühne, den Garrick und Talma der Viehrollen, den Mohren von Stuhlweißenburg, das lebendige Aushängeschild der Apotheke von Temeswar, als Mitglied einer Räuberbande wieder, die ihn nach und nach so lieb gewinnt, daß sie ihn einstimmig zu ihrem Hauptmann erwählt.

Dieser Räuberhauptmann hatte seinen ehrlichen Namen Nockerl abgelegt und unter der neuen Firma „Schobri" nach und nach einen schreckenerregenden

Ruf errungen. Ganz Ungarn zitterte vor diesem Banditen, wie einst Frankreich vor seinem Cartouche, wie Italien einst vor seinem Michel Pozzo, genannt Fra Diavolo, gezittert hatte. Der Letztere schien sein Vorbild zu sein: wie Jener, wurde er ein fashionabler Räuber, ein galanter Gauner, der, ganz wie sein italienisches Vorbild, ungemein viel Savoir-vivre hatte, Guitarre spielte und Barcarolen sang, Kunst und Künstler liebte und allen Frauen, ohne Unterschied des Standes und der Religion, diavoloartig den Hof machte, mit einem Wort: ein Bandit in Glacéhandschuhen.

Nockerl, genannt Schobri, wäre vielleicht der bravste Mann, der edelste Familienvater und wahrscheinlich auch ein großer Künstler geworden, hätte man ihm vor zehn Jahren nicht die Rolle des linken Hinterfußes einer Giraffe zugemuthet!

Kleine Ursachen haben oft große Folgen.

Fünftes Kapitel.

Ein Ball beim Graf S. Characteriſtik der Ungarinnen. Die Augen- und Fächerſprache. Gräfin Liane. Faublas-Gedanken. Geſpräche am Ecarté-Tiſch. Ein junger Dichter.

Kehren wir jetzt zum Baron zurück.

Er hatte dem Grafen S. ſeine Aufwartung gemacht, bei dieſer Gelegenheit ſeinen Creditbrief, ausgeſtellt von einem der erſten Bankierhäuſer Dresdens, abgegeben und eine Einladung zu dem an demſelben Abend zur Geburtsfeier der Gräfin veranſtalteten Ball erhalten.

Gegen neun Uhr Abends erſchien Baron Pfaffenheim.

Der Ball hatte bereits begonnen. Kerzenglanz, Blumenduft, Toilettenzauber und Juwelen-Schimmer vereinigten ſich zu einem wahrhaft magiſchen Bilde. Ein lebendiges Bouquet der berühmteſten Schönheiten der

magyarischen Hauptstadt entfaltete hier seinen hundertfarbigen, frühlingfrischen, sinneblendenden Blüthenschmuck. Ach! diese Ungarinnen mit den großen, kohlschwarzen Augen, mit den berauschenden Ménes-Lippen, mit den üppigen Busen, mit den schwellenden Nacken — wo lebt der Mann, der solchen Reizen widerstehen kann? Aus jedem Blick, aus jeder Miene lacht uns die Ueppigkeit des Südens an. Diese Augen sprechen eine Sprache, die keines Dolmetschers bedarf, um sich allen Nationen verständlich zu machen. Und außer dieser Augensprache, in der jede Ungarin die personificirte Beredtsamkeit, ein weiblicher Demosthenes, ein geschnürter Cicero ist, kennen sie auch das nur den Frauen des Südens bekannte Geheimniß der Fächersprache. In der Hand einer Ungarin ist der Fächer nicht blos das nichtssagende Toilettenstück, womit sie sich Kühlung zuweht, in der Hand einer Ungarin ist der Fächer der Dragoman, der ihre geheimsten Gefühle uns verdolmetscht, der Telegraph, der mit Blitzesschnelle die geheimen Depechen ihres Herzens befördert, das Thermometer, das uns den Grad ihrer Leidenschaft zeigt, der Wegweiser in den Irrgängen der Liebe. Ein Fremder, der in Ungarn die Sprache der Au-

gen und die Sprache der Fächer verſteht, braucht nicht die Sprache des Landes zu kennen. Es giebt Ungarinnen, die uns ganze Märchen mit ihren Augen, ganze Novellen mit ihren Fächern erzählen. Ach dieſe Ungarinnen! In jeder von ihnen vereinigen ſich die Reize der Polinnen mit den Reizen der Franzöſinnen: die ungariſchen Frauen ſind Spiegelbilder der ungariſchen Weine: ſüß, üppig, feurig wie der Nectar von Hegyalla, wie die Rebe von Tokay. Ach dieſe Ungarinnen!

Mit zitternder Wolluſt irrten die Kenneraugen des Barons durch die tanzenden Zauber-Bosquets, in welchen eine Blume die Andere zu verdunkeln ſich beſtrebte; mit Faublas-Gedanken blieb ſein Blick endlich an einer Blüthe hangen, die, im Schmelz des Frühlings prangend, von fünfzig Schmetterlingen in Ballſchuhen, von parfumirten Dandies à quatre épingles umgaukelt wurde.

— Tanzen Sie nicht? fragte Graf S. den im Botaniſiren jener Reize ganz und gar vertieften Baron.

— Ich tanze niemals, lieber Graf.

— Sie fixiren eine Dame, wie ich ſehe.

— Iſt es erlaubt, Sie nach dem Namen jenes

Engels zu fragen, der dort unten, unfern des Spiegels, auf einem der Fauteuils von den Anſtrengungen des Galops ausruht?

— Gräfin Liane von K. »Wünſchen Sie, ihr vorgeſtellt zu werden?

— Ich bitte darum.

Der Graf häkelte ſich in den Arm ſeines Gaſtes ein und brach ſich mit ihm Bahn durch den Kreis der ſie umlagernden Anbeter. Im Nu war die Bekanntſchaft eingefädelt.

— Wie gefällt Ihnen unſer Peſth? fragte Gräfin Liane, eine der ſchönſten und reichſten Damen der ungariſchen haute-volée.

— Ich bin erſt geſtern Abend angekommen und wage deshalb noch kein Urtheil. Doch habe ich von allen Reiſenden einſtimmig erklären gehört, daß Peſth eine der liebenswürdigſten Städte ſei, in der ſich der Fremde bald ſo heimiſch als in ſeinem Geburtsort fühlen ſoll.

— Sie machen unſerer guten Stadt ein zartes Compliment, hauchte die Gräfin mit wahrhaft bezauberndem Lächeln hin.

— Ich ſage nur die Wahrheit, denn auch ich,

obgleich erſt vierundzwanzig Stunden in Peſth, fühle mich nicht mehr fremd.

— Haben Sie viele Bekannte hier?

— Bis jetzt nur noch Wenige.

— Ich bedaure unendlich, mich des Vergnügens beraubt zu ſehen, Sie meinem Gemahle vorſtellen zu können; er iſt im ſüdlichen Frankreich und kehrt erſt im Laufe des nächſten Monats zurück; laſſen Sie ſich aber dadurch nicht abhalten, uns recht bald Ihren Beſuch zu ſchenken.

— Ich werde mich beeilen, einer ſo lieben Einladung recht bald Folge zu leiſten.

— Eh bien, Baron, iſt Ihnen, da Sie nicht tanzen, eine Parthie Ecarté gefällig? fragte der Herr des Hauſes.

— Sie finden mich zu Allem bereit.

— Kommen Sie, Baron, bat Graf S., und zog ſeinen Gaſt in einen der Nebenſäle, in dem Whiſt, Boſton, Ecarté geſpielt wurde.

— Gräfin Liane, begann der Baron, nachdem er an einem der Tiſche Platz genommen hatte.

— Iſt ein Engel, interpretirte der Graf, die Karten miſchend.

— Und ihr Gemahl? fragte der Baron, abhebend.

— Iſt ein vorſündfluthliches, hectiſches Dromedar, erwiderte der Gefragte, Karten gebend.

— **Propose!**

— **Combien?**

— **Paquet!**

Das Spiel war nun im Zuge. Nach und nach ſammelten ſich um den Tiſch des Ballgebers mehrere Zuſchauer.

— Nichts Neues? fragte Graf S. einen Hauptmann der Palatinalgarde.

— Wir haben Befehl erhalten, morgen nach Temeswar aufzubrechen.

— Und weshalb?

— Um dort Herrn Schobri aufzuheben.

— Schobri? wiederholte Pfaffenheim. Iſt der nicht ein Räuber?

— Und was für Einer, erwiderte Graf S. Der keckſte, unverſchämteſte Bandit, den Ungarns Wälder ſeit Jahrhunderten aufzuweiſen die Ehre gehabt.

— Ein Spitzbube, wie es vielleicht keinen Zweiten unter der Sonne giebt, ſetzte der Hauptmann hinzu.

— Ich habe ſchon Vieles von ihm in den Zeitungen geleſen, Manches aber, aufrichtig geſagt, für

Uebertreibung gehalten, erwiderte Pfaffenheim, den König aufschlagend.

— Sie irren, Baron. Dieser Schobri ist noch schlimmer als sein Ruf. Er ist Ungarns Fra Diavolo, der in hundert verschiedenen Gestalten sich umhertreibt, ein Spitzbube, der sich eben so gewandt in vornehme Salons als in ärmliche Bauerhütten einschleicht, ein Bandit, der den Raub nicht als Verbrechen, sondern als Leibrente betrachtet, ein Cartouche, der heute eine Kirche und morgen ein Theater plündert, ein Mandrin, dem nichts heilig ist, sagte der Graf.

— Unser Erzherzog Palatin hat gestern 10,000 Gulden auf den Kopf dieses Spitzbuben ausgesetzt, erzählte der Hauptmann.

— Ist dieser Schobri noch ein junger Mann? fragte der Baron.

— Ein Mann in Ihrem Alter, sagte der Graf.

— Sie haben ihn schon einmal gesehen?

— Vor zehn Jahren, als er noch beim Leopoldstädter Theater in Wien engagirt gewesen war.

— Also Künstler? fragte Pfaffenheim ganz erstaunt.

— Er war Statist, bekleidete ausschließlich das

Fach der Viehrollen und soll, wie ich irgendwo gelesen habe, blos darum Räuber geworden sein, weil man ihm den Hinterfuß einer Giraffe zugemuthet hatte.

— Dieser Schobri, begann ein junger Bühnendichter, ist überhaupt ein höchst interessanter Character, den ich zum Helden eines Lustspiels gemacht habe.

— Sie sprachen schon neulich davon, sagte der Graf S. Nun, haben Sie das Stück schon eingereicht?

— Eingereicht und zurück erhalten, seufzte der junge Mann.

— Ei warum? fragte der Hauptmann.

— Vielleicht blos aus dem Grunde, weil ich fünfzig Gulden Honorar dafür begehrt hatte.

— Ah, diese Theaterdirectoren! So sind sie Alle!! sagte Baron Pfaffenheim.

Man spielte und plauderte so fort bis lange nach Mitternacht. Dann nahm der Baron den jungen Dichter bei Seite und sagte:

— Einem Zufall verdanke ich die Bekanntschaft des hiesigen Theaterdirectors. Wenn Sie mich einmal besuchen und mir Ihr Lustspiel anvertrauen wollen, so will ich all' meinen Einfluß gel-

tend machen, um den Director zu bewegen, Ihr Stück zur Aufführung zu bringen.

— Sie würden mich dadurch zu dem innigſten Danke verpflichten. Wo wohnen Sie, Herr Baron?

— Im „König von Ungarn".

— Und wann darf ich Ihnen meine Aufwartung machen?

— Ich will Sie morgen zwiſchen eilf und zwölf erwarten.

Der Dichter verneigte ſich.

Sechstes Kapitel.

Erkennungsſcene. Sch... St!... Der junge Dichter macht ſeine Aufwartung. Schobri's Beſuch beim Theater-Director. Ein blaues Wunder.

Am andern Morgen verlangte Baron Pfaffenheim einen Friſeur. Als bald darauf der Brenneiſen-Held erſchien, bebte er vor Schreck drei Schritte zurück, die Worte ſtammelnd:

— Gott im Himmel, Herr Sch...

— St!... herrſchte der Baron, den Zeigefinger an den Mund legend. Wehe Dir, wenn der Name, den Du auszuſprechen gewagt, jemals Deine Lippe überſchreitet. Wenn Du Dein Leben lieb haſt, ſo ſchweige! Woher aber kennſt Du mich?

— Ich war damals, als Sie noch Nockerl hießen und Statiſt waren, Theaterfriſeur in der Leopoldſtadt.

— Ah, Quanzl, nun erinnere ich mich Deiner! Mehr als einmal warst Du damals mein Freund in der Noth. Dank dem Himmel, daß ich jetzt in der Lage bin, die Schuld der Dankbarkeit an Dich abzutragen.

Der Pseudo-Baron ging an sein Pult, nahm die goldgefüllte Börse und schenkte sie dem Friseur, der in ihm den Räuberhauptmann Schobri erkannt hatte.

— Nimm diese Kleinigkeit als Geschenk von Deinem alten Kameraden an, sagte Schobri. Der Palatin hat gestern 10,000 Gulden auf meinen Kopf ausgesetzt; können sie Dich glücklich machen, so gehe hin und verrathe mich.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron, sagte der gerührte Haarkräusler und frisirte nun seinen alten Collegen.

— Willst Du morgen wiederkommen? fragte der Räuber.

— Der Herr Baron haben nur zu befehlen.

— Ich bitte darum, sagte Schobri, ihm zärtlich die Hand drückend.

Eine halbe Stunde später fragte ein goldgrüner

Jäger nach dem Baron von Pfaffenheim. Der Portier nannte ihm die Nummer des Zimmers.

Schobri ſtand eben vor dem Spiegel, um ſich zu raſiren, als dieſer Jäger ins Zimmer trat.

— Endlich da? rief Schobri, ohne ſich umzudrehen. Hatte ich Dir nicht befohlen, ſchon geſtern einzutreffen?

— Hauptmann...

— Still, commandirte Schobri, ruhig weiter raſirend. Ein ſo faules Lumpen-Geſindel, als ich zu commandiren das Unglück habe, iſt mir noch nicht vorgekommen. Wenn das nicht anders wird, ſo werde ich zwölf ſolcher Galgenvögel, wie Du einer biſt, an den erſten beſten Baum aufhängen laſſen; dann wird wieder etwas Zucht in Euch hineinkommen.

— **Passam terentete!**

— Nicht raiſonnirt! Verfüge Dich augenblicklich mit dieſer Anweiſung zum Grafen S. Er wohnt Waizengaſſe Nr. 43. Du erhältſt 2000 Dukaten, die Du ſofort einſiegelſt und unter der Adreſſe „Graf Hallaſy" **poste restante** nach Wien ſchickſt. Verſtanden?

— Ja, Hauptmann!

— Nach Wien holen Zwei von Euch, als Schmiedknechte verkleidet, meinen Reisewagen ab, an dem ich absichtlich eine Feder gebrochen habe. In drei Tagen erwartet Ihr mich auf der ersten Station nach Wien. Verstanden?

— Ja, Hauptmann!

— Nun kannst Du zum Teufel gehen, sagte Schebri.

Zeh nahm die Anweisung und that, was ihm befohlen wurde.

Gegen Mittag erhielt unser Held den Besuch des jungen Dichters.

— Nun, junger Freund, bringen Sie mir Ihren „Schebri"?

— Hier ist das Stück, Herr Baron. Wann darf ich so frei sein, mir die Antwort abzuholen?

— Morgen Abend, wenn ich bitten darf, sagte Schebri. Wollen Sie morgen Abend mein Gast sein?

— Vor einer Stunde habe ich eine Einladung der Gräfin Blanc angenommen.

— Sie kennen diese Dame?

— Ihr Salon ist das Rendezvous aller Künstler und Literaten ...

— Ich habe auf dem gestrigen Ball die Bekanntschaft dieser reizenden Frau gemacht. Wollen Sie mich morgen bei ihr einführen?

— Mit dem größten Vergnügen, Herr Baron.

— Gut, ich erwarte Sie.

Der junge Dichter empfahl sich.

Gleich nach Tische fuhr Baron Plassenheim in der Hôtel-Equipage zum Theaterdirector, ließ sich von ihm als einen Fremden, der ihn zu sprechen wünsche, anmelden und wurde, nachdem er über zehn Minuten antichambrirt hatte, in Gnaden vorgelassen. So ein Theaterdirector hält sich, selbst wenn er der größte Lump und Ignorant ist, der weder lesen noch schreiben kann, für ein Stück Machtvollkommenheit, vor der jedes andere Menschenkind, das nicht Director ist, sich demüthig beugen und verneigen soll.

— Mit wem hab' ich die Ehre? fragte Herr Schmidt, der zu den Besseren seines Standes gehört.

— Ich bin ein Mann, dessen Name Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt sein wird.

— Künstler wahrscheinlich? fragte der Direktor mit ironischem Lächeln.

— Gewesen, mein Herr, gewesen! Seit vier

Jahren habe ich die Ehre, gleich Ihnen, Director einer Gesellschaft zu sein, die mit vielem Glück bald hier bald dort Gastrollen gibt, und deren Erscheinen, wenn auch nicht Beifall oder Furore, wie Sie es nennen, doch überall Angst und Schrecken erregt.

— Ihr Name, mein Herr? fragte der Director, dadurch neugierig gemacht.

— Ich würde ihn längst genannt haben, müßte ich nicht befürchten, daß sein Klang Sie beunruhigen möchte.

— Ich bin kein Feigling, mein Herr, und habe noch vor keinem Namen gezittert. Sie heißen?

— Schebri!

— Wie, Sie sind?...

— Vorläufig bin ich Räuberhauptmann. Aber weshalb erschrecken Sie? Glauben Sie, daß ich gekommen sei, Ihnen die Kehle abzuschneiden? Sie irren, mein Herr, mit Kleinigkeiten solcher Art habe ich mich niemals befaßt.

— Womit kann ich dienen, Herr Schebri? fragte der zitternde Theater-Director.

— Ich bringe Ihnen ein Lustspiel, das einer meiner Freunde bei Ihnen eingereicht, ein Lustspiel,

dessen Held kein Anderer als meine Wenigkeit ist, ein Lustspiel, das Sie zurückgewiesen haben.

— Nur aus Achtung für Sie, Herr Schubri, stammelte der leichenblasse Dramaturg.

— O ich bitte, genieren Sie sich nicht. Man hat größere Leute, als mich, auf die Bühne gebracht. Auch meine großen Vorbilder Corneille und Racine haben auf dem Theater geglänzt; der Held eines Lustspiels zu sein, kann mir, wie ich glaube, nur zur Ehre gereichen.

— Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich auch andere Gründe habe, die mich veranlassen, das Lustspiel nicht annehmen zu können.

— Haben Sie das Stück gelesen?

— Ja, Herr von Schubri.

— Gefällt es Ihnen?

— Nein, Herr von Schubri.

— Aber mir gefällt es und darum erwarte und verlange ich, daß Sie sich bereitwillig zeigen werden, es anständig zu honoriren und so schnell als möglich in Scene zu setzen.

— Herr, wer kann mich dazu zwingen?

— Die Furcht! Wollen Sie das Lustspiel annehmen oder nicht? fragte Ungarns Ire Diavolo, ein

geladenes Pistol aus seiner Brusttasche hervorziehend. Noch einmal: wollen Sie oder wollen Sie nicht?

— Ich will, ich will, stotterte der zitternde Theater-Principal.

— Wollen Sie es anständig honoriren? fragte Schobri, den Hahn spannend.

— Anständig? Was verstehen Sie darunter?

— Wollen Sie für das Lustspiel fünfhundert Gulden zahlen?

— Fünfhundert Gulden? Sie scherzen, Herr von Schobri.

— Bisweilen, jetzt aber bin ich keinesweges dazu aufgelegt. Entschließen Sie sich, mein Herr; ich kann mit Kleinigkeiten solcher Art nicht viel Zeit verlieren; la bourse ou la vie! rief Schobri, ihm die Pistole auf die Brust setzend.

— Sind Sie mit zweihundert Gulden zufrieden?

— Schobri läßt nicht mit sich handeln. Mögen Sie andere Dichter so mesquin besolden wie Lohnlakayen, meinen Dichter müssen Sie anständig honoriren, sonst... ich hoffe, Sie verstehen mich?

— Himmel, was soll ich thun?

— Fünfhundert Gulden zahlen oder Ihr Testament machen.

— Hier, Herr von Schebri, sind fünfhundert Gulden.

— Empfangen Sie dafür meinen herzlichen Dank und die Versicherung, daß, falls das Lustspiel „Schebri“ innerhalb acht Tagen nicht zur Aufführung gekommen ist, ich mir die Freiheit nehmen werde, Ihr Theater an allen vier Ecken anzuzünden. Dies Schicksal erwartet Sie auch dann, wenn Sie den Muth haben sollten, mich zu verrathen. Im Uebrigen bleibe ich Ihnen wohlgewogen und bitte Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen, sagte Schebri, nahm das Geld und entfernte sich.

Der Director, dem der Schreck alle Glieder gelähmt hatte, war so consternirt, daß er, statt ihm nachzueilen, ihn ruhig in den Wagen einsteigen und ungehindert fortfahren ließ.

— Dieser Schebri, sagte er, ist ein so frecher Bandit, daß er, falls ich ihn nun verrathen wollte, seine Drohung wahr machen und mir mein Theater in Brand stecken würde. Was ist da zu thun? Da heißt es, gute Miene zum bösen Spiele machen und das Stück in Scene setzen.

Kaum noch an demselben Tage theilte er die Nolten auf.

Eine Stunde nach diesem Vorfall gehen zwei ehrenwerthe Mitglieder der Schinderschen Räuberbande, als Schmiedknechte verkleidet, den beschädigten Reisewagen des Baron von Pfaffenheim ab, um ihn wieder in Stand zu setzen.

Siebentes Kapitel.

Tausend Dukaten. Schobel als Wechsler. Der überraschte Dichter. Wie ist das zugegangen? Eine Soirée bei der Gräfin Plane. Sophie's Verlobung. Eine Catastrophe.

Am andern Morgen gab Doctor Pfffyki, der sich unausgesetzt mit der Quadratur des Zirkels beschäftigte und nebenbei die Hungerkur gebrauchte, dem Zimmerkellner, der ihm die halbe Portion Kaffee ohne Zucker und Sahne brachte, tausend Stück Kremnitzer Dukaten und den Auftrag, das Gold in Banknoten umsetzen zu lassen.

Gleich darauf bestellte Baron Pfaffenheim sein Frühstück.

— Was ist das für ein Mann, dieser Doctor Pfffyki? fragte die Baronesse. Er scheint den ganzen Tag fortwährend Geld zu zählen.

— Ich kann aus ihm nicht klug werden, er-

wieder der Kellner; er ist, seitdem er in unserm Hotel wohnt, noch nicht ein einziges Mal ausgegangen, schließt sich den ganzen Tag im Zimmer ein und öffnet nur dann, wenn ich ihm Frühstück und Abendbrot bringe.

— Ist er Mittags an der Wirthstafel? fragte der Baron.

— Mittags ist er gar nicht.

— Ist er vielleicht krank?

— Er sagt, er sei es gewesen; gegenwärtig gebraucht er die Hungercur.

— Der gute Mann scheint ein armer Teufel zu sein.

— Das hab' auch ich geglaubt, aber vor zehn Minuten den Beweis vom Gegentheil erhalten. Er gab mir tausend Stück Kremnitzer Dukaten, die er gewechselt haben will.

— Tausend Dukaten, wiederholte der Baron. Sie scherzen wohl nur?

— Nein, nein, es ist so!

— Dieser Doctor fängt mich zu interessiren an, sagte Wolfenheim leise vor sich.

— Der Wirth will das Geld dem zum Wechseln schicken, sagte der Kellner.

— Braucht er Silbergeld?

— Er wünscht Banknoten.

— Ei dann könnte ich das Geld wechseln; ich wünsche dafür Dukaten zu erhalten.

— Ich will das Geld gleich hinaufbringen.

Pfaffenheim zählte unterdessen den Werth der tausend Dukaten in Banknoten à hundert Gulden auf den Tisch. Gleich darauf brachte der Wirth das Gold und nahm dafür das Papiergeld in Empfang.

Draußen auf dem Vorsaale zählte er noch einmal die Anzahl der Banknoten und klopfte dann an die Thür des Doctor Pfiffyki.

— Wer da? fragte er wieder.

— Der Wirth bringt das Geld.

— Gleich, gleich, antwortete der Doctor, öffnete aber erst nach einer Pause von fünf Minuten.

Doctor Pfiffyki zählte das Geld.

— Stimmt's? fragte der Wirth.

— Aufs Haar, sagte der Doctor und warf die Banknoten auf den Schreibtisch hin.

Gleich, nachdem der Wirth sich entfernt hatte, riegelte der Doctor wieder das Zimmer zu.

Gegen fünf Uhr Abends klopfte an die Thür seines Nachbars der junge Bühnendichter.

— Willkommen, junger Freund, sagte Schobri. Es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, daß der Director auf mein Gesuch Ihr Lustspiel angenommen hat.

— Wirklich? fragte der Dichter mit allen Merkmalen freudiger Ueberraschung.

— Er hat mich beauftragt, Ihnen das Honorar von fünfhundert Gulden einzuhändigen.

— Fünfhundert Gulden? wiederholte der junge Mann.

— Zählen Sie es nach, sagte der Baron, ihm ein kleines Paket Banknoten überreichend.

— Wahrhaftig, fünfhundert Gulden. Ei, eher hätte ich an den Einsturz des Himmels, als an dieses Wunder geglaubt. Wie in aller Welt haben Sie es angefangen, diesen Filz zu bewegen, mir für ein einaktiges Lustspiel, das er vor vier Wochen zurückgewiesen, jetzt fünfhundert Gulden Honorar zu bezahlen?

— Wie ich dieses Wunder bewirkt, sollen Sie später erfahren. Wollen wir nun zur Gräfin Liane?

— Sie ist bereits durch mich in Kenntniß gesetzt, daß Sie ihr heute die Ehre ihres Besuches zugedacht.

— Und was sagte der Engel?

— Der Baron wird mir willkommen sein.

— Gut, dann will ich anspannen lassen.

Eine Viertelstunde später fuhr Schebri in Begleitung des jungen Dichters zur Gräfin Liane.

Baron Pfaffenheim wurde von ihr mit großer Auszeichnung empfangen und einem kleinen Gesellschaftskreise vorgestellt, dessen größere Hälfte aus Schöngeistern und Künstlern bestand. Darunter befand sich auch der Rothschild des deutschen Witzes, der berühmte Humorist M. G. Saphir aus Wien.

— Sie kommen noch zur rechten Zeit, sagte Gräfin Liane zum Baron Pfaffenheim, um an einer Vorlesung Theil zu nehmen, womit mein berühmter Freund und Landsmann Saphir unsern kleinen Zirkel zu erheitern versprochen hat.

Bald darauf begann Saphir seine Vorlesung:

Wichtige Geschäfte riefen mich nach Pesth. Und damit meine freundlichen Hörer und Hörerinnen sich nicht abzumühen brauchen, nachzudenken, was ich unter dem Ausdrucke wichtig verstehe, will ich, um Ihrer liebenswürdigen Neugier entgegenzukommen, Ihnen unumwunden die Geschäfte nennen, die mich

— es ſind jetzt fünf Wochen her — in den Eilwagen trieben.

Das erſte Geſchäft: das tiefgefühlte Bedürfniß, einen Engel wiederzuſehen, den ich ſeit zwölf Jahren als Schutzgeiſt meines Lebens verehre, deſſen Bild ich gläubig in meinem Herzen trage, und deſſen Name jeder meiner Hörer leicht errathen wird.

Das zweite Geſchäft: der fromme, tugendhafte Vorſatz, die Bekanntſchaft eines Salates zu machen, von dem mir mein liebenswürdiger Freund Graf A. in ſeinem letzten Briefe ſo viel Rührend-Schönes erzählt, daß mir die hellen Freudenthränen in die Augen traten.

So befand ich mich wieder im Eilwagen.

Im Fond, in der Ecke rechts, ſaß eine Dame, die allem Anſcheine nach einmal jung und vielleicht gar nicht häßlich geweſen ſein muß. Sie trug einen ächten Shawl und eine falſche Tour, die ſich auf der Stirn etwas verſchoben hatte. In der linken Ecke thronte eine junge reizende Blondine mit ſchneeweißer Haut und hellblauen Augen, mit Zähnen wie Perlen, mit Lippen wie Corallen. Sie war eine jener Schönheiten, in die man ſich zu jeder Stunde des Tages über Hals und Kopf verlieben

kann. Zwischen diesen Frauen saß ein kleiner, dicker Herr wie ein Stück Abenddämmerung zwischen Tag und Nacht eingeklemmt. Diese Abenddämmerung trug ein rothes Käppchen und einen schwefelgelben Nankingrock. Auf seinem hausbackigen Gesichte grafte ein stereotypes Lächeln, wie man's häufig auf David Tenier's lustigen Bauerhochzeiten sieht. Neben mir gähnte ein hochaufgeschossener Mann mit einem rothen Backenbart und einer blauseidenen Cravatte, mit einer harmlosen Beefsteak-Miene und einem gelblichgrünen Spargel-Teint, was alsogleich einen Sohn Albions, den englischen Touristen, verrieth. Ich saß dem blonden Tage, er der brünetten Nacht gegenüber.

— Die Eilwagen, rief der Mann in dem Nankingrock, sind eine herrliche Erfindung. Man fährt jetzt so bequem und dabei so billig. Die ganze Reise von hier nach Pesth kostet nicht mehr als 132,150 Schwefelhölzchen.

— Rechnen Sie immer nach Schwefelhölzchen? fragte ich.

— Zu dienen, mein Herr. Ich will Ihnen auch sagen, weshalb. Ich habe die Ehre Schwefelholzfabrikant zu sein und berechne Alles nach dem

Werthe meines Fabrikats. Für jeden Andern hat der Gulden ſechzig Kreuzer, für mich hat er dreitauſend Schwefelhölzchen.

— Reiſen Sie oft nach Peſth? fragte ich.

— Faſt jeden Monat einmal.

— Und wo wohnen Sie?

— „In den zwei Piſtolen.“ Man lebt da ſo billig! Ich bleibe in der Regel drei bis vier Tage dort und verzehre nie mehr als 60 bis 70,000 Stück Schwefelhölzchen.

— Was verzehren Sie? fragte der Engländer in gebrochenem Deutſch.

— 60 bis 70,000 Stück Schwefelhölzchen.

— Goddam, rief der Engländer mit anderthalb Mienen der höchſten Verwunderung.

— Ach dieſe Engländer, dachte ich mir, giebt es wohl noch etwas Anderes auf Erden, das ſo ſtupid, ſo langweilig, ſo proſaiſch iſt, als ein kattunener Regenſchirm und im Makintoſh reiſender Engländer?

In demſelben Augenblick hielt ein Handwerksburſche dicht am Wagen ſeine Mütze hin.

— Der Menſch muß wohlthätig ſein, ſprach der dicke Herr, zog ſeinen ledernen Geldbeutel, nahm

ein Sechskreuzerstück und warf es dem armen Teufel mit den Worten zu: Da, mein Junge, nimm diese 300 Schwefelhölzchen und wandere mit Gott!

— Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, begann die Dame mit dem ächten Shawl und der falschen Tour. Ich habe seit zwei Tagen keine Zeitung gelesen; kann mir Niemand von Ihnen sagen, wie die Actien der k. k. privilegirten Ferdinands-Nordbahn stehen?

— Ich lese keine Zeitungen, erwiderte der Schwefelholzmann.

— Warum nicht? fragte ich.

— Weil man in jeder dasselbe und in keiner etwas Vernünftiges liest.

— Sie wissen also auch nie, wie die Metalliques stehen?

— Ich bekümmere mich in der Welt um nichts Anderes als Schwefelhölzchen, und, Dank dem Himmel, ich bereue es nicht. Ich habe mein Schäfchen ins Trockene geführt und bin der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Ich habe eine hübsche Tochter, der ich, wenn sich ein anständiger Freier findet, welcher ihr gefällt, zehn Million Heirathsgut mitgebe.

— Gulden? fragte ich.

— Schwefelhölzchen, erwiderte der Dicke, und dann habe ich noch einen Buben von neun Jahren, welcher Professor werden muß. Bei Armbruster in Wien habe ich dem Kleinen etwas gekauft, was ihm unbändig vielen Spaß machen wird.

— Und was, wenn ich fragen darf?

— Bauernfeld's Lustspiele und eine lappländische Grammatik; der Junge muß alle Sprachen lernen, denn das ist die Hauptsache. Das Buch ist außerordentlich billig: es kostet 9250 Schwefelhölzchen ... ein wahres Lumpengeld!

— Giebts in Lappland auch Eisenbahnen? fragte die braune Frau.

— Nein, erwiderte der Dicke, aber Rennthiere giebt's dort.

— Glauben Sie, daß die Ferdinands-Nordbahn sich rentiren wird?

— Das verstehe ich nicht, sagte der Mann des Schwefels.

— Haben Sie auch an den Spaniern verloren? fragte sie wieder.

— Kein Schwefelholz, entgegnete der Dicke.

Und so gings weiter und weiter. Das zehnte

Wort, das aus dem Munde des Dicken kam, war ein Schwefelholz. Die braune Dame erkundigte sich auf jeder Station nach dem Stande der Staatspapiere und Eisenbahn-Actien, der Engländer horchte mit aufgesperrtem Maule und zugeknöpftem Makintosh und ich — ich — ich liebäugelte mit dem blonden Tag, in dessen Augen ich zwei Kapitel eines Romanes las, der mir lieber war als alle Romane der Madame Caroline Pichler bis herab zur Madame Amalie Schoppe, geborenen Weiße.

Als der Eilwagen Pressburg erreicht hatte, stieg der Schwefelholzmann und gleich darauf auch der Engländer aus. Ich sah, wie Master Beefsteak den Dicken bei Seite nahm, und hörte ganz deutlich, wie er fragte:

— Wieviel Schwefelhölzchen haben Sie in den „zwei Pistolen" verzehrt?

— Das letzte Mal 19,350 Stück.

— Goddam, ich bewundere Sie!

— Warum? fragte der Dicke.

— Weil Sie so viel Holz und Schwefel verdauen können.

— O Beefsteak, rief der Dicke, wieder einsteigend.

Ich lachte bis nach Peſth. Hier angekommen, begleitete ich den blonden Tag bis zum Gaſthof. Aber denken Sie ſich meinen Schreck, als ich bemerkte, daß meiner Dame die goldene Uhr mit ſammt der Kette und mir meine Brieftaſche mit all' meinem Geld fehlte.

— Man hat uns beſtohlen, riefen wir Beide.

Acht Tage ſpäter erfuhren wir, daß der harmloſe Paſſagier, der dicke Mann, der Alles nach Schwefelhölzchen berechnet hatte, ein pfiffiger Spitzbube geweſen war. Wollen Sie nun auch ſeinen Namen hören?

— Ja, ja, riefen Alle.

— Es war unſer Landsmann Schobri.

— Bravo, Bravo! rief Pfaffenheim und applaudirte. Die ganze Geſellſchaft folgte ſeinem Beiſpiel.

— Dieſer Schobri, begann Gräfin Liane, iſt ein Proteus, der hundert verſchiedenartige Geſtalten anzunehmen und mit jeder neuen Maske einen neuen Character anzuziehen verſteht. Ich habe von dieſem liſtigen Patron ſchon ſo viel luſtige Streiche gehört, daß ich ihn für mein Leben gern einmal ſehen möchte. Wenn dieſer Schobri kein Spitzbube wäre, man könnte ſich in ihn verlieben.

— Ich habe mir sagen lassen, daß er abschreckend häßlich sein soll, sagte Schobri.

— Ich habe gerade das Gegentheil gehört, erwiderte die Gräfin. Er soll eine höchst interessante Physiognomie haben.

— So sind die Frauen, meinte Saphir. Sie können selbst einen Spitzbuben interessant finden, wenn dieser Spitzbube auch weiter gar nichts als die Kunst versteht, ein Bischen Aufsehen zu erregen.

Die Unterhaltung wandte sich bald einem andern Gegenstande zu. Man sprach von tausend Kleinigkeiten und — begab sich endlich zu Tische. Gräfin Liane wies Herrn Schobri, den sie interessanter, als jeden ihrer andern Gäste zu finden schien, einen Platz zu ihrer Linken an.

— Sie scheinen verstimmt, Baron. Nehmen Sie es übel, wenn ich frage, weshalb Sie es sind?

— Ich habe heute einen Brief erhalten, der mich morgen früh nach Wien zurückruft.

— Wie, Sie wollen so schnell uns schon verlassen?

— Geschäfte, die keinen Aufschub leiden, machen es durchaus nothwendig.

— Und wann gedenken Sie zu uns zurückzukehren?

— In längstens acht Tagen.

— Ich habe eine verwitwete Schwester in Wien. Darf ich Ihnen ein Briefchen an sie mitgeben?

— Ich bitte darum.

— Sie hat bei einem der hiesigen Juweliere einen Schmuck bestellt, den ich gestern für sie in Empfang genommen. Wollen Sie auch damit sich beschweren?

— Betrachten Sie mich ganz als Ihren Chargé d'affaires und sein Sie überzeugt, daß ich mich jedes Auftrags pünctlich entledigen werde.

— Es wäre ein Verbrechen, daran zweifeln zu wollen.

Schobri war ganz entzückt, aber noch nicht einig, was ihn mehr interessire: der Glanz ihrer Schönheit oder der Schimmer ihrer Diamanten. Der Pfeil, der den Knäuel ihrer dunkeln Haare zusammenhielt, die beiden Zitternadeln, die Ferronière, das Halsband, die Ohrgehänge, die Broche, der Gürtel und die Armbänder bildeten einen Juwelenschmuck, dessen Werth sich auf fünfzehntausend Gulden belief.

— Gräfin Liane iſt ſchön, ſehr ſchön, noch weit ſchöner aber iſt der Schmuck, dachte unſer Held und ſann auf eine Liſt, wie er ſie deſſen berauben ſollte.

Da kam ihm der Zufall zu Hilfe.

— Kommen Sie, Baron, ſagte Liane, als ihre Gäſte ſich von der Tafel erhoben und in den Ballſaal zurückkehrten.

Sie nahm ein Licht und führte ihn in ihr Boudoir. Dort ſetzte ſie ſich an ihr Pult und ſchrieb den Brief an ihre Schweſter.

Schobri placirte ſich hinter ihren Fauteuil, zog mit bewundernswerther Gewandtheit eine der beiden Diamant-Zitternadeln aus ihrem Haargeflecht und ſteckte ſie mit großer Gemüthsruhe in die Taſche. Eben wollte er ihr auch die zweite entführen, als ſie ihr Köpfchen umdrehte.

— Fertig, ſagte ſie, das ſpiegelglatte Blatt zuſammenlegend und mit einer Oblate zuſiegelnd. Ich habe mich heute mit fremden Federn geſchmückt, ſagte ſie dann und nahm das Stirnband, das Collier, die Ohrgehänge, den Gürtel und die Armbänder ab. Dieſer Schmuck gehört meiner Schweſter, fuhr ſie fort und legte nun ein Stück nach dem andern in

eine eigends dazu gemachte Schatulle. Es fehlen nur noch der Pfeil und die beiden Zitternadeln.

Schobri erschrak, denn eine dieser Nadeln befand sich bereits in seiner Tasche. Als Liane diese Nadel vermißte, erschrak auch sie.

— Was suchen Sie, Gräfin? fragte Schobri.

— Eine dieser Nadeln. Ob ich sie im Saale oder hier verloren habe?

— Wir wollen suchen!

Jeder nahm ein Licht. Der Eine suchte da, die Andere dort.

— Gefunden, gefunden! rief unser Held.

— Und wo lag sie?

— Hier an der Thürschwelle.

— Dank, tausend Dank, Baron, sagte Liane, legte die Nadel gleichfalls an ihren Platz, verschloß die Schatulle und gab Herrn Schobri den Schlüssel dazu. Da Sie in acht Tagen nach Pesth zurückkehren, habe ich meine Schwester ersucht, mir den Betrag für diesen Schmuck durch Sie einzuschicken.

Der Gauner nahm Schatulle und Brief, küßte der Gräfin die Hand und fuhr bald darauf nach Hause.

Achtes Kapitel.

Die Landpartie. Wo bleiben sie! Ein merkwürdiges Billet. Schreck auf Schreck! Die falschen Banknoten. Doctor Pfffzki wird unangenehm. Der Wirth muß bluten. Pfffzki ist nicht Pfffzki.

Am andern Morgen, als der Kellner auf Nummer 4 das Frühstück brachte, fragte Pfaffenheim:

— Wie weit ist's von hier nach ...?

— Fünf kleine Stunden.

— Meine Frau will dort eine Landsmännin besuchen. Können Sie bis heute Abend Ihre Equipage entbehren?

— O ja, Herr Baron!

— Lassen Sie augenblicklich anspannen. Wir wollen den schönen Tag nicht unbenutzt vorüberziehen lassen.

Gleich nach dem Frühstück sagte Schebri zu seiner Geliebten:

— Komm, Seraphine, wir haben keine Zeit zu verlieren!

Unten harrte der Wirth. Mit tiefen Verbeugungen geleitete er seine Gäste bis zum Wagen, wünschte ihnen gutes Wetter, viel Amüsement und Gott weiß was mehr.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es wurde Mittag, es wurde Abend, es wurde Nacht; aber weder Baron noch Equipage kehrten heim. Man wartete bis zwei Uhr Nachts. Niemand kam.

— Sollte dem guten Baron ein Unglück zugestoßen sein? Sollten ihn Räuber überfallen haben? fragte sich der Wirth und wurde von Minute zu Minute besorgter.

Da klingelte es am Hausthore.

— Das wird er sein, sagte der Wirth und eilte mit dem Oberkellner dem Erwarteten entgegen.

Aber nicht Baron Pfaffenheim, sondern Doctor Pfffftzki war der Heimkehrende. Wirth und Kellner erstaunten, denn Keiner hatte ihn ausgehen gesehen.

— Wir können nun auf den Baron nicht länger warten, meinte der müde Wirth und begab sich

zu Bette. Aber die Besorgniß, was aus seinen Gästen, aus seinem Wagen und aus seinen Pferden geworden, ließ ihn nicht einschlafen.

Am andern Morgen kam der Kutscher, zwar ohne Wagen und Pferde, aber mit einem Billet folgenden Inhalts zurück:

Mein Herr Wirth.

Ich halte es für eine eben so heilige, als angenehme Pflicht, Ihnen für die Gastfreundschaft, die Sie mir und meiner Frau zu Theil werden ließen, den freundlichsten Dank und die Versicherung abzustatten, daß ich Ihren ganz vortrefflichen Gasthof überall gebührend empfehlen werde.

Da Ihr Wagen und Ihre Pferde meiner Frau außerordentlich gut gefallen haben, so konnte ich mir nicht das Vergnügen versagen, sie bis zu meiner Rückkehr nach Pesth als ein Andenken Ihrer Freundschaft zu behalten und Ihnen bis dahin als Unterpfand meiner Schuld ein Paar Koffer, ein Luftkissen und einen Schlafrock zurückzulassen.

Behalten Sie in gutem Andenken

Ihren

Sie hochachtenden Landsmann

Ignaz Rockerl, genannt Schobri.

— Schobri? Schobri?? rief der Wirth und rieb ſich die Stirn, wie Jemand, der mit wachen Augen zu träumen glaubt.

Noch einmal las er den Brief und ſchlug dann eine ſataniſche Lache auf.

— Dieſer Baron Pfaff von Pfaffenheim iſt alſo kein Anderer als der Schurke Schobri. O Vincenz, Vincenz, was biſt Du bei all' Deiner Phyſiognomik für ein ungeheurer Eſel! Meine Rechnung! Mein Wagen!! Meine Pferde!!! Und Du Hornvieh haſt den Spitzbuben ruhig fortfahren laſſen? fragte er den Kutſcher.

— Haben mich vom Bock geriſſen ... haben mich geprügelt ... haben mich geknebelt ... die Räuber, die Spitzbuben!

— Mein Wagen! Meine Pferde!! Meine Rechnung !!! Lauft zur Polizei und machet die Anzeige! Ich laſſe den Hallunken in alle Zeitungen ſetzen.

In demſelben Augenblick klingelte es auf Nummer 5 ſo ſtark, daß das ganze Haus zuſammenlief.

— Der Wirth! Der Wirth! Wo iſt der Wirth? rief Doctor Pfffftzki, der wie ein Wahnſinniger fortſchellte.

— Was ist denn vorgefallen? fragte der Wirth.

— Ein Betrug, ein schändlicher Betrug! Sie wissen, daß ich gestern tausend Stück Dukaten wechseln ließ ...

— Ich selbst habe Ihnen dafür den Betrag in Banknoten gebracht.

— Gut, daß Sie dies vor Zeugen eingestehen. Hier sind Ihre Banknoten; Sie sind ein Betrüger, ein Schurke, ein Falschmünzer!

— Ich? rief der erstaunte Wirth.

— Diese Banknoten sind falsch. Können Sie nachweisen, von wem Sie diese falschen Banknoten erhalten haben?

— Jesus Maria und Joseph, mich trifft der Schlag! Ich habe sie vom Spitzbuben Schobri.

— Herr, wie kommen Sie zu Schobri?

— Er hat dicht nebenan gewohnt, hat sich für einen Baron ausgegeben, ist mit meinem Wagen, mit meinen Pferden durchgegangen; ich möchte mir vor Zorn alle Haare ausraufen!

— Das können Sie thun. Vor Allem aber verlange ich von Ihnen meine tausend Stück Kremnitzer Dukaten zurück. Weigern Sie sich, so werde ich die falschen Banknoten der Polizei übergeben

und Sie als Helfershelfer, als Falschmünzer, als einen Schurken, der mit dem Räuber Schobri verkehrt hat, anzeigen. Ein sauberes Hôtel, in dem Banditen und Falschmünzer hausen!

— Herr, machen Sie mich nicht unglücklich! Wenn man erfährt, daß Schobri in meinem Hôtel gewohnt, dann bin ich ruinirt.

— Natürlich! Und wenn man erfährt, daß Sie mir für echtes Gold falsche Banknoten in die Hand gespielt, dann werden Sie, wenn es noch Gerechtigkeit in der Welt giebt, gehangen!

— Herr, was soll ich thun?

— Mir meine tausend Dukaten zurückgeben oder sich aufs Schlimmste gefaßt machen.

— Doctor, ich springe in's Wasser.

— Gebrauchen Sie ganz Ihre Bequemlichkeit, aber muthen Sie mir nicht zu, falsche Banknoten für echtes Gold anzunehmen.

— Herr, ich bin Familienvater!

— Dito, dito!

— Ich bin ein rechtschaffener, unbescholtener Bürger!

— Glauben Sie etwa, daß ich etwas Anderes bin? Entschließen Sie sich: wollen Sie mir meine

tausend Dukaten zurückgeben, oder soll ich Sie als Falschmünzer denunciren?

Die Angst, in den Verdacht zu kommen, mit Schobri unter einer Decke gespielt zu haben, preßte dem armen Gastwirth tausend Dukaten ab.

Doctor Pfffffyki gab ihm dafür die falschen Banknoten zurück und begehrte dann seine Rechnung, die er sofort bezahlte.

Der Wirth lief schleunig zur Polizei und verlangte, daß Schobri gerichtlich verfolgt und auf der Flucht eingeholt werde. Nach des Kutschers Aussage hatte der Räuberhauptmann den Weg nach Hermannstadt eingeschlagen. Die Polizei traf sofort Anstalten.

Eine Stunde später fuhr Doctor Pfffffyki in seinem Einspänner nach Ofen. Auf der Brücke zog er sein Tagebuch hervor und notirte folgendes:

— Vom 26. bis 30. August im Gasthof zum „König von Ungarn" zu gleicher Zeit als Baron Pfaff von Pfoffenheim und Doctor Pfffffyki gewohnt.

NB. Saphir und seine Brieftasche!

Während die Polizei Herrn Schobri auf der Straße nach Siebenbürgen verfolgte, verkaufte er in Ofen den Wagen und die Pferde des „Königs von Ungarn."

Neuntes Kapitel.

Wien. Graf Hallasy. Statistik der reisenden Engländer. Capitain Bobble. Eine Witwe, die niemals einen Mann gehabt. Ein Gelegenheits-Salon. Die Maitresse der geheimen Polizei.

Zwei Tage später kam unser Schobri in Begleitung seiner Geliebten mit dem Eilwagen in Wien an und stieg im Gasthof zum „goldenen Lamm" in der Leopoldstadt ab.

Gleich nach seiner Ankunft begab er sich aufs Post-Bureau, um dort gegen Vorzeigung seines Passes, ausgestellt auf „Stephan Graf Hallasy," den Brief mit den zweitausend Dukaten, die ihm Graf S. auf einen falschen Creditbrief ausgezahlt hatte, in Empfang zu nehmen.

Noch an demselben Tage machte er an der Wirthstafel — seine Geliebte speiste auf ihrem Zim-

mer — die Bekanntſchaft eines rothblonden, bildhäſslichen Engländers, in dem ſeine Spitzbuben-Augen gleich beim erſten Anblick eine gute Priſe erkannten.

Die Söhne Albions bilden als Reiſende eine ſo eigenthümliche Gruppe, daß ſie in mehr als einer Beziehung Jedem ſogleich auffällt.

Unter tauſend Engländern, die den Continent alljährlich mit ihrer langweiligen Gegenwart beglücken, befinden ſich durchſchnittlich:

333 Officiere auf halbem Solde.

140 ruinirte Spieler.

90 Kammermädchen und Gouvernanten.

90 Kammerdiener, Jockeys und Sprachlehrer.

80 dem Kings-Bench entflohene Schuldenmacher.

60 Kranke, meiſtentheils Schwindſüchtige, die dem engliſchen Nebel entfliehen.

50 abgedankte Maitreſſen.

45 mittelalterliche Mädchen, die einen deutſchen Baron, einen franzöſiſchen Grafen, oder einen engliſchen Herzog zu heirathen wünſchen.

40 mit ihren Männern in Uneinigkeit lebende Frauen, die ſich über dieſes Unglück auf dem Feſtlande zu tröſten wiſſen.

30 Standesperſonen, die zu arm oder zu geizig

sind, in England ein Haus, alle Gesellschaften und Mode-Thorheiten mitmachen zu können.

20 junge Leute, die sich in keiner Stadt länger als vierundzwanzig Stunden aufhalten, um sagen zu können, daß sie einmal dagewesen sind.

15 wirklich reiche und vornehme Engländer, die sich auf dem Festlande ebenso langweilen, als in ihrer Heimath.

7 Leute, welche reisen, um Geist und Herz auszubilden.

Von tausend reisenden Engländern haben neunhundert nicht mehr Geld, als die Touristen anderer Länder, und dennoch heißt man die Engländer überall und vorzugsweise in Deutschland willkommen, weil unser liebes, gutes, einfältiges Volk sich eben so wenig einen Engländer ohne Geld als einen Gelehrten ohne Brille denken kann.

Master Bobble gehörte zur Cathegorie der 333, d. h. er war Capitain auf halbem Solde und nebenbei Neffe eines ungeheuer reichen Rasiermesser-Fabrikanten, der ihm das Vergnügen gemacht hatte, zu rechter Zeit ins unbekannte Land hinüberzusegeln

und ihn als Universalerben seines Vermögens einzusetzen. Im Uebrigen war Capitain Bobble ein harmloser, äußerst gutmüthiger Mensch, der wenig Haare auf dem Kopfe und noch weniger auf den Zähnen hatte.

Unser Schobri, der als Räuber, welcher auf Bildung Anspruch macht, fünf bis sechs Sprachen spricht, hatte den Capitain Bobble englisch angeredet und ihn dadurch gleich für sich eingenommen.

Abends führte der Capitain seinen neuen Freund bei Frau von M. ein.

Diese Frau von M. ist Witwe. Es giebt zwar viele Leute, welche behaupten wollen, sie sei niemals verheirathet gewesen; doch zeigt sie in ihrem Schlafkabinet Jedem, der sie besucht, das mit Immortellen bekränzte Bild ihres verstorbenen Gemahls, dessen Verlust sie so innig beweint, als ob er erst gestern gestorben wäre. Diese Witwe ist reich, sehr reich, doch weiß Niemand, wo dieser Reichthum hergekommen ist. Sie sucht zwar den Leuten einzureden, daß ihr seliger Gemahl, welcher General in portugiesischen Diensten gewesen sein soll, ihr große Besitzungen in der Gegend von Lissabon und außerdem ein bedeutendes Vermögen hinterlassen habe; doch kenne ich Viele, die nichts von dem Allen glauben wollen.

Aber so viel ist gewiß, daß Frau von M. ein großes Haus macht. Jedes Kind in Wien kennt ihr Hôtel, mehr aber noch ihren Salon.

Dieser Salon ist vielleicht der schönste der ganzen Kaiserstadt. Die Wände dieses oblongen Saales sind mit großen marmoreingefaßten, reichvergoldeten Spiegeln bedeckt. Der Plafond, ein Meisterstück der Malerei, trägt drei große Lüstres, deren Kerzenglanz ein magisches Licht ausgießt. In jeder Ecke des Saales ist eine Nische, in der eine mythologische Statue prangt, die nur zur Hälfte durch pyramidenartig aufgestellte Blumen-Vasen verdeckt wird. Rings um den Saal laufen seidene Divans und Fauteuils, worauf man wie im Schooße Abrahams sitzt. Dieser Salon ist das Stelldichein junger, schöner und durchaus nicht spröder Frauen, die, auf Eroberungen und Abenteuer ausgehend, sich gegenseitig durch Schönheit und Grazie, durch Witz und Laune, vor Allem aber durch tausend geheimnißvolle Künste einer reizenden Toilette zu verdunkeln suchen. Das Bedürfniß, Bekanntschaften einzufädeln, Liaisons anzuknüpfen, vereinigt bei Frau von M. alle fremde Notabilitäten, die durch Bekannte bei ihr eingeführt werden. Man wirft hier Netze aus,

iſt Köder oder Fiſch, fängt oder wird gefangen. Im Uebrigen amüſirt man ſich bei Frau von M. beſſer, als irgendwo in Wien. Man erzählt ſich Neuigkeiten und Bonmots, ſpricht von Theater und Literatur, von Liebſchaften, Eheſcheidungen und Allem, was ins Gebiet der Chronique ſcandaleuſe ſchlägt; man tauſcht mit dem unſchuldigſten Lächeln fein candirte Zweideutigkeiten aus, verſteht Spaß und nimmt durchaus nichts übel. — Später kommen andere Unterhaltungen an die Reihe: man muſicirt, ſo gut man kann, ſingt, ſo ſchlecht es geht; man tanzt und lacht; man ſchlürft Eis, trinkt Champagner und — faſt hätte ich die Hauptſache vergeſſen — man ſpielt, ſpielt hoch, ſehr hoch, gewinnt oder verliert, borgt oder nimmt geborgt und ruinirt ſich oder Andere.

Eine der Hauptfiguren dieſes, ganz nach Pariſer Art gebildeten Salons war eine transparente, dünnbeinige, pockennarbige, beim Kärnthner-Theater engagirte Ballettänzerin, die, früher Figurantin bei der großen Oper in Paris, dort zwei bornirte Financiers an den Bettelſtab und drei empfindſame Lords ins Tollhaus gebracht hatte. Mademoiſelle Victorine — ich nenne ſie bei ihrem Vornamen —

hatte als Maitresse eines Beamteten, der die Seele der Wiener geheimen Polizei war, einen so mächtigen Einfluß, daß alle Welt und namentlich jeder junge Mann, der sich um ein Amt bewarb und eine glänzende Carrière machen wollte, nichts Klügeres thun konnte, als ihr à tout prix den Hof machen.

Zu den Enthusiasten, die den Siegeswagen dieser aus Witz und Koketterie zusammengeleimten Celebrität zogen, gehörte auch Capitain Bobbie, der bei Mademoiselle Victorine seit jenem Augenblick, wo er ihr seine Huldigung in Gestalt eines ächten Cashemir-Shawls zu Füßen gelegt, so gut angeschrieben war, daß er zu jeder Stunde des Tages, mit Ausnahme der Einsiegen, in der sie ausschließlich der nach Liebe lechzenden Seele der geheimen Polizei angehörte, bei ihr Zutritt und die Erlaubniß hatte, sie nach Belieben anzubeten. Toni, der indigoblaue Papagei, den ihr der ***sche Gesandte, Zeilby, der schneeweiße Spitz, den ihr die Seele der geheimen Polizei geschenkt, und Bobbie, der rothberockte Capitain, bildeten ihren Hofstaat, ihre Leibgarde. Diese drei Wesen nannte sie ihre Hausthiere und behauptete bei Allem, was einer Tänzerin heilig ist, daß das Eine ihr gerade so lieb und werth wie das

Andere sei. Der gute Engländer fühlte sich bis in die Nagelspitzen geschmeichelt.

An jenem Abend, an dem er den Grafen Hallais bei Frau von M. eingeführt hatte, erbat er sich von Mademoiselle Victorine die Erlaubnis, ihr seinen Freund vorstellen zu dürfen.

— Hat er Geld?

— Ja!

— Ist er eifersüchtig?

— Nein!

— Gut, dann will ich ihn kennen lernen.

Eine halbe Stunde später waren Victorine und Schobri so vertraut mit einander, als ob sie sich seit Jahren schon gekannt hätten. Die Tänzerin lud ihn auf den folgenden Tag zum Gabelfrühstück ein.

Zehntes Kapitel.

Der ächte und der falsche Schmuck. Der Betrag und die Quittung. Eine Scene bei Victorinen. Ein verdächtiger Hut. Der bezauberte Karton. Wer hat genies't? Der verrathene Seladon. Ein Mittel, das Herrn Schobri zum Schweigen bringt.

Acht Tage waren seit jenem Frühstück verflossen. Herr Schobri hatte während dieser Zeit nach dem Muster des ächten Schmuckes, der ihm von der Gräfin Liane anvertraut worden war, einen täuschend ähnlichen von falschen Steinen anfertigen lassen, die ächten stückweise bei verschiedenen Juwelieren verkauft und dafür über zwölftausend Gulden Conventionsmünze eingenommen.

Mit dem falschen Schmuck und Lianens Empfehlungsschreiben begab sich Schobri, als Baron von Pfaffenheim, zur Gräfin von R., die durch ihre Schwester schon vor acht Tagen von seiner

Ankunft unterrichtet, ihn als Ueberbringer des sehnlich erwarteten Schmucks herzlich willkommen hieß.

— Ich hatte Sie, mein lieber Baron, schon viel früher erwartet, sagte die Gräfin.

— In Straßburg traf mich das Mißgeschick, von der Gicht dergestalt heimgesucht zu werden, daß ich auf Anrathen des Arztes sechs Tage das Bett hüten mußte. Erst gestern angelangt, habe ich mich beeilt, Ihnen schon heute meine Aufwartung zu machen, um mich angelegentlich meines Auftrags zu entledigen, erwiderte Schebel, ihr das Schreiben und den Schmuck überreichend.

— Wann gedenken Sie nach Paris zurückzukehren? fragte die Gräfin, mit Neugier das Schmuckkästchen öffnend.

— Ich hoffe, meine Geschäfte bis heute Abend abgemacht zu haben und dann morgen früh mit Extrapost wieder abzureisen.

— Meine Schwester hat mir die Rechnung von Juwelier mitgeschickt. Darf ich mir erlauben, Ihnen den Betrag dafür einzuhändigen und Sie zu bitten, das Geld meiner Schwester zu übergeben?

Das war es eben, was Schebel haben wollte.

und hätte die Gräfin nicht davon angefangen, so würde er sie daran erinnert haben.

— Ich entziehe mich dieses Auftrags um so lieber, da er mir auch von Seiten Ihrer Schwester zu Theil geworden ist.

— Worauf beläuft die Rechnung?

— Die Summe wird wohl in dem Schreiben, das ich Ihnen überreicht habe, angegeben sein.

— Nein, Baron; wohl aber in dem Briefe, den ich vor acht Tagen erhalten habe. Ich will später nachsehen und Ihnen die Summe, damit Sie sich nicht herzubemühen brauchen, in Ihre Wohnung schicken. In welchem Hotel sind Sie abgestiegen?

Diese Frage setzte unserm Helden etwas in Verlegenheit. Hätte er der Gräfin das „goldene Lamm" genannt, so würde der Diener, der ihm das Geld überbringen sollte, dort nach dem Baron Pfaffenheim gefragt und die Antwort erhalten haben, daß ein Fremder dieses Namens hier gar nicht abgestiegen sei, was gleich Verdacht erregt hätte.

— Ich wohne in der „Stadt London" sagte Schubert, möchte Sie aber ersuchen, mir das Geld nicht hinaufschicken, weil ich vor Mittemacht nicht heimkehren werde.

— Nun, wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, so will ich Ihnen den Betrag jetzt gleich einhändigen, sagte die Gräfin, begab sich aus ihrem Boudoir in das angrenzende Gemach, suchte den Clemens Brief, in welchem der Betrag der Rechnung angegeben war, und schloß dann ihre Geld-Schatulle auf.

Schobel ließ diesen Augenblick des Alleinseins nicht ungenutzt vorüberziehen. Seine Spitzbuben-Augen streiften über den Nippes-Tisch und gewahrten unter vielem Kleinodien ein Brillantkreuz, das gleich darauf in seine Tasche wanderte.

— Hier, mein lieber Baron, sind 15,258 Gulden, sagte die zurückkehrende Gräfin.

— Erlauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen den richtigen Empfang bescheinige.

— Wozu das?

— Es ist der Ordnung wegen, meinte Schobel, setzte sich an's Pult, nahm sich ein Blatt Papier und quittirte den Empfang.

— Sollten Ihre Geschäfte bis heute Abend nicht abgemacht und Sie gezwungen sein, morgen in Wien zu bleiben, so erwarte ich noch Ihren Besuch, mein guter Baron.

— Wo könnte ich mich wohl besser, als in so angenehmer Gesellschaft amüsiren, erwiderte Schobri, machte eine sehr galante Verbeugung und ging seine Wege.

Die Gräfin legte sich den falschen Schmuck an, begaffte sich eine halbe Stunde lang in ihrem Toilettenspiegel und gestand sich, daß 15,258 Gulden zwar ungemein viel Geld, der Schmuck aber auch von der Art sei, daß er auf der nächsten Soirée des Fürsten M. großes Aufsehen erregen müsse.

Von der Gräfin begab sich unser Herr Schobri zur Mademoiselle Victorine, mit der er, obgleich seine Bekanntschaft erst acht Tage alt war, schon auf so vertrautem Fuße lebte, daß er, wie Capitain Bobble in die Zahl ihrer Hausthiere aufgenommen, zu jeder Stunde des Tages vorgelassen wurde.

Zwei Stunden früher war von dem Mode-Atelier der „schönen Wienerin" ein ungewöhnlich großer Carton angekommen, in dem sich drei neue Spitzenkleider befanden, womit die gute Seele der geheimen Polizei seine kleine Tänzerin, die derlei Geschenke sehr hoch aufzunehmen pflegte, überraschen wollte. Victorine war ob dieser neuen Aufmerksamkeit so gerührt, wie ein Wesen ihrer Art es sein kann.

Bald darauf war auch der alte Diener erschienen, um sich zu überzeugen, welchen Eindruck dieser neue Akt seiner unerschöpflichen Großmuth auf ihr Herz gemacht. Victorine, die den alten Diener immer erst nach dem Theater zu empfangen pflegte, war durch sein Erscheinen zu so ungewöhnlicher Zeit mehr bestürzt als erfreut, denn in den Vormittagsstunden war sie gewohnt, andere Besuche zu erwarten, Besuche, die sie vor dem alten Herrn gern verheimlichte. Kein Wunder also, daß sie auf Kohlen saß.

Die Seele der geheimen Polizei, die bei ihr zu frühstücken gewohnt, tauchte eben einen Zwieback in die Chocolade ein, als das Kammermädchen mit schlecht verhehlter Miene großer Schadenfreude die Ankunft des Grafen Hallaly anmeldete.

— Sag' ihm, ich befinde mich noch im Bade.

— Das geht nicht, Fräulein.

— Warum nicht? fragte die Seele der geheimen Polizei.

— Ich habe ihm gesagt, das Fräulein hat das Bad bereits verlassen habe.

— Nun so sag' ihm, daß ich bereits ausgefahren sei.

— Und das geht nicht, denn ich habe ihm schon gesagt, daß Sie zu Hause seien.

— Gott! schalt die bestürzte Tänzerin.

— Liebste, sagte der alte Sekator, Du bringst mich da in eine verwünschte Verlegenheit.

— Aber weshalb ängstigen Sie sich? — Graf Hallaby...

— Kennt mich, denn er ist mir unlängst vorgestellt worden. Trifft er mich bei Dir, so erfährt es die ganze Stadt, daß ich Dich besuche, und Du weißt, meine Stellung ist von der Art, daß ich Grund zu wünschen habe, daß unser Verhältniß für heute dieser Art ein Geheimniß bleibe.

— Ich weiß aber wahrlich keinen Ausweg. Mein Boudoir hat nur eine Thür und diese führt in das Nebenzimmer.

— Reden Sie leiser, Fräulein; in diesem Nebenzimmer haben der Herr Graf bereits Platz genommen.

— Himmel, für Ihren kann gar kein Coup d'état ein!

— Wir für überhaupt gar nichts ein. Zum Unglück ist in diesem Zimmer nicht einmal ein Schrank, in den ich mich verstecken könnte.

— Halt, da fällt mir ein guter Gedanke ein. Dort steht ein Carton, der so groß ist, daß Sie bequem darin Platz haben.

— Wie? Du mutheſt mir zu, in dieſe Schachtel hinein zu kriechen?

— Ich ſehe keinen andern Ausweg.

— In dieſer verdammten Schachtel kann man mit der ſchönſten Manier erſticken.

— Warum nicht gar! In fünf Minuten habe ich ihn mir vom Halſe geſchafft...

— Nun dann, in Gottes Namen, ſagte die Seele der geheimen Polizei und verkroch ſich in den Carton. Victorine deckte den alten Herrn mit dem Deckel zu und gab der boshaften Kammerzofe, die das Lachen nicht unterdrücken konnte, den Auftrag, das Maul zu halten und den Herrn einzulaſſen.

— Guten Morgen, reizende Victorine, ſagte der Graf und ſetzte ſich, weil er müde war und Sopha und Stühle mit Kleidungsſtücken belegt fand, auf den Carton, in deſſen Innern die Seele der geheimen Polizei verſteckt war. Man denke ſich den Schreck der armen Tänzerin! Sie brachte ihm alſogleich einen Stuhl und bat ihn, den unbequemen Platz aufzugeben, wozu dieſer Mephiſto aber durch-

aus nicht zu bewegen war. Er betheuerte, auf dieſer alten Schachtel ſo bequem, wie auf keinem Stuhle der Welt zu ſitzen und trommelte mit ſeinen beſpornten Stiefel-Abſätzen dergeſtalt an die Wände des unbequemen Pappendeckel-Kerkers, daß der Seele der geheimen Polizei der Angſtſchweiß auf die Stirn trat.

— Teufel, rief der Graf, dort auf dem Claviere ſehe ich einen Hut!

— Und iſt das etwas ſo Merkwürdiges? fragte die ſchlaue Pirouettes-Heldin.

— Dieſer Hut läßt die Anweſenheit eines Mannes vermuthen. Sie ſind verlegen, Victorine. Geſtehen Sie, bekennen Sie: Sie haben Jemanden verſteckt.

— Sie irren, Freund; es iſt mein Reithut!

— Ihr Reithut? Sieht ſo ein Reithut aus? Das iſt ein Hut von Anno Eins, wie ihn nur alte Eſel aus dem vorigen Jahrhundert tragen.

— Mein Herr, ich verbitte mir derlei Anſpielungen... ich ſage, daß der Hut mir gehört.

— Glauben Sie, daß ich das glaube?

— Das iſt unverſchämt, Herr Graf.

— Himmel, was hab' ich gehört? rief der Graf vom Carton aufspringend.

— Was haben Sie gehört?

— Unter mir hat's geniest.

— Ich glaube, Sie träumen!

— Beim Propheten, unter mir hat Jemand geniest! Das geht nicht mit richtigen Dingen zu. Dieser Carton ist behext, sagte Schobri und riß keck den Deckel weg.

— Welche Frechheit! rief die Tänzerin.

— O, ich bitte 1838 Mal um Verzeihung. Hätte ich ahnen können, daß diese Schachtel die Arche eines solchen Noahs sei, ich würde sie besser respectirt haben.

— He, he! lachte der verrathene Seladon, wohl einsehend, daß es nun das Allervernünftigste sei, zum fatalen Spiele eine harmlose Miene zu machen. Nun, lieber Graf, wie gefällt Ihnen dieser Spaß, fragte er, aus der Arche steigend und sich den Angstschweiß von der Stirn wischend.

— O, ganz allerliebst! Das ist eine köstliche Idee, eine drastische Situation. Sie giebt mir Stoff...

— Zum Schweigen! fiel ihm Victorine ins Wort.

— Ich ſchweige, du ſchweigſt, er ſchweigt, wir ſchweigen, ihr ſchweiget, ſie ſchweigen. Nicht wahr, ich conjugire wie ein junger Gott? Nun aber will ich Sie nicht länger ſtören. Mein Herr, ich bitte nochmals um Entſchuldigung, mein Fräulein, ich empfehle mich, ſprach Mephiſto und verſchwand.

— Fatal, höchſt fatal, brummte der alte Herr. Dieſer indiscrete Menſch iſt capable, das Alles, was er hier erlebt hat, anderswo drucken zu laſſen.

— Auch ich befürchte das; ſolch einem Touriſten, der in der Welt blos deshalb umherreiſ't, um überall die Chronique ſcandaleuſe auszubeuten, ſolch einem Unverſchämten iſt nichts heilig...

— Er ſtellt mich an den Pranger und giebt mich dem Geſpött des ganzen Leſepöbels preis.

— Zum Glück weiß ich ein Mittel, das ihn zum Schweigen bringt.

— Und das wäre?

— Wir müſſen ihm eine Anſtellung geben.

— Du ſprachſt ſchon geſtern davon; aber wüßte ich nur, als was wir ihn anſtellen könnten!

— Und Sie können noch fragen? Brauchen Sie denn nicht geheime Agenten? Der Graf ſpricht

ſechs Sprachen .. er iſt ein ſehr gewandter, feingebildeter Mann ..

— Und frech, ſehr frech!

— Und eben darum glaube ich, daß er eine gute Acquiſition für Sie wäre.

— Es frägt ſich nur, ob er ſich dazu hergeben wird?

— Das ſoll dann meine Sorge ſein.

— Nun denn, ſo ſprich mit ihm, ſag ihm, daß ich geſonnen ſei, einen Verſuch mit ihm zu machen, **notabene**, wenn er Dir ſein Ehrenwort giebt, die Scene, die er hier erlebt, zu verſchweigen und weder mich noch Dich jemals vor den Augen der Welt zu compromittiren.

— Ich bürge Ihnen für ſeine Discretion.

— Gut, dann mag er mich morgen beſuchen. Die Angſt, der Schreck iſt mir in alle Glieder gefahren. Ich ſchwitze wie ein Rettig, den man mit Salz beſtreut hat.

— Beruhigen Sie ſich; die Sache bleibt ein Geheimniß!

— Ich will es hoffen, ſagte die Seele der geheimen Polizei, ſich den Schweis von der Stirn wiſchend.

— Wer aber iſt, genau betrachtet, an dem ganzen Auftritt Schuld? Mein Kammermädchen!

— Die Gans! In acht Tagen muß ſie aus der Stadt.

Er ging.

Am andern Morgen machte Schobri, durch Victorinen von Allem unterrichtet, der Seele der geheimen Polizei ſeine Aufwartung.

Nach langem Hin- und Herreden ſagte der Mächem zu ſeinem Schützling:

— In vierzehn Tagen ſollen Sie Beſcheid erhalten.

Eilftes Kapitel.

Seraphine als Mitarbeiterin. Ein Maskenball im Redoutensaale. Master Lisbär. Die verliebte Vestalin. Capitain Bobble wird neugierig. Der eifersüchtige Römer. Es werden Ringe getauscht.

Es wird Leute geben, die nicht recht begreifen werden, weshalb mein Schobri auf seiner Reise eine Art Maitresse mit sich führt, die müßig die Hände in den Schooß legt und ihn in seinem Spitzbuben-Handwerk nicht im Geringsten unterstützt. Diese Leute thun der armen Seraphine auffallend Unrecht, denn sie ist, sobald sich irgendwo eine passende Gelegenheit darbietet, eine äußerst thätige, ungemein gewandte Mitarbeiterin ihres Quasi-Gemahls, gleichsam der weibliche Monsieur Bertrand dieses ungarischen Robert Macaire, die Leimruthe, an der schon mancher Gimpel picken blieb.

— Werden Sie heute Abend den Maskenball besuchen? fragte Graf Hallasy seinen Tischnachbar.

— Yes, antwortete Capitain Bobble.

— Haben Sie sich schon eine Maske ausgewählt?

— Yes, erwiderte die Porterbier-Creatur.

— Und was für Eine?

— Ich habe große Lust, mich als Eisbär zu maskiren.

— Pfui! Capitain. Wie können Sie Ihrem edlen Ich zumuthen, sich in ein Eisbär-Fell zu verkriechen?

— Engländer muß vor Allem originell sein!

— Sie riskiren aber in solcher Maske ausgelacht zu werden.

— Yes, erwiderte das zweibeinige Beefsteak. Doch kann mich das nicht abhalten, originell zu sein.

— Aber bedenken Sie doch, daß es durchaus unfashionable ist, auf Maskeraden als vierfüßige Bestie umherzuwandeln!

— In England sind derlei Charaktermasken sehr en vogue. Lord Seymour erschien auf dem letzten

Hofball als Orang-Utang und erregte in dieser Maske solches Aufsehen, daß alle Damen des Hofes sich wahnsinnig in ihn verliebten.

— Und Sie glauben, daß Sie als Eisbär auf die Wiener Frauen einen ähnlichen Eindruck machen werden?

— Yes, sagte Master Bobble.

— O Kameel, murmelte Schebri leise vor sich hin und sprach dann keine Sylbe mehr mit ihm.

Abends erschien Capitain Bobble wirklich als aufrechtgehender Eisbär; aber statt der Tatzen trug er buttergelbe Glacehandschuhe mit gestickten Manchetten, auf der Brust eine goldene Lorgnette und unterm Arme einen Claque. Kein Wunder, daß sein Erscheinen allgemeinen Spaß, ungeheure Heiterkeit erregte. Er wurde von den muthwilligen Masken unaufhörlich geneckt, gehänselt und gefoppt, aber alle Witze und Stichelreden prallten von seinem dicken Felle wie Kanonenkugeln von einer Rhinocerosshaut ab. Er wollte ja blos Aufsehen erregen und da ihm diese Absicht vollkommen gelungen war, so konnte Niemand im ganzen Redoutensaale mit sich zufriedener, Niemand in seinem Innern froher

und vergnügter ſein, als unſer pyramidaliſch-bornirter Maſter Eisbär. Er beglasaugte alle Damen, kokettirte bald mit einer Veſtalin, bald mit einer Fledermaus, bewunderte hier die reizende Wade einer drallen, kurzröckigen Tyrolerin, dort den hochwogenden Buſen einer geſchmeidigen, in Mouſſelin und Scharlach gehüllten Muſelmännin und ſagte ſich mit großer Genugthuung: „Capitain Bobble, jede dieſer Maske iſt in Dich ſterblich verliebt.“

Maſter Eisbär hatte ſich eben dem Büffet genähert, um die Gluth ſeines Innern durch einige Becher Eis niederzukämpfen, als Jemand ihm leiſe auf die Schulter dupfte und ihn bei ſeinem Namen nannte. Capitain Bobble wandte ſich um und erblickte eine ſchneeweiße Veſtalin.

— What the devil, Sie kennen mich? fragte unſer Eisbär.

— Ach ja, erwiderte Veſta's keuſche Prieſterin mit vierundzwanzigpfündigem Seufzer.

— Und wo haben wir uns denn ſchon geſehen?

— Auf mehr als einer Soirée, auf mehr als einem Balle.

— Und zum Beiſpiel?

— Beim Bankier G. Beim Baron W. Bei Frau von M.

— Man findet dort der Leute so viele!

— Erinnern Sie sich einer Dame, die auf der letzten Soirée bei Frau von M. ein blauseidenes Kleid, ein schwarzsammetnes Baret und einen weißen Blondenschleier trug?

— Der Teufel kann sich all' diese Anzüge behalten.

— Sie kennen mich also nicht? Sie errathen also nicht, wer ich bin?

— No! antwortete der Eisbär.

— Weh mir, dann hab' ich mich bitter getäuscht!

— Sie machen mich neugierig! Wer sind Sie, Madame, fragte der Eisbär und hob, von Neugier fortgerissen, einen Zipfel des kurzen Spitzenschleiers auf, der, an ihrer Halblarve befestigt, den untern Theil ihres Gesichts bedeckte.

Sie hielt noch frühzeitig genug Master Bobble's Arm zurück, um nicht von ihm demaskirt zu werden, aber doch schon zu spät, um vor ihm die Rosen ihres Mundes und das Elfenbein ihrer Zähne verbergen zu können.

— Ich glaubte, Madame wären alt und häßlich; aber ein Blick hat mich überzeugt, daß ich Ihnen Unrecht gethan, daß Sie jung, daß Sie schön, ja sogar sehr schön sind.

— Und ist dies Alles, was Sie einer Frau zu sagen wissen, die Sie liebt mit der ganzen Kraft ihrer Seele? Ach, wie sehr hab' ich Sie verkannt!

Die Vestalin wollte sich entfernen. Der Eisbär hielt sie zurück.

— Bleiben Sie, Lady, ich muß wissen, wer Sie sind.

— Lassen Sie mich los, Capitain. Ich bitte, ich beschwöre Sie, hier alles Aufsehen zu vermeiden. Später vielleicht sollen Sie erfahren, wer ich bin; nur heute, nur hier nicht.

— Und warum nicht?

— Sehen Sie dort jenen stolzen Römer?

— Yes!

— Hinter dieser Maske ist mein eifersüchtiger Gemahl versteckt, von dessen Seite ich mich weggestohlen habe, um in Ihre Nähe zu eilen. Seine Blicke suchen mich. Leben Sie wohl, sagte die Vestalin und wollte fort.

— Nur eine Frage noch? Wo sehen wir uns wieder?

— Auf der nächsten Soirée bei Frau v. M.

— Woran aber erkenne ich Sie?

— Gut, daß Sie mich daran erinnern. Haben Sie vielleicht einen Ring?

— Yes!

— Wir wollen tauschen, hier iſt der Meinige. Tragen Sie ihn als ein Zeichen meiner Freundſchaft.

— Yes! Wozu aber brauchen Sie einen Ring von mir?

— Sie werden ihn an meinem Finger glänzen ſehen und durch ihn erfahren, wer ich bin.

Der Eisbär war ganz entzückt, denn in Sprache und Haltung, und ſelbſt im Vorſchlag der ſchönen Unbekannten, die Ringe zu tauſchen, lag für ihn ein geheimnißvoller Reiz, der ſeine Fantaſie erhitzte und ihm nicht Zeit ließ, ſich über die lebhafte Leidenſchaft zu verwundern, die er einer Frau eingeflößt, welche er früher nie geſehen hatte. Die Veſtalin übte durch ihre Rede, die bald wie Befehl, bald wie Bitte klang, auf Maſter Bobbie einen Zauber aus, der ihn nicht zur Beſinnung kommen ließ. Fortgeriſſen von der Gluth einer Leidenſchaft, die alle Rückſichten ihres Geſchlechtes vergeſſen ließ, ergriff ſie Bobbie's Hand, preßte ſie mit glühender

Liebe in die ihrige, und zog ihm dabei einen höchst kostbaren Diamant-Ring ab, von dem sich Master Eisbär schwerlich losgesagt hätte, wäre der Ring, den er dafür von der Unbekannten erhielt, dem äußern Anscheine nach nicht wenigstens eben so kostbar als der Seinige gewesen.

— Auf Wiedersehen, sagte die Vestalin und verschwand.

Fünf Minuten nach diesem Abenteuer fragte der Römer seine Vestalin:

— Nun, ist die List gelungen?

— Hier ist sein Ring!

— Bravo, Bravo!

Mein Leser wird es längst errathen haben, daß dieser edle Römer kein Anderer, als Herr Schobri, daß diese keusche Vestalin seine Seraphine, und daß Master Eisbär der — Betrogene war.

Zwölftes Kapitel.

Schobri wird von den Journalen angegriffen. Die verzweifelnde Polizei. Sie sucht beim Spitzbuben Hilfe. Eine Unterredung mit der Seele der geheimen Polizei. Der Candidat erhält einen Auftrag.

Um dieselbe Zeit waren alle Pesther und Wiener Zeitungen voll von Schobri's neuen Gaunerstreichen. Sie berichteten mit gewohnter Ausführlichkeit, wie dieser gewandte Spitzbube den Grafen S., mit Hilfe eines falschen Creditbriefes, um zweitausend Dukaten geprellt, wie er mit der Pistole in der Hand dem Pesther Theater-Director für ein kleines Lustspiel, worin dieser Gauner die Hauptrolle spielt, ein Honorar von fünfhundert Gulden abgepreßt, wie er, einer und derselbe unter zwei ganz verschiedenen Gestalten, dem Wirth vom „König von Ungarn" falsche Banknoten in die Hand gespielt, wie er ihm

dafür tausend Dukaten und noch obendrein Wagen und Pferde abgegaunert, wie er für den ächten Schmuck, den ihm Gräfin von K. anvertraut, ihrer Schwester in Wien einen falschen eingehändigt und dafür den Betrag des ächten — über 15,000 Gulden, empfangen — Streiche, die ich meinem Leser bereits erzählt habe. Sämmtliche Journale erklärten einstimmig, daß es hohe Zeit sei, der Frechheit dieses unverschämten Spitzbuben einen Damm zu setzen; die ungarischen Blätter, die eine dreistere Sprache zu führen gewohnt sind, fragten, wozu die Regierung eine so kostspielige geheime Polizei unterhalte und warum sie sich auf dieses ehrwürdige Institut soviel zu Gute thue, wenn dieses Institut nicht einmal im Stande sei, einem Spitzbuben, der sich gegenwärtig in Wien herumtreibe, das Handwerk zu legen. Die gute arme Polizei, deren Nachforschungssystem, diesem Gauner gegenüber, bis jetzt ganz erfolglos geblieben war, befand sich in nicht geringer Verlegenheit, denn an Schobri, an diesem verschmitzten Ueberall und Nirgends, an diesem schlauen Chamäleon, das jeden Tag seine Farbe, seinen Character, seinen Namen änderte, scheiterten alle Künste ihrer Spione.

Zwei Tage nach Schobri's letztem Unternehmen auf dem Maskenball ließ die Seele der geheimen Polizei den neuen Candidaten, den Grafen Hallasy, zu sich bitten.

— Es bietet sich jetzt eine Gelegenheit dar, sagte der alte Herr, den Beweis zu führen, daß Sie dem Amte, um welches Sie sich bei uns beworben haben, gewachsen sind; von dem Erfolge Ihrer Bemühungen hängt die Frage ab, ob wir Sie anstellen können oder nicht. Von allen Seiten Ungarns laufen bittere Klagen über den Gauner Schobri ein, der von Tag zu Tage kecker, frecher und gefährlicher für die allgemeine Sicherheit wird. Seit vierzehn Tagen soll sich dieser unverschämte Spitzbube in Wien umhertreiben. Die Gräfin von R. meldet uns, er habe ihr unlängst für einen ächten Schmuck einen falschen angehängt und sie auf diese Weise nicht nur um den Schmuck, sondern auch um 15,000 Gulden betrogen.

— Unerhört! rief der edle Candidat der geheimen Polizei.

— Trotz der rastlosesten, angestrengtesten, sorgfältigsten Nachforschungen hat es uns bis heute nicht gelingen wollen, diesem frechen Gauner auf

die Spur zu kommen. Man berichtet uns aus Ofen, er gebrauche die Liſt, heute als Pole, morgen als Italiener, hier als Engländer, dort als Franzoſe, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt aufzutreten und durch vornehme Haltung und durch das allerehrlichſte Geſicht der Welt die Wachſamkeit der Behörden zu täuſchen. Der Patron ſoll fünf bis ſechs Sprachen ſprechen und von ſeiner frühern Laufbahn her — er war beim Theater angeſtellt — ſich ſo geſchickt zu ſchminken und Naſen zu drehen verſtehen, daß er bald wie ein ehrwürdiger, eisgrauer Greis, bald wie ein blutjunger, lebenskräftiger Mann ausſieht. Er ſoll eine Menge verſchiedenfarbiger Perücken mit ſich herumführen und heute blondes, morgen ſchwarzes Haar tragen. Am meiſten ſoll er mit Engländern verkehren, weil dieſe in der Regel reicher und dümmer als Andere ſind.

— Mit Engländern? wiederholte Schobri. Himmel, da fährt mir plötzlich eine Idee durch den Kopf!

— Eine Idee! was für Eine?

— Ich glaube dieſen Schobri zu kennen!

— Wär's möglich?

— Ja, ja! Vor einigen Tagen habe ich an der Wirthstafel des Gaſthofs, in dem ich wohne,

die Bekanntſchaft eines Engländers gemacht, der ſich Bobble nennt und für einen Capitain ausgiebt. Dieſer Menſch — er trägt ein rothblonde Perücke und an jedem Finger fünf bis ſechs Ringe — iſt mir gleich beim erſten Anblick höchſt verdächtig vorgekommen. Als er geſtern Mittag das Schnupftuch aus der Taſche zog, entfiel ihm eine Viſitenkarte, die ich aufgehoben und — wenn ich nicht irre — bei mir habe, ſagte Schobri und ſuchte in allen Taſchen herum.

— Dieſe Karte könnte uns vielleicht noch mehr Gewißheit verſchaffen.

— Hier iſt ſie, ſprach der Candidat der geheimen Polizei.

— Himmel, welchen Namen leſe ich da! Baron Pfaff von Pfaffenheim. Wir haben ihn, wir haben ihn! rief die Seele der geheimen Polizei, faſt närriſch vor Freude.

— Wen haben wir? fragte Schobri mit der unſchuldigſten Einfalt

— Den Spitzbuben, den Gauner, den Hallunken, den Räuber Schobri haben wir!

— Ich begreife noch immer nicht, ſagte der Candidat mit claſſiſch-dummem Geſichte.

— Gleich ſoll Ihnen Alles klar werden. Baron

Pfaff von Pfaffenheim ist der Name, unter dem sich Schobri, als Ueberreicher des unächten Schmuckes, bei der Gräfin von R. eingeführt hat.

— Ah, nun fallen mir die Schuppen von den Augen!

— Jener Verdacht, den Sie auf den englischen Capitain geworfen haben, scheint dadurch festen Grund zu gewinnen. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß dieser Master Bobble entweder eine neue Maske dieses vielgestaltigen Gauners, oder wenigstens einer seiner Helfershelfer ist. Wie käme er sonst zu dieser Karte?

— So denke auch ich, sprach Schobri.

— Ich beauftrage Sie nun, den Capitain unausgesetzt zu beobachten und sich, sobald Sie Ihrer Sache ganz gewiß sind, seiner Person zu versichern. Ich werde Ihnen sogleich Vollmacht dazu geben, sagte die Seele der geheimen Polizei, setzte sich an ihr Pult und schrieb:

„Dem Vorzeiger dieses wird hiermit Vollmacht ertheilt, den Capitain Bobble dringenden Verdachts halber sofort festzunehmen und der Polizei-Behörde zu überliefern.

Er drückte das amtliche Siegel darauf und gab die Vollmacht dem guten Schobri.

— Der unverschämte Gauner soll uns nicht entwischen, triumphirte unser Candidat.

— Noch einmal mache ich Sie aufmerksam, von dieser Vollmacht dann erst Gebrauch zu machen, wenn Sie Ihrer Sache vollkommen gewiß sind, denn bedenken Sie, wie sehr wir uns compromittiren würden, wenn wir die Bêtise begingen, statt des Schuldigen, wie dies doch manchmal zu geschehen pflegt, einen Unschuldigen zu arretiren.

— Ich werde mit der größten Vorsicht zu Werke gehen.

— Und nun zu etwas Anderm. Fräulein Victorine, an deren Schicksal ich wahrhaft väterlichen Antheil nehme, hat mir erzählt, daß Sie gestern um ihre Hand angehalten . . .

— Ich habe es allerdings gewagt . . .

— Aber so viel ich weiß, sind Sie bereits verheirathet . . .

— Wer sagt das?

— Ihr Paß, der dort auf meinem Pulte liegt.

— Um nicht den äußern Anstand zu verletzen,

habe ich die junge Witwe, die mir auf der Reise Gesellschaft leistet, für meine Frau ausgegeben.

— Sie sind also nicht verheirathet?

— Auf Cavalier-Parole, ich bin nicht verheirathet!

— Und der Name dieser jungen Witwe?

— Baronesse Therese von A., entgegnete mein Held, dem es zur Beantwortung solcher Fragen niemals an bekannten Namen fehlte

— Donnerwetter, meine Nichte?

— Ihre Nichte? wiederholte Schobri ganz verduzt.

— Allerdings, meine Nichte!

— Sie scheinen vergessen zu haben, daß es in Pesth zwei ganz verschiedene Familien dieses Namens giebt. Die Eine stammt aus Mähren und die Andere aus Schlesien.

— Und aus welcher dieser beiden Familien stammt Ihre junge Witwe?

Das war nun freilich eine höchst kitzliche, ungemein verfängliche, außerordentlich gefährliche Frage, von deren Beantwortung viel, ja sogar Alles abhing. Das Glück, das den Spitzbuben immer günstiger als ehrlichen Leuten ist, soufflirte ihm:

— Aus der mähriſchen!

— Ah, dann iſt jene achtbare Witwe keines=weges meine Nichte, denn dieſe ſtammt aus der ſchleſiſchen Familie.

— Ganz recht, meinte Schobri, als ob er dies Alles ganz genau gewuſit hätte.

— Sie werden mir erlauben; lieber Graf, über dieſe Witwe nähere Erkundigungen einzuziehen, dann wollen wir über jenen Punkt, den ich vorhin berührt, weiter reden, ſagte die Seele der geheimen Polizei.

— Ich bitte darum, erwiderte Schobri, weil ich um keinen Preis der Welt den Verdacht auf mich laden möchte, Ihnen eine Unwahrheit geſagt zu haben.

— Begeben Sie ſich nun auf Ihren Poſten, ziehen Sie über dieſen verdächtigen Engländer die allergenaueſten Erkundigungen ein und laſſen Sie mich je eher je lieber das Reſultat derſelben wiſſen.

Der Candidat der geheimen Polizei empfahl ſich der Huld ſeines Gönners und ging.

— Teufel! ſagte Schobri, als er die Treppe hinabſtieg, da wäre ich faſt in die Dinte gerathen!

Dreizehntes Kapitel.

Schobri besucht den Master Bobble. Ein kostbarer Schreck. Der Mittelpunkt der Verschwörung. Spielberg oder Munkacz. Schobri läßt sich bestechen. Der Capitain packt. Die Flucht nach der Türkei. Ein Brief an die Seele der geheimen Polizei.

Gegen Abend verfügte sich Graf Hallasy, mit der polizeilichen Vollmacht in der Tasche, zum Capitain Bobble, der eine reizende Chambre garnie in der Jägerzeile, unfern des Praters, bewohnte und dort üppiger, als ein indischer Nabob eingerichtet war.

Mit einer türkischen Pfeife im Munde und mit Capitain Marryat's „Peter Simpel" in der Hand, lag der gute Engländer seiner ganzen Länge nach auf dem schwellenden Roßhaar-Divan ausgestreckt, als der Candidat der geheimen Polizei etwas unsanft anklopfte.

— **Entrez!** rief Master Bobble mit seinem gewöhnlichen und durch Nichts aus der Fassung zu bringenden Phlegma.

— **Salue, Capitaine!**

— **Bon soir, Monsieur le comte!** Was verschafft mir die Ehre? fragte Master Bobble, aufstehend, sich die Glieder reckend und seinen Gast ungenirt angähnend.

— Liebster bester Capitain, es thut mir außerordentlich leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich in einer sowohl für Sie als für mich höchst unangenehmen Sache erscheine.

— Wollen Sie etwa eine Geld-Anleihe bei mir riskiren oder, wie man's hier zu Lande nennt, mich anpumpen?

— Das nicht, Master Bobble.

— **Very good**, denn sehen Sie, ich habe es mir auf dem Continente zum Grundsatz gemacht, selbst dem besten meiner Freunde, ja sogar meinem eigenen Vater, wenn er jetzt aus dem Grabe auferstände, keinen Schilling zu leihen.

— Sie thun sehr klug daran, denn es giebt nichts Fataleres in der Welt, als Jedem, der sich ohne Umstände unsern Freund nennt, Geld auf so-

genanntes Ehrenwort, gleichsam eine Hypothek auf ein Haus, das nirgends existirt, herzuleihen.

— Yes! sprach der Capitain. Da Sie mich also nicht anpumpen wollen, macht es mir ein groſses Vergnügen, Sie willkommen zu heiſsen und nochmals zu fragen, was mir die Ehre Ihres höchst schätzbaren Besuches verschafft?

— Ich komme im Auftrag der Polizei.

— Der Polizei? fragte Master Bobble, der bei jeder Gelegenheit eine ganz besondere Idiosyncrasie gegen diese ehrwürdige Branche an den Tag zu legen pflegte. Sind Sie denn ein Mitglied dieses ehrwürdigen Instituts?

— Zu dienen, Master Bobble.

— Sie scherzen!

— Nicht im Geringsten. Ich habe die Ehre, einer jener zum Wohl der allgemeinen Sicherheit unumgänglich nothwendigen Staatsdiener zu sein, die im gewöhnlichen Leben unter dem etwas allzugehässigen Ausdruck „Polizeispione" bekannt sind.

— Sie, Herr Graf, ein Spion?

— Glauben Sie vielleicht, daſs ich der Einzige bin?

— No! antwortete kurz und trocken Capitain

Bobble. Aber darf ich noch immer nicht erfahren, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?

— Ich habe den höchst unangenehmen Auftrag erhalten, mich Ihrer werthen Person zu bemächtigen.

— Sich meiner Person zu bemächtigen? What the devil, was heißt das?

— Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als Sie sofort zu arretiren.

— Mich? Mich, Eugen Reginald Bobble, Esquire und Capitain im Dienste Ihrer königlich britischen Majestät?

— Ja, Sie und keinen Andern.

— Ein Scherz, nichts als ein Scherz!

— Lesen Sie, um sich genau vom Gegentheil zu überzeugen, dieses Blatt, sagte Schobri, dem Capitain die Vollmacht dicht vor die Nase haltend.

— „Dem Vorzeiger dieses, begann unser Engländer langsam abzulesen, wird hiermit Wollnacht . . .

— Vollmacht heißt das!

— Vollmacht, richtig, Vollmacht ertheilt, den Capitain Bobble trinkenden . . .

— Dringenden . . .

— Dringenden Verdachts halber sofort festzu-

nehmen.“ Festzunehmen? wiederholte unser Engländer, pourquoi, warum, weshalb?

— Ich habe als Beamter zwar keine Verpflichtung, Ihnen diese Frage zu beantworten — denn eine wohlorganisirte Polizei braucht nie und nirgends Gründe anzugeben — da ich aber Ihr Freund bin und Sie persönlich achte und unendlich bedauere, so will ich Ihnen, freilich nur unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, den Grund sagen, weshalb ich mich Ihrer werthen Person bemächtigen soll. Sie sind des Verdachtes angeklagt, der Heerd einer durch ganz Oesterreich, Ungarn und Italien vielfach verzweigten Verschwörung, der Heerd-Emissair einer von England und Frankreich ausgehenden Propaganda, der Mittelpunkt einer revolutionairen Camarilla zu sein.

— Ich, Eugen Reginald Bobbie, Esquire und Capitain im Dienste Ihrer königlich britischen Majestät, ich der Heerd, ich der Mittelpunkt einer Camarilla?

— Die Polizei hat triftige Indicien.

— Indicien? Was sind dies für Scherben?

— Indicien nennt man Gründe, und diese

Gründe sind von der Art, daß ich Sie bitten muß, Meister Gebbie, mir augenblicklich zu folgen.

— Wohin?

— Auf die Ober-Polizei-Direction.

— Aber, Gotham, was soll ich dort?

— Sich über das Complot, in das Sie verwickelt sind, vernehmen lassen.

— Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts!

— O, das würde Jeder an Ihrer Stelle sagen; aber die Polizei hat das Recht, an Allem, was sie nicht glauben will, so lange zu zweifeln, bis sie sich ganz genau vom Gegentheil überzeugt hat. Erweist es sich, daß sie sich geirrt hat, dann haben Sie von Glück zu sagen, wenn Sie in einem halben Jahre wieder in Freiheit gesetzt werden; erweist es sich aber, daß Sie schuldig sind — was ich leider nur allzusehr glaube — dann kommen Sie zwanzig Jahre auf den Spielberg oder nach Mantua.

— Herr, mich trifft kein Schlag!

— Das glaub' ich Ihnen, Capitain. Solche Aussicht hat in der That nichts Angenehmes.

— Gotham, seh' ich denn wie der Mittelpunkt einer Verschwörung aus?

— Ihr Gesicht hat in der That etwas ungemein Verdächtiges.

— Dieses Gesicht, rief Bobble vor den Spiegel tretend, dieses Gesicht könnte Verdacht erregen?

— Folgen Sie mir, Capitain, es drängt die Zeit, ich muß Sie abliefern.

— Es ist also wirklich wahr, daß Sie mich arretiren sollen?

— Freund, wie konnten Sie nur einen Augenblick daran zweifeln? Würde ich's wohl je gewagt haben, mir solch einen Scherz zu erlauben?

— Und Sie wollen mich nun wirklich abliefern?

— Was bleibt mir Anderes übrig? Mir blutet das Herz . . . ich möchte Ihretwegen bittere Thränen weinen . . .

— Edler Mann!

— Schafskopf, dachte Schobri bei sich. Aber sehen Sie denn nicht selbst ein, daß mir nichts Anderes übrig bleibt, als diesem Befehle Folge zu leisten?

— Noch giebt es einen Ausweg. Lassen Sie mich fliehen!

— Herr, was denken Sie von mir?

— Ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich

fliehen. Es kann Ihnen doch am Ende ganz gleichgültig sein, ob ich auf der Festung oder anderswo sitze.

— Aber die Pflicht, die Pflicht! rief der Gauner mit dem ehrlichsten Pathos.

— Freund, drücken Sie ein Auge zu. Goddam, ich verlange es nicht umsonst. Mein Onkel, der reichste Rasirmesser-Fabrikant Alt-Englands, hat mir ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling hinterlassen. Es giebt Augenblicke, wo mich königlich großbritannische Großmuth anwandelt. Graf, Freund, lassen Sie mich fliehen und ich gebe Ihnen . . .

— Was geben Sie mir?

— Zwei funkelnagelneue Rasirmesser von meinem Oheim.

— Capitain, Sie sind toll!

— Yes, ich glaube es selbst, denn wie kann ich Ihnen für eine so große Gefälligkeit eine so winzigkleine Belohnung anbieten? Ach, my dear, Sie sollen mehr, viel mehr erhalten. Hier, sagte der Capitain, seine Schatulle öffnend, in der ein ganzes Häuflein von Banknoten lag, hier ist ein Papier von fünfhundert Pfund. Nehmen Sie es als ein

Zeichen meiner Freundschaft und lassen Sie mich sterben.

— Herr, glauben Sie, daß ich wegen einer solchen Kleinigkeit meine Amtspflicht verletzen und einem Verbrecher Ihrer Art der Strafe des Gesetzes entziehen werde?

— Wie, Sie glauben noch immer, daß ich der Mittelpunkt einer Verschwörung bin?

— Ich glaube es nicht nur, ich beschwöre es sogar!

— Herr, machen Sie mich nicht unglücklich; nehmen Sie diese fünfhundert Pfund.

— Welche Zumuthung!

— Ist das nicht genug? Gut, hier haben Sie tausend Pfund.

Schobri, den Kopf nachdenkend hin- und herwiegend, berechnete im Stillen, wieviel diese Summe im 20 Gulden-Fuß betrage.

— Sie überlegen? Freund, nehmen Sie das Geld und lassen Sie mich laufen.

— Nein, nein! Es geht nicht, es geht durchaus nicht!

— Aber warum geht es nicht?

— Weil es mein Gewissen nicht erlaubt.

— Wie aber, wenn ich Ihnen noch einmal soviel, wenn ich Ihnen zweitausend Pfund gebe?

— Dann, Capitain, rief Schobri, fast aus der Rolle fallend, dann will ich Gnade vor Recht ergehen und Sie fliehen lassen, wohin es Ihnen beliebt.

— Hier sind vier Noten von fünfhundert Pfund. Ich fliehe nach der Türkei.

Meinetwegen nach Kamtschatka. Aber eilen Sie; in längstens einer Stunde dürfen Sie nicht mehr in Wien sein, denn es ist Gefahr im Verzuge; sobald Sie in andere Hände fallen, sind Sie rettungslos verloren.

— Ich packe schon, ich packe schon, rief Master Bobble.

— Wenn Sie Ihre Freiheit lieben, dann spuden, dann tummeln Sie sich. Jede Minute bringt Sie dem Spielberg näher.

— Ich zittere an allen Gliedern.

— Zittern Sie später; jetzt aber packen Sie so schnell als möglich.

— In zehn Minuten bin ich fertig.

— Ah bien, Capitain, reisen Sie mit Gott und allen Engeln seiner sieben Himmel, sagte Schobri,

legte seine Hände segnend auf das Haupt des bärtigen Freundes, umarmte, herzte und küßte ihn mit einer Rührung, um die selbst Robert Macaire, sein Pariser College, ihn beneidet hätte, wenn sie zweitausend Pfund, drückte ihm, mit zwei herzlich erlösenden Thränen im Auge, die Hand und — eilte fort.

Die Angst, die der arme Meister Pebble ausstand, ist schwer zu beschreiben. Das rasche Einpacken erschöpfte ihn dergestalt, daß er am ganzen Leibe zu schwitzen anfing. Er verwünschte sich und die ganze Welt, wiederholte in fünf Minuten mindestens zehnmal: Ich der Mitschuldige einer Verschwörung!!! und schüttelte den Kopf und knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen und wurde vor lauter Zorn nicht fertig mit dem Einpacken, denn bald vergaß er Dies bald Jenes, und mußte dann das wieder auskramen, was er eben erst eingepackt hatte.

Der gute Schabi war unterdessen nach seiner Wohnung zurückgekehrt.

— Nun? fragte Seraphine, ihm voll Neugier entgegeneilend.

— Der Vogel ist gerupft. Hier sind zweitausend Pfund Sterling.

— Herrlich, herrlich!

— Eingepackt, eingepackt! Es ist höchste Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen. Die Pferde habe ich bereits bestellt ... Sie müssen bald da sein.

Während seine Gedichte die Anfalten zur Abreise traf, schrieb Schubri einen Brief, den er dem Kellner, als er diesem die Rechnung bezahlte, mit der dringenden Bitte übergab, diesen Brief erst nach Verlauf von drei Tagen an die Polizei abzuschicken.

Eine halbe Stunde jagten zwei vierspännige Extraposten in zwei entgegengesetzten Linien der Kaiserstadt Wien hinaus. In dem einen Wagen saß Master Bobbs, im andern Schubri und sein weiblicher Gehilfe. Der Erstere floh nach der Türkei, der Andere begab sich nach Böhmen.

Der Inhalt des Briefes, der am vierten Tage richtig an seine Adresse gelangte, lautete wie folgt:

Ew. u. s. w.

Der Unterzeichnete bedauert unendlich, Ihnen ganz im Vertrauen die Mittheilung machen zu müssen, daß Schubri, der seit drei volle Wochen

unter dem Namen eines Grafen Hallafo im „goldenen Lamm" gewohnt und durch Mademoiselle Victorine auf eine höchst drollige Weise Ihre sehr interessante Bekanntschaft gemacht hat, noch vor Abverfluß glücklich entfloben ist und aus diesem ziemlich einfachen Grunde ebensowenig von einer Anstellung bei der geheimen Polizei als von der Hand Ihrer kleinen pechschwarzigen Liebschaft Gebrauch machen kann.

Zu Ihrer Beruhigung versprecht der Unterzeichnete, sein erstes Zusammentreffen mit Ihnen, die bekannte Garten-Szene, vorläufig in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen und diesen Schleier nur dann zu lüften, wenn der Unterzeichnete einmal seine Memoiren erscheinen läßt, was, im Vorbeigehen gesagt, vielleicht noch im Laufe dieses Jahres geschehen könnte.

Mit freilich ganz nutzloser, aber gewiß höchst aufrichtiger Verehrung mogt der Unterzeichnete, sich zu nennen:

Ew. u. s. w.

ganz unterthänigsten Diener

Ignaz Reckel, genannt Schebri.

P. S. Capitain Bobbie, von mir mittelſt Ihrer Vollmacht, die anbei zurückfolgt, in Todesangſt gejagt, hat, obgleich durchaus unſchuldig, aus leicht erklärlicher Abneigung gegen den Spielberg ſich mit mir ſehr honett abgefunden und die Flucht ergriffen.

Meinen Handkuß an unſere beiderſeitige Freundin Victorine.

Der Obige.

Die geheime Polizei fiel in Ohnmacht.

Vierzehntes Kapitel.

Prag. Herr Hofrath und Comthur Thaddäus von Lämmlein. Das „schwarze Roß.“ Zwei merkwürdige Kellner. Skizze der alten Czechenstadt. Die Moldau-Brücke und der heilige Johann Nepomuk. Erstes Aufglimmen der Neue.

Acht Tage nach jener glücklich gelungenen Mystification, bei welcher Meister Schobri dem einfältigen Master Bobble einen so kostbaren Schreck eingejagt hatte, las man in der Prager Zeitung unter den Tags zuvor angekommenen Fremden einen Hofrath und Comthur Thaddäus von Lämmlein nebst Fräulein Schwester aus Riga angekündigt. Mein liebenswürdiger Leser müßte auffallend kurzsichtig sein, wenn er in diesem sogenannten Hofrath und Comthur und in dessen sogenannter Schwester nicht augenblicklich Ungarns Robert Macaire und dessen Mitarbeiterin, d. h. meinen guten Schobri und dessen

ausgezeichnete Freundin Seraphine erkennen würde. Beide hatten sich im „schwarzen Roß" einquartirt, in jenem Gasthof, der, beiläufig erwähnt, schon damals eine Zierde Prags, nicht blos wegen seines ganz ausgezeichneten Wirths und seiner höchst vortrefflichen Küche, sondern auch wegen zwei seiner Kellner weit und breit so sehr berühmt war, daß mancher Reisende damals blos der Letzteren wegen in diesen Gasthof einzukehren pflegte. Der eine dieser Kellner verstand so täuschend das Krähen des Hahnes nachzuahmen, daß die Sonne und mancher Passagier, durch dieses falsche Signal gefoppt, manchen Morgen um zwei Stunden zu früh aufgestanden sein soll; der Andere vermochte auf seinem Gesichte so frappant alle Nuancen eines Gewitters, das Einschlagen des Blitzes und das Rollen des Donners nachzuahmen, daß in der Küche — wie dies bei wirklichen Gewittern häufig zu geschehen pflegt — mehr als ein Mal die Milch geronnen sein soll; was Beides gewiß höchst merkwürdig, wenn auch nicht ganz wahr sein dürfte.

Der Hofrath und Comthur Thaddäus von Lämmlein, der nur noch eine Nacht in Prag zu bleiben beschlossen hatte, machte gleich nach Tische große

Toilette — d. h. er ſteckte ſich ſechs bis ſieben ruſſiſche Orden ins Knopfloch, nahm unter den einen Arm ſeine ſchwarzſeidene Schweſter und unter den andern — weil der Himmel ſehr umzogen war — ſeinen braunſeidenen Regenſchirm und unternahm eine kleine Promenade durch die Stadt, um ſie, wenn auch nicht ganz, wenigſtens doch theilweiſe kennen zu lernen. Auch ihm gefiel die uralte, ehrwürdige, hundertthürmige und, wie Rom, auf ſieben Hügeln majeſtätiſch ausgebreitete Czechenſtadt mit ihrem Wiſcherad und Hradſchin, mit ihren engen, winkeligen und dennoch ſchönen Straßen, auf deren Pflaſter wenig Schmutz und viel Geſchichte liegt; auch ihm gefiel dieſes altergraue und doch jugendlichfriſche Prag mit ſeinen ſchmucken Paläſten im italieniſchen und ſeinen impoſanten Häuſern im altdeutſchen Style, aus deren Fenſtern viel ſlawiſche Poeſie und manches hübſche Judenmädchen auf die Vorübergehenden herabſieht; auch ihm gefiel die Königsſtadt mit ihren zehn Synagogen, fünfzig Kirchen und hundert andern Sehenswürdigkeiten, unter welchen ihn keine ſo ſehr intereſſirte, als die weltberühmte Brücke mit den 28 ſteinernen Bildſäulen, jene Brücke, an deren Eingang Böhmens

Schutzpatron, der erst 346 Jahre nach seinem Tode von Benedikt XIII. heilig gesprochene Johann von Pomuk, genannt Nepomuk, gleichsam als ein steinernes Pasquill auf König Wenzel und zugleich als Vorpesten dasteht, zu dessen Füßen man von frommer Beter-Schaar die erbaulichen Verse absingen hört:

O heiliger Nepomuk,
Der Du stehst auf Prager Bruck,
Der Du hast mussen
Dein Leben bussen
In Moldau-Flussen
Ein!

— Du armer Heiliger, declamirte Schubri leise vor sich hin, als er, zum ersten Mal von religiösen Gedanken bestürmt, vor dessen Bildsäule stand, Du eben so bedauerns- als bewundernswerther Johann Nepomuk, was mußtest Du Dir in Deinem frommen Leben von bösen Menschen gefallen lassen. Man verkannte und verläumdete Dich. Man klagte Dich eines unerlaubten Umgangs mit Deinem Beichtkinde, der Königin, an. Der wilde, ewigbetrunkene König Wenzel IV. ließ Dich, weil Du ihm das, was seine Gemahlin, die arme Johanna, Dir gebeichtet hatte, um keinen Preis verrathen

wollteſt, zuerſt in den Kerker und dann in die Moldau werfen. Dort unten lag Dein Leichnam, hier oben ſteht Deine Bildſäule; ich wollte, Deine Bildſäule läge dort unten, und Du ſtändeſt, zu neuem Leben erwacht, hier oben und jagteſt die alten Weiber, die Dir zu Ehren ſo ſchlechte Verſe abſingen, und die Polizeidiener mit den Haſelſtöcken fort, die hier auf und ab gehen, um jedem Fremden, der auf der falſchen Seite der Brücke, d. h. rechts ſtatt links oder links ſtatt rechts luſtwandelt, einen Wink, oder — wenn es ein armer Handwerksburſche iſt — einen Puff zu geben. Du armer Heiliger, wieviel Geſindel dieſer und anderer Art ſiehſt Du des Tages an Dir vorüberziehen! O gäb' es noch heut zu Tage einen Beichtvater, verſchwiegen wie Du, dann wüßte ich einen armen Teufel, der zu ihm eilen, ſein Herz und ſeine Sünden vor ihm ausſchütten, in ſich gehen, das Geſchehene bereuen und ſich beſſern würde. O heiliger Johann Nepomuk, könnteſt Du im Herzen jenes Mannes die Geſchichte vom linken Hinterfuße der Giraffe leſen, Du würdeſt Mitleid mit ihm fühlen, Dich ſeiner erbarmen und ſagen:

— Geh hin, Nazi, ich vergebe Dir!

Der arme Schobri, der, wie man aus diesem Monolog ersieht, etwas von Geschichte und auch etwas von Weltschmerz wegbekommen hatte, stände vielleicht noch jetzt auf der Prager Brücke, vor dem Bildniß dieses Heiligen, oder wäre vielleicht, um sich zu bessern, schon längst in irgend ein neues Kloster nach Bayern oder sonst wo hingegangen, hätte es damals, als er die erste und leider auch letzte Anwandlung aufrichtiger Reue verspürt hatte, nicht dermaßen stark zu regnen angefangen, daß er, mitten in seinem Monologe gestört, seinen Regenschirm aufspannen und nach dem Gasthof zurückeilen mußte.

In demselben Hôtel, dicht neben dem Zimmer, das der Herr Hofrath und Comthur Thaddäus von Lämmlein bewohnte, logirte seit einigen Tagen ein Fremder, der — wie oft und sonderbar der Zufall hier und da die Leute zusammenwürfelt! — gleichfalls Hofrath und Comthur, Friedrich August von Wölflein hieß und — wie das Fremdenbuch aussagte — aus Karlsruhe war. Der Comthur des kaiserlich russischen St. Annen-Ordens und der Comthur des großherzoglich badischen Zähringer-Löwen-Ordens, das Lämmlein und das Wölflein, waren nur durch eine Tapetenthür getrennt.

Nachts, als im Gasthofe schon Alles im festen Schlafe lag, und die Schwester des Hofraths Lämmlein sich, Anstands halber, im Nebenzimmer zur Ruhe begeben hatte, wandelte beide Comthure die Lust an, sich gegenseitig einen Besuch abzustatten. Jeder von Beiden klopfte, um sich zu überzeugen, ob der Andere noch wach oder bereits eingeschlafen sei, in einer und derselben Secunde ganz leise an die Zwischenthür. Fast unwillkührlich entschlüpfte jedem der beiden Comthure der Ruf: Herein!

Herr Lämmlein, viel gefaßter als Herr Hofrath Wölflein, öffnete die Thür.

Beide Comthure wünschten sich gegenseitig: Guten Abend!

L. Wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Hofrath Wölflein aus Karlsruhe.

W. Und wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Hofrath Lämmlein aus Riga.

L. Kennen Sie mich?

W. Habe nicht die Ehre. Aber kennen Sie mich vielleicht?

L. Habe nicht das Vergnügen.

W. Und doch nennen wir uns Beide bei unsern Namen!

L. Sie haben vermuthlich das Fremdenbuch geleſen?

W. Zu dienen. Und Sie?

L. Ebenfalls. Aber wenn ich mich nicht irre ...

W. So ſind Sie nicht der, für den Sie ſich ausgeben.

L. Daſſelbe wollte ich Ihnen ſagen. Ich glaube, wir thäten klüger daran ...

W. Uns gegenſeitig zu demaskiren, wollen Sie ſagen.

L. Ganz recht. Und damit Sie ſehen, daß ich Zutrauen zu Ihnen habe, ſo will ich den Anfang machen. Ich bin Schobri.

W. Es freut mich unendlich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Dem Rufe nach ſind Sie mir freilich ſchon ſehr lange bekannt.

L. Und Ihr Name?

W. Ich heiße Babinsky und bin das in Böhmen, was Sie in Ungarn ſind.

L. Wenn ich nicht irre, ſo habe ich unlängſt Ihre Biographie geleſen.*)

---

*) Babinsky. Moderne Räuberbild aus Böhmens Gegenwart. Herausgegeben von C. Heinleſchen. Anmerk. des Verlegers.

W. Reden wir von etwas Beſſerm. Wie lange gedenken Sie ſich in Prag noch aufzuhalten?

L. Nur noch dieſe Nacht. Und Sie?

W. Auch ich reiſe morgen früh.

L. Und wohin?

W. Wozu dieſe Frage?

L. Damit wir uns gegenſeitig nicht ins Gehege kommen.

W. Ich gehe nach Karlsbad.

L. Ich fahre nach Teplitz.

W. Und wann ſehen wir uns wieder?

L. Hoffentlich nie mehr!

W. Nun denn, ſo behalten Sie mich überall in gutem Andenken.

L. Daſſelbe bitte auch ich.

Beide Herren Comthure ſchüttelten ſich die Hände und — begaben ſich gleich darauf zur Ruhe.

Edles Räuber-Paar, ſchlaf wohl, ſchlaf wohl!

Fünfzehntes Kapitel.

Teplitz. Ein preußischer Kammergerichts-Referendar und ein russischer Hofschauspieler. Madame Bock. Physiognomien der Frauen. Eine Vorstellung im Theater. Der Unwiderstehliche sucht sich bemerkbar zu machen. Umsonst!

Sei freundlich gegrüßt, mein freundliches Teplitz! Sei zwei-, sei dreimal gegrüßt, Du Krone der böhmischen Bäder, Du liebe schmucke Mignonstadt mit Deinem Schloßberg im Osten und Deinem Wachholderberg im Süden, mit Deinen 500 niedlichen und barock getauften Häusern und Deinen 3000 fröhlichen Einwohnern, worunter — damals — ein ganzer Bürgermeister und ein halber Componist oder, wie Andere behaupten wollten, ein halber Bürgermeister und ein ganzer Componist, welcher Joseph Wolfram geheißen und unter fünf mittelmäßigen Opern auch eine gute, „das Schloß Candra", geschrieben hat und seit drei Jahren im Schooß der Erde vom Schweiße

ſeines doppelten Berufes ausruht. — Friede ſeiner Aſche!

Die Saiſon des Jahres 1838 war eine der glänzendſten und luſtigſten der drei letzten Decennien. Ueber viertauſend Kurgäſte, darunter der königliche Stammgaſt und Particulier, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, waren aus aller Herren Länder zuſammengeſtrömt, um hier die naiven Naturfreuden eines harmloſen Badelebens zu genießen, d. h. Morgens Geſundbrunnen, Eſelsmilch und friſche Luft zu trinken, Mittags auf dem Zimmer oder an der Wirthstafel zu eſſen, Nachmittags im Schloßgarten zu flankiren oder einen Ausflug in die Umgegend zu machen und Abends ins Theater zu gehen. — Wer von uns weiß es nicht, daß man im Bade ein wahres Schlaraffenleben führt, daß da Müßiggang die einzige Beſchäftigung iſt und daß man ſich nirgends ſo ſehr zu tauſend tollen Scherzen aufgelegt fühlt, als in einem luſtigen Kurorte.

Alle Gaſthöfe und Privatwohnungen waren überfüllt und die Wirthe ſo kreuzfidel wie die Kinder Israels, als der liebe Gott ihnen in der Wüſte Manna ins Maul regnen ließ.

In der letzten Badeliſte unter den Tags vor-

ber angekommenen und im Gasthof zum „goldenen Hirsch" abgestiegenen Fremden befand sich der königlich preußische Kammergerichts-Referendar Hannibal Scipio von Patzke aus Berlin und der kaiserlich russische Hofschauspieler Bock aus St. Petersburg. Der Erstere war ein junger, kleiner, blonder Geck und Stutzer, der eine goldene Brille und — ob er gleich nie auf dem Pferde saß — silberne Sporen, auf der Brust drei große Diamantknöpfe und eine goldene mit Perlen und Türkisen besetzte Lorgnette, in der Westentasche eine der schönsten Breguet-Uhren, auf dem vierten Finger seiner linken Hand eine Pyramide kostbarer Ringe, in der Brusttasche eine goldene Dose und in der Rocktasche eine silberne Cigarrenbüchse bei sich trug und nach allen Wohlgerüchen Arabiens und der Herren Treu und Nuglisch, der bekannten Berliner Parfumeure, dermaßen roch, daß manche Dame, welche schwache Nerven und starke Passionen hatte, davon betäubt und schwindelig wurde. Im Uebrigen nährte er, wie fast jeder königlich preußische Kammergerichts-Referendar, in seiner Brust die feste Ueberzeugung, daß er der schönste Mann auf Gottes Erdboden und ganz unwiderstehlich sei. — Der kaiserlich russische Hofschauspieler

Bock war dagegen ein einfacher, ſchlichter und faſt ſpießbürgerlicher Mann; deſto mehr aber fiel ſeine Frau auf, die, wie jede Schauſpielerin, viel Eleganz und Koketterie zur Schau trug. Madame Bock hatte eine jener intereſſanten Phyſiognomien, die ſich weit leichter durch Muſik als durch Worte beſchreiben laſſen. — Nach meiner Anſicht kann man die Phyſiognomien der Frauen in zwölf Dur- und in zwölf Moll-Tonarten eintheilen. Nach dieſem muſikaliſchen Syſtem, das ich ſchon früher einmal aufgeſtellt habe, giebt es:

1. C-dur ... Phyſ. ohne Kreuz ... offen, freundlich, harmlos.
2. C-moll .. = mit 3 B ... ſchwermüthig, ſchmerzlich, bewegt.
3. Cis-dur . = = 5 B ... aufbrauſend, feurig.
4. Cis-moll = = 4 Krzn .. träumeriſch, fantaſtiſch.
5. D-dur .. = = 2 Krzn .. heiter, luſtig, kokett.
6. D-moll . = = 1 B ... unbefriedigte Sehnſucht.
7. Es-dur .. = = 3 B ... ernſt, gemeſſen, gravitätiſch.
8. Es-moll = = 6 B ... verzweifelnde Liebe.
9. E-dur ... = = 4 Krzn .. impoſant, gebieteriſch.
10. E-moll .. = = 1 Kreuz . geiſterhaft, ſchaurig.
11. F-dur ... = = 1 B ... ſanft und mild.
12. F-moll .. = = 4 B ... traurig, düſter.
13. Fis-dur . = = 6 Krzn .. ſchläfrig, ſchwerfällig.
14. Fis-moll = = 3 Krzn .. ſentimental, melancholiſch.
15. G-dur ... = = 1 Kreuz . naiv, ſchelmiſch.
16. G-moll .. = = 2 B ... unglücklich liebend.
17. As-dur .. = = 4 B ... edel, erhaben.

18. As-moll ..	Phyſ.	mit 6 Krzn ...	tiefgefühlter Schmerz.
19. A-dur ...	=	= 3 Krzn ..	leicht, üppig.
20. A-moll ...	=	ohne Kreuz ..	ſchwärmeriſch, verliebt.
21. B-dur ...	=	mit 2 B ...	ſtolz, ſpröde, vornehm.
22. B-moll ...	=	= 5 B ...	fromm, heilig, andachtig.
23. H-dur ...	=	= 5 Krzn ..	bewegt, ſtürmiſch, wild.
24. H-moll ..	=	= 2 Krzn ...	wehklagend, niedergedrückt, ſchläfrig.

Fragt mich Jemand, wie dieſe oder jene Dame ausſieht, die er nur dem Namen nach und nicht perſönlich kennt, ſo frage ich ihn, ob er Muſik verſteht? Sagt er ja, ſo nenne ich ihm die Tonart ihrer Phyſiognomie, gebe ihm die Farbe ihres Auges und ihrer Haare an, dann kennt er ſie.

Der Begriff von Schönheit iſt übrigens, wie wohl Jeder weiß, ſehr verſchieden. Der Eine liebt weibliche Phyſiognomien aus A-moll, der Andere aus B-dur. De gustibus non est disputandum. Ich, für meinen Theil, ziehe Phyſiognomien aus B-moll allen Uebrigen vor. — Unverheiratheten Leſern gebe ich den Rath, ſich eine Frau zu wählen, deren Phyſiognomie entweder aus C-dur oder A-moll iſt. Warum? Weil man mit ſolchen Frauen kein Kreuz hat. Damen aus Fis-dur ſind die ſchlimmſten; wer eine Frau aus dieſer Tonart heirathet, der hat nicht blos ein, ſondern gar ſechs Kreuze.

Aber auch außerdem haben die Frauen viel Aehnlichkeit mit der Muſik. Frauen und Muſik gewähren uns Troſt und Erheiterung, Frauen und Muſik verſetzen unſere Seele in höhere Regionen, Frauen und Muſik erheben und begeiſtern, entzücken und bezaubern uns.

Bei Frauen und Muſik kömmt viel — ja faſt Alles — auf richtigen Tact an.

Jede Frau gleicht einer Oper. Ihr Geſicht iſt eine Ouverture, ihr Auge eine Introduktion, ihr Blick ein Recitativ, ihre Miene eine Arie, ihr Mund eine Romanze, ihre Zunge ein Chor, ihr Arm ein Rondo, ihre Hand — ein Marſch! Was aber das Finale von der Oper iſt, brauche ich Keinem zu ſagen, weil es ja ohnedies Jeder weiß.

Doch wie die Muſik von allen himmliſchen Künſten die ſchönſte, ſo iſt das Weib von allen irdiſchen Geſchöpfen das erhabenſte. Was wäre das Leben ohne Frau? Eine Frau ohne Leben! Und was wäre wohl Leben ohne Muſik? Eine Muſik ohne Harmonie!

Mais revenons à Madame Bock! Sie war eine jener Frauen, deren Phyſiognomie, aus D-dur, heiter, luſtig und kokett ins Leben hineinſchaute und vor verliebtem Männerblick nicht prüde zurückbebte. Je-

der, der auch nur ein Wenig die Physiognomien der Frauen studirt hat, konnte es dieser Dame ansehen, daß sie blos deshalb nach Teplitz gekommen war, um hier auf verliebte Abenteuer auszugehen. Vor- und Nachmittags sah man sie, am Arme ihres Gemahls, ein Paar Stündchen in den koketten Alleen des reizenden Schloßgartens lustwandeln und mit ihren großen schwarzen Feueraugen gefährliche Schlingen auswerfen, was ihr Gemahl nicht zu bemerken schien, weil er entweder zu dumm oder zu gleichgiltig war. — Allabendlich besuchte sie mit ihm das Theater, saß im ersten Rang und kokettirte mit dem ganzen Parterre

Eines Abends wurde „Schobri", jenes kleine Lustspiel gegeben, das Ungarns Cartouche, mit der Pistole in der Hand, dem Theaterdirector in Pesth aufgedrungen, und das der junge Schöngeist vier Wochen später, nachdem es dort zur Aufführung gekommen und mit vielem Beifall aufgenommen worden war, an alle Bühnen Oesterreichs versendet hatte. Der Name „Schobri" besaß auch in Teplitz so viel Anziehungskraft, daß am Abend der ersten Aufführung das kleine Schauspielhaus, und namentlich das Parterre, dermaßen überfüllt war, daß, wie es in der

Theaterſprache heißt, kein Apfel zur Erde fallen konnte.

Der Zufall und die Logenmeiſterin wieſen dem königlich preußiſchen unwiderſtehlichen Herrn Kammergerichts-Referendar Hannibal Scipio von Patzke einen Platz in jener Loge an, in der ſich der kaiſerlich ruſſiſche Hofſchauſpieler Bock und deſſen kokette Gemahlin befand.

Im ganzen Hauſe gab es keinen zweiten Zuſchauer, den das Luſtſpiel und deſſen Held, der faſhionable Gauner Schobri, mehr intereſſirte als den Herrn Hofſchauſpieler Bock, der mit einem rieſengroßen Doppel-Perſpectiv bewaffnet, keinen Blick von der Bühne abwandte, jedes Witzwort belachte und jeder Scene lauten Beifall zollte, während ſeine Frau Gemahlin hinter ſeinem Rücken und ihrem Fächer abwechſelnd mit einem jungen Civiliſten in der Loge links und mit einem alten Militair in der Loge rechts verliebte Blicke tauſchte. Der unwiderſtehliche Kammergerichts-Referendar, der das kokette Augenſpiel frühzeitig genug und — weil er die Dame ſehr pikant fand — nicht ohne Neid bemerkt hatte, verſuchte nun alle Mittel, um ſich ihr bemerkbar zu machen. Er huſtete. Madame Bock nahm keine

Notiz davon. Er nieſte. Auch das half nichts. Er moquirte ſich ganz laut über die Schauſpieler. Aber auch das war vergebens.

— Mort de ma vie, will Madame mich durchaus nicht bemerken? fragte er ſich ſelbſt und war faſt ärgerlich darüber, daß ſie ſich noch nicht nach ihm umgeblickt hatte. Aber nur Geduld, Freund Scipio, hat ſie Dich einmal erſt ins Auge gefaßt, dann wird ſie es wohl deſto öfterer thun, meinte der Unwiderſtehliche.

Madame Bock ſchien aber eigenſinnig zu ſein und von ihrem Hintermanne abſichtlich keine Notiz nehmen zu wollen.

— Madame, ſagte der Unwiderſtehliche, darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie um Ihren Theaterzettel zu erſuchen?

— Hier, mein Herr, erwiderte Madame Bock, ihm den Zettel reichend.

— Sehr gütig, ſagte Herr Hannibal Scipio von Patzke, durchflog flüchtig die Perſonen und gab ihr den Zettel mit dem verbindlichſten Danke zurück.

Madame nickte mit dem Kopfe und würdigte ihn keines Blickes mehr.

— Meinetwegen, dachte er bei ſich und glaubte

die Dame — Gott weiß wie sehr — damit zu ärgern, daß er gleich darauf die Loge verließ und sich in eine andere begab.

Eine Viertelstunde später fiel der Vorhang. Alles applaudirte.

— Schobri, rief Herr Bock.

— Schobri, Schobri, brüllte nun auch das ganze Parterre.

Und bald darauf erschien der Mann, der den Schobri gespielt; er verbeugte sich und sprach:

— Dieser Abend ist der schönste Tag meines Lebens!

Gleich darauf verließen Herr und Madame Bock, weil sie die darauf folgende „Liebe im Eckhause" erst kürzlich gesehen hatten, die Loge und das Schauspielhaus, um noch ein halbes Stündchen im Schloßgarten zu promeniren.

— Kennen Sie die Dame, die soeben diese Loge verließ? fragte der Unwiderstehliche die alte Logenschließerin.

— Nein, lieber Herr, antwortete die Gefragte.

— Aber Ihr Leute wißt doch gar nichts. Eine gute Logenschließerin muß Jeden kennen. Sie kennen wohl auch mich nicht?

— Nein, lieber Herr!

— Ich bin der königlich preußische Kammergerichts-Referendar Hannibal Scipio von Patzke aus Berlin und mache nächstens mein Assessor-Examen.

— Gut, lieber Herr, sagte die Logenschließerin.

Sechszehntes Kapitel.

Bindfaden-Roman. „Was iſt Leben ohne Liebe?“ Schickſal, ein Kellner. Kirſche und Roſenknoſpe. Handſchuh und Strumpfband. Patzke's Liebeserklärung. Ein Stelldichein. Er geht in die Falle und — — —

Kehren wir jetzt ins Hôtel zurück!

Der unwiderſtehliche Kammergerichts-Referendar bewohnte hier zwei Zimmer. Das Eine derſelben ging auf die „lange Gaſſe“, das Andere auf den kleinen Hof hinaus, in dem drei freundliche Kaſtanienbäume ihren ſmaragdenen Schatten ausſtreuen. Im letztern Zimmer pflegte Herr Hannibal Scipio von Patzke jeden Nachmittag, erſchöpft von den Anſtrengungen der luculliſchen Mahlzeit, ſeine Sieſta zu halten.

An einem dieſer Nachmittage, an welchem er zähneſtochernd am Fenſter ſtand, ſenkte ſich aus der

Höhe des zweiten Stockwerkes (der Unwiderſtehliche wohnte im erſten) ein geheimnißvoller Bindfaden herab, an deſſen Ende ein Bonbon, gehüllt in die Farbe der Hoffnung, befeſtigt war.

Scipio ſtutzte Anfangs, bald aber ſagte ihm eine innere Stimme:

— Dieſer Bonbon, der vor Deinem Fenſter hin und her ſchaukelt, iſt für Dich beſtimmt; Hannibal, greife zu!

Und das that er denn auch. Unter der grünen Hülle des losgelöſten Bonbon lag ein weißer Papierſtreif, worauf folgende Deviſe gedruckt war:

„Was iſt Leben ohne Liebe?
Fruchtlos abgeblühte Zeit!
Meines Herzens ſchönſte Triebe
Sind, Geliebter! Dir geweiht.“

Scipio hätte gern den Kopf zum Fenſter hinausgeſtreckt, um zu ſehen, wer dieſen ſüßen Dolmetſcher der Liebe zu ihm herabgeſendet habe, da aber alle Fenſter des erſten Stockwerkes, vermuthlich um das Einſteigen zu verhüten, durch eiſerne Stäbe geſchützt waren, ſo konnte ſich durch die Zwiſchenräume wohl ein Arm, aber kein Kopf Bahn brechen.

Herr von Patzke las die Deviſe noch ein- noch zwei- noch dreimal und gerieth immer mehr und mehr in Extaſe.

— Schon wieder eine Eroberung gemacht, weiberbeſiegender Tauſendſaſa, rief er aus und etablirte ſich vor den Spiegel, um ſich die Gewißheit ſeines Sieges zu verſchaffen. Aber wie mag ſie wohl ausſehen die Dame, die, eine Treppe höher, mir ihres Herzens ſchönſte Triebe weiht? Blond oder braun, groß oder klein, Mädchen oder Frau — mir gleich! Sie liebt mich et ça suffit! Aber was ſie iſt und wie ſie heißt, muß ich alſogleich erfahren.

Ein Riß am Glockenringe führte den Oberkellner herbei, der — vielleicht der einzige Menſch auf Erden, der dieſen Namen führte — Schickſal hieß. Wie mußte ich lachen, als ich an der Wirthstafel mehr als zehnmal rufen hörte: Schickſal, einen Zahnſtocher! Schickſal, noch etwas Sauce! Schickſal, noch ein Bischen Käſe! Als dieſer Kellner einmal einer jungen Dame eine Paprika-Sauce aufs Kleid goß, ſagte ein neben ihr ſitzender Witzbold: Zürnen Sie ihm nicht, Fräulein, das iſt nicht des Kellners Schuld, das iſt Schickſals-Tücke!

— Schickſal, wer wohnt gerade über mir im zweiten Stock? fragte der Herr Kammergerichts-Referendar.

— Ein Herr und eine Dame.

— Mann und Frau?

— Ja, Ew. Gnaden.

— Wie heißt er?

— Bock.

— Und was iſt er?

— Kaiſerlich ruſſiſcher Hofſchauſpieler aus Petersburg.

— Und Madame? Iſt ſie jung?

— Blutjung!

— Schön?

— Bildſchön!

— Und wo eſſen ſie?

— Auf ihrem Zimmer.

— Und der Mann?

— Iſt ſchon bei Jahren.

— Genug, Schickſal, mehr brauch' ich vorläufig nicht zu wiſſen. Halt, Schickſal, noch Eins! Bringen Sie mir Bonbons!

Schickſal eilte fort.

— Die Dame iſt bildſchön, der Mann ſchon

etwas alt, alſo eiferſüchtig und darum eſſen ſie auf ihrem Zimmer. Madame muß mich irgendwo geſehen, muß mich intereſſant gefunden und — was ich begreiflich finde — ſich über Hals und Kopf in mich verliebt haben. O Weiber, Weiber, wie ſchlau ſeid Ihr! Durch Bindfaden baut Ihr Euch Brücken zu Eurem Geliebten und Bonbons werden die Geſchäftsträger Eurer geheimen Gefühle.

Schickſal brachte die Bonbons und eclipſirte ſich.

— Ich bin der ſchönen Frau eine Antwort ſchuldig und will ſie nicht lange darauf warten laſſen. Von Rechtswegen ſollte auch ich in Verſen an ſie ſchreiben, in Betracht aber, daß ich mindeſtens acht Tage brauche, um vier Zeilen zuſammenzureimen, will ich ihr in nackter, ungeſchminkter Proſa ſchreiben.

Er nahm einen Streifen Papier und ſchrieb darauf:

„Madame, ich liebe Sie!“

— Das iſt kurz und bündig, ſagte er und ſteckte die lakoniſche Liebeserklärung ins Bonbon-Couvert. Wenn Madame nun, wie ich vermuthe, den Bindfaden wieder herabläßt, hefte ich ihm meine Antwort an.

Scipio hatte dies kaum ausgesprochen, als der Bindfaden, an dem eine Kirsche befestigt war, sich zu ihm herniederließ.

— Eine Kirsche? Was mag die gute Frau damit sagen wollen? Gleichviel, ich nehme die Kirsche und schicke ihr den Bonbon hinauf.

Und das geschah. Gleich darauf ward der Bindfaden in die Höhe gezogen.

— Ich bin neugierig, sagte Herr von Patzke, wie sie meine Erklärung aufnehmen wird.

Die Dame des zweiten Stockwerks sprach eben mit dem Kellner.

— Wer wohnt gerade unter uns im ersten Stockwerk?

— Ein junger reicher Mann aus Berlin.

— Was ist er?

— Kammergerichts-Referendar.

— Sagen Sie ihm . . .

— Was soll ich ihm sagen?

— Ich bitte, sagen Sie ihm gar nichts, lächelte Madame Bock und drückte dem Schicksal einen Dukaten in die Hand.

— Küss' die Hand, erwiderte der Kellner und entfernte sich.

— Madame Bock läßt mich lange auf Antwort warten, brummte der Unwiderſtehliche, der unterdeſſen acht bis zehnmal in den Spiegel geſchaut und ſich jedesmal geſtanden hatte, daß er der liebenswürdigſte Referendar des Königreichs Preußen ſei.

Bald darauf erſchien der Bindfaden, der ſtatt einer Antwort eine Roſenknoſpe brachte.

Scipio nahm einen Streifen Papier und ſchrieb darauf: „Kirſche und Roſenknoſpe“... was bedeuten dieſe Embleme?

Er wickelte den Streifen um einen Bonbon und befeſtigte ihn an den Bindfaden, der alſogleich in die Höhe flog.

Herr von Papke wartete wohl länger als ein Viertelſtündchen auf Antwort. Nach einem Weilchen ging er in den Hof hinab, um zu ſehen, ob oben Jemand aus dem Fenſter ſähe. Aber die Fenſter waren geſchloſſen.

— Frau von Bock ſind vor fünf Minuten ausgefahren, ſagte der Kellner.

— Allein?

— Nein, mit dem Herrn Gemahl.

— Und wohin?

— Das weiß ich nicht.

— Nun bleib' auch ich nicht länger zu Hause, sagte der Unwiderstehliche und stürmte mürrisch ins Freie hinaus.

Am andern Morgen (Herr Bock war, wie Hannibal vom Schicksal erfahren, eben sorglos ausgegangen, um Brunnen und Melken zu trinken) ließ sich am Fenster des Unwiderstehlichen wieder ein Bindfaden sehen. Diesmal war kein Bonbon, keine Kirsche, keine Rosenknospe, sondern ein silberner Fingerhut daran befestigt.

Scipio nahm ein Stückchen Papier und schrieb darauf: „Madame, ich verstehe Sie nicht."

Fünf Minuten später brachte der Bindfaden einen Handschuh.

— Ein Handschuh? Ah, so etwas lasse ich mir schon eher gefallen! Gleich will ich ihr schreiben.

„Tausend Dank für Ihr Andenken." Diese Zeile wurde rasch wieder um einen Bonbon gewickelt, der pfeilschnell in die Höhe flog.

Bald darauf schwebte der Bindfaden mit einem schön gestickten Strumpfbande hernieder.

— Handschuh und Strumpfband sind gute Verbedeutungen. Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr,

Madame Beck iſt närriſch in mich verliebt. Nun, Freund Hannibal, mußt Du die Sache ernſter anfaſſen!

Er nahm ein weißes, ſpiegelglattes Blatt Papier und ſchrieb:

Meine Angebetete!

Meine Liebe zu Ihnen hat ihren Kulminationspunkt erreicht . . . ich muß Sie ſehen, muß Sie ſprechen, um Ihnen mündlich ſagen zu können, was ich für Sie fühle. Ich habe Sie zwar noch nicht geſehen, aber meine Ahnung und der Kellner ſagen mir, daß Sie ein Engel an Huld und Liebreiz ſind — das verbürgt mir Ihr Fingerhut, Ihr Handſchuh, Ihr Strumpfband, theuere Liebeszeichen, die mich zum Glücklichſten aller Sterblichen machen. Madame, wenn Sie den Frieden, den Sie meinem Herzen geraubt, mir wieder geben wollen, ſo beſtimmen Sie mir Ort und Stunde, wo ich Ihnen den Eid ewiger Liebe, eventualiter ewiger Treue darbringen darf.

Hannibal Scipio von Pazke.

Erſt eine Stunde ſpäter überbrachte der Bindfaden folgende Antwort:

Heute Abend mit dem Glockenſchlage Acht erwartet Sie mit glühender Sehnſucht am Fuße des Schloßberges

Agathe Beck.

— Geſiegt, geſiegt! rief Hannibal und drehte ſich wie ein Kreiſel auf dem Abſatz ſeines Stiefels herum. Mit glühender Sehnſucht ſchreibt ſie . . . ja, ja, die Frauen ſind verhext in mich! Kammergerichts-Referendar, Du biſt ein Tauſendſaſa, dem kein Weib widerſtehen kann!

— Ew. Gnaden, flüſterte das Schickſal, den Kopf zur Thür hineinſteckend.

— Was giebt's?

— Ich wollte Ihnen blos ſagen . . .

— Nun?

— Daß die gnädige Frau da oben . . .

— Weiter!

— Heute zum erſten Mal an der Wirthstafel eſſen will.

— Ich verſtehe!

— Soll ich?

— Ein Couvert für mich belegen ... Schicksal, wie kannst Du nur fragen!!

— Schön, lächelte der verschmitzte Kellner und verlor sich.

Mit dem Glockenschlage Eins begaben sich sämmtliche Gäste des „goldenen Hirsches" zur Wirthstafel.

— Himmel, rief Scipio, als er in den Speisesaal eingetreten war, dort unten sitzt ja die Dame, die Du im Theater gesehen hast! Am Ende ist das die Madame Bock. Schicksal, fragte er leise den Kellner, wie heißt jene Dame, die da unten neben jenem Herrn sitzt?

— I das ist ja Madame Bock!

— Charmant, charmant! sagte der Unwiderstehliche und setzte sich der Dame schräg gegenüber.

Schicksal brachte ihm die Suppe.

— Ah, nichts geht über ein schönes Weib, sprach Herr von Patzke zu sich selbst und fing mit Madame Bock zu kokettiren an.

— Ah, nichts geht über ein gutes Stück Rindfleisch, sagte Herr Bock zu seiner Gemahlin.

Scipio verschlang Madame Bock mit seinen Augen. Er zog ihren Handschuh hervor und drückte ihn an seine Lippen.

Madame Bock ſchlug das Auge nieder und lächelte; Scipio hielt dieſes Lächeln für ein gutes Zeichen und lächelte ebenfalls. Der verſchmitzte Oberkellner, der eben das Gemüſe herumtrug, fing auch zu lächeln an, und Herr Bock mußte — der Himmel weiß warum — mitlächeln.

„Ich lächle, du lächelſt, er lächelt,
Wir lächeln, ihr lächelt, ſie lächeln" —

Aber Alle aus einem andern Grunde!

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Glockenſchlage Acht ſtand Herr von Pazke am Fuße des Schloßbergs.

Es war bereits dunkel und die ganze Gegend öd' und menſchenleer geworden. Es ſchlug ein Viertel . . . es ſchlug Halb . . . Niemand kam.

— Wie, ſollte Madame Bock Dich bloß gefoppt haben? fragte er ſich.

In demſelben Augenblick klopfte ihm Jemand leiſe auf die Schulter. Scipio kehrte ſich um.

— Sie ſind Herr Kammergerichts-Referendar von Pazke?

— Zu dienen, mein Herr.

— Sie erwarten meine Frau?

— Ich, Ihre Frau?

— Ja, ja! Sie hat Ihnen heute auf mein Zureden ein Rendezvous gegeben. Da sie aber nicht selbst erscheinen kann, so sendet sie mich, um Sie zu bitten, ihr für den Fingerhut, für den Handschuh und das Strumpfband die bewußten Kleinodien zu schicken.

— Welche Kleinodien?

— Die goldene Brille, die drei Diamantknöpfe, die goldene Lorgnette, die Uhr und Kette, die Dose und die Cigarrenbüchse und überhaupt Alles, was Sie ihr versprochen haben.

— Mein Herr, ich habe ihr gar nichts versprochen.

— Ei, glauben Sie, daß meine Frau Ihnen umsonst so werthvolle Andenken geschenkt?

— Ich habe sie nicht dazu aufgefordert. ...

— Sie haben meine Frau verführen wollen ... Das verdient Züchtigung, mein Herr Kammergerichts-Referendar, sagte der kaiserlich russische Hofschauspieler Bock und zog eine Pistole aus dem Rock, die er dem Unwiderstehlichen dicht vor die Nase liegt. Wollen Sie nun gutwillig Ihre Preziosen abliefern?

— Liebster, bester Bock, Sie scherzen wohl nur?

— Glauben Sie, was Sie wollen; aber spuken Sie sich, ich muß fort, meine Frau wartet auf mich!

Herr von Pakke, der dies Alles wirklich für Scherz hielt, gab Herrn Bock ein Stück nach dem Andern.

— Wünschen Sie vielleicht auch meine Geldbörse? fragte der Unwiderstehliche.

— Ich bitte darum, sagte Herr Bock.

— Ich weiß, wo Sie wohnen, und werde mir morgen früh Alles zurückerbitten.

— Haben Sie nun gar nichts mehr bei sich? fragte Herr Bock, Scipio's Taschen durchsuchend.

— Nichts, gar nichts! Sie haben mich rein ausgeplündert.

— Nun denn, so leben Sie wohl!

— Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Bock, sagte der königlich preußische Kammergerichts-Referendar und lachte über den Spaß bis nach Teplitz.

Dort angekommen, fragte er das Schicksal, ob Herr und Madame Bock noch nicht heimgekehrt seien.

— Vor einer Stunde sind sie mit Extrapost abgereist.

— Wohin?

— Das haben sie nicht gesagt.

Scipio stand wie vom Blitz gerührt.

Am Eingang des nächsten Dorfes harrte eine Extrapost, in der die kaiserlich russische Hofschauspielerin Beck ihren Gemahl erwartete.

Eine Viertelstunde später saß er bei ihr im Wagen.

— Nun? fragte Seraphine.

— Abgemacht, sagte Schebri. Fahr' zu, Schwager!

Sie fuhren nach Karlsbad und stiegen als Herr und Madame Fenchel aus Breslau im „Gasthof zum Kronprinzen von Preußen" ab. Hier wurde beschlossen, daß Seraphine, die sich Mutter fühlte, ihre Niederkunft abwarten und ihm später nachreisen solle.

Schebri ging schon am andern Morgen nach Dresden ab.

Siebzehntes Kapitel.

Dresden. Der Gasthof zur Stadt Babylon. Charakteristik der Bewohner derselben. Der Meister vom Stuhl. Die Lage zu den drei flammenden Kerkstöpseln. Aufnahme in den Freimaurerorden. Ein Brief aus Karlsbad. Das neue Prelle.

In Dresden stieg unser Held als Weinreisender Gottfried Kalmus aus Epernay im „Gasthof zur Stadt Babylon" ab.

Mit Hilfe des Fremdenbuches und seiner Beobachtungsgabe wußte er sehr bald, wer jeder der hier eingekehrten Fremden und was der Zweck seines Aufenthaltes sei.

Nummer 9 und 10 dieses Hôtels bewohnten eine Dame zwischen dreißig bis fünfzig Jahren, und drei junge Mädchen, welche Frau von B. — so nannte sie sich — für ihre Töchter ausgab. Unter vier Augen sei es gesagt, daß die Alte eine vornehme

Kupplerin und jede ihrer drei sogenannten Töchter eine Grisette vom feinsten und gefährlichsten Kaliber ist. Diese vier Jahreszeiten ziehen von Ort zu Ort, kehren überall in die ersten Gasthöfe ein, machen einen großen Aufwand, spielen Anfangs die Unzugänglichen und Spröden und ziehen nur solche Käuze in ihr Netz, die viel Geld und wenig Klugheit besitzen. Wenn sie ein Paar hundert Thaler erbeutet haben, reisen sie wieder ab und schlagen in einer andern Stadt ihr fliegendes Zelt auf.

In No. 12 logirte ein Pole, der sich für einen Grafen ausgab, den Orden der Ehrenlegion und die Gicht, einen schwarzen Schnurbart und eine Narbe auf der rechten Backe hatte. Er führte einen jungen Mann mit sich, den er für seinen Secretair ausgab. Dieser Graf war aber, wie Schobri durch einen Zufall und das Schlüsselloch erfuhr, von Natur ein Schuft und von Profession ein Spieler, und sein sogenannter Secretair ein verkleidetes Frauenzimmer, eine junge feurige Französin, die ihren Polen auf allen Reisen begleitete. Sie war seine Geliebte, sein Croupier und die Angel, womit er reiche und verliebte Gimpel in sein Faro-Garn lockte. Sie reisen im Sommer von einem Bade

zum andern, und was er verliert, muß sie zurück gewinnen.

In No. 13 wohnte ein alter Engländer, dem, als er 34 Jahre alt war, eine Kartenschlägerin aus dem Kaffeegrund prophezeit hatte, daß er vier Wochen nach seinem Einzuge in seine neue Wohnung sterben werde. Master S...., ein sehr abergläubiger Christ, kündigte noch an demselben Tage seine Wohnung, in die er kurz vorher eingezogen war, und begab sich, um dem unerbittlichen Fatum aus dem Wege zu gehen, auf Reisen. Es war, wie er dem Wirth erzählt, am 15. October des Jahres 1786, als er seine Vaterstadt Liverpool verließ. Seit jenem Tage reist er plan- und rastlos in der Welt umher, bleibt in keiner Stadt und in keinem Gasthofe länger als drei Wochen, und war, als er in der „Stadt Babylon" abstieg, schon 52 Jahre auf der Reise. Es giebt fast keinen Gasthof der civilisirten Welt, in dem er nicht gewohnt. Der Mann dauert mich, denn wie oft mag der Arme in seinem Leben wohl geprellt worden sein!

Nummer 14 wurde von einer jungen Berlinerin bewohnt, die von ihrem Herrn Gemahl nach Teplitz geschickt worden war. Die schöne Frau, die eine

Liebschaft mit einem jungen Maler hatte, brachte den größten Theil ihrer Badezeit in Dresden zu und fuhr jeden Monat einmal nach Teplitz hinüber, um von dort aus Briefe an den alten Herrn nach Berlin zu schreiben.

Im zweiten Stockwerk Nummer 15 wohnte einer jener ewig reisenden Schauspieler, die in jeder Stadt einen Brief mit Gastrollen und einen Vorschuß zur Reise erwarten. Da aber weder das Eine noch das Andere anzukommen pflegt, so sieht sich unser Mann in jeder Stadt genöthigt, bei Nacht und Nebel durchzugehen und von dem nächsten Ort dem Wirth zu schreiben, daß er nächstens, sobald er sein neues Engagement in St. Petersburg angetreten habe, die schuldig gebliebene Kleinigkeit auf Künstlerwort bezahlen werde. Wenn unser Mann diese Kleinigkeit dessenungeachtet nicht bezahlt, so liegt das nicht an ihm, sondern an den „Eseln", die ihn nicht engagiren wollen.

In Nummer 16 hauste ein alter Habitué, ein Commis-voyageur, der in Baumwolle reis't, den ganzen Tag in den Spiegel guckt und Barcarolen singt, dabei das ganze Hauspersonal peinigt, jeden Augenblick den Kellner ruft, jedem Stubenmädchen

die Backen kneift und den Hausknecht einen Esel schimpft, wenn dieser ihn um fünf Minuten später weckt, als der gestrenge Herr es befohlen hat. Ja selbst der Wirth läßt sich von diesem Hôtel-Tyrannen mehr als von jedem Andern gefallen, weil ihm der Baumwollen-Reisende hundertmal in einer Woche sagt, daß jeder Fremde, der in die „Stadt Babylon" eingekehrt, von ihm recommandirt gewesen sei.

In Nummer 17 wohnte ein heiserer Tenorist, der vom frühen Morgen bis in die späte Nacht solfeggirt, jede Stunde einen Löffel Medicin einnimmt, um seine verlorene Stimme wieder zu erhalten und endlich, nach der ersten Gastrolle ausgepfiffen, seine Erbsenkette und Tula-Dose, seinen hohlen Siegelring und seine Busennadel ins Pfandhaus tragen muß, und dem Wirthe einen Theil seiner Rechnung bezahlen und sein Glück in einer andern Stadt versuchen zu können.

Nummer 18 beherbergte ein Individuum, das seine Existenz einzig und allein auf die achtundzwanzig Steine des Dominospiels und auf die Berechnung aller denkbaren Chancen dieses Spieles gebaut und es darin so weit gebracht hat, daß er Je-

dem 40 bis 50, auch 60 bis 70 Points von 100 vorzugeben im Stande war und als unübertroffener Meiſter im ſogenannten Ausklemmen der Doppelſteine galt. Dieſer unüberwindliche Dominoſpieler, der niemals eine Parthie verlor, hielt ſich in jeder Stadt nur ſo lange auf, als er noch einen Wagehals fand, der mit ihm um Geld zu ſpielen den Muth hatte. Dieſer Philidor des Domino nahm, zwei Jahre ſpäter, zu Aachen ein höchſt klägliches Ende: er erſchoß ſich aus Ehrgeiz, weil es einem Kölniſchen Juden gelungen war, ihm die Null-Null auszuſperren, was er für die höchſte Beſchimpfung hielt, die ihm im Leben zugefügt werden konnte.

In Nummer 19 wohnte ein Maler mit einem ſehr kleinen Talente und einem ſehr großen Schnurbarte, einer jener Raphaele, die niemals Geld haben. Dieſe Maler halten ſich in jeder Stadt ein Paar Monate auf, wiſſen ſich beim Wirthe einzuſchmeicheln, machen der Wirthin den Hof, malen entweder ſie oder ihn, im Nothfall auch Beide im Kreiſe ihrer Kinder, Kellner und Hausknechte, ziehen dann, ohne die Zeche bezahlt zu haben, fröhlich und wohlgemuth weiter und fangen in einer andern Stadt das alte Lied wieder von vorn an.

Nummer 20 bewohnte ein wandernder Pränumerantenſammler, der Emiſſär einer induſtriöſen Buchhandlung, welche Predigten, Kochbücher, Raupenkalender, Romane der Madame Schoppe, Wanzen-Vertilgungs-Mittel und mehr dergleichen ſchönwiſſenſchaftliche Werke verlegt. Dieſe nomadiſchen Pränumeranten-Preſſer halten ſich in jedem Gaſthofe nur ſo lange auf, bis ſie die Geduld des Wirthes dergeſtalt breitgeſchlagen haben, daß dieſer endlich, um Ruhe zu bekommen, ein Kochbuch oder Wanzenvertilgungs-Rezept oder ein Bündel Predigten an Zahlungsſtatt annimmt und herzlich froh iſt, wenn dieſe Landplage weiterzieht.

Nummer Eins zu ebener Erde bewohnte unſer Held Schobri, der drei Tage ſpäter mit dem etwas bornirten Gaſtwirth ſchon auf ſo vertrautem Fuße ſtand, daß ſie bei einer Flaſche Champagner Brüderſchaft tranken.

— Biſt Du Freimaurer? fragte Freund Kalmus.

— Nein, lieber Bruder, antwortete der Wirth.

— Das iſt gar nicht klug von Dir. Wenn Du ein Bischen Raffinement beſäßeſt, würdeſt Du ſchon längſt das Bedürfniß gefühlt haben, Maurer zu werden. Dein Gaſthof würde dadurch bedeutend

gewonnen haben, denn viele Brüder würden bei Dir eingekehrt sein und Dein Hôtel überall empfohlen haben.

— Ich habe mich schon einmal vorschlagen lassen, bin aber, unter uns gesagt, durchgefallen.

— Warum?

— Einer meiner Collegen, der Wirth zur „Stadt Bagdad" hat gegen mich Intriguen angezettelt. Wenn ich nur wüßte, wie ich's anfinge, in den Orden aufgenommen zu werden.

— Nichts leichter als das! Ich bin Meister vom Stuhl bei der Großloge zu den drei flammenden Korkstöpseln in Epernay, und wenn es Dir wirklich Ernst ist, Maurer zu werden, und wenn Du Lust hast, zehn Louisd'or Aufnahme-Gebühren zu bezahlen, dann improvisire ich in Deinem Hause eine Loge und nehme Dich, kraft meiner Autorität als Meister vom Stuhl, in unsern Orden auf.

— Mit dem größten Vergnügen zahl' ich Dir zehn und, wenn's sein muß, auch zwanzig Louisd'or, wenn ich dafür Maurer werden kann, schon darum, um damit meinen guten Freund in der „Stadt Bagdad" zu ärgern.

— Er wird Feuer und Flammen speien; denn

woher kommt es, daß sein Gasthof mehr Zuspruch als der Deinige hat? Weil er Maurer ist. Ich an Deiner Stelle würde selbst zwanzig Louisd'or nicht scheuen und mich gleich als Geselle aufnehmen lassen.

— Geht denn das?

— In der Loge zu den drei flammenden Korkstöpseln geht Alles. Ich bin ja Meister vom Stuhl und kann Jeden, den ich dazu befähigt glaube, gleich zum Gesellen machen. In einigen Jahren kannst Du dann schon Meister vom Stuhl sein; dann darf kein Reisender, welcher Maurer ist, in einem andern Gasthofe, als in dem Deinigen, wohnen.

— Zittere, Stadt Bagdad! Aber kann ich denn nicht gleich Meister vom Stuhl werden?

— Auch das läßt sich durchsetzen; doch kostet das so viel, daß ich Dir rathen würde, vorläufig Geselle zu bleiben.

— Ei wieviel kostet es denn?

— Zweitausend Francs.

— Hundert Louisd'or? Ich bezahle diese Kleinigkeit sehr gern, wenn es wirklich wahr ist, daß jeder Maurer dann nirgends anders als bei mir einkehren darf.

— Nach §. 87 des Grundgesetzes der Loge zu den drei flammenden Korkstöpseln wird jeder Bruder, der als Reisender versäumt, bei dem Gastwirth, welcher Meister vom Stuhl ist, einzukehren, sofort ausgestoßen.

— Solche Loge lass' ich mir gefallen. Wenn ich Dir also heute hundert Louisd'or zahle?

— Dann schicke ich sie morgen nach Epernay und lasse Dir dafür das Meister-Diplom kommen.

— Und wann kann das Diplom in meinen Händen sein?

— In spätestens drei Wochen.

— Und wann, Bruderherz, willst Du mich einweihen in die Geheimnisse des Ordens?

— Morgen Abend.

— Gut, sagte der einfältige Mensch und umarmte den Meister vom Stuhl mit dankerfüllter Rührung.

Schobri ließ noch an demselben Tage eines der hintern Zimmer mit schwarzem Tuche ausschlagen und einen Sarg und zwei Todtenschädel bestellen.

Am andern Abend mußte sich der Wirth in den Sarg legen; der Meister vom Stuhl setzte ihm eine Degenspitze auf die Brust und sprach:

— Elender Schwachkopf, ich nehme Dich hiermit in unſern Orden auf. Die Loge zu den drei flammenden Korkſtöpſeln begrüßt in Dir einen ihrer Brüder. Aber Wehe, dreimal Wehe über Dich und Dein Haus, wenn Du die geheimen Ceremonien unſerer Loge einem Uneingeweihten verräthſt. Erhebe Dich nun aus deinem Sarge, elender Schwachkopf, küſſe dreimal die Spitze dieſes geweihten Degens und ſprich Mane!

— Mane!

— Thekel!

— Thekel!

— Pharez!

— Pharez!

— Jetzt biſt Du Geſelle. Küſſe nun neunmal dieſen Todtenſchädel, gieb Dir dann 7 mal 7 Naſenſtüber und ſage nach jedem Naſenſtüber „Abracadabra!“

Der Wirth befolgte die Vorſchriften des Meiſters vom Stuhle mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit.

— Nun biſt Du Meiſter vom Stuhl, ſagte Schobri. Nun erhebe Dich aus dem Staube des Irdiſchen und empfange von mir den Bruderkuß.

Die beiden Meiſter umarmten ſich.

— Du haſt mir aber noch nicht die Merkmale geſagt, woran ein Maurer den andern erkennt.

— Gut, daß Du mich daran erinnerſt. Der Lehrling giebt ſich Dir durch einen Händedruck dieſer Art zu erkennen, ſagte Schobri und drückte dem Schwachkopf dabei dermaßen die Hand, daß er laut zu ſchreien anfing. Der Geſelle zupft ſich zuerſt ans linke und dann ans rechte Ohrläppchen. Der Meiſter legt den Daumen der linken Hand auf die Naſenſpitze, breitet die andern vier Finger aus, legt den Daumen der rechten Hand an den kleinen Finger der linken Hand und ſtreckt dann die halbe Zunge heraus.

Schobri zeigte ihm noch ein Dutzend anderer Grimaſſen, die der Wirth ihm mit ſo viel komiſcher Ernſthaftigkeit nachäffte, daß der Gauner ſich ſehr zuſammennehmen mußte, um das Lachen zu unterdrücken.

Noch an demſelben Abend bezahlte der Tropf die hundert Louisd'or Aufnahme-Gebühren, die mein Held pro forma in Wachsleinwand verſiegelte, an den Großmeiſter der Loge zu den drei flammenden Korkſtöpſeln in Epernay adreſſirte und den Brief auf die Poſt trug.

Zwei Tage nach des Wirthes feierlicher Aufnahme in den Freimauer-Orden erschien ein Briefträger.

— Wohnt hier der Weinreisende Kalmus aus Epernay? fragte er den Wirth, der faullenzend den ganzen langen lieben Tag vor der Thür stand.

— Ja, sagte der Wirth.

— Ist er zu Hause?

— Nein. Habt Ihr einen Brief für ihn?

— Einen Brief mit fünfhundert Thalern in Preußischen Kassen-Anweisungen.

— Woher?

— Aus Karlsbad.

— Und wo ist das Geld?

— Es liegt auf der Post, doch kann es sogleich abgeholt werden, wenn Herr Kalmus diesen Schein da unterschreibt und mit seinem Petschaft versieht.

— Ich will's ihm sagen, sprach der Wirth und nahm den Schein.

Erst gegen acht Uhr Abends kehrte Herr Kalmus nach dem Gasthof zurück.

— Ist ein Brief aus Karlsbad für mich angekommen? fragte er den Wirth.

— Ja, Bruder Kalmus.

— Ein Brief mit fünfhundert Thalern?

— Ganz recht.

— Und wo ist das Geld?

— Das liegt noch auf der Post. Der Briefträger hat vorläufig blos den Schein gebracht.

— Hast Du den Schein unterschrieben?

— Das mußt Du selber thun.

— Werd' ich das Geld dann noch heute in Empfang nehmen können?

— Heute nicht, denn das Bureau ist bereits geschlossen.

— Teufel, was mache ich nun? Ich muß das Geld, das ich schon gestern erwartet habe, jetzt gleich erhalten, denn in einer Stunde muß ich mit Extrapost nach Berlin. Wenn ich bis morgen Nachmittag drei Uhr dort nicht eingetroffen bin, verliert mein Haus an einem Weinhändler, der seine Zahlung einstellen will, 15,000 Francs. Weißt Du was, Bruder, ich werde den Schein unterschreiben und untersiegelt bei Dir zurücklassen und Dich bitten, mir die fünfhundert Thaler bis morgen früh vorzustrecken.

— Meinetwegen, sagte der gutmüthige Tropf und zahlte seinem Freunde Kalmus gegen den Postschein fünfhundert Thaler aus.

Der Meiſter vom Stuhl bezahlte ſeine kleine Rechnung und beſtellte gleich darauf Extrapoſtpferde.

Am andern Morgen begab ſich der Wirth der „Stadt Babylon," in höchſt eigener Perſon auf das Poſt-Bureau, um dort, gegen Ablieferung des Scheines, den mit fünfhundert Thalern beſchwerten Brief aus Karlsbad in Empfang zu nehmen. Da das Schreiben nicht frankirt war, mußte der gute Mann noch 22 Silbergroſchen 8 Pfennige Porto bezahlen.

— Auch gut, ſagte der Wirth und erbrach das Couvert. Im erſten ſtak ein zweites, im zweiten ein drittes, im dritten ein viertes, im vierten ein fünftes, im fünften ein ſechstes Couvert und im ſechsten ſtatt des Geldes ein roſenfarbenes Stammbuchblatt mit den Verſen:

„Weine nicht, es iſt vergebens,
Alle Freuden dieſes Lebens
Sind ein Spiel der Fantaſie;
Gieb Dir Mühe zu vergeſſen,
Daß Du einſt das Geld beſeſſen,
Denke, Du beſaß'ſt es nie!"

— Jeſus, Maria und Joſeph! rief der Wirth.

— Was giebt's? was giebt's?

— Ich bin betrogen, ſchändlich betrogen!

— Condolire! ſagte der Herr Poſtſecretair.

Achtzehntes Kapitel.

Leipzig. Das Tageblatt. Das Rosenthal. Kintschy und Bonorand. Parallele. Jedem das Seine. Die Leipziger Litteraten. Ein Stündchen bei Noack. Crocus!!! Der Kleine und das Großmaul. Schlump's neue Höllenmaschine. Herr Baudius.

Paris ist Frankreich, Leipzig ist Sachsen. Nicht stolzer kann der Franzose auf sein Paris, als der Sachse auf sein Leipzig sein. Aber nicht blos der Sachse, auch der Fremde liebt das „Klein-Paris" mehr als jede andere deutsche Stadt. Wo giebt es aber auch eine zweite Stadt, wo der Fremde sich so heimisch und behaglich fühlt, als in Leipzig? Wo giebt es eine zweite Stadt, die dem Fremden ein so freundliches Asyl gewährt wie Leipzig? Wo giebt es eine zweite Stadt, die jedem Geschmack so viel Vergnügungen darbietet, wie Leipzig? Dieses Leipzig hat vor Allem ein Tageblatt, das jeden

Morgen dem einheimiſchen wie dem fremden, dem reichſten wie dem ärmſten ſeiner 30,000 Leſer alle Bedürfniſſe des Lebens, alle irdiſchen Genüſſe: neue Matjes-Häringe, geſtickte Fenſter-Vorſätze, Glacé-Handſchuhe, Speckkuchen, Räucherlampen, Lotterie-Looſe, Aderlaß-Schnepper und zwanzig Einladungen zu Gärten-Concerten offerirt. Buen-Retiro mit ſeinen Cotelettes und ſeinem Allerlei, Lindenau mit ſeiner Goſe, Eutritzſch mit ſeinen Schweinsknöchelchen, Lützſchena mit ſeinem Lagerbier und ſeiner Bildergallerie und zehn andere, nahe und ferne Ortſchaften ſtrecken täglich ihre Arme nach uns aus und laden uns mit Pauken und Trompeten in ihre gaſtlichen Hallen:

„In meinem Schlößchen iſt's gar fein,
„Komm, Ritter, kehre bei mir ein!“

Aber das geborene **onze et demie** all' dieſer Vergnügungsörter iſt und bleibt das Roſenthal Nicht ſtolzer kann der Pariſer auf ſein **Bois de Boulogne**, der Madrider auf ſeinen Prado, der Brüſſeler auf ſeine **Allée verte**, der Wiener auf ſeinen Prater, der Berliner auf ſeinen Thier- und der Münchener auf ſeinen Hofgarten, als der Leipziger auf ſein Roſenthal ſein. Dieſes Roſenthal iſt das

Alpha und das Omega seiner Freuden. Hier residiren Kintschy und Bonorand, die Dioskuren des Leipziger Genußlebens. Die ganze Einwohnerschaft zertheilt sich nach diesen beiden Etablissements in zwei Factionen, in Kintschyaner und in Bonorandisten, die sich gegenseitig anfeinden, wie die Familien Montecchi und Capuleti, wie die Häuser York und Lancaster. Man erzählt von einem eingefleischten Kintschyaner, er habe die Hand seiner Tochter einem jungen Millionär blos darum verweigert, weil dieser Millionär dem Schweizerhäuschen untreu geworden und es vorgezogen habe, einmal bei Bonorand seine Cigarre zu rauchen. Ein Mann, der heute bei Kintschy und morgen bei Bonorand seinen Kaffee trinkt, riskirt von dem Einen oder dem Andern bemitleidet oder ignorirt zu werden. Und doch hat jedes dieser beiden Etablissements so viel Anziehendes, daß der Fremde sich bald zu dem Einen, bald zu dem Andern hingezogen fühlt. Bonorand repräsentirt gleichsam das Unterhaus, Kintschy das Oberhaus; hier findet man mehr haute-volée und Damen, dort mehr bourgeoisie und Männer; Kintschy hat besseres Eis, Bonorand bessern Kaffee. Wenn Leipzig Regen wünscht, so bittet es Herrn Kintschy um

ein Extra-Concert; aber ſelbſt der Regen hält das vergnügungsſüchtige Völkchen nicht zurück, unter den ſmaragdenen Schatten der alten Eichen und in die Ländlichkeit des reizenden Schweizerhäuschens zu eilen, um hier zu ſehen und geſehen zu werden. Wer Leipzigs ſchöne Frauen und ſchöne Geiſter kennen lernen will, der eile zu Kintſchy; hier findet er die ganze Literatur: den hiſtoriſchen Roman neben der modernen Novelle, die Ballade neben dem Feuilleton, das Trauerſpiel neben der Kritik.

„Hier ſitzen ſie Alle beiſammen
Und haben einander ſo lieb"!!!

Doch hinter dem Rücken ſchimpft Einer auf den Andern, daß es eine wahre Freude iſt, mit anzuhören, wie Dieſer an Jenem und Jener an Dieſem kein gutes Haar läßt.

Zurück nach der Stadt. Leipzig, die große Pulsader des deutſchen Literaturmarkts, hat 120 Buchhändler. Von dieſen 120 Buchhändlern haben:

60 weder Geld noch Unternehmungsgeiſt;
40 Unternehmungsgeiſt, aber kein Geld;
15 Geld, aber keinen Unternehmungsgeiſt;
5 Geld und Unternehmungsgeiſt.

Auf jeden dieſer 5 Buchhändler kommen 30

Schriftſteller. Unter dieſen 30 Schriftſtellern haben:

15 wenig Talent und wenig Fleiß;

10 viel Fleiß und wenig Talent;

4 viel Talent und wenig Fleiß;

1 viel Fleiß und viel Talent.

Im Uebrigen darf mein Leſer überzeugt ſein, daß jeder der 150 Schriftſteller unter dem Einen, welcher viel Talent und viel Fleiß beſitzt, keinen Andern als ſich ſelbſt verſteht.

Der zehnte Theil dieſer 150 Schriftſteller mit und ohne Talent ſaß eines Vormittags zwiſchen Zwölf und Eins in Noacks baierſcher Bierſtube und ſteckte ängſtlich die Köpfe zuſammen, als er in der Liſte der einpaſſirten Fremden einen Schriftſteller Doctor Crocus aus Dresden angekündigt fand. Man hatte zwar noch nie etwas von ihm gehört, war aber dennoch beſorgt, er könne vielleicht doch eben ſo viel Talent haben, wie ſie, und ihnen einen Buchhändler abſpenſtig machen.

— Kennt Ihr einen Doctor Crocus? fragte eines jener literariſchen Großmäuler, die, ob ſie gleich Niemand kennt, in der Einbildung leben, daß ſie ſich eine europäiſche Berühmtheit errungen haben.

— Crocus? Crocus? wiederholten die Andern.

— In welchem Gasthof ist er abgestiegen? fragte ein Mann, der mit Hilfe eines Wörterbuchs englische Romane ins Deutsche überfrachtet.

— Im Hôtel de Bavière, erwiderte das Großmaul.

— Armer, guter Redslob! seufzte ein kleiner Mann mit blauen Augen und auffallend weißen Händen. Gewiß wieder ein literarischer Meschores, für dessen unsterbliche Werke ich ihm einen Verleger suchen soll.

— Es wundert mich, daß dieser Crocus noch nicht bei mir war, sagte das Großmaul.

— Er weiß vielleicht gar nicht, daß Du existirst, meinte der Kleine.

— Oho! den Esel möcht' ich sehen, der mich nicht kennt!

Der kleine Mann biß einer Cigarre, die er blinzelnd aus der Rocktasche geholt, das obere Ende ab und spie es aus; dann hielt er seinen Glimmstengel mit halbgeschlossenen Augen und ironischem Lächeln ans Licht und sang mit einer Stimme, der man nicht abhören konnte, ob sie Tenor oder Baß sei:

„Im großen Faß zu Heidelberg
Da sollt Ihr mich begraben."

— Habt Ihr ſchon den neuen Witz von Schlump gehört? fragte ein junger, heller Mann.

— Erzähle, bat der Kleine.

— Schlump hat mir geſtern unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit die Mittheilung gemacht, daß er ſeit zwei Jahren eine lebenslängliche Penſion von 3000 Francs bezieht.

— Von wem?

— Von Louis Philipp.

— Und wofür?

— Für eine Höllenmaſchine, die er erfunden und an das franzöſiſche Gouvernement verkauft hat.

— Eine Höllenmaſchine?

— Und zwar ſo eigenthümlicher und gefährlicher Art, wie noch keine dageweſen iſt. Ich drang in ihn, mich mit ſeiner Erfindung näher bekannt zu machen. Das darf ich nicht, ſagte Schlump, denn wenn Louis Philipp erfährt, daß ich das Geheimniß meiner Erfindung ausgeſchwatzt habe, entzieht er mir meine Penſion. Wenn Du mir aber Dein Ehrenwort giebſt, daß Du von meiner Erfindung keinen Gebrauch machen willſt, dann ſollſt Du in das Geheimniß derſelben eingeweiht werden. Wann? fragte ich voll Neugier. Jetzt gleich, ſagte er und

zog mich in eine Ecke des Zimmers, zeigte mir dort seinen Regenschirm und fragte mich: Weißt Du, was das ist? Das ist ein Parapluie, sagte ich. Du irrst, Bruder, das ist die Höllenmaschine, die ich erfunden habe. Wie versteh' ich das? fragte ich. Man nimmt den ersten besten Regenschirm, sagte Schlump, steckt ihn neunzehn Zoll tief in den ersten besten Hintern und — spannt ihn auf.

— Schlump ist ein verfluchter Kerl, riefen Alle und stießen lachend auf die Gesundheit des neuen Fieschi an.

Wer eine Stunde vor dem Diner angenehm verplaudern will, der besuche zwischen Zwölf und Eins Noack's Bier-Tempel. Er findet hier außer der Crême der Leipziger Schöngeister auch das wohlgetroffene Bild des Herrn Baudius, der ein vortrefflicher Schauspieler und ein ausgezeichneter Politiker, Sachsens O'Connel, Leipzigs Timon-Cormenin, außerdem Actionär der Leipzig-Dresdener Eisenbahn und der wärmste Anhänger des Königs von Hannover ist.

Neunzehntes Kapitel.

Noah und seine Arche. Das Hôtel de Bavière und Herr Redslob. Ein „Schwindler". Heine's Nachäffer. Zwei Räuberromane. Herr Schund.

Bäuerle's Theaterzeitung erzählte einmal folgenden Schwank:

„In Köln existirt ein Gasthof zur Arche. Der Wirth, welcher — merkwürdig genug — Noah heißt, hat sein Hôtel ganz nach guter alter Weise eingerichtet: hier ist kein geschniegelter Wirth, welcher doppelte Kreide ansetzt, um Kleider aus Paris, Parfum in den Haaren und Prellerei im Herzen zu tragen; hier findet man keine aufgewärmte Speise, keinen getauften Wein; hier bekommt man keine moderne Rechnung, bei welcher dem armen Gaste die Augen übergehen. Hier ist Alles gut und be-

quem und die Zeche so billig, daß jeder Reisende sich aus der Sündfluth der übrigen Gasthöfe in diese Arche zurücksehnt."

Das ist Alles recht schön, aber nicht wahr, denn solch ein Gasthof, wie der eben beschriebene, existirt nicht in Köln, wohl aber in Leipzig; doch heißt er nicht „Gasthof zur Arche" sondern „Hôtel de Bavière;" auch heißt der Wirth nicht Noah, sondern R — E — D — S — L — O — B.

Bei diesem Redslob, bei diesem Dalai-Lama, Groß-Kophta und Matador aller deutschen Gastwirthe, der mit Recht die letzte Sylbe seines Namens — Lob — verdient, war, wie ich schon im vorigen Kapitel erwähnt hatte, Herr Doctor Crocus, einer jener zweifelhaften, clairobscuren, europamüden soi-disant Literaten eingekehrt, für die ein Leipziger Kaufmann, der selige A.....h, den bezeichnenden Kunstausdruck „Schwindler" erfunden hat. Besagter Doctor Crocus war kein Anderer als unser guter Schobri.

Schobri hatte, bei seinem ersten Gastrollen-Cyclus in Pesth, einem der dortigen Schöngeister einen dicken Stoß höchst genialer Manuscripte entführt. Darunter befanden sich zwei Räuberromane — nicht

ſchlechter, aber auch nicht beſſer als jene claſſiſchen Vorbilder, die der Fürſt von Nordhauſen verlegt hat — eine Paket Reiſeſkizzen und — eine tragikomiſche Puppen-Komödie. Dieſe Reiſeſkizzen waren ein Conglomerat von dummer Arroganz und arroganter Dummheit. Seitdem aber Heine's Reiſebilder in der Leſewelt ſo vielen Anklang gefunden haben, glaubt jeder literariſche Gamin, jeder ſchöngeiſtige Meſchores, der einmal von Stolpe nach Danzig, oder von Leipzig nach Lützſchena reiſt, berufen und berechtigt zu ſein, Reiſe-Novellen herauszugeben. Aber die meiſten, ja ſelbſt die beſſern dieſer Herren Reiſeſkizzler, ſind leider nichts als ungelenkige Nachäffer des originellen Heine, Nachtreter des ſtolzen Heinrichs. Zu dieſen gehörte auch Herr W. der Verfaſſer jener Reiſeſkizzen, welche unſer guter Schobri in Leipzig gern an den Mann bringen wollte.

— Können Sie mir einen guten Buchhändler recommandiren? fragte Doctor Crocus den freundlichen Herrn Redslob.

— Mit Hilfe des Wohnung-Anzeigers kann ich Ihnen 120 empfehlen.

— Ich meine einen Verleger für meine Schrif-

en, einen Verleger, welcher Geld und Unternehmungs-
eist beſitzt.

— Um Verleger dieſer Art haben ſich ſchon
iele Schriftſteller bei mir erkundigt.

— Und welche Auskunft haben Sie ihnen ge-
eben?

Herr Redslob zuckte diplomatiſch die Achſel.

— Schreiben Sie vielleicht dreibändige Romane?
ragte er dann mit feingeſpitztem Lächeln.

— Dieſes weniger, antwortete Doctor Crocus,
twas betreten.

— Welchen Genre bearbeiten Sie?

— Ich habe einen ganzen Stoß Reiſeſkizzen,
ine Puppen-Komödie und zwei höchſt intereſſante
Räuberromane, die ich gern loswerden möchte.

— Räuberromane? Iſt es erlaubt, Sie nach
en Titeln zu befragen?

— Wilms der Zwiefach-Buckelige, oder das
Geſpenſt in Kanonenſtiefeln, ſo heißt der eine Ro-
nan . . .

— Und der Andere? fragte Herr Redslob.

— Eps, der 777 mal gehängte Banditenchef,
der der ſchwarze Höllenhund von Mehadia.

— Da wüßte ich nur Einen — Herrn Ernſt Schund.

— Schund? Schund? Was iſt das für ein Mann?

— Ein ganz honnetter Mann, der ausſchließlich Räuberromane verlegt.

— Hat er Geld?

— Wie Sand am Meere, erwiderte Redslob-Talleyrand.

— Schund? Ich habe dieſe Firma noch nie gehört.

— Und doch iſt ſie eine der älteſten! Schon 1669 ſoll in Leipzig eine Buchhandlung Schund exiſtirt haben.

— Schund! Schund!! Ein fataler Name!!!

— Wer wird ſich an Namen ſtoßen? Mancher heißt Groß und iſt klein, und Mancher heißt Klein und iſt groß in ſeiner Art. Ich ſage Ihnen, dieſer Schund iſt ein reſpectabler Verleger.

— Nun, ich will hingehen!

— Thun Sie das, lieber Doctor. Sie werden es gewiß nicht bereuen, ſagte Herr Redslob mit wahrhaft liebenswürdiger Ironie.

Doctor Crocus packte ſeine ſämmtlichen Manuſcripte zuſammen und ließ ſich dann einen Fiacre holen.

— Wohin? fragte der Kutscher.

— In die Schund'sche Buchhandlung.

Der Fiacre betrachtete den Fremden mit tiefsinnigstem Mitleid; dann gab er seinem dürren Gaule einen leichten Peitschenhieb und fuhr so langsam, als hätte er eine Leiche fortzuschaffen.

Zwanzigstes Kapitel.

Schund's Wohnung. Eine Fieber-Fantaſie. Skala der berühmteſten Räuberromane. Die Heroen der deutſchen Literatur. Anonymität. Klaſſikaner unſerer Literatur. Die Herren einigen ſich.

Herr Ernſt Schund iſt einer jener ſechszig Buchhändler, die zwar kein Geld, aber auch keinen Unternehmungsgeiſt haben, jedoch dann und wann einen ſpottbilligen Räuber verlegen. Er iſt einer jener Buchhändler, die ihre literariſchen Markthelfer mit Wechſeln abſpeiſen, zahlbar zwölf Monate nach Sicht, und die, wenn dieſe Friſt endlich abgelaufen iſt, den Louisd'or zu 6 Thaler 8 Groſchen berechnen oder ſechsmonatliche Prolongation verlangen. Der arme Autor, aus zwei Uebeln das Kleinere wählend, nimmt den Louisd'or für 6 Thaler 8 Groſchen und denkt bei ſich: lieber etwas als gar nichts!

Der Name Schund hatte unſern Schobri mit ſchauerlicher Ahnung erfüllt. Mit peinlicher Herzensangſt erſtieg er die drei ſchmalen und ſelbſt bei Tage ſtockfinſtern Treppen. Urplötzlich erfaßte ihn ein namenloſer Schreck, denn ſeine aufgeregte Fantaſie glaubte einen zahlloſen Trupp unheimlichen Räubergeſindels vor ſich zu ſehen, das hier auf der Lauer lag, um ihm das Lebenslicht auszublaſen. Auf jeder der 55 Stufen traten ihm die kettenbelaſteten, blutgetränkten Manen der furchtbarſten Böſewichter aus dem Verlage der Herren Schund und Conſorten entgegen.

Auf der unterſten Stufe ſtand: „Der wandelnde Ahnherr, oder Alf von Schreffenfels mit dem blutigen Harniſch.“

Auf der zweiten: „Der geheimnißvolle Greis in den Ruinen von Sagunt, oder ſchaudervolle Abenteuer eines jungen Spaniers.“

Auf der dritten: „Franceſco de Caſtelette, der dankbare Banditenchef, oder das vereitelte Verbrechen im Schloſſe Sorentine.“

Auf der vierten: „Die mitternächtliche Erſcheinung auf dem Gottesacker zu Veleni, oder der Liebesſchwur bei der Todtenurne.“

Auf der fünften: „Rudolf Ritter von Eberſtein, der unſchuldig Verfolgte, oder die enthüllten Geheimniſſe der Ruinen der Schwarzburg.“

Auf der ſechsten: „Der blutige Geiſt um Mitternacht, oder der Seufzerthurm.“

Auf der ſiebenten: „Der Todtenacker, oder das Bündniß des Brudermörders.“

Auf der achten: „Odoarde Antonio, oder der Vatermörder.“

Auf der neunten: „Der Calabreſe, oder der ſchreckliche Krankenwürger.“

Auf der zehnten: „Der geheimnißvolle Unbekannte, oder die Bluthrüder von Neapel.“

Auf der eilften: „Der mordluſtige Glacco und der edle Räuberhauptmann Ruperto.“

Auf der zwölften: „Diavolette, der Schwarze von La Baggaria.

Auf der dreizehnten: „Himlo Himlini, der Räuberhauptmann in Spanien mit ſeiner furchtbar gefürchteten Bande.“

Auf der vierzehnten: „Albertus von Arnſtein, oder die Zigeunermutter des Harzwaldes.“

Auf der funfzehnten: „Franconi*) di Lavanti, oder der durch Leiden zur Freude eingegangene große Räuberhauptmann.“

Auf der sechzehnten: „Die Räuberbraut, oder Filippo der große Gebirgskönig.“

Auf der siebzehnten: „Silvio Utolini, oder der Schrecken Unter-Italiens.“

Auf der achtzehnten: „Salle Sallini, der furchtbarste Räuberhauptmann in Italien und Böhmen.“

Auf der neunzehnten: „Ritter Otto von Keilfels der glückliche Abenteurer, oder Vater und Sohn in der Schürze.“

Auf der zwanzigsten: „Ritter Rinfred a Spada, Vater des Hasper a Spada, der edelste und tapferste Ritter seiner Zeit.“

Auf der einundzwanzigsten: „Sassina, der furchtbare Sarde in den Gebirgen von Lymbam.“

Auf der zweiundzwanzigsten: „Testa Longa, das schreckliche Oberhaupt der Beati Paoli in Sicilien.“

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem berühmten französischen Kunstreiter.

Anmerkung des Setzers.

Auf der dreiundzwanzigsten: „Arnold und Bruno von Heimburg, oder die Geächteten.“

Auf der vierundzwanzigsten: „Leonardo, Graf und Bandit, oder der Selbstmord am Grabe der Geliebten.“

Auf der fünfundzwanzigsten: „Teufelsmoor der Ruhelose, oder die Verschwörung im Todtengewölbe.“

Auf der sechsundzwanzigsten: „Malowsky, oder die verschworenen Räuber in den polnischen Wäldern.“ („Höchst interessanter Räuberroman!“)

Auf der siebenundzwanzigsten: „Die räthselhafte Alte oder die Todtenhöhle bei Siewering.“

Auf der achtundzwanzigsten: „Berthold von Larburg, oder die Schauderthat in der Todtengruft.“

Auf der neunundzwanzigsten: „Gabriele die Todtenbraut, oder das Bekenntniß in der Ahnengruft.“

Auf der dreißigsten: „Die wandernde Jungfrau von Blaske, oder die Versteinerten.“

Auf der einunddreißigsten: „Mourreaux, Frankreichs Schrecken, oder Thaten und Ende des größten Böswichts.“

Auf der zweiunddreißigsten: „Martitta, die Räuberbraut, oder Foretto und seine gefürchtete Bande.“

Auf der dreiunddreißigsten: „Edoardo da Nasse, oder der kühne Seeräuber-Admiral.“

Auf der vierunddreißigsten: „Cesare Lee der Wiedervergelter in den Apenninen, oder Edelmuth und Räubersinn.“

Auf der fünfunddreißigsten: „Der Rabenvater, oder Abenteuer eines Wallfischfängers.“

Auf der sechsunddreißigsten: „Ernst Gustavsohn, der edle Räuberhauptmann und das Oberhaupt einer Verbrüderung der Rächer und Vertheidiger der Unschuld und Tugend im Königreiche der Scandinavier.“

Auf der siebenunddreißigsten: „Magnus Seelus, das ist der größte Böswicht, der je gelebt, oder der Bluthund.“

Auf der achtunddreißigsten: „Keitel Fuchs, oder der Schrecken der Volksherrschaft.“

Auf der neununddreißigsten: „Marino Marinari, oder der gläserne Sarg.“

Auf der vierzigsten: „Die Brüder, oder das blutige Gespenst auf Majolica.“

Auf der einundvierzigsten: „Eugenio Morese, Hauptmann einer Räuberbande in Calabrien, dann

Galeerensklave und endlich Sergeant Major der Fremdenlegion in Algier.“

Auf der zweiundvierzigsten: „Der Getsche und der Greif des Riesengebirges, oder der Kampf um die Herzogstochter.“

Auf der dreiundvierzigsten: „Rauschebart, oder der gleißende Wolf von Wunnenstein.“

Auf der vierundvierzigsten: „Die tanzenden Schädel am Rabenſteine.“

Auf der fünfundvierzigsten: „Der schwarze Fabian, oder Ritter Dietrich von Strauchhelm und seine Genossen.“

Auf der sechsundvierzigsten: „Die Führer der schwarzen Rotte, oder die Todtenschenke.“

Auf der siebenundvierzigsten: „Die blutende Nonne, oder die Erscheinung um Mitternacht in der Schauerhöhle.“

Auf der achtundvierzigsten: „Urach der Schwarze, oder der Himmelfürst.“

Auf der neunundvierzigsten: „Krakko der Schöne, oder der wilde Räuberhauptmann.“

Auf der fünfzigsten: „Pedro Pedrillo, oder der fürchterliche Räuberhauptmann in den spanischen Gebirgen.“

Auf der einundfünfzigſten: „Leo der blutende Koſak.“

Auf der zweiundfünfzigſten: „Gobertino der fluchwürdigſte aller Räuberchefs.“

Auf der dreiundfünfzigſten: „Rinaldo Rinaldini, der große Räuberhauptmann.“

Auf der vierundfünfzigſten: „Lionardo Montebello, *) oder der Carbonari-Bund.“

Auf der höchſten Stufe lauerte mit gezücktem Dolche Schobri's Spiegelbild, ſein zweites Ich: „Schobri, der Räuberhauptmann in Ungarn.“

Zu beiden Seiten der Treppen ſah er ein Spalier, gebildet aus den berühmteſten Dichtern der berühmteſten Räuber-Romane; hier leuchteten in der blendendſten Glorie die größten Heroen der deutſchen Literatur, die ehrwürdigen Herren J. G. Barda, F. Bartels, G. Bertrant, G. F. Buſch, L. Dellarosa, C. F. Fröhlich, T. Gräber, A. F. Leibrock, J. A. Mannbach, G. Otto, C. Riemann, L. Scoper, K. von Thal, F. Thalheim, J. K. von Train, A. Wollheim und L. Zznaſer, Männer, Heroen, Halbgötter, die ihre Namen mit

*) Nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Champagnerhauſe. Anmerkung des Correcteurs.

unauslöschlicher Dinte in die Strazze der Unsterblichkeit eingetragen haben.

Zitternd und zagend, geblendet vom Nimbus dieser zahllosen Berühmtheiten, blickte Schobri zu der schwindelnden Höhe dieser unvergänglichen Walhalla des literarischen Nachruhms empor. Scheu und ängstlich preßte er sich durch die dichten Gruppen der berühmten Räuberhorden.

Oben angekommen, fragte Rinaldo Rinaldini.

— Wer da?

— Doctor Crocus.

— Woher?

— Aus dem Hôtel de Bavière.

— Wohin?

— Zum Buchhändler Schund.

— Zweite Thür rechts, sagte sein Ebenbild.

Schobri krümmte den Mittelfinger seiner linken Hand und klopfte damit leise und schüchtern an die ehernen Pforten des ewigen Nachruhms.

— Herein! rief Herr Erneſtus Schund.

Der Eintretende machte eine vornehme Verbeugung.

— Wer sind Sie? fragte Schund.

— Ich bin der Doctor Crocus aus Dresden.

— Was wünschen Sie?

— Ich wünsche mit Ew. Wohlgeboren in Verbindung zu treten.

— Sie kommen für dieses Jahr zu spät. Ich habe bereits so viel unternommen, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Ueberdem höre ich Dero werthen Namen heut zum ersten Male. Sie haben, so viel mir bekannt, noch Nichts herausgegeben.

— Sie irren, Herr von Schund, ich habe bereits zwei und siebenzig Bände erscheinen lassen..

— Unter Ihrem Namen?

— Die meisten habe ich anonym herausgegeben.

— Und warum?

— Weil dies jetzt zum guten Ton gehört. Ein Buch, das heut zu Tage Glück machen soll, muß ohne Namen des Verfassers erscheinen. Der Verleger verbreitet alsdann das Gerücht, der Autor dieses „herrlichen Werkes" sei ein Mann aus den glänzendsten Kreisen des ** schen Adels oder, noch besser, eine hochgestellte Dame. Das leichtgläubige Publikum, das oft noch viel Dümmeres glaubt, rathet nun hin und her. Der Eine erkennt in jeder Zeile den Fürsten P., der Andere in jedem Satze die Frau von D. P. D. Ach, welch' ein Buch! schreit alle

Welt. Das müſſen Sie leſen! Das muß man ſagen, dieſe Grafen und Fürſten ſchreiben doch ganz anders wie ſo ein Bürgerlicher! Die deutſche Literatur zerfällt nach meiner Anſicht in vier Sippſchaften:

1. In die wohlgeborene
2. In die hochwohlgeborene
3. In die hochgeborene und
4. In die durchlauchtigſte

} Literatur.

Zur erſten Klaſſe gehören die bürgerlichen, zur zweiten, dritten und vierten: die Freiherren, die Grafen und die Fürſten. Wären z. B. Ida Hahn-Hahn oder Herr von Pückler blos wohlgeborene Genies, ſo würde kein Hahn um ſie krähen; da die Eine aber Gräfin und der Andere ſogar Fürſt iſt, ſo findet der Gros der Leſer aus angeborenem Reſpekt ſelbſt das Fadeſte, was dieſe Dame im Czako und dieſer Herr im Tüllhäubchen ſchreibt, ganz außerordentlich geiſtreich. Ein Buch, das heut zu Tage einiges Intereſſe erregen ſoll, muß, ich wiederhole es, anonym erſcheinen, damit man dem einfältigen Publikum vorſchwatzen kann, daß eine hochgeborene oder gar durchlauchtige Feder ſich huldreich bewogen gefühlt

habe, ein Schärflein zur Erheiterung der heißhungrigen Lese-Canaille beizutragen. Erst hinterher darf ein auf diese Weise angeführter Gimpel erfahren, daß diese Frau von A. B. C. eine eidevant Hebamme und daß dieser Graf X. Y. Z. ein alberner A. B. C. Schütz oder sonst etwas ist.

Schobri wußte diesem Schund dergestalt zu imponiren, daß er vor Bewunderung Maul und Nase weit aufriß.

— Ich habe hier, fuhr Doctor Crocus fort, ein Paar Bände Reiseskizzen und zwei ausgezeichnete Räuberromane.

— Räuberromane? Darf ich nach den Titeln fragen?

— Wilms, der zwiefach Buckelige, oder das Gespenst in Kanonenstiefeln, und Eps der 777 mal gehängte Banditenchef, oder der schwarze Höllenhund von Mehadia.

— Nicht übel, sagte Herr Schund, sich stillvergnügt die Hände reibend. Haben Sie sonst noch etwas vorräthig?

— Dann hab ich hier noch ein tragikomisches Puppenspiel „Doctor Däumling," ein Seitenstück zu Goethe's Faust? Sie kennen ihn doch?

— Wen? fragte Schund.

— Goethe's Faust.

— Habe nicht die Ehre. Ich lese blos das was in meinem Verlage erscheint, und habe daran vollkommen genug.

— Das glaube ich Ihnen, Herr von Schund Wieviel Honorar bezahlen Sie für den Druckbogen

— Einen Thaler, einen Thaler 10—14 Groschen auch 2 und 2½, mitunter, aber freilich nur höchst selten, sogar 3 Thaler.

— Und finden Sie Leute, die sich mit so kleinen Honoraren begnügen?

— Genug, genug! rief Herr Schund mit stolzem Bewußtsein.

— Arme Lastthiere! seufzte Schobri. Nun, wären Sie wohl geneigt, diese fünf Bände in Verlag zu nehmen?

— Es kommt darauf an, wieviel Sie dafür verlangen.

— Sind vier Louisd'or zu viel?

— Für den ganzen Band?

— Nein, für jeden einzelnen Bogen, meinte Doctor Crocus.

Schund wog das Paket auf der flachen Hand und bot ihm endlich 125 Thaler.

Da die Manuscripte für Schobri nicht den geringsten Werth hatten, so sagte er:

— Es sei! Sie sollen sie dafür haben. Wann aber erhalte ich das Honorar?

— In zwölf bis vierzehn Monaten. Das ist einmal so bei uns eingeführt.

— Ich aber kann Ihnen diese fünf Bände für ein so spottbilliges Honorar nur unter der Bedingung ablassen, daß das Honorar sofort ausbezahlt wird.

— Unmöglich, Herr Doctor!

— Dann muß ich mich freilich an einen Andern Ihrer 120 Collegen wenden.

Herr Schund, der sich namentlich von den beiden Räuberromanen großen Absatz versprach, wog noch einmal die Schwere des ganzen Manuscripts und überlegte, ob er es kaufen solle. Unschlüssig befragte er die Knöpfe seiner Weste, die bei ihm in zweifelhaften Fällen die Stelle des Orakels vertrat. Die Weste, die er an jenem Tage trug, hatte sieben Knöpfe, und da der siebente Knopf die Frage an das Schicksal, ob Schund das Manuscript behal-

ten solle, bejahte, so war er nun entschlossen, den Handel einzugehen. Zum Glück war er auch weit mehr als gewöhnlich bei Kasse, denn kurz vorher hatte er ein Achtel von einem Loose gewonnen, das mit einem Gewinn von 1000 Thalern herausgekommen war.

— Es ist zwar mein Grundsatz, sagte der honnette Schund, jedes Werk, das ich in Verlag nehme, mit zwölf- bis vierzehnmonatlichen Wechseln zu bezahlen. Da ich aber vermuthe, daß Sie Geld brauchen, so will ich diesmal eine Ausnahme machen und Ihnen das Honorar sofort in baarem Golde ausbezahlen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir Alles zusammen für hundert Thaler ablassen.

— Fort mit Schaden, sagte Doctor Crocus.

Schund zahlte ihm fünfzehn Louisd'or auf den Tisch.

— Hier, verehrter Herr Doctor, sind hundert Thaler.

— Nach meiner Berechnung sind es erst zweiundachtzig.

— Sie werden doch wenigstens die Billigkeit haben, den Louisd'or zu 6 Thaler 20 Silbergroschen anzunehmen?

— Auch gut, sagte Schubri, nahm die fünfzehn Louisd'or und empfahl sich.

— Zwei Bände Reiseskizzen, zwei Bände Räuberromane und eine Puppenkomödie „Doctor Däumling", also drei Louisd'or für jeden Band. Geld genug, meinte Schund und übergab noch an demselben Tage sämmtliches Manuscript der Druckerei.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Intermezzo. Herr Amändus Süßholz und Jungfrau Barbara. Nepomuk Kampfer. Erbsen und Sauerkraut. Die verhängnißvolle Schachpartie. Ein schreckliches Impromptü. Der Proviſor ergreift die Flucht und wird gleichfalls Räuber.

Mein Leſer geſtatte mir, einen Auszug aus jenen Reiſeſkizzen, die Herr Schund erſtanden hatte, als Intermezzo mitzutheilen:

In Oels, einer kleinen ſchleſiſchen Provinzialſtadt, vier Meilen von Breslau, exiſtirt eine Apotheke, genannt zur „goldenen Pille.“ Der Beſitzer dieſer Apotheke, Herr Amandus Süßholz, iſt ein jovialer Witwer, außerdem Stadtverordneter, ein Ehrenamt, worauf unſer Pillendreher nicht wenig ſtolz iſt, und noch obendrein Präſes des Räthſelklubbs, den er vor vierzig Jahren gegründet, der noch jetzt beſteht und ſich an dem Tage verſammelt, wo faſt in jeder deutſchen Stadt das Nationaleſſen der

Deutſchen — ich meine Sauerkraut und Erbſen — gegeſſen wird.

Herr Amandus Süßholz, Beſitzer der „goldenen Pille", Stadtverordneter und Präſes des anno 1796 von ihm gegründeten Räthſelklubbs, hatte zwei Ehehälften gehabt. Die Erſte, Urſula Schwalbe, war die Tochter des Thierarztes, eines der erſten Honoratioren der guten Stadt Oels; die Zweite, Judith Trampel, war die Mündel des Stadtphyſikus. Dieſe war am Magenkrebs, Jene aber an einem Krebsſchwanz geſtorben, der ihr unrecht in die Kehle gekommen war.

Herr Amandus Süßholz, Beſitzer der „goldenen Pille", Stadtverordneter und Präſes des anno 1796 von ihm geſtifteten Räthſelklubbs, hatte von der erſten Ehehälfte, die am Krebsſchwanz geſtorben war, ein junges, liebes, aber etwas ſchnippiſches Töchterlein. Sie hieß Barbara und hatte die ſchönſten blauen Augen, die in Oels und in der Umgegend jemals zum Vorſchein gekommen.

Barbara, der verhätſchelte Liebling des Beſitzers der „goldenen Pille", liebte einen jungen, äußerſt ſchüchternen Menſchen, den die Natur ſchon in der Wieze zum Apothekerſtand beſtimmt zu haben ſchien,

denn er hieß Kampfer und mit dem Vornamen Nepomuk. Er war der einzige Sohn eines Thierausſtopfers und Ehrenmitglieds des Räthſelklubbs.

Nepomuk Kampfer, ſeit drei Jahren der erſte und einzige Gehilfe der Apotheke zur „goldenen Pille" liebte die Jungfrau Barbara Süßholz mit jener ächt kleinſtädtiſchen Aengſtlichkeit, die nur mit Beben ihr ſchüchternes Auge zu der Tochter eines Vaters erhob, der nicht nur ſein Prinzipal, ſondern auch Stadtverordneter und Präſes des anno 1796 von ihm gegründeten Räthſelklubbs war; d. h. er liebte ſie niemals in Gegenwart des Vaters, ſondern dann nur, wann dieſer Abends auszugehen pflegte. Leider geſchah dies aber nicht mehr als einmal in der Woche und zwar an jenem Tage, wo es Sauerkraut und Erbſen gab und Abends mit dem Glockenſchlage Fünf der Räthſelklubb im Wirthshaus zum weißen Mohren zuſammenkam. — Es wird Leute geben, die nicht begreifen werden, wie Jemand auf den Einfall gerathen kann, einen weißen Mohren zur Flagge ſeines Biertempels zu machen; dieſe Leute müſſen bedenken, daß Oels eine durch und durch originelle Stadt iſt, die ſich in Widerſprüchen gefällt. So giebt es dort eine rothe Gans, einen

grünen Ochsen und einen blauen Bären und mehr dergleichen Thiere, aus welchen die moderne Mythologie der deutschen Kleinstädter besteht.

So kam es, daß Kampfer sich auf keinen Tag der ganzen Woche so sehr als auf den Donnerstag freute, weil er Mittags Erbsen und Sauerkraut, und Abends, wenn sein Principal sich im Räthselklubb befand, einen zuckersüßen Kuß vom Munde seiner Geliebten bekam. Der Türke feiert seinen Sonntag an einem Freitag, der Jude an einem Sonnabend und Nepomuk Kampfer, der übrigens ein gottesfürchtiges Christenkind war, an einem Donnerstag; an diesem Tage zog er reine Wäsche an, stand zehn Minuten länger als gewöhnlich vor dem Spiegel, um eine Halstuchmasche in Form einer Rose — eine Mode, die, obgleich aus dem fashionablen Moden-Codex längst verbannt, in Oels noch immer sehr en vogue ist — zu Stande zu bringen und sein Haar mit ein wenig Rosenpomade zu salben, die ihm nichts kostete, weil er sie selbst bereitete.

So war denn wieder einer jener glücklichen Donnerstage gekommen, die Nepomuk Kampfer immer mit so großer Ungeduld erwartete.

Der Provisor der „goldenen Pille" stand schon

ſeit ſieben Uhr Morgens im Laden und las, da er nichts zu thun hatte, die ſchlechte Ueberſetzung eines guten Romans von Paul de Kock, den unſer Kampfer ſehr lieb gewonnen hatte. Nepomuk, ſeit drei Jahren ein Abonnent der Leihbibliothek, die dicht neben der „goldenen Pille“ lag, hatte während dieſer Zeit alle Romane des Herrn Paul de Kock, von denen nämlich eine deutſche Ueberſetzung exiſtirt, mit wahrem Heißhunger verſchlungen und manchen Roman wohl fünf und ſechsmal geleſen und über die ſpaßigen Einfälle ſeines Lieblingsautors immer wieder ſo herzlich gelacht wie das erſte Mal.

Er las eben die Geſchichte jenes verſchmitzten Handlungsreiſenden, der, die Rolle eines ruſſiſchen Grafen ſpielend, eines Abends die Geſellſchaft eines Pariſer Rentiers verläßt und dem mürriſchen Portier, der ihm das Hausthor öffnet, aus Mangel an Geld eine beinerne Whiſtmarke in die Hand drückt. Der Portier denkt, der Graf habe ſich nur vergriffen; als aber der gute Mann am folgenden Abend ihm wieder eine beinerne Whiſtmarke in die Hand drückt, murmelt der Portier mürriſch vor ſich hin: „das muß ein ſchönes Land ſein, wo die Grafen beinerne Trinkgelder geben!“ Nepomuk will platzen

vor Lachen, da öffnet sich die Thür, und ein Mann, dem man hundert Schritte weit ansieht, daß er ein Zerstreuter ist, tritt in die Apotheke ein und fragt:

— Haben Sie den neuen Roman des Herrn Lewald?

— Nein, aber mit Rhabarber kann ich aufwarten.

— Ah, entschuldigen Sie; ich glaubte in der Leihbibliothek zu sein.

— Die ist dicht nebenan.

— Ich danke Ihnen, sprach der Zerstreute, verfügte sich in die Leihbibliothek und fragte dort:

— Haben Sie Rhabarber?

— Nein, so eben aber habe ich den neuen Roman des Herrn Lewald erhalten.

— Ah, entschuldigen Sie; ich glaubte, in der Apotheke zu sein.

— Die ist dicht nebenan.

Fünf Minuten später brachte ein Dienstmädchen zwei Recepte.

— Kann ich darauf warten? fragte sie.

— Wenn sie ein Paar Minuten Zeit hat.

— O ja, antwortete das rothbackige Ding.

Kampfer machte erſt die eine, dann die andere Medicin und band an jedes der beiden Fläſchchen die Etikette an; das Eine war eine Tinctur zum Einnehmen, das Andere eine Eſſenz zum Riechen. Nepomuk, deſſen Gedanken ſich noch immer mit dem mürriſchen Portier und den beinernen Trinkgeldern beſchäftigten, verwechſelte die beiden Fläſchchen und heftete auf das Riechmittel die Etikette der Tinctur, und auf die Tinctur die Etikette des Riechmittels. Der arme Patient hat alſo wahrſcheinlich an der Tinctur blos gerochen und vom Riechmittel, laut der Verordnung auf der Etikette, ſtündlich zehn Tropfen eingenommen. Wenn dieſe Verwechslung dem Kranken übel bekommen iſt, ſo haben es Herr Paul de Kock und ſeine beinernen Trinkgelder zu verantworten.

Mit dem Glockenſchlage Zwölf rief Herr Amandus Süßholz ſeinen Proviſor zu Tiſche. Herr Nepomuk trat ſchüchtern ins Speiſezimmer, näherte ſich der Jungfrau Barbara, erfaßte zitternd ihre Hand und ſprach:

— Guten Morgen, Mademoiſelle.

— Guten Morgen, Herr Nepomuk, erwiderte die Jungfrau.

Darauf setzten sich Vater, Tochter und Provisor zu Tische.

Der Besitzer der „goldenen Pille“ schien heute sehr gut aufgelegt. Nach der Suppe sagte er zu seinen beiden Tischgenossen:

— Heute, meine Lieben, ist ein höchst wichtiger Tag, das Stiftungsfest das anno 1796 von mir gegründeten Räthselklubbs. Heute versammeln sich die sämmtlichen Mitglieder desselben, heute wird aus ihrer Mitte ein neuer Archivar erwählt, heute, wie an jedem Stiftungstage, gebe ich, der Stifter und lebenslängliche Präses des Klubbs, den Mitgliedern eine Nuß, härter als Jene, welche Sphynx dem Oedipos und Turandot dem Prinzen Timur zum Knacken gab, ein Preisräthsel auf, dessen erster Löser von mir, nach §. 8 der Statuten vom 18. September 1796, eine Braunschweiger Wurst, ein Pfund Lakritzen und einen Wachsstock erhält. Ich habe ein Räthsel ersonnen, ein Räthsel ...

— Ach bitte, bitte, lieber Vater, laß es doch auch uns hören!

— Ei, warum nicht? Ihr Beide löst's ja doch nicht auf. Also hört und staunt: Ein Wort von vier Sylben: die erste Sylbe ein Buchstabe, die

zweite ebenfalls ein Buchſtabe, die dritte gleichfalls ein Buchſtabe, die vierte endlich auch nur ein Buchſtabe.

— Und das Ganze? fragte Barbara voll Neugier.

— Vier Geſchwiſter, ſo alt als die Welt.

— Ach, das ſind gewiß die vier Jahreszeiten, rief Barbara.

— Nein, Kind, gieb Dir keine Mühe; das errätheſt Du doch nicht.

— Und wenn ich's dennoch errathe?

— Dann kannſt Du Dir eine Gnade von mir erbitten.

— Und wird Vater ſie mir auch gewähren? fragte die Jungfrau mit einem Blick auf Nepomuk.

— Verlaſſe Dich darauf.

— Nun gut, noch heute, Väterchen, ſag' ich Dir die Auflöſung.

— Schön, mein Kind, ſprach der Apotheker.

Gleich darauf kam Barbara's und Nepomuk's Lieblingseſſen: Erbſen und Sauerkraut.

Die Liebenden entwickelten einen himmliſchen Appetit. Es ſchien, als ob ſich zwiſchen Beiden ſtillſchweigend ein edler Wettſtreit entſponnen hätte, wer von dieſem gefährlichen Gemüſe mehr vertilgen

könne. Doch als Barbara schon ganz gesättigt war, entfaltete Nepomuk, der ein Weilchen ausgeruht hatte, die ganze Kraft seines Magens und verschlang — hört, hört! — noch zwei ganze Teller voll Erbsen und Sauerkraut. Armer Nepomuk, wenn Dir das blähende Gemüse nur gut bekommt, ich fürchte, ich fürchte...

— Gesegnete Mahlzeit, sprach der Apotheker, sich vom Tisch erhebend, jetzt will ich, wie gewöhnlich, mein Mittagschläfchen halten. Ihr könnt unterdessen — ich sehe das gern — eine Partie Schach mit einander spielen. Das Spiel schärft den Verstand und giebt dem Magen Muße zum Verdauen.

— Der Herr Stadtverordnete haben vollkommen Recht, erlaubte sich der Provisor zu bemerken.

Barbara holte das Schachbrett herbei. Der alte Apotheker nahm einen Fliegenwedel, um die lästigen Geschöpfe von sich abzuwehren, setzte sich auf den Großvaterstuhl und zog die buntkarrirte Nachtmütze tief über die Augen.

Die beiden Liebenden hatten noch nicht alle Steine aufgestellt, als der Besitzer der „goldenen Pille" bereits harmonisch zu schnarchen anfing.

Während des Spieles liſpelte Nepomuk im überſtrömenden Gefühle ſeines Glücks:

— Ach, Barbara, wenn Sie wüßten...

— Was denn, Nepomuk?

— Wenn Sie wüßten, was mir in vergangener Nacht von Ihnen geträumt hat...

— Sie haben von mir geträumt? fragte Barbara mit jungfräulichem Erröthen.

— Ja, Barbara, ich bin ſo frei geweſen, von Ihnen zu träumen. Ach, es war ein ſchöner Traum, ſprach der Proviſor und begleitete ſeine Rede mit einem Seufzer, ſtark genug, damit eine Doppelthür zu ſprengen.

— Wie kann man ſo ungeſtüm ſeufzen! Nehmen Sie ſich hübſch in Acht, guter Nepomuk. Vater hat einen leiſen Schlaf, wie Sie wiſſen. Noch ſolch einen Seufzer und Vater erwacht! Doch damit ich's nicht vergeſſe, ich bitte, erzählen Sie mir Ihren Traum.

— Barbara, das geht nicht.

— Warum nicht, guter Nepomuk?

— Ich ſchäme mich, ſprach der ſchüchterne Kampfer und bedeckte ſein Geſicht.

— Wie kann ein junger Mann ſo ſchüchtern

ſein? Iſt es denn gar ſo ſchlimm, was Sie von mir geträumt haben?

— Ach nein, Barbara; wie können Sie glauben, daß ich mich unterſtehen würde, etwas Unanſtändiges von Ihnen zu träumen?

— Alſo dürfen Sie's auch erzählen.

— Nein, Barbara, ich ſchäme mich.

— Nepomuk, Sie betragen ſich wie ein Kind. Erzählen Sie mir Ihren Traum oder machen Sie ſich darauf gefaßt, daß ich Sie nicht mehr anſehe.

— Das wolle Gott verhüten!

— Alſo Muth gefaßt!

— Mir träumte, ich wäre plötzlich krank, recht krank geworden. Der Arzt, den Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, rufen ließ, verſchrieb mir eine Medicin, eine Medicin, — Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, hatte ſie mit höchſteigener Hand zubereitet — bitterer als Galle und Koloquinten. Ich verſchluckte den erſten Löffel, den Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, mir in den Hals goß, und ſchnitt ein Geſicht, ein Geſicht ...

— Das ich wohl hätte ſehen mögen, kicherte Barbara.

— Nach Verlauf von zwei Stunden — ach,

Barbara, ſind Sie auch nicht böſe darüber? — traten Sie vor mein Bett, fragten mich, ob ich noch ſo ſtarke Leibſchmerzen hätte und ... und ...

— Und was denn? fragte Barbara aufs Höchſte geſpannt.

— Und gaben mir ...

— Was gab ich Ihnen?

— Ach, das iſt es eben, was ich mich ſchäme, Ihnen zu ſagen.

— Doch nicht etwa ein ...

— O nein, nein, Barbara, fiel ihr der Proviſor raſch ins Wort.

— Alſo was gab ich Ihnen?

— Sie gaben mir — o himmliſche Güte und weibliche Herabgelaſſenheit! — einen ...

— Einen???

— Einen Löffel Medicin.

— Weiter nichts? fragte Barbara, die ganz etwas Anderes erwartet hatte.

— Ach, war das nicht ſchon genug? Und ſtellen Sie ſich vor, Barbara, die Medicin, die das erſte Mal, als Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, ſie mir gereicht, bitterer als Galle und Koloquinten geſchmeckt, ſchmeckte mir, von Ihrer Hand eingege-

ben, ſüßer denn Honig und Manna, und von dieſem Augenblick war ich wieder geſund.

— Ach, Sie guter, guter Nepomuk, flüſterte Barbara und drückte ihm zärtlich die Hand.

Das Spiel war im beſten Zuge, als Freund Nepomuk plötzlich ernſt zu werden begann und ſich unruhig auf dem Rohrſtuhle hin und herdrehte.

Barbara, die dieſe Unruhe Anfangs nicht bemerkt hatte, ſagte zu ihm:

— Wenn mir der Himmel das Glück verleiht, daß ich des Vaters Räthſel löſe — und ich hoffe es wohl im Stande zu ſein — dann trete ich vor ihn, mahne ihn an ſein Verſprechen, mir eine Gnade ausbitten zu dürfen und begehre dann, daß er mir erlaube, Sie zu heirathen ... aber mein Gott, was haben Sie denn gemacht, Nepomuk? Sie werden ja plötzlich ſo bleich, Nepomuk? Was fehlt Ihnen, Nepomuk?

— Nichts, nichts, entgegnete der Proviſor, die Lippen krampfhaft zuſammenkneifend.

— Sind Sie unwohl, Nepomuk? fragte ſie beſorgt.

— Nein, Barbara, nein, das Spiel greift mich heute mehr als gewöhnlich an.

— Armer Nepomuk!

Er that einen Zug und ſagte:

— Schach der Königin!

Doch in demſelben Augenblick geſchah, was er längſt befürchtet hatte. Wie wahnſinnig, zerſtört und leichenblaß, ſtürzte er zur Thür hinaus.

Zwei Stunden ſpäter verfügte ſich Herr Amandus Süßholz, Beſitzer der „goldenen Pille," Stadtverordneter und Präſes des 1796 von ihm gegründeten Räthſelklubbs in großmöglichſter Galla zum feſtlich geſchmückten Sitzungsſaale des weißen Mohren.

Als er gegen Eilf in ſeine Wohnung heimkehrte, kam ihm Barbara entgegen.

— Väterchen, Väterchen, rief ſie, ich habe Dein Räthſel gelöſ't.

— Und die Auflöſung? fragte der Herr Stadtverordnete mit catoniſchem Ernſte.

— Heißt L. M. N. T. (Elemente)

— Gerathen, Barbara.

— Kann ich mir nun die Gnade erbitten?

— Bitte, mein Kind!

— Väterchen, liebes Väterchen, darf ich dem

Nepomuk meine Hand reichen? fragte Barbara, ihr Lockenköpfchen an seine Schulter lehnend und ihm zärtlich das Kinn streichelnd.

— In Gottes Namen!

Und Barbara fiel ihrem Vater um den Hals und benetzte sein gefaltetes Jabot mit Thränen der heißesten Rührung.

— Aber Nepomuk? hör' ich fragen.

Der Arme kam nicht wieder und Niemand wußte wo er hingekommen war. Die Einen sagen, er sei gleich nach jenem unglücklichen Impromptü ins Wasser gesprungen, Andere meinen, er habe sich mit Arsenik vergiftet, noch Andere wollen in Erfahrung gebracht haben, er sei bald darauf aus Verzweiflung unter die Schauspieler gegangen und wäre ein berühmter Komiker geworden. Das Eine ist so unwahr als das Andere. Nepomuk Kampfer gerieth seit jenem verhängnißvollen Extempore auf allerhand Abwege, floh nach Böhmen und schloß sich dort einer Räuberbande an. Viele wollen aus genauer Quelle wissen, der harmlose Apotheker-Gehilfe sei Räuberhauptmann geworden und habe später den Namen „Babinsky" angenommen.

Ja, ja, kleine Ursachen haben oft große Folgen.

Letztes Kapitel.

Schund's Verzweiflung. Der Tölpel von Bagdad. Verwunderung des Fürsten W. Die Pesther Zeitung und die falsche Nachricht. Schobri's Brief an Madame Fenchel.

Schobri begab sich, nachdem er die gestohlenen Manuscripte untergebracht hatte, von Leipzig direct nach Paris.

Erst durch den Factor der Druckerei erfuhr der Buchhändler Schund, daß sämmtliches Manuscript, das der Doctor Crocus ihm verkauft hatte, weiter nichts als wörtliche Abschriften von ***'s Reisebildern und Delleroſa's Räuberscharteken, die tragikomische Puppen-Komödie „Doctor Däumling" aber weiter nichts als eine Copie von Goethe's „Faust" gewesen sei.

Schund riß sich sämmtliche Haare aus und trägt seitdem eine Perücke.

Der Wirth der „Stadt Babylon", der vierzehn Tage in der Einbildung gelebt, Freimauer zu sein, kam dadurch in schreckliche Verlegenheit. Eines Tages, als der Fürst von W. bei ihm eingekehrt war, fragte er den Kammerdiener des hohen Reisenden, ob sein Herr Freimaurer sei? Ja, sagte der Diener.

Als der Fürst, erzählt ein Freund, welcher Zeuge dieses Auftritts gewesen war, mit seiner ganzen Familie beim Souper saß, erschien der Wirth, stellte sich Sr. Durchlaucht gegenüber und machte all' jene Grimassen durch, die ihm der Meister vom Stuhl der Großloge zu den drei flammenden Korkstöpseln in Epernay als Erkennungszeichen angegeben hatte.

Einige Minuten lang sah der Fürst dem verrückten Gesichter-Schneiden des Gastwirths voll Verwunderung zu, endlich aber klingelte er und sagte zum herbeieilenden Kammerdiener:

— Dieser gute Mann scheint verrückt zu sein. Man werfe ihn zur Thür hinaus!

Und das geschah denn auch.

Seitdem glaubt der Tölpel von Bagdad freilich nicht mehr, daß er Maurer sei.

Zwei Tage nach Schobri's Ankunft in der Seinestadt, las er „im Constitutionel" unter der Rubrik „petite folie" folgende Nachricht:

Die Pesther Zeitung berichtet: „Gestern, am 8. Dezember, ist der berüchtigte Räuberhauptmann Schobri in Fünfkirchen gehangen worden."

O Gerechtigkeit, rief er aus, wie blind bist Du! Am 8. Dezember 1838. glaubst Du mich gehangen zu haben und heute am 12. Januar 1839. sitze ich in Paris im Hôtel des Princes im Schooße Abrahams und schreibe an „Madame Fenchel" nach Karlsbad:

Geliebte Seraphine.

Gestern Abend bin ich glücklich in Paris angelangt. Mit Sehnsucht erwarte ich nun Deine Ankunft. Wir wollen von hier nach Algier gehen und dort eine Spielbank etabliren. Eile so schnell als möglich in die Arme Deines

Ignaz Rockerl, genannt Schobri.

P. S. Die Zeitungen haben das Gerücht ausgesprengt, ich sei gehangen worden. Ich bin: Dich, glaub' nicht daran!

So eben ist erschienen:

NARRENALMANACH

für

1842

von

Eduard Maria Oettinger.

Preis 2 Thaler.

Der Verfasser ist als einer unserer ausgezeichnetsten Humoristen seit Jahren schon so rühmlich bekannt und allgemein beliebt, daß der Verleger zur Empfehlung dieses stoffreichen, vielseitig interessanten Almanachs nichts weiter hinzuzufügen braucht, als daß eben diese Arbeit unstreitig die beste und gelungenste dieses witzigen Novellisten ist.

19 N. 625

Lucy.

Novelle

von

Eduard Maria Oettinger.

Leipzig, 1844.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun.

I.

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie
Fortzeugend Böses muß gebären."

Schiller.

Noch vor einigen Jahren lebte zu London ein berühmter Arzt und Anatom, Thomas O'Farrell, der einzige Sohn eines armen Dorfpfarrers, welcher des Knaben ersten Unterricht bis zum achtzehnten Jahre selbst geleitet und ihn dann, mit Aufopferung seiner letzten Mittel, nach der Hauptstadt gebracht hatte, um ihn auf der dortigen Universität die Arzneikunde, die er sich zu seinem künftigen Lebensberufe auserwählt, studiren zu lassen. Der junge Mann, von der Natur mit ungewöhnlichen Geistesfähigkeiten ausgerüstet und mit allen Mitteln zu gefallen begabt, war so glücklich gewesen, sich in kurzer Zeit die Achtung seiner Lehrer und die Liebe seiner Kameraden zu erwerben. Der fähigste und fleißigste aller Studenten, hatte er im zweiten Jahre seines Universitätsbesuchs einen von der medicinischen Facultät ausgeschriebenen Preis für die gediegenste Ab-

handlung über die vergleichende Zergliederungskunde gewonnen und schon dadurch zu schönen Hoffnungen berechtigt, Hoffnungen, die sich später auch verwirklicht, denn nachdem er seine Examina abgelegt und als practischer Arzt aufgetreten war, hatte er sich in der Anatomie, die sein Lieblingsstudium geworden war, schnell einen so ausgebreiteten Ruf errungen, daß er bald für den größten Morphologen der drei vereinigten Königreiche galt.

Schon als Student hatte er auf einem Balle die Bekanntschaft der Miß Mac-Morris, der Tochter eines der reichsten und angesehensten Rechtsgelehrten Londons gemacht. Lucy, damals noch nicht sechszehn Jahre alt, war eine Schönheit ersten Ranges: große, mandelförmig geschnittene Augen, auf deren milchblaulichem Grunde zwei blaue Blumensterne schwammen, in deren Kelch sich Sonnenglanz mit Mondenschmelz vereinigten, um Flammen auszustrahlen, in die Niemand hineinschauen konnte, ohne davon geblendet und durchströmt zu werden; eine lange, schmale Nase, wie man sie an den Büsten griechischer Frauenköpfe bewundert; ein kleiner, knospenartig aufgesprungener Mund, auf dessen Lippen ein anmuthig-stolzes Lächeln lagerte, ein kleines, reizend schön geformtes Ohr, eine apfelrunde Brust und ein üppig gewölbter Nacken, auf dem ein durchsichtiges Weiß ausgegossen lag, beschattet von hellblondem Haare — dies Alles zusammen bildete ein Bouquet von Reizen, das Aller Augen

fesselte, Aller Sinne sich bemeisterte, und, gleich einer magischen Erscheinung, Aller Herzen mit unwiderstehlichem Liebeszauber erfüllte.

Zu den Trabanten, die diese Sonne umkreis'ten, hatte auch der junge O'Farrell gehört, der, angezogen von den Strahlen ihrer blendenden Schönheit, um ihr Herz, um ihre Hand zu werben gewagt. Die Liebe, jene geheimnißvolle Muschel, welche in ihrem Innern die Perle birgt, die wir Poesie nennen, hatte aus ihm einen Dichter gemacht: durch Lieder, welche die Allgewalt ihrer Reize priesen, hatte er sich einen Weg zu ihrem Herzen gebahnt; er war ihr werth, er war ihr lieb geworden; sie hatte ihn bevorzugt, sie hatte ihn ausgezeichnet vor allen Uebrigen, die der Macht ihrer Schönheit gehuldigt. Sein männlicher Ernst, sein funkensprühender Geist, sein tiefsinniges Gemüth hatte allmälig ihre Kälte besiegt, ihren jungfräulichen Stolz überwunden und ihm ihre Neigung zugewendet. Damals war Niemand glücklicher als er.

Aber die Liebe der meisten Frauen ist leider nichts Anderes, als eine luftige Seifenblase, die der leiseste Hauch zertrümmern kann, ein veränderliches Nebelbild, das, von einem einzigen Sonnenstrahl durchzuckt, eine andere Form, eine andere Richtung annimmt und schnell in ein Nichts zerfließt.

Ganz unerwartet hatte der Sohn eines der reichsten Peer's Alt-Englands, der einzige Erbe eines unermeßlichen Vermögens und eines weltberühmten Namens,

um Lucy's Hand angehalten und die Einwilligung ihres Vaters gleichsam im Sturm erobert.

„Liebes Kind," hatte Mac-Morris zu seiner Tochter gesagt, „Du hast nun zu wählen zwischen einem armen Mediciner und einem reichen Lord, zwischen einem unbekannten und einem weltberühmten Namen. Beide sind gleich jung, gleich liebenswürdig, der Eine aber hat Dir nichts zu bieten als sein Herz, während der Andere Dir Glanz und Reichthum zu Füßen legt. Ich selbst will Deinem Herzen keinen Zwang anlegen und Deiner Neigung ganz den freien Willen lassen; aber nach Verlauf von acht Tagen mußt Du Dich für Einen von Beiden entschieden haben. Wähle nun, ob Du das unbedeutende Weib eines unbemittelten Arztes, und als solches einer ungewissen Zukunft preisgegeben, oder ob Du die angesehene Frau eines von aller Welt beneideten Peer's, der, geboren im Schooße des Glücks, einer glänzenden Zukunft entgegengeht, ob Du mit einem Wort Zahl oder Null, Etwas oder Nichts sein willst."

Man sage nicht, daß Lucy's Vater ein Mann gewesen sei, der, gleichgiltig gegen die Stimme des Herzens, nur der Stimme der Vernunft Gehör gegeben habe. Mac-Morris war im Gegentheil ein Vater, wie ich ihn jeder Tochter wünsche, ein Vater, der ihr Schicksal in ihre Hände gelegt, ihr freie, unumschränkte Wahl gelassen und sich nicht, wie so mancher Vater, das Recht der Entscheidung angemaaßt hatte.

Lucy, angezogen von der Liebe des jungen Arztes, gefesselt von dem Glanz und Reichthum des nicht minder angenehmen Lords, hatte sechs Tage und sechs Nächte einen schweren Kampf gekämpft, einen Kampf zwischen Liebe und Ehrgeiz; ihr Herz, lange unentschlossen, hatte hin und her geschwankt, endlich aber den Entschluß gefaßt, ihrer Neigung zum armen Arzte zu Gunsten des reichen Erben zu entsagen.

Ich denke mir manche Leserin, die, von dem mächtigen Gefühle der Liebe hingerissen, Miß Mac-Morris schonungslos verdammen wird; doch denke ich mir auch, daß viele Andere sie, wenn auch nicht von aller Schuld freisprechen, doch wenigstens begnadigen werden. — Von zehn Frauen, die das Schicksal zwischen einen Bettler und einen Nabob stellt, werden sich Neun auf die Seite des Letztern, selbst dann noch hinneigen, wenn Jener auch zehnmal liebenswürdiger als Dieser wäre. — Mag Herr Scribe immerhin singen, daß Gold nur Chimäre sei, Niemand — am allerwenigsten er selbst — wird weder so dumm, noch so scheinheilig sein, das zu glauben. Es giebt auf der ganzen Erde nur einen Schutzgeist, und dieser Schutzgeist heißt: Reichthum; es giebt nur einen Talisman, der blaue Wunder zaubert, und dieser Talisman heißt: Gold. — Schon Apuleius sagt: ein goldener Esel sei eine größere Macht als ein bleiernes Genie; doch sollte sich Jemand unter meinen Lesern befinden, der zu behaupten Lust hätte, daß Apuleius das nicht gesagt habe, so muß ich mir

das gefallen lassen und jenen Ausspruch auf meine eigene Schulter nehmen.

Am siebenten Tage, als O'Faryll seine angebetete Lucy wieder besuchte, hatte ihn aus ihrem ganzen Benehmen eine schneidende Kälte angeweht, die ihm das Blut in den Adern erstarrte.

„Lucy," hatte er zu ihr gesagt, „welche finstere Macht hat mir die Sonnenstrahlen Ihrer Gunst geraubt, welcher böse Geist hat den lichten Stern Ihrer Liebe in undurchdringliche Wolken gehüllt, welcher Dämon hat in Ihrem Auge die reife Saat meiner Hoffnung geknickt?"

„Mein Herr, Sie schwärmen wieder," hatte Lucy darauf geantwortet und war singend zur Thür hinausgeeilt, um ihm nicht Rede zu stehen.

Beschämt und zerknirscht war der arme O'Faryll nach Hause geeilt, hatte sich schlaflos auf seinem Lager gewälzt, und in dieser für ihn ewig unvergeßlichen Nacht, in der kein Stern des Trostes, kein Wort der Liebe ihm gelacht, seinem tiefen Grame freien Lauf gelassen in einem Liede, also lautend:

Mein Aug' hat keine Thränen,
Die Lippe hat kein Lied,
Ein trostlos banges Sehnen
Durch meine Seele zieht.

Mein Tag hat keine Sonne,
Mein Himmel hat kein Blau,
Mir fehlt des Liedes Wonne,
Mir fehlt der Thräne Thau.

Die Nacht hat keine Sterne,
Der Mond hat keinen Schein,
Ich sehe nah' und ferne
Nur Grab und Leichenstein.

Ich möchte bitter weinen,
Weil ich nicht singen kann,
Und singen, singen, singen,
Weil ich nicht weinen kann.

Doch blickst Du auf mich nieder
Mit liebevollem Blick,
Dann kehren Sterne, Lieder
Und Leben schnell zurück.

Am andern Morgen war das Lied in Lucy's Händen. Ein kalter Decemberwind peitschte dicke Schneeflocken an die Spiegelscheiben, hinter welchen Miß Mac-Morris, in eine mit Zobel reich garnirte Kassameika gehüllt, unfern des traulichen Kaminfeuers saß. Sie las das Lied mit der gleichgiltigsten Miene, warf es ohne

Kampf ins kniſternde Feuer und ſah dann ſinnend in die Flammen hinein, die jenes Blatt der Liebe im Nu in Aſche verwandelten. Dann ſetzte ſie ſich an ihren Pult hin und ſchrieb, nach kurzem Nachdenken, folgenden Brief:

„Mein lieber O'Faryll.

Ich habe das kleine Lied, das Sie mir heute Morgen zugeſchickt, geleſen und es gleich darauf den Flammen übergeben, um mir die Möglichkeit abzuſchneiden, es, wie jedes Ihrer frühern Lieder, immer wieder aufs Neue zu leſen, um aus jeder Strophe den Nectar Ihrer Liebe zu ſaugen. Jetzt aber, mein theurer Thomas, ſehe ich mich in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, Alles, was mich an Sie erinnert, für immer aus meiner Nähe zu verbannen, um Sie allmälig vergeſſen zu lernen. Ja, O'Faryll, ich muß Ihr Bild aus meinem Herzen drängen, ich muß jede Erinnerung an Sie gewaltſam niederkämpfen, muß den Schmerz ertragen lernen, zu glauben, daß Sie für mich ein Todter ſind, deſſen Verluſt ich nicht einmal beweinen darf. — Seit einer Stunde, Maſter O'Faryll, habe ich aufgehört, das für Sie zu ſein, was ich Ihnen früher war; ſeit einer Stunde — der Himmel verleihe Ihnen Kraft, das, was Sie jetzt durch mich erfahren werden, männlich zu ertragen — ſeit einer Stunde bin ich die Braut Lord Henry Rosberry's.

Dieſe wenigen Zeilen, hoffe ich, werden hinreichen, die ganze Gluth der Liebe, die Sie für mich in Ihrem

Herzen nähren, mit einem Male zu ersticken. Ach, Thomas, lassen Sie mich glauben, daß es Ihnen möglich werden wird, mich allmälig vergessen zu lernen. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich von nun an; ich weiß, daß ich's um Sie verdiene, und werde deßhalb Ihren gerechten Haß, nicht aber Ihre ungerechte Liebe ertragen können, denn das Bewußtsein, daß ich Sie nicht mehr wiederlieben darf, würde mir jeden Trost, jede Freude, jedes Glück rauben, weil ich Sie dann für immer unglücklich wüßte, mich selbst aber als die Ursache Ihres Unglücks anklagen und verurtheilen müßte. Darum bitte und beschwöre ich Sie, O'Farylll, mein Bild aus Ihrem Herzen zu reißen und mich zu den Todten zu werfen, die Sie erst Jenseits wiedersehen dürfen, denn hier auf Erden darf weder die Braut, noch die Gattin Lord Rosberry's Sie jemals wiedersehen.

Vergessen Sie mich, Thomas, leben Sie wohl, Master O'Farylll.

Lucy M."

Meine Feder fühlt sich allzuschwach, den Eindruck, den dieser Brief, dessen Worte wie heiße Lavaströme unter starrer Eisrinde durchbrannten, auf das Herz des jungen Arztes gemacht, genau zu schildern. Es giebt Empfindungen, die der Gedanke nicht in Worte hüllen kann, weil die Grenzen aller Sprachen zu beschränkt sind, die Größe, die Unendlichkeit dieser Empfindungen in sich aufzunehmen. Genug, wenn ich sage, daß der Eindruck jenes Briefes wie ein verheerender Orkan durch

das unbegrenzte Gefilde seiner Seele zog und dort die vollen Garben all' seiner Gefühle, alle Blumen seiner Hoffnung zerschlug, und daß O'Faryll, vor Kurzem noch ein kräftiger Eichenbaum mit himmelanstrebendem Gipfel, jetzt ein entblätterter, morscher und in der tiefsten Tiefe seiner Wurzel verwundeter Stamm war.

„Lucy, Lucy!" rief er, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach nun in Thränen aus, die wie ein unaufhaltsamer Strom über seinen uferlosen Schmerz hinwegflutheten und seine einzige, schönste, liebste Hoffnung wie einen Strohhalm hinausspühlten in das unendliche Meer der Trostlosigkeit, wo keine Küste uns entgegenwinkt, wo der lecke Lebenskahn sich vergebens nach einem Hafen umschaut, in dem er wieder Ruhe finden kann.

Mit einem Wort: O'Faryll war vernichtet.

2.

Aber deste glücklicher war Lord Rosberry.

Lucy's Gemahl gehörte zu jenen jungen Lebemännern, deren einzige Beschäftigung ein rastloses Jagen nach Vergnügungen ist. Gleich nach der Hochzeit hatte er seine junge, im Glanz der Schönheit strahlende Frau in hundert Gesellschaften eingeführt, sie in einen Anfangs süßen, später aber deste bitterern Genußtaumel gestürzt, über ihrem Haupte alle Wellen des Londoner Luxus zusammenschlagen lassen und überhaupt alle seine Kräfte aufgeboten, um ihr ganzes Leben zu einem ununter-

brochenen Vergnügen umzugestalten. Lady Rosberry war bald die Krone aller Gesellschaften, die tonangebende Macht in den Almacks-Assemblées, der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung von Seiten der Männer, der Gegenstand des allgemeinen Neides von Seiten der Frauen. Wie hätte sie da, mitten in diesem Strudel von Genüssen aller Art, wohl Zeit haben können, an den armen, durch sie ganz und gar vernichteten Doctor O'Faryll zurückzudenken!

Ihr Gemahl war Anfangs in der That ein Muster einnehmender Liebenswürdigkeit, ein Mann, ganz geschaffen, jede Erinnerung an den Gegenstand ihrer ersten Liebe in den Hintergrund zu drängen. Er errieth jeden Wunsch und kannte selbst keinen andern als den: ihr zu gefallen.

Im Uebrigen war er, wie die Mehrzahl der Söhne reicher Aeltern, ein leichtsinniger Verschwender, der in dem Wahne lebte, daß die Schätze, die sein Vater für ihn aufgehäuft, gar nicht zu erschöpfen wären; er legte darum keiner seiner Leidenschaften Zaum und Zügel an, ließ, im Gegentheile, jeder Neigung, jeder Laune ungehemmten Lauf, fand, wenn seine Geldvorräthe nicht mehr ausreichten, seine kostspieligen Capricen zu befriedigen, Bekannte und Freunde, die, unter der Maske uneigennütziger Freundschaft schändlichen Wucher treibend, ihm gegen Wechsel und anderartige Verschreibungen auf die Zukunft große Summen verschossen, und führte in und außer dem Hause ein sybaritisches Leben.

Er entrirte große Wetten, war ein leidenschaftlicher Spieler und ein wahrer Lucull, der die besten Köche und die feinsten Weine und dabei stets offene Tafel hielt, die einen Schwarm von Schmarotzern an sich zog, welche sich, wie Bremsen auf einem Rosse, auf den freigiebigen Amphytrion festsetzten und ihm den Wein aus den Flaschen und das Geld aus den Taschen preßten.

Aber an keine dieser Leidenschaften verschwendete er größere Summen als an seine Vorliebe, an sein Steckenpferd, sich die schönsten Pferde von ganz London zu halten.

Für jene meiner Leser, welche gleichfalls, wenn auch nicht in so hohem Grade wie Lord Rosberry, für Pferde eingenommen sind, wird vielleicht eine skizzirte Geschichte der berühmtesten Rosse der alten und neuen Zeit nicht ohne alle Anziehungskraft sein.

Nach der griechischen Mythe ist das Pferd eine Schöpfung Poseidon's. Als Göttin Pallas mit ihm um den Besitz von Attika in wildem Streite lag, wurde im Rathe der Götter beschlossen, das Land demjenigen zu verleihen, der demselben das nützlichste Product als Geschenk darbringt. Poseidon's Dreizack zauberte aus dem Schooße der Erde ein Roß, Dame Pallas einen Oelbaum herauf. Die Götter, welche sich damals noch nicht auf die Kunst des Reitens verstanden, geruhten dem letztern Erzeugniß den Vorzug und der Erzeugerin desselben Attika zu schenken.

Die Kunst, das Pferd zum Reiten abzurichten, wird

von Einigen den Centauren, von Andern den Amazonen zugeschrieben. Nach der griechischen Mythe soll Bellerophon, der Sohn des Königs Glaucus von Corinth, nach der römischen Sage aber Castor, einer der beiden Dioskuren, der erste Bereiter gewesen sein. Plutarch erzählt, Minerva habe dem Bellerophon das dem Blute der Medusa entsprossene Flügelroß Pegasus geschenkt, damit er die Chimäre besiegen könne. Jupiter aber habe ihr den boshaften Streich gespielt, eine Bremse loszulassen, die den guten Pegasus dergestalt zerstochen, daß dieser seinen Reiter abgeworfen und mit den Hufen zertreten habe; Beweis, daß Seine Königliche Hoheit, Prinz Bellerophon, nicht sehr bügelfest gewesen sein muß.

Auch von den Roßsöhnen des gestrengen Herrn Boreas, von Balios und Xanthos, den beiden Pferden, welche Neptun seinem Schwiegersohne Peleus am Tage seiner Vermählung mit Thetis zum Hochzeits-Geschenk gemacht, von Eous, Pyrois, Aëton und Phlegon, dem blitzschnellen Viergespann des Sonnengottes Phoebos-Apollo, und von dem Rosse Xyllaris, das Mercur dem Castor geliehen — der Gott der Kaufleute und Spitzbuben muß nebenbei auch Pferdephilister gewesen sein — weiß uns die Mythologie mehr Schönes als Wahres zu erzählen.

In der christlichen Legende begegnen wir dem Pferde Bayard, das die vier Brüder Haimon davontrug, ein Pferd, das, Anfangs ganz klein, sich dergestalt

verlängerte, daß alle Vier darauf Platz gehabt, ein Pferd, das in jeder Secunde eine deutsche Meile zurückgelegt haben soll.

Kehren wir aus den lustigen Revieren der Fabelwelt auf das Gebiet der historischen Wirklichkeit zurück, so sehen wir, daß König Salomo der Erste war, der einen prächtigen Marstall gehabt und eine herrliche Stuterei angelegt, bis zu welcher der Stammbaum der arabischen Rosse noch heut zu Tag zurückgeführt wird. Nebenbei trieb Salomo auch einen bedeutenden Pferdehandel und soll sich damit weit mehr, als mit seinen Versen verdient haben, denn damals, als er das hohe Lied gedichtet, gab es — Gottlob leider! — noch nicht einen einzigen Buchhändler; jetzt giebt es deren so viele, daß einer den andern auffrißt, leider giebt es aber keinen König mehr, der so vernünftig wie jener Salomo dichtet, denn je höher die Zahl der Buchhändler steigt, desto tiefer sinkt die Zahl der guten Dichter. Aber wohin gerathe ich? Von Salomo auf den Buchhandel, vom Pferde auf den — — Halt! Rasch will ich mich wieder auf meinen Pegasus schwingen und, **ventre à terre**, nach Persien galoppiren, wo im grauen Alterthume die Pferde, vorzüglich die weißen, der Sonne als heilige Opfergabe dargebracht wurden.

Auch die Athenienser und Massageten opferten der Sonne weiße Pferde.

Die Scythen beteten den Gott des Krieges, und die Macedonier die Sonne in der Gestalt eines Pferdes an.

Ein Pferdekopf war als Karthago's Sinnbild allen punischen Münzen aufgeprägt.

Die Sueven, einer der ältesten Volksstämme des alten Germaniens, ernährten in ihren geheiligten Wäldern auf Kosten der Gemeinde Pferde, die bei ihnen die Stelle der Orakel vertraten. Sie durften niemals Arbeit verrichten. Der Oberpriester mußte sie an den heiligen Wagen spannen und aus ihrem Schnauben und Wiehern die Zukunft weissagen.

Auch die alten Esthen hörten auf derlei vierfüßige Orakel. Keiner ihrer Angeklagten durfte verurtheilt werden, bevor nicht das heilige Pferd um Rath befragt worden war. Zu diesem Zweck wurde ein Spieß auf die Erde gelegt; wenn das prophetische Roß mit dem linken Fuß diese Stelle überschritt, wurde der Verbrecher freigesprochen, wenn aber der rechte Fuß zuerst hinüberschritt, dann wurde der Verbrecher ohne Weiteres geschlachtet.

Auch die alten Wenden weihten einem blendendweißen, dem Swantewit heiligen Pferde in einem zu Arcona gebauten Tempelstall göttliche Anbetung. Dieser Swantewit war ihr Götze, der allnächtlich gegen die Feinde seines von ihm vorgeschriebenen Glaubens auszog und mit Anbruch der Sonne wieder heimkehrte, wo dann sein Roß, mit Staub und Schweiß bedeckt, im heiligen Stall ausruhte.

Viele Völker des Alterthums pflegten, um ihre Gottheiten für den Ausgang eines Krieges günstig zu stimmen, dem Meere oder den Flüssen, die sie überschritten, Pferde zu opfern. Mithridat ließ zu diesem Zwecke Wagen mit vier Pferden bespannt ins Meer versenken. Xerxes brachte, bevor er nach Griechenland ging, dem Strymon ein Pferde-Opfer dar, Tiridat opferte, bevor er den Euphrat, und Julius Cäsar, als er den Rubicon überschritt, den Göttern dieses Flusses ein Pferd.

Nur wenige Pferde haben eine so große historische Berühmtheit erlangt, als der Bucephalus Alexanders des Großen. Philipp von Macedonien hatte dem Thessalier-Philoneikes für dieses „Roß der Rosse" viertausend Stater bezahlt; aber nur Alexander war im Stande gewesen, dessen Wildheit zu zähmen. Nach dem Tode dieses Pferdes, das im Kriege gegen König Porus in Indien gestorben war, ließ der über diesen Verlust untröstliche Siegesheld, diesem Roß zu Ehren, die Stadt Bukephala erbauen. — Eben dieses Pferdes wegen entspann sich einst, vor hundert Jahren, ein blutiger Federkrieg zwischen zwei deutschen Archäologen, von denen der Eine behauptete, daß Bucephalus ein Schimmel, der Andere hingegen, daß er ein Rappen gewesen sei. Die Fehde endete mit einem Duell, in dem die Rappen-Meinung auf dem Platze blieb.

Kaiser Caligula hatte einen Hengst, Incitatus genannt, den er mehr als sein ganzes Volk liebte, welchem

er, wie bekannt, einen Kopf wünſchte, um es dann mit einem Schlage vernichten zu können. Er ernannte ſein Leibroß zum Oberprieſter und wollte es ſogar zum Conſul machen. Dieſer biedere Monarch ſchwur nie anders, als bei dem Glücke dieſes Pferdes, und ließ ihm einen Stall von Marmor, eine Krippe von Elfenbein, Decken von Purpur und einen Zügel von Perlen machen. Dieſes Vieh, ein würdiger Geſellſchafter dieſes muſterhaften Tyrannen, mußte mit ihm an einer und derſelben Tafel eſſen; der liebenswürdige Fürſt fütterte es mit vergoldetem Hafer und gab ihm Wein aus goldenem Becher zu trinken. Schöne Zeiten, in denen es noch ſolche Landesväter gab!

Auch der gute Nero war ein ſo großer Pferdenarr, daß er jedes ſeiner Roſſe mit ſilbernen Hufen beſchlagen ließ, eine harmloſe Verſchwendung, die 1500 Jahre ſpäter ein deutſcher Ritter, Graf von Helfenſtein, nachzuahmen für gut fand. Du lieber Gott! Heut zu Tage ſind die deutſchen Grafen froh, wenn ſie ihre Pferde mit Eiſen können beſchlagen laſſen.

Auch Ritter Rolands Pferd darf nicht vergeſſen werden.

Nicht unintereſſant iſt Ctibor, der Lieblingsrappe des Herzogs Boleslav VI. von Oppeln, der beim Herannahen der Todesſtunde dieſes Roß zu ſatteln und vor ſein Krankenlager zu führen befahl und ſterbend ſich aufs Pferd zu ſchwingen verſuchte, weil er in die

Hölle nicht zu Fuß wie ein Bettler gehen, sondern wie ein Fürst hineinreiten wollte.

Der Aberglaube, der, wie überall, sich auch in Pferdeställe einnistet, behauptet, es gäbe eine Gattung von Pferden, Arzels genannt, die einen schneeweißen Fleck am rechten Hinterfuße haben und ihren Reitern, namentlich im Kriege, Unglück bringen sollen. Einen dieser Arzels soll Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen geritten haben.

In neuerer Zeit haben sich nur zwei Pferde einen Platz in der Geschichte errungen: das Pferd, das Fürst Wellington bei Waterloo, und das Pferd, das Fürst Blücher in der Schlacht an der Katzbach ritt. Beide Pferde wurden lange Jahre hindurch auf Kosten großmüthiger Vaterlandsfreunde in prächtigen Ställen gepflegt und das Erstere, Kopenhagen genannt, nach seinem Tode ausgestopft. Ob die Herren Engländer das später auch mit dem Sieger von Waterloo werden riskiren, oder ob sie ihn lieber in Spiritus werden aufbewahren wollen, darüber scheinen sie jetzt noch nicht ganz einig zu sein.

Aber mehr als diese hier genannten Rosse hat ein anderes Pferd einen unsterblichen Ruhm erlangt, ein Pferd, nicht aus Fleisch und Bein, ein Pferd, dessen Wiege ein Dintenfaß, ein Pferd, dessen Mutter ein Gänsekiel und dessen Vater einer der berühmtesten Dichter Spaniens, der aus Hunger gestorbene Verfasser des

„Don Quirote," Miguel Cervantes, war. Nennt mir ein zweites Pferd, dessen Name die ganze Welt durchlaufen hat von einem Pole zum andern, nennt mir ein Pferd, dessen Ruhm in alle Sprachen der Erde übersetzt worden ist, nennt mir ein Pferd so berühmt, wie die edle Rocinante des noch edlern Ritters von der traurigen Gestalt, des göttlichen Narren Don Quirote, aus dessen Munde so viel Weltweisheit, so viel Lebensphilosophie strömt! O mein Cervantes! O mein Don Quirote! Wenn man mir die Wahl ließe, was ich wohl lieber wäre: Cervantes oder seine Rocinante? ich würde das Letztere wählen, weil ich als Rocinante keinen Hafer brauchte, als Ersterer aber vielleicht auch verhungern müßte auf offener Landstraße, wie Du, mein Cervantes! — Ein italienischer Schöngeist, Lazaro Benamico, wollte lieber Cicero's Werke geschrieben, als alle Reiche und Herrlichkeiten des Kaisers Augustus besessen haben. Ich für meinen Theil beneide den guten Cicero — es mag freilich etwas arrogant klingen — keineswegs um seinen Ruhm, weil er trotz all seiner klassischen Latinität mitunter doch ein **vieux blageur**, ein langweiliger Schwätzer war. Nein, stände es in meiner Macht zu wählen, dann möchte ich blos zwei Werke geschrieben haben: die Bibel und — den Don Quirote.

Du sublime au ridicule il n'est qu'un pas und darum ist auch vom Helden Cervantes bis zum Helden meiner Erzählung nur ein Katzensprung.

3.

Lord Rosberry war, wie gesagt, einer der leidenschaftlichsten Pferdeliebhaber. Er hatte prachtvollere Ställe als der Herzog von Devonshire, die wundervollsten Pferde und ein kleines Heer von Jockey's, Groom's und Stallknechten, die nach Mist und Aristokratismus rochen. Jedes Pferd, das so glücklich war, in seinen Kenneraugen Wohlgefallen zu finden, mußte, war es auch noch so theuer, sein Eigenthum werden, er ruhte nicht eher, bis er's in einem seiner Ställe hatte.

Nebenbei auch Dilettant der Musik und ein Verehrer der Bellini'schen Opern, taufte er seine Hengste und Stuten nach den Helden und Heldinnen jener Opern, und so sah man in seinen Stall-Palästen einen apfelbraunen Romeo neben einer pfirsichblüthfarbigen Giulietta, einen arabischen Vollblut-Sever neben einer echt-englischen Galloway-Norma; hier eine schneeweiße Somnambula und dort einen buntscheckigen Piraten, hier eine rothfüchsige Straniera und dort zwei mausefalbe Puritaner. Eines Tages, als seine porzellanscheckige Beatrice di Tenda gestürzt war und das Bein gebrochen hatte, legte er und sein ganzes Stall-Personal eine sechswöchentliche Trauer an, und als ein junger Schöngeist auf den Einfall gerieth, seinen neuesten Roman der Miß Amine, der
benschwarzen Leib- und Lieblingsstute Seiner Herr-
eit, zu dediciren, erhielt er von Mylord eine goldene
mit dem Bildniß dieser Stute.

Aber die Blüthe, das Juwel, der Lüstre seiner vierfüßigen Zephire, seiner schlanken Marstall-Sylphiden, der Stolz seines Hauses, die Hoffnung seiner Jockey's, der Schrecken aller Wettrennen-Unternehmer, der ruhmgekrönte Sieger von Newmarket, der unüberwindliche Held von Epsom und Ascot war ein arabischer Hengst, für den er dreitausendzweihundert Pfund Sterling bezahlt und dem er, zu Ehren seines Lieblingscomponisten, den Namen Bellini gegeben hatte. Nicht zärtlicher konnte Leander seine Hero, Romeo seine Julia, Abaillard seine Heloise und Herr Franz Liszt die Frau von Dudevant lieben, als Lord Rosberry seinen arabischen Hengst, von dessen Mähne er einen Büschel Haare in einem Medaillon auf seinem Herzen trug. Aber dieser Bellini à quatre pieds war in der That ein reizendschönes, wunderbar gebautes Geschöpf, eines jener Pferde, wie man sie auf den Bildern Hamiltons, des genialsten Pferdemalers Englands sieht; ein so bewundernswerther Typus arabischer Vollkommenheit, daß Carl Vernet, der Van-Dyk der Pferde-Portraits, eigends nach London gekommen war, um dieses Thier durch seinen Pinsel zu verewigen, natürlich auf den Wunsch und die Kosten Lord Rosberry's, der dem großen Meister für seine Bemühungen ein kleines Honorar von tausend Pfund Sterling bezahlt und ihm noch obendrein eine mit Brillanten besetzte Reitpeitsche zum Andenken an Master Bellini geschenkt hatte. Dieses, dem lebendigen Originale so

täuschend ähnliche Bild, daß die gemalten Beine wirklich zu laufen schienen, hing, in goldenem Rahmen, zwischen seinem und seiner Gemahlin wohlgetroffenen Kniestück. — Ueberhaupt waren alle Wände seiner Zimmer mit Pferdestücken von holländischen, deutschen und französischen Malern, mit Meisterwerken von Wouvermans, Bloemen, Adam, Heß, Bourgignon und Dupaon bedeckt. In einem seiner Zimmer hing ein ganzes Magazin von Reitpeitschen jeder Gattung, in einem zweiten sah man weiter nichts, als die feinsten Sättel und die geschmackvollsten Decken, in einem dritten nichts Anderes, als Zügel und Sporen jeder Art.

Aber ganz London wußte auch, daß Lord Rosberry nach dem Tode seines Vaters, welcher acht Wochen nach des Sohnes Vermählung gestorben war, innerhalb zweier Jahre gegen dreißigtausend Pfund Sterling in Pferden und Geschirren, in Spielen und Wetten verschwendet hatte.

Wenn Lady Lucy ihm dann und wann darüber leise Vorwürfe zu machen sich erlaubte, wurde Mylord Anfangs etwas verdrießlich, dann ungehalten und endlich sogar grob.

„Sie verschwenden Unsummen in Putzsachen," sagte er eines Tages zu seiner Frau, „wie können Sie mir verargen, daß auch ich eine Bagatelle für meine Liebhaberei ausgebe!"

„Erst gestern," sagte Lucy, „haben Sie wieder ein Pferd für tausendzweihundert Pfund gekauft."

„Für tausendzweihundertfunfzig Pfund sogar; wen aber geht das etwas an? Bin ich nicht unumschränkter Herr meines Vermögens? Verschwende ich etwa die Schätze Ihrer Mitgift?"

„Noch lebt mein Vater. Bis jetzt habe ich Ihnen nichts weiter, als ein Herz voll Liebe mitgebracht . . ."

„Merci, Madame. Wollen Sie mich aber nicht böse machen, so muß ich Sie ein für alle Mal ernstlich ersuchen, sich um meine Steckenpferde nicht mehr zu bekümmern, als ich mich um Ihre Thorheiten bekümmere."

„Mylord," sagte Lucy empört, „ich werde über diesen Gegenstand nie mehr ein Wort verlieren."

„Thun Sie das, liebe Lucy, aber vergessen Sie niemals, daß ich unumschränkter Herr meines Vermögens bin und darüber schalten und walten kann ganz nach meinem Belieben, daß ich es verprassen, verspielen, verwetten und überhaupt auf jede mir gefällige Weise verschwenden, todtschlagen und zum Fenster hinauswerfen kann; und daß dies Niemanden, außer mir, etwas angeht; **car tel est nôtre bon plaisir,**" sagte Seine Herrlichkeit und accompagnirte den Schluß seiner Rede mit einem etwas unharmonischen Reitpeitschengeknall. Dann aber ging er seine Wege.

4.

Man sieht aus jenem kurzen Zwiegespräche, daß Mylord's Ton sich allmälig ganz geändert hatte und

daß nach und nach aus dem artigen, aufmerksamen, liebenswürdigen Gatten ein etwas grober, äußerst unangenehmer Haustyrann geworden war. Aber so sind sie alle, diese heuchlerischen Männer: Anfangs sanft wie die Tauben und später boshaft wie, wie — wie die Frauen. Kein Mann auf Erden taugt etwas; ich natürlich rechne mich zu den Ausnahmen.

Die arme Lady Lucy! Die Reue, daß sie, von Rosberry's Reichthum verblendet, die treue Liebe des armen Arztes leichtsinnig aufgegeben, hatte sich früh genug bei ihr eingestellt; erst zwei Jahre verheirathet, war sie schon so unglücklich, daß sie sich oft, in trüben Stunden, den Tod wünschte, um ein Band gelöst zu sehen, das für sie mehr und mehr zur drückenden Fessel ward, denn ihr Gemahl wurde von Tag zu Tag roher, unerträglicher. Wenn er, vom Wein und Spiel erhitzt, spät in der Nacht von den wilden Orgien seiner Freunde heimkehrte und sie angekleidet am Kaminfeuer sitzend und in Thränen gebadet fand, fing er zu toben und zu fluchen an, fragte, warum sie nicht zu Bett gegangen sei, warum sie unnützerweise Licht und Holz verbrenne, machte ihr dann bittere Vorwürfe über ihre Eitelkeit, über ihre Putzsucht und nannte sie eine herzlose Kokette, eine leichtsinnige Verschwenderin. Lucy aber ertrug diese rohen Ausbrüche seines Zornes, diese unverdienten Schmähungen mit weiblicher Duldsamkeit: ja selbst ihre Thränen unterdrückte sie, um seine Wuth dadurch nicht noch mehr aufzureizen. — Am andern Morgen, wenn sein Zorn

wieder abgekühlt war, bat er sie freilich um Verzeihung, gelobte ihr bei allen Heiligen seinen Lebenswandel zu ändern, die Gesellschaft seiner liederlichen Kameraden, die ihn zu Ausschweifungen aller Art verführten, zukünftig zu meiden und in ihren Armen die Thorheiten seines wüsten Lebens zu vergessen. Wenn aber wieder der Abend und mit ihm auch der Schwarm seiner Spiel- und Zechbrüder herangezogen kam, vergaß er seine guten Vorsätze und warf sich wieder in den Strudel zügelloser Bacchanalien hinein. Lucy verzweifelte bereits an seiner Besserung.

5.

Während der ganzen Zeit von zwei Jahren haben wir den Doctor O'Faryll aus den Augen verloren; ich glaube daher, daß es Zeit ist, ihn wieder aufzusuchen.

Seit jenem unglückseligen Tage, an dem Miß Mac-Morris dem Lord Rosberry am heiligen Altare ihre Hand gereicht hatte, war in dem ganzen Wesen des armen Arztes eine gewaltige Sinnesveränderung vorgegangen. Schon von Jugend her düster und schwermüthig, hatte sich sein Temperament immer mehr und mehr zur Melancholie hingeneigt und endlich den Gipfel des Trübsinns erreicht. O'Faryll war seit jenem Tage ein unheilbarer Misanthrop, ein unversöhnlicher Frauenfeind, dem sein ganzes Dasein dergestalt zur Last geworden, daß er mehr als ein Mal auf dem Punkte stand,

ſie gewaltſam abzuſchütteln, hätte ihn der Abſcheu gegen Selbſtmord nicht davon zurückgehalten. Seine Liebe zur Wiſſenſchaft war das ſchwanke Geländer, das ihn auf der ſchwindelnden Brücke zwiſchen dem Dies- und Jenſeits vom Sprung in die Ewigkeit zurückhielt. — „Selbſtmord," ſagte er ſich oft genug, „iſt die einzige aller Sünden, die wir nicht bereuen können, und darum mag ich von dieſer Selbſtrache an unſerm Schickſal keinen Gebrauch machen; ich will lieber muthig alle Leiden tragen, als ihnen feigherzig aus dem Wege gehen."

Und O'Faryll war ganz der Mann dazu, ſelbſt die ſchwerſten, drückendſten Qualen des Schickſals mit ſtoiſchem Muthe zu tragen. Seit langer Zeit führte er ein rein ascetiſches Leben. Alle Wände ſeiner Zimmer ließ er mit ſchwarzem Tuche ausſchlagen und auf jede Seite einen weißen Todtenkopf anheften. Seine einzigen Geſellſchafter waren ſeine anatomiſchen Präparate, ſeine Skelette und ſeine Todtenſchädel. Wie Mezeray pflegte er bei helllichtem Tage die Läden ſeiner Fenſter zu verſchließen und den ganzen Tag bei Licht zu arbeiten. Nachts pflegte er nur einige Stunden zu ſchlafen und alsdann ziellos die öden Straßen zu durchlaufen, in der Hoffnung, um dieſe Zeit nur wenigen Menſchen zu begegnen; aber auch dieſen wenigen ſchien er ſtets verächtlich auszuweichen; bei Tage ſah man ihn nur ſelten, wenn die dringendſte Nothwendigkeit ihn aus ſeinen Grabeswänden trieb, auf offener Straße; dann pflegte er immer nur mit ſich ſelbſt zu reden, Keinem zu danken, der ihn ge-

grüßt hatte, und jedem seiner frühern Freunde nur darum aus dem Wege zu gehen, um sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, sich mit einem von ihnen unterhalten zu müssen. Seitdem Lucy die Gemahlin eines Andern war, hatte die ganze Natur keinen Reiz mehr für ihn; die ganze Welt war todt für ihn, er selber aber schien nur darum noch zu leben, um sich selber zu kasteien. Er hatte Lucy's Gatten nie gesehen, wollte ihn auch niemals sehen, weil er Furcht hatte, Rosberry's Anblick würde ihn in ein reißendes Thier verwandeln, das in gerechter Wuth seine Krallen in das Fleisch seines Feindes schlagen und sein Herzblut trinken würde. Und dennoch war er immer neugierig, den Mann einmal zu sehen, der das Liebste und Schönste auf Erden, seine Lucy, ihm geraubt. Seine Fantasie versuchte es, sich ein Bild von ihm zu entwerfen, ein Bild, so scheußlich, daß sie selbst davor zurückbebte. Dann malte sie ihn wieder so entzückend schön, daß seine Seele ihn dieser Schönheit willen beneidete. „Er muß ein schöner Mann, ein Adonis, ein Apoll sein, sonst würde Lucy mich seinetwegen nicht zurückgesetzt, mich seinetwegen nicht verschmäht haben. Ihm gegenüber," sagte er sich tausendmal, „muß ich ein Scheusal, ein Ungeheuer, ein Monstrum sein, sie würde ihn sonst nicht vorgezogen haben."

So gewährte es ihm einen grausamen Genuß, sich auf jede Weise selbst zu quälen, um sich sein freudenloses Dasein immer mehr und mehr zu verbittern und auf diese Weise seinen Lebensfaden abzukürzen.

Sein einziger Troſt war das memento mori, das ihn von allen Wänden und aus jedem Winkel ſeiner Zimmer angrinzte, denn überall, wohin ſein Auge ſah, erblickte er einen Todtenſchädel. Er beſaß deren eine reiche Sammlung, wohl über zweihundert Stück, die er einzeln und oft mit ſchwerem Gelde erkauft hatte; daher wußte auch Jeder, der im Beſitze eines Todtenkopfes war und ihn verkaufen wollte, daß er ſich nur an den Doctor O'Faryll zu wenden brauchte, um dafür mehr als von jedem Andern zu erhalten. Jedem ſeiner Todtenſchädel legte er einen hiſtoriſchen Namen bei, und ſo ſah man hier einen Themiſtokles friedlich neben einem Miltiades, einen Herzog von Marlborough neben einem Prinzen Eugen, einen Ludwig XVI. neben einem Robespierre ſtehen. Dieſe ſchauerliche Gallerie hatte für ihn etwas Beruhigendes. Wie Lord Byron trank er aus einem dieſer Schädel, den er dieſem Dichter zu Ehren Mazeppa getauft hatte. Am Fuße ſeines Bettes ſtand ein Poſtament mit einem Frauenſchädel, damit der erſte Blick ſeines Erwachens ihn an Lucy, die auf immer für ihn verloren war, erinnere. Dieſe raffinirte Qual ſollte ſtets auf's Neue die Wunde ſeines Herzens aufreißen, auf daß es deſto ſchneller ſich verblute.

Am Tage ihrer Hochzeit hatte er das Gelübde gethan, allen Hang zu den Genüſſen des Lebens in ſich gewaltſam zu erſticken. Er aß kein Fleiſch, trank keinen Wein mehr und lebte, wie ein Trappiſt, nur von den einfachſten Speiſen und dem einfachſten Getränke, Waſſer.

Und so kam es, daß dieser junge und vor zwei Jahren noch so lebenskräftige Mann zum Skelet und Schattenbilde herabsank, des Nachts wie ein unheimliches Gespenst durch die menschenleeren Straßen irrte und beim Anbruch der Sonne in seine Wohnung heimkehrte, wo Alles ihn an den Tod erinnerte.

Kehren wir jetzt aus diesen Räumen des Jammers und der Trauer zu einer lustigern Scene zurück.

6.

Eines Morgens sah Lord Rosberry einen kleinen Kreis seiner Freunde zum Frühstück bei sich versammelt. Es waren fünf Roués, wahre Musterbilder jeder Art von Ausschweifung und Liederlichkeit, Spieler, Zecher, Frauenverführer, auf deren verwitterten Zügen mit unauslöschlicher Schrift das dreifache W: Weiber, Wein und Würfel, eingegraben war. Der Originellste dieser kleinen Tafelrunde, der Lustigste in diesem Zirkel junger Greise, war ein schon ziemlich bejahrter Schmarozer, ein Geck mit grauen Haaren und gichtischem Podagra, ein Vielfraß, dessen Magen ein bodenloser Sack, dessen Kehle dem durchlöcherten Danaiden-Siebe glich, der Lustigmacher dieser traurigen Kumpane, der schlechte Witze und Zoten riß, um diesen für die feinern Reize geistiger Unterhaltung gänzlich abgestumpften Strolchen ein Lächeln abzuringen. Dieser lustige Rath, der sich auch zum Stichblatt ihrer schlechten Laune hergab, war Joshua Burrrrow, ein bankerottirter Pferdehändler,

der bei Erekford sein Vermögen und in Verdelle seine Nase verloren hatte.

„Trink aus, mein Junge," sagte er zu Lord Roßberry, „die kleine Judith mit den langen Mähnen und den feurigen Nüstern, mit den dünnknochigen Beinen und der Wespentaille soll leben!"

„Meinst Du meine Stute?" fragte Mylord.

„Ich meine Deine neue Liebschaft. Du glaubst wohl, ich weiß es nicht, daß Du seit acht Tagen eine kleine französische Schauspielerin penssirst, die so dürr wie ein Schwefelholz und so kokett wie des Teufels Großmutter ist?"

„Ha, ha, ha!" lachte die Tafelrunde.

„Halte Dein ungewaschenes Maul, Du halbverfaulter Kuppler!" rief der Amphitryon. „Du bist wohl ärgerlich darüber, daß ich ohne Deine Zuweisung ihre Bekanntschaft gemacht?"

„Glorreicher Freund, wie kannst Du glauben, daß ichs jemals gewagt haben würde, Dir eine so magere Katze zu empfehlen. Springen kann sie, wie der beste Kater von Alt-England, zugestanden! Das ist aber auch das Einzige, was man ihr nachrühmen kann. Ich habe aus guter Quelle erfahren, daß sie aus weiter nichts als Knochen und Koketterie zusammengesetzt und keinen Schuß Pulver werth ist."

„Höre, elender Bursche, ich gebe Dir noch einmal den guten Rath, Deine giftige Zunge zu zügeln, denn wehe Dir, wenn Du mich zum Zorn aufreizest."

„Na, na!“ rief William Devereux, „verstehst Du denn gar keinen Spaß mehr?“

„Ich begreife nicht,“ sagte Robert Cherbury, „wie Du Dich darüber ärgern kannst. Der Eine liebt die fetten, der Andere die magern Frauen, das ist Geschmacksache; ich für meinen Theil ziehe die fetten vor . . .“

„Die Kleine ist aber nicht mager!“

„Tant mieux,“ sagte der Obrist Charterys.

„Dieser Schurke,“ fuhr Mylord fort, „will sie nur verläumden, weil er keinen Zutritt bei ihr hat.“

„Höre, Herrlichkeit, ich besuche niemals ein Mumienkabinet.“

„Erbärmlicher Witz!“

„Ich habe schon viel schlechtere gemacht.“

„Das wird Dir Niemand abstreiten,“ meinte Viscount Alfred Conway.

„Gestern Abend,“ sagte Joshua Borrebow, „erzählte man sich im Jockeyklubb, Mylord Rosberry habe der französischen Mumie eine türkische Schabracke, Shawl wollte ich sagen, geschenkt.“

„Und wenn es wahr wäre, wer von Euch wollte den Muth haben, etwas dagegen einzuwenden?“

„Höre, Herrlichkeit, diese Judith hat während ihres kurzen Hierseins schon drei Lordschaften ruinirt. Hm, sagte Jemand, Mylord Rosberry wird wohl auch bald sein Ränzel schnüren und eine Erholungsreise nach dem Festlande antreten.“

„Der Neid spricht aus diesem Lumpengesindel. Noch sind meine Hülfsmittel nicht erschöpft."

„Deine Herrlichkeit, hieß es, habe bereits mehr Schulden, als Haare auf dem Kopf. Ein Anderer hatte sogar die Frechheit, zu behaupten, Mylord Rosberry habe drei seiner besten Renner verkauft, um einen drängenden Gläubiger zu befriedigen. Ein Dritter war unverschämt genug, allen Leuten zu erzählen, Deine Herrlichkeit wolle jetzt sogar den Bellini verkaufen."

„Hat man das wirklich erzählt?" fragte Rosberry ungewöhnlich aufgeregt.

„Bei allen Stuten Arabiens betheuere ich, daß ich Dir keine Lüge erzählt."

„Nun gut," sagte Mylord, „dann will ich Euch überzeugen, daß ich doch noch reicher bin, als dieses ganze Lumpenpack. Kommt mit hinab in den Hof: dort will ich Euch ein Schauspiel zeigen, worüber Ihr Euch wundern sollt."

„Du machst uns neugierig," sagte Devereux, sein Champagnerglas leerend.

„Kommt, kommt!"

Mylord und seine halbbetrunkenen Gäste begaben sich in den Hofraum hinab. Auf ein durch einen Pfiff gegebenes Zeichen eilte sogleich der oberste Jockey herbei.

„Führe uns augenblicklich den Master Bellini vor," befahl Seine Herrlichkeit.

„Soll ich ihn satteln, Mylord?"

„Nicht nothwendig," erwiederte Rosberry und verfügte sich in sein Jagdkabinet, das im Erdgeschosse lag.

„Was mag er vorhaben?" fragten sich Alle.

„Der gute Junge will mir vielleicht ein Geschenk damit machen," meinte der alte Schmarotzer. „Dann und wann bekommt er eine Anwandlung von Großmüthigkeit, dann giebt er Alles her, was man von ihm verlangt."

„Ihr schmeichelt Euch also wirklich, er werde Euch den Stolz seines ganzen Marstalls, ein Pferd schenken, wofür er dreitausendzweihundert Pfund bezahlt?"

„Ich sage Euch, Cherbury, er hat verrückte Momente, in denen er noch größere Summen als diese gleichgiltig zum Fenster hinauswirft."

„Höre, Joshua, wenn Rosberry wirklich so toll sein sollte, Dir dieses Pferd zu schenken, dann pränumerire ich darauf, falls Du es verkaufen willst."

„Und was gebt Ihr mir dafür, Conway?"

„Auf der Stelle tausend Pfund."

„Ich gebe Euch fünfhundert Pfund mehr!"

„Nein, ehrenwerther Viscount, lieber behalte ich das Pferd für mich."

In demselben Augenblick kam Rosberry zurück und gleich darauf führte der erste Jockei den vielbesprochenen Araber vor.

„Nun, Freunde, wie gefällt Euch mein Bellini?"

„Selbſt der König hat kein ſchöneres Pferd," ſagte Devereux.

„Das friſche Leben ſprüht aus ſeinen Nüſtern," bemerkte Charteris.

„In meinem ganzen Leben habe ich nichts Reizenderes geſehen," betheuerte Conway.

„Auf dem ganzen Erdenrund findet man ſeines Gleichen nicht!" erklärte Cherbury.

„A Kingdom, a whole Kingdom for that horse," rief Berrebew.

„Man hat Dir alſo wirklich geſagt, daß ich, von Noth gedrängt, dieſes Pferd verkaufen wolle?"

„Soll ichs noch einmal beſchwören?" fragte Jeſhua.

„Eh bien, ſo überzeugt Euch nun, daß dieſe Elenden gelogen haben," ſagte Rosberry, holte aus ſeiner Rocktaſche raſch eine Piſtole hervor und — erſchoß das Pferd, das, mitten in den Leib getroffen, todt zuſammenſtürzte.

„Goddam!" riefen alle Zuni, mehr überraſcht als erſchreckt.

„Was ſagſt Du nun, Freund Jeſhua?"

„Ich glaubte Anfangs, Deine Herrlichkeit wollte mir ein Geſchenk damit machen."

„Dummkopf," erwiderte Rosberry, „gehe nun hin zu jenen Lumpen und ſage ihnen, was Du geſehen haſt."

„Das arme, ſchöne Pferd!" riefen Alle wie

aus einem Manne und schlichen niedergeschlagen von dannen.

Mesberry aber warf sich auf ein anderes Pferd und ritt zu seiner Judith.

Ich frage nun Jeden, ob ein Mensch, der ein so schönes, kerngesundes und lenkbares Pferd kaltblütig niederschießt, um sich mit seinem Reichthum zu brüsten, nicht den Staubbesen und den Strick verdient?

Tolle Welt! Armes Pferd! Elender Wüstling!

7.

Zwei Tage später verkündeten alle gestempelten Klatschzungen London's die „kühne Heldenthat" Lord Mesberry's. Die ganze Themsestadt sprach von diesem „großartigen Ereigniß." Viele lobten, Viele tadelten ihn. Die Einen meinten, es sei ein genialer, die Andern erklärten, es sei ein verrückter Streich. Ein Paar überspannte Köpfe wiesen dem edlen Lord für diese „seltsame That" einen Platz in der Geschichte, Andere, welche ruhig darüber nachdachten, eine Stelle im Bedlam an. Berrebew, der undankbare Schmarotzer, dessen elende Klatscherei an dem ganzen Verfall Schuld gewesen war, behauptete, Seine Herrlichkeit habe diesen verzweifelten coup-d'état nur darum ausgeführt, um dadurch seinen todtgeschlagenen Credit neu ins Leben zu rufen. Die andern Freunde Mesberry's sagten kurzweg: Mylord sei ein Narr, ein Kindvieh, ein Esel!

Als Rosberry seine Heldenthat der kleinen Judith erzählte: sagte sie mit kokettem Lächeln:

„Von solcher Kleinigkeit, Mylord, dürfen Sie nicht allzuviel Aufhebens machen. Ich will Ihnen einen Fall erzählen, der viel großartiger und weniger grausam ist. Einer meiner frühern Anbeter, der durch seine Reichthümer bekannte Fürst E. befand sich einmal bei einer Whistpartie, bei welcher der Herzog von D., ein Geizhals erster Klasse, durch eigene Unvorsichtigkeit etwas von seinem Spielgelde hatte auf die Erde fallen lassen. — Was suchen Sie? fragte ihn Marquis M. — Eine Guinee, antwortete der Herzog. — Ich will Ihnen leuchten, sprach der Fürst, rollte eine Banknote von fünftausend Pfund Sterling zu einem Fidibus zusammen, den er anzündete. — Züge solcher Art machen einen Kavalier in unsern Augen unwiderstehlich."

Kehren wir jetzt zu Lady Rosberry zurück.

8.

In demselben Augenblick, als Lucy den Pistolenschuß vernommen hatte, war sie an eines der Fenster geeilt, dessen Aussicht in den Hofraum hinausging, und gleich darauf, der Schreck über das unerwartete Schauspiel, ohnmächtig niedergesunken. Die bestürzte Dienerschaft hatte aus Besorgniß, daß Gefahr verhanden sei, mehrere Aerzte, die in der Nähe gewohnt, zu gleicher Zeit geholt.

Der Erste, welcher herbeigeeilt kam, war Doctor

Thomas O'Carroll. Lucy's Name war hinreichend gewesen, seinen Schritten Flügel zu leihen. Wie pochte dem armen Manne das Herz, als er das Hôtel seiner Lucy betrat, wie ungestüm wallte das Blut, als er die steinernen Stufen hinanflog! Seit drei Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen; seit drei Jahren war er jeder Begegnung mit ihr ängstlich ausgewichen, weil er sich vorgenommen hatte, sie niemals wiederzusehen zu wollen. — Als man ihn aber zu ihrer Hilfe, zu ihrer Rettung herbeigerufen hatte, da trieb ihn die Pflicht des Arztes, da trieb ihn die neuerwachte Sehnsucht seines Herzens zu ihrem Krankenlager hin.

Lady Lucy lag noch immer in den Banden der Ohnmacht. — Wer malt die Gefühle, die sein Herz durchströmten, als er zum ersten Male ihre Hand erfassen durfte, um ihren Pulsschlag zu fühlen! Wer malt die Gefühle, die seine Seele durchwogten, als seine Blicke sich in ihr Antlitz versenkten, das, vor drei Jahren noch so jugendlich frisch, so blühend schön, jetzt von Gram zerstört, durch Ohnmacht entstellt, mit gebrochenem Augen und gebrochenem Leben vor ihm lag!

„Lassen Sie sogleich," sagte Doctor O'Carroll zum Kammerdiener, „dieses Recept machen!"

Und als der Diener sich gleich darauf entfernt hatte, da riß ihn eine unwiderstehliche Gewalt, ein mächtiger Zauber zu den Füßen der Ohnmächtigen hin: sein unendlicher Schmerz brach in Thränen aus, womit er ihre

Hand benetzte, die er erfaßt und krampfhaft an seine liebeglühenden Lippen gepreßt hatte.

„Ach, meine Lucy, meine angebetete Lucy,“ seufzte Thomas unter Thränen, „erwache aus Deiner Ohnmacht, schlage die todesmatten Augenlider auf und laß mich noch einmal, ach, noch so langer, langer Nacht, die Sonne, den Tag wiederschauen.“

Es schien, als hätte Lucy selbst in der Ohnmacht die Stimme des Geliebten wiedererkannt; es schien, als wäre sie von dem Zaubertone der Liebe zu neuem Leben erweckt, denn bald darauf schlug sie die Augen auf; aber noch war die Sehkraft derselben so schwach, daß Lucy die Physiognomie des dicht zu ihren Füßen liegenden Mannes nicht zu erkennen vermochte. Sie mußte sich erst den Schlaf aus den Wimpern reiben, sie mußte erst Kräfte und Gedanken sammeln, um den Mann wieder zu erkennen, den sie seit drei Jahren nicht gesehen, und der sich während dieser Zeit so verändert hatte, daß sie Anfangs ein Gespenst vor sich zu sehen glaubte.

„Lucy, o meine Lucy!“ rief er noch einmal und der Klang dieser Stimme drang wie beruhigender Schalmeienton in ihre erwachende Seele. Erst an der Stimme erkannte sie ihn.

„Thomas, Thomas!“ rief sie mit einem Tone, in dem sich hundert Gefühle zusammengedrängt hatten.

„Mylady,“ sagte er, „ich würde nie gewagt haben,

vor Ihren Augen zu erscheinen, hätte mich nicht Ihre Dienerschaft zu ärztlicher Hilfeleistung herbeigerufen.“

„Ach, O'Faryll, mehr als alle Arzeneien gießt Ihr Anblick und die Freude, die ich über das unerwartete Wiedersehen empfinde, Balsam in mein wundes Herz, in meine schmerzzernagte Brust. Ach, Thomas, ich bin unglücklich, sehr unglücklich!“

„Weh mir, daß ich dies hören muß!“

„Aber ich habe es verdient, tausendfach verdient um Sie, den ich so bitter gekränkt, so tief verletzt, so furchtbar getäuscht habe . . .“

„Ach, Mylady, mein Herz hat Ihnen längst vergeben; ich hätte glücklich sein können, wären Sie es gewesen. Aber ich ahnte, ich wußte es, daß es so kommen würde, und das schmerzte mich tief und machte mich unglücklicher, als Sie selbst es sind.“

„O wie thöricht, o wie schlecht war ich, ein so edles Herz, wie das Ihrige, zu verschmähen!“

„Denken Sie nicht mehr daran, vergessen Sie Alles, nur das Eine nicht, daß ich niemals aufgehört, Sie zu lieben . . .“

„Ihr Geständniß macht mich unaussprechlich glücklich . . . Die Erinnerung an Sie wird mir Kraft verleihen, mein Unglück zu ertragen. Weiß ich doch nun, daß Ihr schönes, edles Herz an meinem Schicksale liebevollen Antheil nimmt.“

Einer der Diener brachte die Medicin.

„Nehmen Sie, Mylady, von dieser Arzenei stünd-

lich zwanzig Tropfen . . . ich kenne die Urſache Ihrer Krankheit und hoffe, durch dieſes Mittel den Folgen des gewaltſamen Schrecks vorgebeugt zu haben."

„Ein Glas Waſſer, John," ſagte Lucy. — Empfangen Sie," fuhr Mylady fort, als der Diener ſich entfernt hatte, „für Ihre menſchenfreundliche Theilnahme, für Ihre edle Geſinnung meinen herzlichſten, tiefſinnigſten Dank. Ich fühle mich wieder wohl, wohler als je . . . die magiſche Kraft Ihrer Worte hat eine ſchwere Laſt von meinem gewiſſenkranken Herzen weggewälzt. Dank, tauſend Dank, O'Farpll," ſagte ſie und reichte, mit ſeligem Lächeln auf den Lippen und mit blitzenden Freudenthränen in den Augen, dem edlen Manne ihre kalte, blutloſe, atlasweiche Hand.

Thomas preßte ſie mit Ungeſtüm an ſeine Lippen, küßte ſie mit heißer Gluth und benetzte ſie mit heißen Thränen.

„Wann, Thomas, werde ich Sie wiederſehen?"

„Niemals, Mylady," antwortete O'Farpll und ſtürmte, in Thränen aufgelöſ't, zur Thür hinaus.

Seit jenem Wiederſehen waren in Lucy's Herzen Schmerz, Reue und Gewiſſensbiſſe mit verſtärkter Kraft erwacht. Sie fing zu kränkeln an.

9.

Zu Lord Rosberry's koſtſpieligen Leidenſchaften hatte ſich allmählig mehr und mehr eine neue hinzugeſellt, die, zügelloſer, furchtbarer und gefährlicher als alle

übrigen, ihn vollends in den Strudel des Verderbens hinabzuziehen drohte.

Jeden Abend besuchte Seine Herrlichkeit einen Klubb, den ich meinen Lesern ausführlich beschreiben will.

In der St. James-Street, nicht fern vom Piccadilly-Square, erhebt sich ein großartiges Gebäude, das jeder Fremde für den Palast eines Herzogs oder das Hôtel eines Botschafters halten würde, könnte er nicht durch jedes Kind, das ihm begegnet, alsogleich erfahren, daß es eine Spielhölle ist, welche Master Crockford, ein ehemaliger Fischhändler, im Jahre 1823 etablirt hat. Auch weiß man ganz genau, daß dieses Haus und dessen innere Einrichtung, in der europäische Eleganz mit asiatischem Luxus und nordamerikanischer Großartigkeit gewetteifert, dem Eigenthümer nicht weniger als zwanzigtausend Pfund Sterling gekostet, die ihm der Herzog von *** und ein bekannter Marquis gegen enorme Zinsen vorgestreckt hatten.

Im ersten Stockwerke dieses Palastes liegt das Paradies der glücklichen Spieler, das Fegefeuer der geldgefüllten Börsen, die Hölle, in der die Herren Teufel in der harmlosen Gestalt von Croupiers die Seelen der armen Spieler aufs grüne Rad flechten. In diesen Sälen, wo hundertfacher Kerzenglanz sich in großen, marmoreingefaßten, reichvergoldeten Wandspiegeln abstrahlt, verlieren junge Lordschaften oft in einer einzigen Nacht die Reichthümer, die ihre sparsamen Ahnen seit Jahrhunderten für Kind und Kindes Kinder aufge-

häuft haben. — Gold und Banknoten roulliren hier in solchen Massen, daß man zu dem Glauben verleitet wird, in England wüchsen diese Schätze, wie in unserm lieben, guten, armen Deutschland die Holzbirnen und Galläpfel, auf den Bäumen, die man nur zu schütteln brauche, um die goldnen Früchte zu Jedermanns Füßen in solchen Massen herabfallen zu sehen, daß Jeder sich so viel einstecken, als er in seinen Taschen davontragen könne. — Die Summen, die hier verspielt werden, streifen oft an's Fabelhafte und werden dem deutschen Ohre wie übertriebene Märchen klingen, und dennoch ist es nur Wahrheit, traurige Wahrheit, daß hier in mancher Nacht eine Million Pfund Sterling auf den grünen Teppichen cursirt hat. Kein Wunder also, daß Verluste von fünf bis zehntausend Pfund Sterling hier wenig oder gar nicht beachtet werden.

Herr Crockford, der Master Satanas dieser paradiesischen Hölle oder, richtiger gesagt, dieses höllischen Paradieses, ist ein Schlaukopf, der die Kunst versteht, Leimruthen hinzulegen, woran reiche Gimpel picken bleiben, denen er dann mit der gutmüthigsten Miene und dem harmlosesten Lächeln dermaßen die goldenen Federn ausrupft, daß sie am Ende so nackt wie ein junges Küchelchen dastehen. — Der gute Mann unterhält ein kleines Heer von Leuten, die — gleich jenen Hunden, denen die Mutter Natur eine aristokratische Nase zugetheilt hat, womit sie Trüffeln, die Diamanten der Küche, auswittern, hier reiche Erben auskundschaften, die sie

dann in Crockford's goldenes Netz verlocken müssen. So ließ er einst alle Minen springen, um auch den jungen Herzog von Bucleigh, einen der reichsten Cavaliere der drei Königreiche, zu angeln. Dieser Goldfisch aber, der es vorzog, seine Reichthümer heute an seltene Bücher und morgen an seltene Gemälde, heute an junge Tänzerinnen und morgen an antike Vasen zu vergeuden, wollte an Crockford's Köder durchaus nicht anbeißen, was den ci-devant Fischhändler dergestalt empört hat, daß er Seine Lordschaft für einen Wallfisch erklärt haben soll, der nur mit Harpunen gefangen werden kann.

In einem der Nebensäle wird allabendlich offene Tafel gehalten, an der jeder dieser Goldhechte und Silberkarpfen Theil nehmen kann, ohne einen Penny dafür bezahlen zu müssen. — Einige Jahre hindurch war die Anordnung dieser wahrhaft sardanapalischen Abendtafeln dem culinarischen Obelisken London's, dem gefeierten Kochkünstler Ude anvertraut, der sich — en passant bemerkt — durch sein „Kochbuch" einen größern Ruf als mancher Gesetzgeber durch seinen Codex erworben hat; ein Demosthenes der Küche, dessen fleischliche Beredtsamkeit Alles mit sich fortriß, ein Koch, der von Crockford einen Jahresgehalt von tausend Guineen, also mehr als mancher deutsche Minister, bezog, und über eine Masse Unterköche zu gebieten hatte, die in ihm die zu Fleisch und Bein gewordene Apotheose der Kochkunst verehrten.

An keiner Tafel Englands finden Ihre Herrlichkeiten, welche viel Geld zu verspielen haben, feinere Weine als bei Crockford. Sein Keller, der jetzt unter den Auspicien seinen Sohnes steht und in ganz Großbritannien keinen Nebenbuhler findet, hat einen Vorrath alter ehrwürdiger Weine, deren Werth von Kennern auf achtzigtausend Pfund Sterling geschätzt wird. Ein ganzes Corps reich betreßter Diener steht zum Dienste Ihrer Lordschaften bereit.

Master Crockford selbst sitzt von eilf Uhr Nachts an, wo die Hazardspiele ihren Anfang nehmen, in der Ecke des Saales in einem kleinen Bureau, das er während der Dauer der Spiele niemals verläßt. Seine Croupiers, die ganz wie Gentlemens behandelt werden, erhalten wöchentlich vierzig bis fünfzig Guineen Gehalt.

So groß auch die Summe sei, die der Spieler einsetzen will — wären es auch hunderttausend Pfund Sterling auf einen einzigen Satz — werden von Crockford angenommen. Und trotz der ungeheuern Ausgaben gewinnt er im Durchschnitt Jahr aus Jahr ein seine sechszig bis achtzigtausend Pfund Sterling.

Nachts um zwei Uhr wird der Klubb geschlossen; doch kann Jeder, dem's gefällt, bis zum Anbruch des Morgens hier verweilen, gegen Entrichtung einer Guinee sogar ein Zimmer und ein Bett erhalten und Morgens auf ein Frühstück Anspruch machen, das in der Regel eben so geschmackvoll als das Abendbrod ausfällt.

Im untern Stockwerke befinden sich die Conversa-

tions- und Lese-Säle, wo man fast alle Zeitungen Englands und die wichtigsten Journale des ganzen Festlandes antrifft, Säle, zu denen Jeder Zutritt hat, der eine Eintrittstaxe von zwanzig Guineen und außerdem einen jährlichen Beitrag von zwölf Guineen entrichtet.

Aber wie jede große Unternehmung, so besitzt auch Crockford's Klubb einige Nebenbuhler, von denen das Athenäum, ein anderes Spielhaus, das in derselben Straße liegt, der gefährlichste ist. Die Eigenthümer desselben, Gebrüder Bond, waren früher arme Juden, die dadurch enorm reich geworden sind. Das Athenäum ist das Rendezvous jener Lordschaften, die nicht mehr so viel zu verlieren haben, um bei Crockford die Chancen des Zufalls auf die Probe zu stellen.

Eine Stufe niedriger steht das Spielhaus, das in der Albemarle-Straße liegt.

Außer diesen drei Haupt-Klubbs giebt es in London noch sechszehn andere Spielhäuser, die das Stelldichein der Kaufleute, Commis und vornehmen Domestiken-Welt sind. Die Summe, welche die Dienerschaft der englischen haute volée in diesen Spielhöllen, wo falsche Würfel und gezeichnete Karten nicht zu den Seltenheiten gehören, sitzen läßt, wird auf eine Million Pfund, und die Summe, die sie jährlich ihren Herrschaften stiehlt, um diese Orte besuchen zu können, auf eine Million fünfmalhunderttausend Pfund angeschlagen.

In neuerer Zeit hat das Volk auf Abschaffung der Spielhäuser, auf strengere Gesetze gegen dieses mehr

und mehr um sich fressenden Krebsschaden gedrungen, aber so lange noch die ehrenwerthen Mitglieder des Ober- und Unterhauses zu den Stammgästen der höhern Spiel-Klubbs gehören, ist an ein Aufhören dieser Pest nicht zu denken. —

Ich habe vorsätzlich alle Spielhäuser Londons gezeichnet, weil mein Leser sich bald überzeugen wird, wie Lord Rosberry die ganze Tonleiter dieser Höllen durchläuft, um endlich an den Abgrund des Verderbens zu gelangen.

Seine Lieblingsspiele waren: Pharo, Roulette und Creps, drei Spiele, die unstreitig der verschmitzteste aller Teufel erfunden hat, um den armen Sündern das Mark aus den Knochen, das Geld aus den Börsen und das Fell über die Ohren zu ziehen.

10.

Da hier von einem Spieler die Rede ist, kann es wohl auch nicht schaden, wenn ich einige Zeilen über die Geschichte des Würfel- und Kartenspiels folgen lasse.

Das erstere dieser Spiele soll, nach alten Ueberlieferungen, schon während der Belagerung von Troja von Palamedes, dem Sohne des Königs Nauplius von Eubœa, nach Andern aber erst weit später von einem römischen Soldaten Alea erfunden worden und darum auch seinen Namen erhalten haben. Die Griechen nannten dieses Spiel Kybeia, die Römer Alea. — Einer der leidenschaftlichsten Würfelspieler soll Kaiser Clau-

binus gewesen sein. Dieser edle Fürst, der ganz in die Fußstapfen seines edlen Vorfahrers, des verrückten Kaisers Caligula, getreten war, dieser würdige Gemahl der würdigen Messaline und seiner eben so würdigen Nichte Agrippina, geruhte kurz vor seinem glorreichen Ende — seine zweite Gemahlin vergiftete ihn durch Champignons — ein Werk über sein Steckenpferd (de alea) zu schreiben, ein Werk, das im Strome der Zeiten leider verloren gegangen ist. Dieser unersetzliche Verlust, der vielen Archäologen manche schlaflose Nacht verursacht, hatte sechszehnhundert Jahre später einen deutschen Gelehrten A. Senftleben bewogen, unter gleichem Titel, wie Kaiser Claudius, eine höchst gelehrte Abhandlung erscheinen zu lassen, welche 1667 in Leipzig herausgekommen und vielfach ausgebeutet worden ist. — Durch diesen höchst gelehrten Mann erfahren wir, daß der Würfelbecher Arca oder Purum, der Würfel aber Talus oder Tessera genannt wurde. Der Gewinn fiel demjenigen Spieler zu, der — es wurde gewöhnlich mit drei Würfeln gespielt — die meisten Augen geworfen hatte. Der glücklichste Wurf — die drei Sechsen — wurde Venus, der unglücklichste — die drei As — Canis genannt. Dieses Spiel hatte frühzeitig, namentlich im Heere, dergestalt um sich gegriffen, daß der Senat sich genöthigt sah, es nur während der Feier der Saturnalien zu gestatten, sonst aber bei Strafe zu verbieten. Ein Spieler von Profession, ein liederlicher Mensch, wurde daher Aleator genannt. — Noch viel

leidenschaftlichere Würfelspieler als die Römer waren die alten Germanen, von denen der gute Tacitus erzählt, sie hätten selbst während der Schlacht gespielt. Auch Julius Cäsar muß ein passionirter Würfler gewesen sein, denn als er den Rubicon überschritt, rief er: „Jacta est alea!“ der Würfel ist geworfen. — In der Geschichte neuerer Helden begegnen wir dem alten Blücher, der selbst am Vorabend der Schlacht bei Ligny auf der Trommel gewürfelt und so viel Geld verloren hatte, daß er, den Becher wegwerfend, ausgerufen haben soll: „Hol' der Teufel die Würfel und — Franzosen!“

Ueber die Geschichte des Kartenspiels schwebt, trotz der angestrengtesten Forschungen vieler Gelehrten, noch immer ein undurchdringliches Dunkel. Wer einen tiefen Blick in diesen nicht unwichtigen Abschnitt der Culturgeschichte werfen will, der lese Daniel's „**Dissertation sur l'origine du jeu de Piquet**“ in den „**Mémoires pour l'histoire des Sciences**“ (**Par. 1720**), Bullet's „**Recherches historiques sur les cartes à jouer** (**Lyon 1757**), Rive's „**Eclaircissemens sur les cartes à jouer**“ (**Par. 1780**), „Rech's Versuch über den Ursprung der Spielkarten“ (Leipzig 1801), und vor Allem Weller-Singer's „**Researches into the history of playing cartes**“ (**Lond. 1816**).

Für jene meiner Leser, denen keines dieser angeführten Werke zu Gebote steht, sei Folgendes erwähnt:

Viele Historiker waren lange Zeit der irrigen Meinung gewesen, die Spielkarten seien erst um das Jahr

1392 zur Erheiterung des wahnsinnigen Königs Karl VI. von Frankreich erfunden worden. Aber schon um 1299 waren sie unter dem Namen „Naibi" in Italien, und dreißig Jahre später unter dem Namen „Naipes" in Spanien bekannt, denn 1332 wurden sie durch Alphons XI. und 1387 durch Johann I. von Castilien verboten. Ein ähnliches Verbot erging schon 1321 von einem Bischof von Würzburg an die Geistlichkeit dieses Stiftes.

Nach dem Wörterbuche der Madrider Akademie sollen die Karten von Nicolaus Pepin, nach Dupuy und Gabriel von Jacquemin Gringonneur, Wappenmaler Karl's VI., erfunden worden sein. Andere behaupten, die Karten seien eine Erfindung des Orients und durch die Saracenen nach Spanien, von den Spaniern nach Frankreich gebracht, hier schon zur Zeit König Karl's V. bekannt, damals aber noch sehr theuer und darum auch sehr selten gewesen, weil noch nicht die Holzschneidekunst erfunden war. Boissonade erzählt, König Karl V. habe dem kleinen Johan de Saintré nur darum seine königliche Gunst geschenkt, weil Johan weder Würfel noch Karten gespielt. — Erst um das Jahr 1430—1460 scheinen die französischen Kartenbilder ihre jetzigen Namen erhalten zu haben.

Alles Uebrige ist wohl Jedem bekannt.

11.

Lord Rosberry hatte in der eitlen Hoffnung, seine durch Verschwendungen aller Art erschöpften Geld-

mittel durch Glück im Hazardſpiele zu ergänzen, ſich immer tiefer in Crockford's verlockenden Strudel hinabgewagt, ſich, um Geld zum Spielen aufzutreiben, immer mehr und mehr in Schulden hineingeſtürzt, in mancher Nacht acht bis zehntauſend Pfund und auf dieſe Weiſe in einem Zeitraum von kaum fünf Jahren faſt ſein ganzes Vermögen verloren. Nach und nach hatte er alle ſeine Pferde verkaufen, alle ſeine Diener entlaſſen, ſich mit den letzten Trümmern ſeiner großen Erbſchaft aus Crockford's Klubb in's Athenäum flüchten, endlich von der James- nach der Albemarle-Straße auswandern und hier um Schillinge wie dort um Pfunde ſpielen müſſen. Spieler halten ſich in der Regel viel länger als Säufer; aber fangen die Erſtern einmal zu ſinken an, dann fallen ſie, wenn auch nicht ſchneller, aber deſto tiefer als die Letztern. Ein Säufer endet gewöhnlich in einem Rinnſtein oder Hoſpitale, ein Spieler hingegen im Kerker oder am Galgen.

Nachdem nun Roseberry all' ſein Hab' und Gut, ſeinen Marſtall und ſein ganzes Haus verſpielt hatte, blieb ihm noch eine — freilich die letzte — Hilfsquelle: das Wenige, was ſich Lucy in den Tagen des Glücks von den ihr ſparſam zugetheilten Nadelgeldern für die Tage der Noth, die — ſie hatte das frühzeitig genug eingeſehen — bei ſolchem Lebenswandel nicht ausbleiben konnten, vorſichtig zurückgelegt hatte. Er wußte, daß ſie, außer dem Erſparten, noch vielen Schmuck beſaß, den ſie theilweiſe von ihrem Vater, der ſeitdem auch geſtorben

war, und theilweise von ihm zum Geschenk erhalten hatte. Rosberry nahm ihr ein Stück nach dem andern ab und machte es zu Geld, das er brühwarm in die Albemarle-Straße auf den grünen Teppich trug, um dort aufs Neue den Zufall und das Glück in die Schranken zu rufen. — Aber es war nun, wie für jeden Spieler, auch für ihn die Zeit des Unglücks gekommen: es schien, als hätten alle Karten und Würfel sich gegen ihn verschworen und das Gelübde gethan, ihm auch nicht den kleinsten Gewinn zu gönnen. Er mochte im Pharo oder auf der Roulette sein Glück versuchen, er mochte hoch oder niedrig spielen — jedesmal verlor er Alles, was er bei sich hatte. Und wenn dann Alles verloren war, stürzte er voll Verzweiflung in die nächste Branntweinschenke hinein, um dort, mitten unter zerlumptem Gesindel aller Art, seine Wuth und Verzweiflung durch den Genuß von Gregg und Rum, und, wenn's auch dazu ihm an Geld gefehlt, durch den schlechtesten Branntweinfusel zu betäuben und zu ersticken. Von Tabak und Schnaps verpestet kehrte er dann mit der Morgendämmerung in seine Wohnung zurück, wo die Thränen seiner unglücklichen Frau und die nackten, elenden Wände seiner Wohnung ihm die ganze Größe ihres Jammers und seines Unglücks zeigten.

„Weine nicht, sage ich Dir," rief er mit heiserem Tone. „Dein Heulen, Weib, zerreißt mir mein Ohr. Und weshalb heulst Du denn? Etwa darum, weil ich gestern Alles verloren habe? Einfältiges Weib, begreifst

Du denn nicht, daß ich heute Alles, Alles in einer Nacht, in einer einzigen Stunde sogar, wieder zurückgewinnen kann? Werde ich denn ewig so viel Unglück haben wie gestern? Sagt nicht das Sprichwort, auf Regen folgt Sonnenschein? Weine nicht, Weib! Eine innere Stimme sagt mir: Heute, Rosberry, lächelt Dir wieder das Glück. Lasse den heutigen Tag nicht unbenutzt vorüberziehen; heute gewinnst Du mehr, als Du jemals verloren hast. Nachts träumte mir eine Nummer, die auf der Roulette drei Mal hinter einander gewinnt: diese Nummer wird heute besetzt, hörst Du, Lucy ... sie kommt drei Mal. Nun, warum freust Du Dich nicht? Warum jubelst Du nicht? Verkaufe Alles, was Du hast, schaffe Geld, oder fürchte meinen Zorn! Hast Du das gehört, Weib!?"

„Du weißt, Alfred, daß all' mein Schmuck längst verkauft ist. Ich habe nichts als diesen Diamantring, den meine Mutter in ihrer Sterbestunde segnend in meine Hand gelegt; nichts als dieses kleine Crucifix von Gold, das ich am Tage unserer Hochzeit von Deinem Vater empfing."

„Was einst mein Vater Dir geschenkt, das gehört von Rechtswegen keinem Andern als mir. Weib, gieb her das Crucifix, oder mache Dich auf das Schlimmste gefaßt!"

„Hier ist es," erwiderte Lucy mit entsagendem Tone. „Möge das Geld, das Du dafür erhalten wirst, Dir Glück und Segen bringen!"

„Weib, denke an die Nummer! Wenn ich heute Abend heimkehre, bringe ich Dir für dieses Crucifix Säcke voll Guineen mit.“

„Ach, Alfred! was nützt alles Geld der Erde, wenn das Herz nicht zufrieden ist? Verkaufe nicht das Crucifix, geh' nicht in's Spielhaus, bleibe bei mir, Alfred.“

„Thörichtes Weib, wo denkst Du hin! Hast Du vergessen, welches Glück mir lacht? Fahre wohl, Lucy, auf Wiedersehen heute Nacht!“ jubelte der hoffnungstrunkene Spieler und eilte gewinnträumend fort, um das Crucifix beim ersten besten Trödler zu verkaufen.

Mit den acht Guineen, die er dafür erhalten hatte, begab er sich zuerst in eine Branntweinschenke, um sich hier Muth und Entschlossenheit zum Rouletteſpiel zu holen. Mit einem leichten Spitz eilte er von hier nach einer jener niedrigen Spielspelunken, wo, wie ich bereits oben erzählt, das Demestikenthum der englischen **haute-volée** mit dem ihrer Herrschaft gestohlenen Gelde ihr Glück versucht.

Rosberry setzte hier die Hälfte seiner letzten Habe auf jene Nummer, die er in vergangener Nacht geträumt haben wollte, auf jene Nummer, die drei Mal hinter einander gewinnen sollte, auf jene Nummer, die ihm so vieles Glück verheißen und worauf er seine letzte Hoffnung gebaut hatte. Kaum hatte er Nummer 32 besetzt, als die kreischende Stimme des verwachsenen Croupiers, der bei der triefenden Unschlitt-Beleuchtung wie ein mißlungener Abklatsch Beelzebubs aussah, Nummer 23 verkündete.

„Ich scheine die Nummer im Traume verkehrt gesehen zu haben, denn statt 32 hat die umgekehrte Zahl, Nummer 23 gewonnen. Diese Nummer muß wieder gewinnen!“ sagte Rosberry und schob seine letzten vier Guineen auf Nummer 23. Kaum hatte er diese Nummer besetzt, als dieselbe Stimme die umgekehrte Nummer 32 ausschrie.

Aus all' diesen Hazardspielen grinzt den unglücklichen Spieler eine so teuflische Verhöhnung seiner Ahnungen, Träume und Hoffnungen an, daß er in solchem Augenblick gräßlicher Enttäuschung sich, wenn's anders möglich wäre, in hunderttausend Stücke zerreißen, die ganze Welt aus ihren Fugen heben und sie lachend zertrümmern könnte, wie ein faules Ei, das ihn anstinkt.

Dussaulx erzählt in seinem höchst interessanten Werke „de la passion du jeu“ (Paris 1779), er habe einmal einen Spieler gesehen, der aus Verzweiflung ein Wachslicht verschlungen, und einen andern, der in der Wuth dergestalt in den Tisch gebissen habe, daß die Zähne tief in's Holz eingedrungen waren.

In ähnlicher Verzweiflung befand sich Rosberry. Er hätte sich die Zunge abbeißen, die Haare ausraufen mögen. Aber die Feigheit war so groß, daß er nicht einmal den Muth hatte, sein Mißgeschick zu verfluchen. Er knirschte die Zähne, ballte beide Fäuste zusammen, stampfte mit den Füßen und — brach endlich in Schluchzen aus. Bald aber erwachte von Neuem die Spiellust und mit dieser der Muth und die Hoffnung in ihm; er hatte

aber kein Geld, keinen Penny mehr. Dieſes Hinderniß machte ihn nur noch lüſterner nach dem Gelde, das er in zwei Minuten verloren hatte. Es wäre ihm nicht ſchwer geworden, in dieſem Augenblick ein Dieb zu werden, um ſich Geld zum Spiel zu verſchaffen. Nur die Furcht, auf der That ertappt zu werden, hatte ihn davon zurückgehalten, einen Streifzug in die Taſche ſeines Nächſten zu unternehmen, in der Hoffnung, dort eine volle Börſe zu ergattern: aber all' dieſe Spieler ſchienen eines Theils zu arm und andern Theils viel zu vorſichtig, um hier Börſen bei ſich zu tragen.

Plötzlich gewahrte Rosberry in einer Ecke des nur dunkel erleuchteten und durch Tabaksqualm verdüſterten Zimmers ein ihm aus frühern Zeiten her bekanntes Geſicht. Er ſteuerte darauf los und fragte den Eigenthümer dieſes Geſichtes:

„Nicht wahr, guter Freund, wir kennen uns?"

„Wahrſcheinlich," antwortete der Gefragte kurz und kalt.

„Nun gut, wenn ich das Vergnügen habe, von Euch gekannt zu ſein, ſo könnt Ihr mir einen Gefallen erweiſen."

„Welchen?"

„Leiht mir bis morgen Abend eine Guinee. Ich habe zu Hauſe meine Börſe vergeſſen und erinnere mich ſo eben, daß ich ſehr nothwendig etwas Geld brauche."

„Wozu?"

„Wie könnt Ihr nur fragen, guter Freund. Wozu anders, als zum Spiel?“

„Geht!“

„Wie? Kennt Ihr mich nicht mehr?“

„Rosberry.“

„Und Ihr?“

„Smart.“

„Vor einem halben Jahre noch mein Kutscher?“

„So ist's!“

„Und Ihr wollt mir nicht einmal eine Guinee anvertrauen?“

„Keinen Heller!“

„Weh mir, wie bin ich gesunken!“

Spieler, nehmt Euch ein Beispiel d'ran!! —

12.

(Auszug aus einem Londoner Zeitungsbericht.)

Zur Zeit, als Addison im Vereine mit Steele den „Spectator“ herausgab, existirte in den dunkelsten Regionen der Londoner Bevölkerung ein sogenannter „Klubb der Gehenkten,“ gestiftet von einem Dutzend elender Taugenichtse, die, zum Galgen verurtheilt, ihre Fesseln zerbrochen und die Flucht ergriffen hatten. Der Sammelplatz dieser Taugenichtse, die einzig und allein vom Raube lebten, war ein Keller, den selbst die Luchsaugen der geheimen Polizei nicht ausfindig zu machen im Stande waren. Ein Theil des Ertrags ihrer Diebereien diente zur Vermehrung des Grundcapitals, womit

unglückliche Kameraden unterstützt und gerettet werden sollten. Jeder zum Galgen verurtheilte Dieb hatte Anspruch auf die Unterstützung des Klubbs; zwischen dem Tage seiner Verurtheilung und dem seiner Hinrichtung wachte eine geheimnißvolle und thätige Macht über ihn, eine Macht, die kein Mittel scheute, keine Gefahr scheute, den Verurtheilten dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Gesetzes zu entziehen. Damals wurde durch den Muth und das Gold des Klubbs der Gehenkten mehr als ein Riegel gesprengt, mehr als ein Gefängnißwärter bestochen, mehr als ein Verbrecher der Nemesis vor der Nase weggeraubt. Dieser für die öffentliche Sicherheit so gefährliche Klubb hatte lange Jahre hindurch sein Unwesen getrieben, war endlich aber von einem seiner Mitglieder der Polizei verrathen worden. Der sehr ehrenwerthe Klubb wurde mitten in der Nacht, während einer feierlichen Sitzung, in seinem Schlupfwinkel von den Dienern der öffentlichen Macht überfallen und nach kurzem Prozeß **en masse** dem Galgen überliefert, wodurch er dann den Titel gerechtfertigt, den er sich **anticipando** angemaßt hatte. — Seit jener Zeit war dieser Klubb und selbst die Erinnerung an seine frühere Existenz ganz und gar verschollen. Einem **on dit** zu Folge soll aber, erst seit kurzer Zeit, sich wieder ein ähnlicher Klubb gebildet haben, der das alte Unwesen von Neuem beginnt. Der Präses dieses Klubbs der Gehenkten soll ein Franzose sein, welcher „Galgen", der Secretair aber ein Spanier sein, der noch bescheidener „Strick"

heißt. Der ganze Klubb, Lumpengeſindel der verworfenſten Art, ſoll aus mehr als achtzig Mitgliedern aus der Hefe aller Nationen beſtehen und ſich in ganz jüngſter Zeit durch eine freilich nicht mehr neue Art von Induſtrie, durch Leichenraub, bemerkbar gemacht haben; aber trotz der emſigſten Nachforſchungen der Polizei hat es ihr bis jetzt noch nicht gelingen wollen, den Verſammlungspunkt dieſes Klubbs auszukundſchaften. u. ſ. w. u. ſ. w.

13.

Dieſe Nachricht ſtand in einem der Londoner Journale gerade an demſelben Abend, an dem wir Rosberry nach dem Spielhauſe begleitet, wo er ſeine letzten acht Guineen verloren, ſeinen frühern Kutſcher um ein Darlehn angebettelt, und ſich dann, als dieſer es ihm rund heraus abgeſchlagen, wieder in die Branntweinſchenke begeben hatte, um hier, wie faſt allnächtlich, ſeine Wuth in den Fluthen des Groggs zu erſäufen. Als treuer Stammgaſt der „weißen Punſchbowle" — ſo hieß dieſe Schenke — hatte es Rosberry endlich dahin gebracht, beim Wirth derſelben einigen Credit zu erlangen, was ihm heute ſehr erwünſcht war, weil er keinen Penny Geld mehr hatte, um ſeinen Durſt und ſeine Verzweiflung zu löſchen. Er trank an dieſem Abend dreimal mehr als gewöhnlich, vielleicht ſchon darum, weil er das Genoſſene nicht gleich zu bezahlen brauchte. Erſt gegen zwei Uhr Morgens taumelte er, mehr betrunken als je, nach ſeiner am äußerſten Ende

der schmutzigsten Vorstadt gelegenen Wohnung heim. Die arme Lucy, welche die Gewohnheit hatte, sich dann erst schlafen zu legen, wenn ihr Mann nach Hause gekommen war, kauerte schlaftrunken dicht vor dem Kamine, in dem das Feuer längst erloschen war. Das Lärmen und Fluchen des heimkehrenden Trunkenbolds hatte sie plötzlich wieder ganz munter gemacht.

„Teufel," rief er, „wie verdammt kalt ist das hier! Feuer gemacht, Weib, aber schnell, sonst erfriere ich."

Lucy beeilte sich, dem Befehle ihres Mannes augenblicklich Folge zu leisten.

„Ich glaube gar, sie heult schon wieder? Hab' ich Dir das nicht ein für allemal verboten? Bist Du denn verrückt, mein schmuckes Weib, mein Engel? Soll ich etwa wieder grob werden, wie gestern? Einfältiges Geschöpf, dumme Gans!" schrie Rosberry, erfaßte einen morschen Stuhl und warf ihn mit solcher Gewalt auf den Boden hin, daß jener in zwanzig Stücke zerbrach; dann nahm er ein Stück nach dem andern und warf es in den Kamin hinein, in dem das Feuer bereits zu knistern und flackern begann.

„Es brennt schon, Alfred, gleich wird das Zimmer warm werden."

„Mich friert, als stäk' ich in einer Eistonne. Mache ein lustiges Feuer an, sage ich Dir."

„Ich habe leider kein Holz mehr, liebes Kind."

„Nun denn, so ziehe Dich aus und werfe Deine lumpigen Kleider hinein."

„Es sind die letzten, Alfred.“

„Was kümmerts mich? Ich sage Dir, Weib, mich friert, und schaffst Du nicht Holz herbei, und thust Du nicht Alles, was ich Dir befehle, so werfe ich Dich selbst in den Kamin hinein.“

„Alfred!“ rief Lucy mit angstringender Verzweiflung.

„Nicht geheult, meine zarte Taube! Lieber eingeheizt, denn mich friert; hörst Du nicht, wie mir die Zähne klappern?“

„Willst Du nicht lieber zu Bette gehen?“

„Zu Bette gehen, sagst Du? We habe ich denn ein Bett?“

„Lege Dich in das meinige. Ich will zu Deinen Füßen auf der Erde schlafen und mich zudecken mit Deinen Kleidern.“

„Nichts da! Ich bleibe heute die ganze Nacht auf. Höre, Weib, wo hast Du Deinen Ring?“

„Welchen Ring, Alfred?“

„Den Ring, den Dir einst Deine Mutter geschenkt.“

„Seit ihrem Sterbetage trage ich ihn an diesem Finger; ich habe ihn seitdem nie abgenommen, denn ich hoffe, daß der Segen einer Sterbenden, der auf ihm ruht, mir und Dir Glück bringen wird.“

„Das glaub' auch ich, und darum befehle ich Dir, ihn mir zu geben.“

„Alfred, dieser Ring ist das einzige Andenken von meiner Mutter; ich betrachte ihn als ein Amulet, als

einen Talisman, der mich in Tagen der Gefahr, in Stunden der Noth beschützen soll."

„Gieb ihn her, sag' ich Dir!"

„Alfred, ich bitte und beschwöre Dich bei dem ewigen Gott, laß mir diesen Ring; brauchst Du Geld, dann will ich lieber für Dich betteln gehen, als mich lossagen von diesem Amulet."

„Ich sage Dir zum letzten Male, gieb ihn her!"

„Nein, Alfred, keine Macht der Erde soll ihn mir entreißen!"

„Ohnmächtiger Wurm!" rief Rosberry, erfaßte ihre Hand, und wollte ihr den Ring mit Gewalt vom Finger ziehen.

„Laß mich los, laß mich los!" schrie Lucy, die alle Kraft anstrengte, um ihre Hand der seinigen zu entziehen.

„Ich will doch sehen, wer von uns Beiden stärker ist," rief er, schäumend vor Wuth, erfaßte noch einmal ihre Hand und drehte sie mit solcher Gewalt um, daß jeder Widerstand vergebens war.

„Alfred, Alfred!" schrie sie, „Du wirst mir den Arm brechen!"

„Mein ist der Ring!" sagte er und steckte den geraubten Reif an seinen Finger.

„Gieb mir den Ring zurück!" flehte Lucy fußfällig mit der letzten Kraft.

„Schweig', sage ich Dir!"

„Weh mir, mein Arm . . . er ist gebrochen . . .

gieb mir meinen Ring und ich will auch dies Dir verzeihen."

Wuthentbrannt ergriff Rosberry den nächsten Stuhl und schleuderte ihn mit solcher Vehemenz auf die zu seinen Füßen liegende Schrecken- und Jammergestalt, daß sie, von diesem Schlage getroffen, mit einem gellendgrassen Schrei todt darniedersank.

„Also todt? Gut, nun ist Ruhe im Haus!"

Bewußtlos sank er auf die Erde nieder. —

Nach zwei Stunden unerquicklichen Schlafes erwachte er aus schweren Fieberträumen. Er blickte um sich und sah dicht am Kamine sein getödtetes Weib, deren Kleider durch einen Funken vom Kaminfeuer in Flammen aufgegangen waren, bald darauf auch ihren Körper ergriffen und ihn allmälig versengt hatten. Es war ein furchtbarer Anblick, den durch das Feuer fast ganz verkohlten Leichnam zu sehen. Wie das Haupt der Medusa grinzte ihn der schwarze, kahle Todtenschädel an, denn die Flamme hatte in einem Nu Lucy's schöne, lange, seidenweiche Haare weggemäht. Rosberry stieß bei diesem grauenvollen Anblick einen Schrei des Entsetzens aus, bedeckte sein leichenblasses Gesicht mit beiden Händen und stöhnte, wie eine in den Schlingen der Riesenschlange gefangene und zu Tode gepeinigte Hyäne. — Solchen Bösewichtern hat die Natur den Balsamthau der Thränen versagt; selbst bei dem gräßlichsten Jammer, der ihr Herz zerreißt, ihre Seele durchwühlt, ver-

mögen sie nicht zu weinen, denn die Thränen hat der Himmel nur für edle Herzen geschaffen.

Bald aber ermannte er sich wieder und erstickte die aufglimmende Reue, den hellauflodernden Schmerz und sagte:

„Sie selbst ist Schuld daran. Warum begehrte sie den Ring von mir zurück? Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. — Wie aber fange ich es an, daß diese grauenvolle That für immer ein Geheimniß bleibe? Wo schaffe ich diesen von den Flammen halb verzehrten Leichnam hin? Wenn ihn Jemand so in diesem Zustande findet, bin ich verloren, denn man wird die Spuren der tödtlichen Verletzung sehen, mich als den Mörder meines Weibes anklagen und zum Tode verurtheilen. — Was beginne ich, um dieser Gefahr auszuweichen? Wohin werfe ich diesen elenden Klumpen, daß ihn Niemand findet?"

Seine Augen fest auf den verzerrten Leichnam hingerichtet, sann er lange hin und her, auf welche Weise er sich dieses Zeugen seiner Schuld entledigen sollte.

„Ich hab's, ich hab's!" rief er endlich im Tone eines Triumphators; „ich stecke den Leichnam dort in jenen Sack hinein und versenke ihn noch heute in der Nacht in die Fluthen der Themse. Das Wasser ist schweigsam wie das Grab," sagte er, holte den Sack hervor und zog ihn über den Leichnam. „So! Nun bin ich gerettet!" fuhr er fort, nahm den Sack auf seine Schulter und trug ihn die dunkeln Treppen hinab, auf

die menschenleere Straße, durch die abgelegensten Gäßchen, durch die heimlichsten Durchgänge, durch die versteckteſten Schlupfwinkel weiter und immer weiter von der Stadt hinaus, bis er endlich die entfernteſte Gegend der Themſe erreicht hatte. Hier, von keinem andern Zeugen als dem blaſſen Monde belauſcht, der hinter ſeinen Wolken-Vorhang zurückwich, wollte er ſeine Laſt in die tiefſte Tiefe der Fluth begraben; doch eben als er im Begriff war, den Sack hineinzuwerfen, erwachte der Gedanke in ihm, das Waſſer werde ſchnell genug den Leichnam an's Ufer tragen und ihn früher oder ſpäter doch verrathen. Und wieder ſann er nach, was er beginnen ſollte, auf welche Weiſe er ihn für immer den Spürnaſen der Polizei, den Augen der Gerechtigkeit entziehen könnte. Urplötzlich kam ihm der Gedanke, den Leichnam in einem abgelegenen Winkel des nahen Gehölzes zu verſcharren. Keuchend unter der Laſt ſeines ungeheuern Frevels eilte er weiter und weiter und erreichte bald einen Platz, der ihm zur Ausführung ſeines Planes am geeignetſten erſchien. Hier wollte er eine Grube graben und den Leichnam hineinſenken. Aber ein Spaten fehlte ihm! Schon war ihm der anbrechende Morgen auf der Ferſe: er mußte ſich ſputen, um bei ſeinem Werke der Nacht nicht ertappt zu werden. Mit furchtbarer Angſt und gräßlicher Haſt wühlte er, gleich einer Hyäne, die froſterſtarrte Erde mit ſeinen Nägeln auf, grub ſie immer tiefer und tiefer ein und hatte endlich ſo viel Platz gewonnen, um ſeine Schuld darin ein-

zuſcharren. Nachdem er das gethan und die Grube wieder zugefüllt hatte, eilte er, ſcheu und ängſtlich um ſich blickend, nach der Stadt zurück. Hatte er ſich auch der Laſt ſeiner Schultern entledigt, einen tauſendmal drückendern Alp trug er jetzt auf ſeinem angſtgefolterten Herzen fort.

In ſeiner Wohnung angekommen, rief er all' ſeine Nachbarn zuſammen und fragte ſie mit erheuchelter Angſt, wo ſein Weib, ſein liebes, gutes, heißgeliebtes Weib hingekommen ſei.

„Wir wiſſen es nicht," ſagten die Leute.

„Hat Keiner von Euch ſie geſehen?"

„Noch bis zwei Uhr Morgens ſah ich Licht an ihrem Fenſter," erklärte ein Schuſter, der im Nebenhauſe wohnte.

„Sie ſelbſt aber ſaht Ihr nicht?"

„Nein," riefen Alle.

„Weh' mir, meine Ahnung trügt mich nicht!"

„Ei, was glaubt Ihr denn?" fragte ein altes Mütterchen.

„Ich glaube das Schlimmſte: Lucy iſt in's Waſſer geſprungen."

„Gerechter Heiland!" rief der Chorus der Nachbarn.

„Ach, meine Lucy, meine angebetete Lucy!" ſchrie Rosberry mit erkünſteltem Schmerze.

„Das arme Weib," meinte eine Lumpenſammlerin, „ſie hatte vielen Gram."

„Wer sagte Euch das, gute Frau?“ fragte der elende Heuchler.

„Man sah ihr das an den rothgeweinten Augen an,“ erwiederte die alte Hexe.

„Ja, ja, sie weinte oft den ganzen Tag!“ riefen Alle.

„Ihr habt sie oft genug mißhandelt,“ meinte der Nachbar Schuhflicker.

„Und erst neulich sie sogar geprügelt,“ fügte ein Anderer hinzu. „Ihr glaubt wohl, wir wüßten das nicht?“

„Ihr seid ein schlechter Mensch,“ sagte die Lumpensammlerin, „ein Lüderjan, der ein so gutes, braves Weib gar nicht verdient hat.“

„Aus meinen Augen, alte Hexe, sonst erwürge ich Dich!“ rief Rosberry, zum höchsten Zorne gereizt.

„Ihr glaubt wohl, wir fürchten uns vor Euch, weil Ihr einmal ein reicher Lord gewesen seid?“

„Ha, ha, ha!“ lachte der ganze Chor.

„Jetzt seid Ihr ein viel ärmerer Teufel als unser Einer, der doch wenigstens ein ehrliches Handwerk gelernt und sich — wenn auch nur mühsam — durchs Leben flicken kann. Ihr aber, Mylord, habt weiter nichts als Geld verschwenden, saufen und spielen und Euer braves, rechtschaffenes Weib mißhandeln gelernt. — Kommt, Nachbarn,“ rief der Pfriemenheld, „ein Mann, wie der da, verdient beim heiligen Crispin, dem Schutzpatron aller ehrlichen Schuhflicker, unser Mitleid nicht.“

„Der Meister hat Recht," riefen die Nachbarn, wandten sich voll Abscheu von diesem Elenden weg und kehrten belustigend, frötelnd und singend zu ihrer Arbeit zurück.

Seit jenem Augenblick hieß es in der ganzen Straße und bald im ganzen Viertel: Lucy Rosberry sei in der vergangenen Nacht in die Themse gesprungen.

Die Polizei, der dies berichtet worden war, stellte alsogleich Nachforschungen an, die aber natürlich erfolglos blieben, weil man nirgends den Leichnam fand.

Längst ausgestoßen aus den Kreisen besserer Gesellschaft, verlacht, verhöhnt und verabscheut von Allen, die ihn kannten, sank Rosberry seit jener unheilvollen Nacht immer tiefer und tiefer. Schon am andern Morgen verkaufte er den Ring, den Lucy mit ihrem Leben bezahlt hatte. Das Geld, das er dafür erhielt, vertrank er in den niedrigsten Kneipen, wo der Auswurf des Londoner Pöbels Tag und Nacht zu bivouakiren pflegt.

14.

In einem dieser Spelunken, Rum-, Whisky-, Genever-, Schnaps- und Ale-Keller machte Rosberry, der hier, so lange er noch Geld hatte, alles Gesindel frei hielt, die Bekanntschaft eines Menschen, der bald so viel Vertrauen zu ihm gewann, daß er ihm eines Abends, bei einer dampfenden Punschbowle, seinen ganzen Lebensroman erzählte und sich zuletzt als Master Gibet,

d. h. als Präses des Klubbs der Gehenkten, der meinen Lesern bereits bekannt ist, ihm zu erkennen gab.

Dieser Mann, der schon in seinem sechszehnten Jahre das Steckenpferd gehabt, seidene Taschentücher, die Andere für ihn bezahlt hatten, zu sammeln, hatte die freie Kunst des Stehlens, wie jeder Dieb, mit kleinen, geringfügigen Dingen angefangen, sich allmälig darin mehr und mehr vervollkommnet und endlich einen so hohen Grad von Meisterschaft erlangt, daß kein Schloß und kein Riegel, keine Tasche, keine Börse vor ihm sicher waren. Schon zwei Mal wegen eines „harmlosen Landstraßen-Streiches" — so gefiel es ihm, einen Raubmord zu bezeichnen — zum Galgen verurtheilt, war es ihm beide Male gelungen, noch immer zu rechter Zeit seinem Kerker und den wachsamsten Nachforschungen der Polizeidiener, die er „die Windhunde der ungerechten Gerechtigkeit" zu nennen beliebte, glücklich zu entkommen. Der Klubb der Gehenkten hatte ihn wegen seiner persönlichen Kühnheit, wegen seiner großen Geistesgegenwart und wegen seiner ungeheuren Ein- und Umsicht einstimmig zu seinem Oberhaupte mit dem Ehrentitel „Galgen" ernannt. Master Gibet, der auf dieses Ehrenamt stolzer als mancher französische Minister auf sein Portefeuille, eingebildeter als mancher deutsche Dummkopf auf sein durch Geld erkauftes Doctordiplom war, hatte seinem neuen Freunde Rosberry, mit dem er gleich am ersten Abend Brüderschaft getrunken, das Versprechen ertheilt, ihn heute in jene „ehrenwerthe Versammlung

der Gerechtigkeitsfreunde" — so nannte er dann und wann seinen Klubb — einzuführen und ihn später auch als Ehrenmitglied vorschlagen zu wollen. Er hatte ihm begreiflich gemacht, daß er dieses Anerbieten als einen außerordentlichen Act seines Zutrauens, als einen Beweis der höchsten Auszeichnung zu betrachten habe, da nach §. 63 des Grundgesetzes nur ihm allein, als dem Vorsitzenden des Klubbs, das Recht zustehe, Gäste einzuführen, für deren Ehrenhaftigkeit er die Bürgschaft leiste, daß sie den Ort der Zusammenkunft und die Theilnehmer dieses Klubbs nicht verrathen werden. Jeder durch ihn eingeführte Gast müsse ihm zuvor den Schwur des ewigen Geheimnisses ablegen. Geschähe es dann, daß einer der Gäste so viel Niederträchtigkeit besäße, diesen Schwur zu brechen und den Klubb zu verrathen, dann fiele die ganze Last der Verantwortlichkeit auf Gibert's Schultern, er würde dann seines Ehrenamtes entsetzt und als der Alleinwissende aller Geheimnisse der Gesellschaft, als der Archivar aller Documente und Protocolle und als der unumschränkte Verwalter des allgemeinen Fonds, von einem durch das Loos zu bestimmenden Mitgliede des Klubbs ohne langes Verhör erschossen.

„Wenn Du also haben willst, daß ich Dich heute Abend dort einführen soll," sagte der ehrenwerthe Präsident, „dann schwöre zuvor bei Galgen und Strick, daß Du von Allem, was Du dort hören oder sehen magst, nicht die kleinste Sylbe verrathen willst."

„Ich schwöre," sagte Rosberry und hob dabei feierlich zwei Finger seiner rechten Hand in die Höhe.

„Abgemacht! Und nun folge mir!"

Meister Galgen führte seinen Novizen durch einen wirren Knäuel öder, unbekannter Straßen, durch ein unheimliches Labyrinth stockfinsterer, unbelebter Gassen, die Rosberry's Fuß noch niemals betreten, die er nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, nach dem Versammlungsort. Nachdem sie fast zwei Stunden gegangen waren, sagte der Führer zu seinem Begleiter:

„Wir sind nun bald am Ziele. Nach §. 144 unseres Grundgesetzes muß ich Dir jetzt die Augen verbinden, damit Du das Haus, in das ich Dich nun einführen werde, nicht erkennen kannst," und band ihm mit einem Tuche, das er aus der Brusttasche zog, dermaßen fest die Augen zu, daß Rosberry fast zu schreien anfing.

„Teufel, das thut ja so weh, als hättest Du meinen Kopf in eine Kartenpresse geschraubt."

„Memme," brummte der Führer, erfaßte seine Hand, bog mit ihm um eine Ecke und führte ihn zuerst durch einen langen, schmalen, stockfinstern Gang, in dem er, um hier den Weg finden zu können, an den naßkalten, eiserstarrten Wänden hintappen mußte, in einen großen, ebenfalls finstern, ungepflasterten Hofraum und von dort in einen tiefen, schauerlichen Keller hinab.

„Nimm Dich in Acht," sagte der Führer. „Wir befinden uns nun am Eingang zur Treppe. Halte Dich

hier an diesen Strick, damit Du nicht hinunterpurzelst, wobei Du sehr leicht den Hals brechen könntest, da über Sechzig Stufen zu unserm Sitzungssaale hinabführen."

„Pfui, welch ein Gestank!"

„Dieser Weg führt zu keinem Salon. Stopfe Maul und Nase zu," sagte Master Gibet, vorsichtig seines Gastes unsichere Schritte leitend.

„Nun," fragte Newberry, „wann sind wir endlich am Ziele?"

„Jetzt," sagte der Führer und riß ihm die Binde von den Augen weg.

Er sah einen hellerleuchteten Keller vor sich.

15.

In diesem Keller saßen auf Bänken und Stühlen ungefähr dreißig bis vierzig Mitglieder des Klubbs der Gehenkten, die seit einer halben Stunde ihren Präsidenten erwarteten, um die Sitzung eröffnen zu können.

„Seid gegrüßt, Brüder und Genossen," sagte der Präses. „In meinem Begleiter stelle ich Jedem von Euch, meine wackern Freunde, einen ci-devant-Lord vor, der von nun an zu den Unsrigen gehören will, ein vielgeprüfter Mann, für dessen Ehrenhaftigkeit ich Euch Bürgschaft mit meinem Leben leiste."

„Willkommen, Mylord!" rief unisono der Klubb der Gehenkten.

„Setze Dich nun hin, wo Du Platz findest. Mein

Sitz ist dort eben," sagte der Mann zu seinem Gaste und schwang sich auf eine Tonne hinauf. „Die Sitzung, Brüder und Genossen, ist nun eröffnet."

„Ich bitte um's Wort," schrie ganz vom untersten Ende des Tisches ein herculischer Kerl mit wahrer Stentorstimme hinauf.

„Was hast Du uns mitzuteilen, Beil?" (Ich habe vergessen, meinen Lesern mitzuteilen, daß jedes Mitglied des Klubbs bei seiner Aufnahme den Namen eines Mord-Instruments erhielt.)

„Ich habe in vergangener Nacht eine herrliche Beute gemacht. Auf einem nahen Dorfkirchhofe habe ich zwei junge Leichen, die erst Tags zuvor eingescharrt worden sind, ausgegraben."

„Und wo hast Du die Leichen, mein Sohn?" fragte der Präsident.

„Ich habe sie verkauft."

„Für wieviel?"

„Stück für Stück um fünf Guineen."

„Und an wen?"

„An einen Doctor, welcher Jamesstraße 61 drei Treppen hoch wohnt, ein grundgescheiter und sehr bescheidener Mann, der mir schon mehr als eine Leiche abgekauft hat."

„Sein Name?"

„Den kann ich nicht behalten."

„Und das Geld?"

„Das ist hier," sagte der Sprecher und warf die zehn Diamanten, die in ein Stückchen Leder gewickelt waren, über die ganze Tafellänge dem Präsidenten zu.

„Das Alles gehört, wie du weißt, zur Masse. Ich danke dir dafür im Namen unserer Brüder und Genossen," sagte Master Wibert, das Geld in seine Tasche steckend.

Daß doch die Spitzbuben weit mehr Vertrauen zu einander haben, als die ehrlichen Leute! Jeder andere Klubb hätte einen Cassirer und einen Rechnungsführer gehabt. Hier sah' man all' diese Functionen in Einem vereinigt, der, ausgerüstet mit dem Vertrauen des ganzen Klubbs, nie Rechenschaft abzulegen brauchte über die Administration der sogenannten Masse. Und trotzdem verwaltete dieser Spitzbube sein ihm anvertrautes Amt mit mehr Gewissenhaftigkeit, als mancher Cassirer, der unter Controlle von Leuten steht, die nicht viel ehrlicher sind, als er selber.

„In der vergangenen Nacht," begann ein anderes Mitglied, „brach ich mit drei meiner Kameraden in das Landhaus eines reichen Juden ein. Wir entführten ihm diese zwei goldenen Uhren, diese Brillantnadel, diese Dose und — was das Beste an dem ganzen Fange ist — eine Schatulle, in der sich viertausend Pfund Banknoten befanden, welche wir am andern Morgen in Gold umgesetzt, das wir hiermit der Masse übergeben."

„Unser vielgeliebter Bruder und Genosse Dolch hat sich durch diese glorreiche Expedition ein neues unvergeßbares Verdienst um das allgemeine Beste erwer-

ben. In Anbetracht der vielen Dienſte, die er unſerer Geſellſchaft geleiſtet, ernenne ich ihn hiermit, kraft der laut §. 14 unſeres Grundgeſetzes mir zuerkannten Vollmacht, zum Ritter des Galgen- und Rad-Ordens."

„Es lebe unſer Bruder und Genoſſe Dolch!" rief die ganze Verſammlung.

„Auch ich, Präſident," begann ein Dritter, „habe in derſelben Nacht einen kleinen Fang gemacht. Ich drang in das Dachzimmer eines alten Gelehrten ein, fand aber leider nichts, als dieſe ſilberne Uhr und eine Menge Bücher und Schriften bei ihm."

„Und Du nahmſt ſie?"

„Ja, Präſident, lieber etwas als gar nichts, dachte ich mir und raffte Alles zuſammen, was ich fortſchleppen konnte."

„Bruder und Genoſſe Piſtolet, das verdient eine ernſte Rüge. Bücher und Schriften ſind das Handwerkszeug der Gelehrten, die, in der Regel arme Teufel, ſich damit im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brot verdienen müſſen. Nur Reichen, die im Schooße des Ueberfluſſes ſchwelgen, haben wir den Krieg erklärt; arme Teufel aber, die mit drückender Armuth zu kämpfen haben, verdienen unſere Achtung, unſere Schonung, unſer Mitleid. Du wirſt deshalb aufgefordert, jenem armen Teufel ſeine ſämmtlichen Bücher und Schriften ungeſäumt und unverſehrt wieder zurückzuſtellen. Was aber die ſilberne Uhr anbelangt, ſo gehört ſie allerdings, als Luxusartikel, den er entbehren kann, zur Maſſe.

Gieb her die Uhr, alles Andere aber trage noch heute zurück."

„Es lebe unser Präsident, es lebe unser Galgen!" schrie der einstimmige Klubb.

„Ich bitte um's Wort," rief ein Vierter.

„Rede, Bruder Terzerol."

„Seit vier Tagen vermissen wir eines der thätigsten Mitglieder unseres Klubbs, den ehrenwerthen Bruder Spieß. Vergebens haben wir ihm nachgespürt. Allem Anschein nach ist er auf irgend einer schönen That ertappt worden und in die Schlingen der Constabler gefallen. Da er noch niemals eine Sitzung unseres Klubbs versäumt hat, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß er in irgend einem Gefängniß brummt."

„Wir müssen herauszubringen suchen, wohin man ihn gebracht hat. Wir Alle müssen uns auf die Lauer legen. Haben wir erst den Kerker ausgekundschaftet, dann werden sich auch Mittel und Wege finden, ihn bald wieder zu befreien. Für denjenigen, der uns zuerst Kunde von dem jetzigen Aufenthalte des vermißten Bruders und Genossen giebt, setze ich hiermit, kraft §. 27 unseres Grundgesetzes, eine Prämie von zwanzig Guineen aus."

„Hurrah! hurrah!" schrie die ganze Versammlung.

„Ich bitte um's Wort," rief ein Fünfter.

„Laß hören, Bruder."

„Heute über acht Tage findet in Manchester die Hinrichtung eines armen Teufels statt, der im Rausche sein Weib erschlagen hat."

Rosberry wurde todtenbleich.

„Er iſt kein Mitglied unſeres Klubbs," ſagte Meiſter Gibet, „was geht er uns an?"

„Ich trage darauf an," erwiderte Bruder Art, „ein Paar Abgeordnete hinzuſchicken, weil vorauszuſehen iſt, daß dieſe Hinrichtung ungeheuere Maulaffen-Maſſen heranziehen und daß dabei manch guter Fang zu machen ſein wird."

„Ich erkläre mich mit Deinem Antrage vollkommen einverſtanden. Wir wollen eine Deputation, beſtehend aus fünf Mitgliedern, abſenden, und wenn Niemand von Euch gegen dieſen Antrag etwas Erhebliches einzuwenden hat, ſogleich zur Wahl dieſer Abgeordneten ſchreiten."

Der ehrenwerthe Secretär Strick reichte dann jedem Mitgliede einen Zettel, worauf es fünf Namen ſchrieb. Nachdem ſämmtliche Stimmzettel eingeſammelt waren, verlas der Präſident die Namen jedes einzelnen Zettels, und aus dem Ganzen ergab ſich, daß die meiſten Stimmen auf Dolch, Beil, Terzerol, Spieß und Art gefallen waren, die dann vom Präſidenten proclamirt wurden.

„Die genannten Fünf," ſprach Meiſter Galgen, „begeben ſich ſchon morgen auf den Weg, um dort frühzeitig einzutreffen und ſich mit den Straßen und Schlupfwinkeln der fremden Stadt vertraut zu machen. Zur Deckung der Reiſekoſten wird Euch die Maſſe funfzig

Guineen auszahlen, die Ihr nach Eurer Rückkehr genau zu verrechnen habt."

Der Präsident zahlte von dem Gelde, das er verher von Veit und Delch in Empfang genommen, funfzig Guineen aus, deren richtigen Empfang Einer von ihnen für Alle bescheinigen mußte.

„Ich bitte ums Wort," rief ein Sechser.

„Faß Dich kurz, Bruder Schwert," sagte der Vorsitzende.

Diese Aufforderung hatte einen triftigen Grund, denn Jeder wußte, daß dieses ehrenwerthe Mitglied ein Schönredner war, der sich gern sprechen hörte und sich für die leibhaftige Beredsamkeit hielt, weil er über Gegenstände, die jeder Andere mit zehn Worten erschöpft, eine halbe Stunde sprechen konnte, ohne ein Ende zu finden. Bruder Schwert war früher Schreiber bei einem Advokaten gewesen und hatte dort einige Rechtsausdrücke aufgeschnappt, die er überall, selbst da, wo sie gar nicht hinpaßten, anzubringen sich gefiel.

„Meine ehrenwerthen Brüder und Genossen, Freunde und Kameraden, Leiden- und Freuden-Gefährten," begann Bruder Schwert, „es dürfte, wenn auch nicht Allen, doch wenigstens sehr Vielen von Euch bekannt sein, daß die Kraft und Stärke der Institutionen unseres Klubbs auf wechselseitigem Vertrauen, auf wechselseitiger Gegenliebe, auf wechselseitigen Hilfeleistungen basirt, reflective begründet ist."

„Was uns Allen bereits bekannt ist, braucht uns Niemand mehr so weitschweifig zu erklären."

„Unterbrich mich nicht, Bruder Dolch, sondern höre ruhig an, was ich vorzutragen habe. Einer für Alle und Alle für Einen, dies ist der Wahlspruch, das Symbolum unseres Grundstatuts. **Posito sed non concesso . . .**"

„Zum Teufel, was soll das heißen?" fragte Bruder Terzerol.

„Angenommen, aber nicht zugegeben, daß Jeder von uns nur auf seinen eigenen Vortheil, auf seinen eigenen **Usus fructus**, und nicht auf das allgemeine Beste, auf das Wohl der ganzen Masse bedacht wäre, dann würde unser Klubb alle Wirksamkeit nach Innen, alle Kraft nach Außen verlieren und, wie ein morsches Taschenmesser, in sich selbst zusammensinken."

„Zur Sache, zur Sache!" riefen Viele.

„Uebereilt mich nicht, geehrte Brüder und Genossen. Nur durch inniges Zusammenhalten, nur durch gegenseitige Manifestation brüderlicher Theilnahme des Einen an dem Andern . . ."

„Gute Nacht," unterbrach ihn ein Mitglied, welches das Ende dieser langweiligen Rede nicht abwarten wollte.

„Gute Nacht, Bruder Spieß," erwiederte der Redner, „wie gesagt, nur durch inniges Zusammenhalten Aller, durch Gemeingeist, durch Gemeinsinn kann das Gedeihen unseres Klubbs gefördert, unsere Kraft gekräftigt werden."

„Zur Sache, zur Sache!“ riefen die Andern.

„Geſtützt auf dieſes **Praeambulum**, wage ich nun an Euern Gemeinſinn, an Euern Gemeingeiſt zu appelliren und Euch einen Fall vorzutragen, der unſere ganze Theilnahme in die Schranken fordert. Eines der eifrigſten Mitglieder unſeres Klubbs, unſer Bruder und Genoſſe Keil, hat bei einer nächtlichen Excurſion auf einem der benachbarten Dächer das große Malheur, reſpective Unglück gehabt, ſich beim Herabſpringen, das durch Umſtände unumgänglich **porro** nothwendig geworden war, eines jener Gliedmaßen zu zerbrechen, die zum Gehen unentbehrlich ſind.“

„Er hat alſo, ohne Umſchweife geſagt, ein Bein gebrochen?“ fragte der Präſident.

„Nun, hab' ich denn etwas Anderes geſagt?“

„Ihr habt Umſchreibungen gebraucht.“

„Nach welchem Paragraph des Statuts ſollte dies etwa nicht erlaubt ſein?“

„Gute Nacht,“ rief jetzt ein zweites Mitglied, das, gleichfalls von der Langeweile fortgetrieben, den Klubb verließ.

„Gute Nacht,“ antwortete Bruder Schwert. „Das Mitglied alſo,“ fuhr er fort, „das zum allgemeinen Beſten ſich eines jener zum Gehen unbedingt nothwendigen Gliedmaßen zerbrochen hat, liegt, von aller Welt verlaſſen, reſpective ganz allein in ſeinem Zimmer, reſpective Loche, entbehrt aller Pflege, aller Wartung, hat keinen Arzt, keine Medicin und kein

Geld, ich trage deshalb darauf an, daß der Klubb unsern leidenden Bruder und Genossen nach allen Kräften mit Rath und That, mit Gut und Blut unterstütze."

Mancher andere Klubb hätte vielleicht lange hin und her debattirt und wahrscheinlich erst eine Commission zur Prüfung dieses Antrags niedergesetzt. Hier aber, wo sich fast alle Gewalt im Präsidenten concentrirte, war die ganze Sache schnell entledigt.

„Wir wollen ihm," beantragte der Vorsitzende, „bis zu seiner völligen Wiederherstellung vorläufig eine monatliche Unterstützung von zehn Guineen zur Bestreitung der ärztlichen Hilfe und aller nöthigen Pflege zufließen lassen. Beweis't er uns, daß er damit nicht auskommen kann, dann wollen wir ihm mehr geben."

„Angenommen, angenommen!" rief der Klubb mit einer Einstimmigkeit, die mancher Gesellschaft besserer Art zu wünschen wäre.

„Die Sitzung ist nun aufgehoben," sagte Master Gibet.

Erst nach einem Weilchen, nachdem sämmtliche Mitglieder bis auf Einen, der das Schließeramt versah, nach und nach den Keller verlassen hatten, nahm der Präses seinen Gast bei dem Arm und führte ihn die Treppe hinauf; oben angekommen verband er ihm wieder die Augen und führte ihn auf demselben Wege in's Freie zurück. Nachdem sie um die Ecke, in die andere Straße eingebogen waren, nahm er seinem Gaste die Binde ab und fragte:

„Nun, wie hat es Dir bei uns gefallen?“

„Besser als in manchem ehrbaren Klubb; wenigstens ging es bei Euch viel anständiger zu.“

„Gut, dann werde ich Dich das nächste Mal als Mitglied vorschlagen.“

„Terry! Doch wenn ich Dich vorher einmal besuchen und in Manchem um Rath befragen will, wo wohnst Du?“

„Ich wohne überall und nirgend. Tags mache ich bald unter dieser, bald unter jener Vermummung die Runde durch alle Straßen und allabendlich kehre ich in einen andern Gasthof, bald unter diesem, bald unter jenem Namen ein.

„Doch Dein wahrer Name?“ fragte Rosberry.

„Muß für immer ein Geheimniß bleiben.“

Und so schieden sie von einander.

16.

Rosberry hatte von Allem, was er gehört, nichts so genau behalten, als die Wohnung des Arztes, der einem Mitgliede jenes Klubbs zwei Leichen für zehn Guineen abgekauft. Wohl hundertmal hatte er im Stillen Jamesstraße 61 wiederholt, um das ja nicht zu vergessen. — Demselben Mann, dem es einst eine Kleinigkeit war, ein gesundes Pferd zu erschießen, das ihm über dreitausend Pfund gekostet, diesem der Armuth preisgegebenen Verschwender schienen jetzt fünf Guineen ein so wünschenswerther Besitz, daß er, gleich nachdem er sich von seinem

Freunde getrennt, den Entschluß gefaßt hatte, den Leichnam seiner Frau noch in dieser Nacht, und zwar jetzt gleich, wieder auszugraben und jenem Arzte zu verkaufen, um sich dafür Geld zu verschaffen. Diese Idee schien ihm so einfach, so natürlich, daß er sich über die Ausführung derselben nicht den allergeringsten Vorwurf machte.

„Ist es nicht ganz gleich, ob dieser Leichnam draußen im Walde in der kalten Erde verfault, oder ob ich ihn, zum Nutzen der Wissenschaft, dem Scalpel eines Arztes überliefere, dem damit noch ein großer Dienst erwiesen wird, wofür er fünf Guineen bezahlt? Fünf Guineen, womit ich meinen Durst löschen, meinen Hunger stillen und mir einen alten Rock kaufen kann, den ich so nothwendig wie ein Stück Brot brauche, da dieser Rock schon ganz zerrissen ist. Wenn Lucy nach dem Tode noch Bewußtsein hätte, so müßte sie sich freuen darüber, daß ihr von den Flammen verkohlter und im Eise erstarrter Fleischklumpen mir noch einen Dienst zu leisten vermag. Die einzige Besorgniß ist nur die, daß ich den Platz nicht mehr finde, wo ich sie vergraben habe: es war unfern eines großen Ulmenstammes, den ich mir wohl gemerkt habe; wenn das Glück mir günstig sein will, dann finde ich die Stelle," meinte Rosberry und eilte nun unaufhaltsam fort nach jenem Walde, wo er seinen letzten Schatz, den Leichnam seines gemordeten Weibes, zu heben hoffte.

Zwei Stunden später befand er sich an derselben

Stelle, wo er drei Wochen früher, damals noch von Gewissensbissen gequält, ihren Leichnam eingescharrt hatte. Wie in jener Nacht steckt auch in dieser der bleiche Mond in sein düsteres Wolkenbett, gleich als wollte er nicht Zeuge dieses ungeheuren Frevels sein.

Mit Hilfe eines Taschenmessers kratzte er die Stelle auf, die er genau wieder erkannte, und war nach einer halben Stunde in seiner Arbeit so weit vorgeschritten, daß er den inhaltschweren Sack aus der Grube ziehen und ihn auf seine Schulter nehmen konnte, um ihn, begünstigt von der sternenlosen Nacht, durch die Einsamkeit des Waldes bis zur Themse fort zu schleppen.

Einen Augenblick machte er hier Halt, um auszuruhen und nachzudenken, wie er's am klügsten anfange, seine Last durch die erleuchteten und um diese Zeit noch sehr belebten Straßen fortzutragen, ohne die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, ohne den Verdacht der Constabler zu erregen. Er war noch nicht einig mit sich, welchen Weg er einschlagen sollte, als dicht in seiner Nähe ein leerer Miethswagen anhielt. Sogleich erwachte die Idee in ihm, sich in den Schutz dieses Fuhrwerks zu begeben, und schon stand er im Begriff, einzusteigen, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß er kein Geld habe, den Kutscher bezahlen zu können.

„Ei was," sagte er zu sich, „ich steige ein, fahre hin und sage dem Kutscher, daß er vor der Thür warten muß, bis ich das Geschäft in's Reine gebracht und meine Bezahlung erhalten habe."

Gesagt, gethan. Er lud den Sack von Neuem auf seine Schulter, näherte sich dem Wagen, legte seine Bürde auf den Rücksitz, stieg hinein und ließ sich nach der Jamesstraße 61 hinfahren.

Es schlug eben zehn, als er die Wohnung des Arztes erreichte.

„Wartet auf mich," sagte er, nachdem er vor der Thür ausgestiegen war, „ich habe hier diesen Sack abzugeben und fahre dann weiter mit Euch."

„Gut," sprach der Kutscher.

Rosberry nahm den Sack; der Kutscher wollte ihm behilflich sein, Jener aber duldete es nicht.

„Ich bin stark genug und kann ihn selber tragen," erwiderte er und trug den Sack in's Haus hinein.

17.

Im dritten Stockwerk wohnte Doctor O'Carroll. Beim Scheine einer düstern Lampe saß er, umringt von seinen Todtenschädeln, beschäftigt mit der Zergliederung eines der beiden Cadaver, die er zwei Tage vorher einem Mitgliede vom Klubb der Gehenkten abgekauft hatte. Er schien sich wenig oder gar nicht darum zu bekümmern, wer der Verkäufer dieser seltsamen Waare und wie dieser in den Besitz derselben gekommen sei. Menschliche Leichname waren nun einmal sein Steckenpferd. Wenn er eine frische Leiche seciren, einen Schädel vom Rumpfe trennen und dadurch seine Gallerie vermehren konnte, vergaß er auf einen Augenblick die

Qual seines Herzens und freute sich wie ein Kind über ein neues Spielzeug. Ob nun der Verkäufer dieses schauerlichen Spielzeuges sich die Leiche auf erlaubtem oder unerlaubtem Wege angeeignet, darnach fragte er nicht.

Mitten in seiner Beschäftigung, die ihm den höchsten Genuß, das größte Vergnügen gewährte, wurde er durch ein Klopfen an seine Thür gestört.

„Herein!" rief er etwas unwirsch.

Gleich darauf trat Resberry ein, der sich dadurch unkenntlich gemacht, daß er, auf dem Vorsaale angekommen, das schwarze Halstuch ab- und als Binde um das linke Auge gebunden hatte.

„Seid Ihr der Arzt, welcher Leichen kauft?" fragte er.

„Ja, guter Freund," erwiederte O'Farrell, der ihn auch ohne Binde nicht erkannt haben würde, weil er ihn früher nie gesehen hatte.

„Hier bringe ich Euch etwas," sagte Resberry und ließ, erschöpft und todesmüde, den Sack von seiner Schulter so plump auf die Erde fallen, daß man das Klappern der ausgetrockneten Knochen vernahm.

„Was verlangt Ihr dafür?"

„Sechs Guineen, nicht mehr und nicht weniger, denn das ist so meine Taxe."

„Ich pflege nicht gern die Katze im Sack zu kaufen. Laßt doch sehen, guter Freund," sagte O'Farrell.

nahm die Lampe vom Tisch und schritt zur Besichtigung des Cadavers.

„'S ist ein prächtiges Exemplar," meinte Rosberry, der nicht die entfernteste Ahnung davon hatte, daß dieser Mann einst sein Nebenbuhler gewesen — denn auch er hatte ihn niemals gesehen — „ein herrlicher Cadaver, sag' ich Euch, zwar etwas verkohlt, was aber nicht viel zu sagen hat, weil die Brandspuren nur oberflächlich sind."

Rosberry hatte den Sack erst soweit abgezogen, daß nur der Kopf zu sehen war. O'Farrell ließ den Strahl der Lampe darauf fallen, prallte entsetzt zurück und rief mit einem Tone, den keine Feder zu schildern vermag:

„Lucy! Lucy! Das ist Lucy's Kopf!"

„Kanntet Ihr dieses Weib?" stammelte Rosberry, dermaßen erschreckt, daß alles Blut in ihm zu Eis erstarrte.

„Ob ich sie gekannt? Sprecht, Mann, wie kamt Ihr zu dieser Leiche? Wo fandet Ihr sie?"

„Vor drei Stunden hatte die Themse sie an's Ufer gespült."

„Wenn ich Euch das glauben soll, so sagt mir, wer Ihr seid."

„Wer ich bin, fragt Ihr? Ich bin ein armer Fischersmann."

„Ein Lügner, ein Schurke, ein elender Schuft seid Ihr!" rief O'Farrell mit gigantischer Stimme, stürzte

wie ein gereizter Tiger auf eine zum Angriff unvorbereitete Schlange los und faßte mit krampfhafter Wuth seine Beute an der Gurgel.

„Was wollt Ihr von mir?“ rief die eingeschüchterte, muthlose Schlange.

„Dich erwürgen, heuchlerische Natter, blutbefleckte Bestie. Glaubst Du, ich kenne Dich nicht? Das Brandmal des Mordes flammt auf Deiner frechen Stirn: Du bist der Mörder dieses Engels, Du bist der Gemahl dieses Weibes, Du bist Rosberry!“

„Weh mir!“ schrie der Elende, vom Blitzstrahl der Verzweiflung zerknickt, ohnmächtig zusammenbrechend.

„Nun, so läugne es doch, wenn Du's vermagst! Dein Leben, Mörder, liegt in meiner Hand. Wie ein elender Wurm krümmst Du Dich zu meinen Füßen. Hoffst Du etwa, daß ich Dich zertreten und mein Gewissen mit Deinem Blut besudeln werde?“ sagte O'Faryll, zerrte ihn mit sich bis zur Thür und riß dort so heftig an dem Klingelzuge, daß bald das ganze Haus zusammenlief.

„Was giebt's, was giebt's?“ riefen die Ersten, die mit dem Doctor auf einem und demselben Flure wohnten.

„Wache, Wache!“ rief O'Faryll. „Ich will diesen Mörder hier dem Arme der Gerechtigkeit überliefern!“

Man rannte fort und kam bald darauf mit den Dienern der bewaffneten Macht zurück.

Rosberry, der in dem Augenblick, wo O'Faryll ihn erkannt, allen Muth zur Vertheidigung verloren hatte, ließ sich, stumpfsinnig, wie ein mit der Keule vor

den Kopf geschlagenes wildes Thier, ohne den geringsten Widerstand arretiren. Der bald darauf herbeieilende Constable nahm ein kurzes Protokoll auf, das er vom Doctor O'Faryll und den anwesenden Zeugen unterschreiben ließ. Dann ertheilte er den Befehl, den Leichnam, das **corpus delicti**, sogleich auf's Amt zu tragen.

18.

Am andern Morgen, gleich im ersten Verhöre, gestand Rosberry seine ganze Schuld.

„Ich habe kein Wort zu meiner Vertheidigung hinzuzusetzen," sagte er, „und bitte Euch, meine Reue durch ein rasches Urtheil abzukürzen."

Der Prozeß ging ruhig seinen Gang. Erst nach vier Monaten sprach das Gesetz das Todesurtheil über ihn aus. Drei Tage später wurde er hingerichtet.

19.

Auch O'Faryll nahm ein trauriges Ende. Er starb bald darauf im Irrenhause.

Wohlfeile

Unterhaltungsbibliothek

für die

gebildete Lesewelt.

41.—43. Bändchen.

Saint Germain

von

E. M. Oettinger.

Leipzig, 1846.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Saint Germain.

Von

E. M. Oettinger.

Leipzig, 1846.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Ex
Bibliotheca Regia
Holmensi

Graf Saint Germain.

„Un homme, qu'on n'a pu jamais déchiffrer.“
Frédéric II.
oeuvres posthumes, tom IV, pag. 73.

I.

Die Republik Venedig feierte ihr Carneval. Aus allen Theilen Italiens, aus allen Ländern Europa's war eine Fluth von Reisenden herbeigeströmt, um Theil zu nehmen an der tollen Lust dieses Festes, das, beginnend am zweiten Weihnachtsfeiertage, sich nirgends schöner, nirgends heiterer gestaltete, als auf dem Sanct Marcus-Platze zu Venedig.

Das Carneval des Jahres 1756 war glänzender als alle früheren. Man zählte zwischen dreißig bis vierzigtausend Fremde, darunter die reichsten Cavaliere und die reizendsten Courtisanen, die aus aller Herren Ländern nach Venedig gekommen waren, um galanten Abenteuern

nachzusagen. Es wird behauptet, daß die Zahl jener Frauen, die das Fest der Ueppigkeit mit ihrer verführerischen Gegenwart beehrten, sich in jenem Jahre auf mehr als achttausend belaufen habe.

Der große, von einem Panorama der prachtvollsten Paläste eingerahmte Sanct Marcus-Platz, der Kern des venezianischen Lebens, der Brennpunkt des venezianischen Faschings, glich — von der Höhe des Campanile betrachtet — einem ungeheuern Ameisenhaufen, in dem dichte Schwärme von Masken jeder Art und Farbe, Seiltänzer, Bänkelsänger, Puppenspieler, Bärenführer, Quacksalber, Gondoliere und Sbirren (die Sicherheit der Republik verlangte, daß die Letztern bei keinem Feste fehlen durften), sich bunt durcheinander drängten und auf diese Weise ein pittoreskes Gewimmel, ein lebendiges Mosaik, ein bewegliches Kaleidoskop schufen, das jeden Zuschauer mit Staunen und Bewunderung erfüllte.

Aus diesem tausendfarbigen Bilde tauchten alle stehenden Masken der italienischen Volksbühne, alle stereotypen Figuren der **Commedia del arte** in zahlloser, unübersehbarer Menge hervor. Hier stolzirte der bolognesische **Dottore**, das zu Fleisch und Blut gewordene Pasquill auf alle gelehrte Pedanten; der eingebildete Narr, der alle menschliche Weisheit mit Löffeln ausgesuppt zu haben glaubt; der einfältige Philosoph, der Alles zu wissen wähnt und, streng geprüft, eigentlich gar nichts weiß; der alte Geck, der in der Einbildung lebt, daß jedes Mädchen in ihn verliebt sei, weil er einen

riesengroßen Hut, ein schwarzes Wamms und einen langen Mantel trägt und sich, weil er Doctor ist, für ein großes Licht hält; der langweilige Patron, der mit aufgeklaubten Floskeln und aufgeschnappten Phrasen um sich wirft und Gott und die Welt damit in Verzweiflung bringt; hier blähte sich der neapolitanische Capitano, auch Spavento, Esgangarato oder Cocodrillo genannt, der großmäulige Bramarbas, der bombenspeiende Eisenfresser, der italienische Rummelpuff, der sich ewig als Sieger preist, selbst dann noch, wenn er die furchtbarsten Prügel bekommen hat, eine köstliche Parodie jener Feldherren, die sich mit glänzenden Eroberungen brüsten, selbst wenn sie schmähliche Niederlagen erlitten haben, ohnmächtige Zwerge, die sich für fürchterliche Riesen halten, weil sie eine steife Halskrause und einen langen Säbel tragen, der — in der Scheide eingerostet — noch keiner Fliege etwas zu Leide gethan hat. Hier unter den Säulengängen der Procuratien trippelte der venezianische Pantalone, der reiche Krämer mit langem, spitzhervortretendem Judenbarte, mit rothen, enganschließenden Beinkleidern, gleichfarbigem Wamse und schwarzem, bournousähnlichem Ueberwurfe; der über alle Begriffe gutmüthige und über alle Beschreibung einfältige Vater der verhätschelten Colombine, einer jener stüpiden Dutzend-Papas, die blos darum auf der Welt zu sein scheinen, um sich von ihren Töchtern, in die sie äffig vernarrt sind, bei der Nase herumführen, foppen und betrügen zu lassen, Töchter, die ihrerseits kein kind-

ſicheres Vergnügen kennen, als das: ihren chers papas ein X für ein U vorzumachen. Hinter Colombinen ſchlich auf den Zehen der bergameskiſche Arlechino, in ſeinem buntſcheckigen Habit mit ſchwarzer Larve und weißem Filzhute, der leichtfüßige, gewandte und verſchmitzte Anbeter Colombinens, bewacht von dem argwöhniſchen Blick des neapolitaniſchen Pulcinello, jenes häßlichen, faulen, feigen und genäſchigen Dieners des trotz aller Vorſicht ewig geprellten Pantalone. Dieſer Pulcinello — eine feine Perſifflage auf die armſeligen Polizeiſpione, die überall Verrath wittern, aber trotz aller hündiſchen Wachſamkeit immer zu ſpät kommen — iſt ein feiler Schmarotzer, der im Dienſte ſeines knauſerigen Brotherrn mehr Prügel als Eſſen bekommt und noch obendrein ewig ausgelacht wird. Nicht fern von dieſem Vielfraß, der an der Stelle des Herzens den Magen und an der Stelle des Magens eine Uhr hat, deren Zeiger beſtändig auf Mittag weiſen, nicht fern von dieſem nimmerſatten, ewig durſtigen Spürhunde ſchwänzelte der römiſche Gielſomino, der modiſch friſirte, maaßlos pomadirte Nebenbuhler des begünſtigten Nebenbuhlers Arlechino, der geſchnürte und gezierte Zierbengel, das lächerliche Spiegelbild jener geiſtloſen Mode-Affen, die jedes weibliche Weſen mit Julius-Cäſar-Augen angaffen, worin die Herausforderung liegt: Ergebt Euch, Weiber, denn ich bin unwiderſtehlich!

Aber nicht blos auf dem Marcus-Platze, auch in allen Straßen, Gaſſen und Gäßchen wogte ein Meer

buntfarbiger Masken, darunter eine zahllose Schaar schwarzer, rother, grüner, blauer und gelber Domino's, die wie Irrlichter hin- und herhuschten und nirgends Ruh' zu finden schienen.

In den Palästen des Adels wie in den Häusern der reichen Kaufmannswelt herrschte lauter Jubel, ungezügelter Muthwille, tolle Ausgelassenheit. — Alle Gasthöfe waren, bis zum Dach hinauf, mit Fremden überfüllt, die von den Wirthen — wie dies bei solchen Anlässen ja immer zu geschehen pflegt — venezianisch geprellt wurden. Es gab Gastfreunde, die sich für ein Zimmer, dessen Fenster Aussicht auf den Marcus-Platz gewährten, tagtäglich vier bis fünf Scudi bezahlen ließen, woraus sich schließen läßt, daß der Fremde die Gastfreundschaft, die er zur Zeit des Carnevals in der Dogen-Residenz genoß, zu den theuersten Erinnerungen seines ganzen Lebens zählte.

Während dieser Festzeit, die mit dem Aschermittwoch schloß, hatte Venedig der Schaulust nicht weniger als acht Theater geöffnet, deren größere Hälfte blos Schwänke und Possen, Harlekinaden und Bambocciaden aufführte, die eine Unzahl lachlustiger Zuschauer hineinlockten, welche, alle ohne Ausnahme, maskirt erscheinen mußten. Während des Faschings war ganz Venedig Eine Maske: die Mitglieder des großen Rathes wohnten maskirt den Sitzungen im Dogen-Palaste bei; ja selbst der Schrecken Venedigs, der Rath der Zehen, vertauschte sein schwarzes Inquisitionsgewand, an dem das Blut manches Edeln geklebt, mit heiteren Masken, und so geschah es, daß

eines Tages ſämmtliche Mitglieder des Blutgerichts, als Dottori, Capitani, Pantaloni, Arlechini und Pulcinelli verkleidet, einen Venetianer, deſſen Familiennamen ſeit Jahrhunderten im „goldenen Buche der Republik" ſtand, zu ſechsmonatlichem Gefängniß in den Bleikammern verurtheilten, weil er auf öffentlichem Markte in der Nichte des Dogen, der er die Larve vom Geſicht geriſſen, die Maskenfreiheit verletzt hatte, ein Vergehen, das als crimen laesi carnevalis oft noch viel härter beſtraft wurde. Der Doge, ja ſelbſt der päpſtliche Nuntius, mußten ſich bequemen, bei öffentlichen Feſten ihr durchlauchtiges und apoſtoliſches Ich in profane Narrengewänder zu hüllen, denn während des Faſchings herrſchte in dieſer ariſtokratiſchen Republik die vollkommenſte Gleichheit der Stände.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht hindurch waren alle Ridotti geöffnet. Jedes dieſer Spielhäuſer hatte zehn bis fünfzehn große, feenhaft decorirte, magiſch beleuchtete Säle, in denen an fünfzig bis ſechzig grünen Tafeln alle erdenklichen Glücksſpiele — vom erhabenen Pharo bis zum Würfel herab — mit einer oft bis zum Wahnſinn geſteigerten Leidenſchaftlichkeit geſpielt wurden. Des Rathes hohe Weisheit hatte jedoch nur den Nobili das Recht eingeräumt, Bank zu halten und auf Fortuna's grüner Wieſe die goldenen Schafe zu ſcheeren. Zur Rechten und Linken jedes dieſer edlen Bankhalter ſtanden zwei unmaskirte Damen, welche die Stelle der Croupiers vertraten. Pointeurs, die nicht Nobili waren, durften zwar ſo gut wie dieſe ihr Geld verlieren, je-

doch nur maskirt an dem Spiele Theil nehmen. Und daher kommt es, daß man unter Ridotto — woraus der Franzose Redoute gemacht — eine Maskerade versteht.

Diese Ridotti waren die Hauptquartiere, worin alle Spieler, Glücksritter und Abenteurer, alle Courtisanen, Phrynen und Freudenmädchen zusammentrafen, um gegenseitig auf sich Jagd zu machen. In einem dieser Spielsäle war es, wo Friedrich August von Sachsen, im Carneval des Jahres 1693, in einer Nacht seine ganze Baarschaft und noch obendrein einen Edelstein von 100,000 Scudi Werth auf einer Karte verlor. Hier war es, wo er dafür die Bekanntschaft der reizenden Signora Mocenigo gemacht, von der uns der Verfasser des „galanten Sachsens" so viel Schönes erzählt, daß wir uns gern deren Bildniß vergegenwärtigen, um uns dabei des alten Sinngedichtes zu erinnern:

„Die Liebe ist ein altes Buch,
Drin steht auf jeder Seite:
Verboten bin ich oft genug,
Drum lesen mich die Leute."

II.

In einem dieser Spielhäuser prangte ein Flor der schönsten Courtisanen. Es war, als hätten die berühmtesten Schönheiten der alten und neuen Zeit sich hier ein Stelldichein gegeben. Es schien, als seien Aspasia, Lais, Theone und alle Grazien des alten Griechenlands aus ihren Gräbern auferstanden und zu neuem Leben erwacht,

um alle Männerherzen zu besiegen. Der Orientale glaubte sich in Mahomets Eden versetzt, in dem eine Schaar üppiger Peris überirdischen Zauber, himmlische Reize ausstrahlten, um den Gläubigen damit in ein uferloses Meer unbeschreiblicher Paradies-Wonnen zu verlocken. Augen, die den Glanz der Sonne, Wangen, die den Purpur der Rose, Busen, deren blendendes Weiß den Schnee der Apenninen verdunkelten, vereinigten sich zu einem Füllhorn von Reizen, die man inbrünstig angebetet, abgöttisch verehrt hätte, wären sie nicht käuflich gewesen wie Blumen und Flitter. — Man hält die Chinesen für dumm; sie aber sind klüger als wir: in ihrem Lande wird nur blinden Mädchen das traurige Privilegium ertheilt, ihre Reize feil zu bieten. Andere aber, die ihre Schönheit leichtsinnig wegwerfen, werden eingesperrt und bestraft. Bei uns hingegen hat jedes weibliche Wesen die unselige Befugniß, mit seinen Reizen Wucher zu treiben und ungestraft aus der Höhe jungfräulicher Sittenreinheit in den Pfuhl der Schande zu versinken. Arme Geschöpfe!

Die Schönste dieser Schönen — eines der beiden Mädchen, welche an der Seite des alten Nobile, der die Bank hielt, das Gehilfen-Amt verrichteten — war der Magnet, mit dessen Hilfe der schlaue Bankhalter alles Gold aus den Taschen der Spieler in seinen Säckel zog. Dieses Wunder von Schönheit hieß Angioletta und war das einzige Kind eines alten Seesoldaten, der, einer jener Achttausend, die im Jahre 1718 unter dem

Oberbefehle des General-Provveditore von Morea, Hieronimo Delphino, mit Löwenmuth gegen den Ueberfall von hunderttausend Türken angekämpft hatten, ergraut im Dienste der Republik, sich endlich nach Ruhe und Freiheit gesehnt hatte und Gondelführer geworden war.

Der alte Bartolomeo hatte, bei aller Armuth, keine Sorge, denn er war Philosoph, d. h. mit Allem zufrieden. Sein ganzes Hab und Gut bestand in seiner Gondel, die sein Palast und seine Kirche war. Angioletta aber, ein Kind der Liebe, dessen Mutter acht Tage nach der Niederkunft sich in die Lagunen gestürzt, um dort sich und ihre Schande zu begraben, Angioletta war ihres Vaters Stolz und Freude. Es ist eben so wahr als rührend, daß Kinder, außer der Ehe erzeugt, von ihren Vätern wärmer, inniger, maaßloser geliebt werden, als die legitimen. — Angioletta war für den alten Bartolomeo ein Gegenstand religiöser Anbetung, ein Stück Cultus: er schwärmte für das Kind, wie er einst für dessen Mutter geschwärmt — war die Eine doch ganz das Ebenbild der Andern; er liebte, er betete sie an wie eine Heilige, vor der man niedersinkt, um den Staub ihrer Füße, den Saum ihres Kleides zu küssen. Und diese Heilige, die sich von den treulosen Schwüren eines Fremden hatte bethören lassen, war jetzt nichts Anderes, als die Maitresse des Bankhalters. Der alte Vater aber liebte sie darum nicht weniger; Angioletta blieb noch immer sein Stolz und seine Freude, denn sie war ja das Ebenbild ihrer Mutter, schöner als alle Frauen Venedigs.

Jener Fremde aber, der Bartolomeo's Tochter verführt hatte, war bald darauf entflohen. Angioletta hatte weder Stand, noch Namen ihres Verführers erfahren.

III.

Eines Abends erschien an der Bank, die von einem dichtgedrängten Kreise gewinnsüchtiger Spieler umlagert war, ein schwarzer Domino, der, angezogen von der blendenden Schönheit Angioletta's, an dem Spiele Theil zu nehmen beschloß, um sich den Genuß zu verschaffen, sein Auge weilen zu lassen auf diesem Flor von Reizen, die ihn mit namenloser Lust erfüllten.

Er zog eine lange, grünseidene Börse hervor, nahm eine Hand voll Zecchinen heraus und setzte sie auf die Coeur-Dame. Die Karte gewann. Die Maske bot ein Paroli und gewann wieder. Als sie ein **Douze et le va** und bald darauf auch ein **Quatorze et le va** gewann, zeigten sich auf der Stirn des alten Bankhalters erbsendicke Schweißtropfen. Er betrachtete den schwarzen Domino mit Blicken, die ihn zu fragen schienen: „Welcher Satan hat Dich hierher geführt?“ Hätte unser Nobile ahnen können, daß Angioletta der Köder gewesen, der diesen Spieler herangelockt, er würde sie verwünscht, vielleicht gar fortgejagt haben. Noch höher stieg seine Angst, als der Domino auch das **Quinze et le va** gewann.

„Ich ersticke,“ murmelte der Nobile leise vor sich hin.

Die Pointeurs aber äußerten große Freude, daß die Bank, die Andere rupft, nun auch einmal gerupft werde.

Der Nobile zitterte, wie Espenlaub, an allen Gliedern. Angioletta, die sich — ohne zu wissen, weshalb — zum Domino hingezogen fühlte, gönnte ihm das Glück, das ihm ununterbrochen treu blieb, sozwar, daß er auch das Trente et le va gewann.

„Corpo di Cristo!“ riefen die erstaunten Spieler wie aus einem Munde.

„Sangue di Dio!“ fluchte der Bankhalter. „Dieser Schwarze muß entweder der Hexenmeister oder der Teufel in eigener Person sein. Noch keine von den sieben Karten, die er gewählt, hat fehlgeschlagen. Gewinnt er auch die achte, weh' mir, dann ist die Bank gesprengt.“

Im ganzen Saale herrschte Grabesstille. Niemand wagte zu athmen; Keiner konnte den Ausgang des nächsten Coup erwarten; Jeder war auf's Höchste gespannt, zu erfahren, ob der Domino Alles gewinnen oder Alles wieder verlieren werde. Mehr noch als das ausdauernde Glück, bewunderte Angioletta den Muth und die Seelenruhe dieses Spielers. Der Nobile aber betete, während er die letzten acht Karten der verhängnißvollen Taille abzog, zu allen Heiligen des Kalenders jetzt mehr, als sonst in einem ganzen Jahre.

„Schenkt der Himmel mir das Glück, daß ich den bösen Feind besiege, dann will ich zwei Tage fasten und dem heiligen Marcus, dem gebenedeiten Schutzpatrone unserer glorreichen Republik, einen goldenen ... Zahnstocher verehren.“

Der einfältige Mensch! Wer die Herren Heiligen für

ſich gewinnen will, muß nicht geizig ſein. Kein Wunder, daß San Marco ſich ſeiner nicht annahm.

Man denke ſich den Schreck des Bankhalters und den Jubel der Spieler, als der ſchwarze Domino das non plus ultra im Pharo (ein außerordentlicher Glücksfall, der ſich in hundert Jahren nicht zwei Mal wiederholt), das vierfache Paroli, das Trent-un et le va gewann!

„Die Bank iſt geſprengt!“ riefen Alle.

„Ich bin ruinirt!“ ſchrie der Nobile und ließ, wie vom Schlagfluß getroffen, die Hände auf den Schooß ſinken.

Auf dem reizendſchönen Antlitze Angioletta's zeigten ſich leiſe Spuren der Schadenfreude. — Der ſchwarze Domino füllte mit dem gewonnenen Goldhaufen eine Taſche nach der andern, trällerte dabei, ruhig und gelaſſen, ein Lied vor ſich hin, deſſen Worte Keiner von Allen verſtehen konnte, grüßte blos Angioletta und entfernte ſich dann.

Der Nobile, der gleich darauf wieder zu ſich gekommen war, winkte einem Pulcinell, der ein verkleideter Sbirre war.

„Kannteſt Du dieſen Domino?“

„Nein, Signor.“

„Schleiche ihm nach und ſuche zu erfahren, wer er iſt und wo er wohnt. Kannſt Du mir genügende Auskunft über ihn verſchaffen, ſo rechne auf meinen Dank und . . .“

„Und?“ wiederholte Pulcinell.

„Außerdem auf dreißig Zechinen.“

„Morgen hole ich ſie,“ ſagte der Sbirre und verſchwand.

IV.

Die Marcus-Glocken hatten Mitternacht verkündet.

Der ſchwarze Domino, der im Laufe einer Viertelſtunde die Bank geſprengt und dabei über vierzigtauſend Zechinen gewonnen hatte, trat eben vom Ridotto auf die Piazetta hinaus, um ſich nach dem Kai zu begeben und dort eine Gondel zu beſtiegen, als der vom geſprengten Nobile abgeſchickte Spürhund erſchien, dem Domino nachzuſchleichen.

Die Maske ſaß kaum in der Gondel, als der Sbirre ſich in eine andere warf und jener in einer Entfernung von kaum dreißig Schritten nachfuhr.

„Alter Burſche,“ fragte der Domino den Gondelführer, „haſt Du Luſt, hundert Zechinen zu verdienen?“

„Ei, warum denn nicht?“

„Nun denn, ſo ſage mir, wie ich es anfange, noch heute Nacht Deine Tochter zu ſprechen.“

„Meine Tochter? Ich habe keine Tochter.“

„Alter, Du lügſt. Glaubſt Du, Patron, daß ich Dich nicht kenne? Du heißeſt Bartolomeo, dienteſt dreißig Jahre in der venezianiſchen Marine, ſchlugſt Dich Anno 1718 auf Morea mit den Türken herum und wurdeſt verwundet.“

„Am rechten Arme,“ ſetzte Bartolomeo hinzu.

„Ich kenne Dein ganzes Leben: Du biſt der Vater der engelſchönen Angioletta, die — eine Perle zu Füßen der Sau — die Maitreſſe des alten Atari iſt.“

„Seid Ihr Venezianer?“

„Nein, Alter, ich bin ein Fremder, und erst seit acht Tagen in Venedig.“

„Und Ihr wißt schon?“

„Alles, was ich zu wissen brauche. Deine Tochter...“

„Gefällt sie Euch?“ fragte das Vaterherz mit zitternder Freude.

„Den möchte ich sehen, dem sie nicht gefiele. Ich habe alle fünf Welttheile durchreist, aber nirgends ein Wesen gefunden, das so schön wie Deine Tochter ist.“

„Ach, Signor, Ihr macht mich unaussprechlich glücklich.“

„Wodurch, Alter?“

„Durch das Geständniß, daß Ihr mein Kind schöner als alle Weiber dieser Erde findet. Seht, Herr, ich könnte Euch lieben, schon darum, weil Ihr meine Tochter liebt.“

„Angioletta ist das Ebenbild ihrer Mutter.“

„Wie, Herr, Ihr kanntet auch die Mutter?“ fragte Bartolomeo tief bewegt.

„Sie hieß Maria und war eine arme Waise, die auf dem Rialto Blumen und Früchte verkaufte.“

„Ach, Signor, reißt nicht die alten Wunden auf.“

„Angioletta, Alter, ist ein Engel, der ein besseres Loos verdient, als das: die schönsten Jahre seines Lebens hinsiechen zu sehen in den Armen jenes häßlichen Gerippes, das, aus Geiz, Knochen und Wollust zusammengesetzt, die Blüthen ihrer frühlingsfrischen Reize knickt...“

„Alari ist reich und kinderlos. Er hat versprochen, meine Tochter als Erbin seines ganzen Vermögens einzu-

setzen, um sie für das, was sie in der Gegenwart entbehrt, durch eine sorgenfreie Zukunft zu entschädigen."

„Mari, sage ich Dir, ist ein gemeiner Schurke, der Dein Kind wie eine Orange auspressen und dann zum Hause hinauswerfen wird."

„Herr, habt Mitleid mit meinen grauen Haaren! Stoßt nicht Dolche in das blutende Vaterherz."

„Ich muß Dich warnen. Du mußt, wenn das Glück Deines Kindes Dir am Herzen liegt, mir folgen, und Angioletta aus den Armen dieses alten Affen reißen."

„Ich bin der Sclave meines Kindes und gehorche nur ihrem Befehle. Fühlt sich Angioletta glücklich in ihrer Lage, dann wäre es schlecht von mir, ihr Glück zu stören. Fühlt sie sich unglücklich, dann bedarf es ja nur eines Wortes, eines Blickes, eines Winkes, um all' meinen Muth, all' meine Kraft anzufeuern, sie seinen Armen zu entreißen."

„Dein Kind ist unglücklich . . ."

„Signor, wer sagt Euch das?"

„Mir sagt's das bittere Lächeln, das den Purpur ihrer Lippen bleicht."

„Sie war niemals heiter."

„Sie wird es sein, sobald sie glücklich ist. Ich will, ich muß sie sprechen . . . führe mich in ihre Wohnung . . . ich will dort harren bis sie heimkehrt vom Ridotto . . . ich will zu ihren Füßen niedersinken und ihr sagen: Angioletta, ich liebe Dich, verlasse den Elenden und werde mein Weib."

„Signor, wer seid Ihr?"

„Deine Tochter soll's erfahren . . . es zieht mich

hin zu ihr mit magiſcher Gewalt . . . Alter, führ' mich zu ihr . . ."

„Signor, das mag' ich nicht . . ."

„Du biſt Gondoliere und mußt mich führen, wohin es mir beliebt."

„Nur nicht zu meinem Kinde."

„Warum nicht?"

„Weil Euer voreiliger Schritt ihm Gefahr bringen könnte."

„Ich fürchte nichts."

„Deſto mehr fürchte ich. Signor, ich bitte und beſchwöre Euch, ſteht ab von Eurem Vorhaben. Ihr ſollt ſie ſprechen, aber heute nicht."

„Wann denn?"

„Vielleicht in einigen Tagen."

„Das währt zu lange . . . ich will ihr ſchreiben . . . willſt Du den Brief ihr überbringen?"

„Mit Freuden, Herr."

„Führe mich in meinen Gaſthof."

Der Fremde wohnte im Albergo di sime d'oro, unfern der Rialto-Brücke. Zehn Minuten ſpäter hatte die Gondel ihr Ziel erreicht.

„Warte hier," ſagte der Domino, als er ausſtieg.

Gleich darauf hielt auch die zweite Gondel. Pulcinello ſprang eilig heraus und folgte dem Domino auf dem Fuße nach.

„Gevatter," ſagte der Sbirre zum Thürſteher des Hôtels, „wollt Ihr mir eine Freundſchaft erweiſen?"

„Mit Vergnügen.“

„Nun ſo ſagt mir, wer der Fremde iſt, dem man ſoeben die Treppe hinaufleuchtet?“

„Es iſt der Marquis de Bellemare.“

„Tauſend Dank, lieber Freund,“ ſagte der Spion, warf ſich in ſeine Gondel und fuhr nach dem Ridotto zurück.

V.

In derſelben Nacht war großer Ball beim Dogen.

Alle Säle des herzoglichen Paiaſtes ſchwammen in einem Meere von Lichtern. Im großen Thronſaale, ausgeſchmückt mit den ſchönſten Gemälden von Titian, Paul Veroneſe, Tintoretto und andern Meiſtern der italieniſchen Schule, tanzte auf dem aus Marmor und Halbedelſteinen zuſammengefügten Fußboden Venedigs reicher Adel, in Sammet und Seide gehüllt und vom Barett bis zur Schuhſchnalle mit Perlen und Diamanten überſäet, deren Glanz wie Sternengefunkel den ganzen Saal durchzitterte und in den großen Wandſpiegeln ein blendendes Echo fand. Im Saale del scrutinio — da wo die Nobili ihre Stimmen bei jeder neuen Wahl abgeben — prangten die Gemälde der 110 Dogen von Paolo Anafeſto bis Franceſco Loredano, dem jetzigen Herzog. Zwiſchen den Bildniſſen der Dogen Andrea Dandolo und Giovanni Gradenigo hing ein ſchwarzer Rahmen mit der Inſchrift: „Hic est locus Marini Falleri decapitati pro criminibus.“

Nicht fern von dieſem Rahmen, der uns an eine blutige Kataſtrophe der venezianiſchen Geſchichte erinnert, ſtand

der Doge in traulichem Geſpräche mit dem päpſtlichen Nuntius und Herrn von Bernis, einem galanten Abbé, der durch ein Lied, worin er die Schönheit der damals allmächtigen Frau von Pompadour beſungen hatte, über Nacht franzöſiſcher Geſandter geworden war.

„Haben Sie Nachrichten aus Verſailles erhalten?“ fragte der Doge den Herrn von Bernis.

„Heute Nachmittag erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben von der Marquiſe von Pompadour, worin ſie mir Auftrag ertheilt, Erkundigungen einzuziehen über einen gewiſſen Grafen von Saint Germain, der ſich gegenwärtig in Venedig aufhalten ſoll.“

„Ein Graf von Saint Germain? Ich erinnere mich, von einem Manne dieſes Namens ſchon vor fünfzig Jahren im Hauſe meines Oheims gehört zu haben,“ ſagte der Nuntius.

„Dieſer Mann,“ fuhr der franzöſiſche Geſandte fort, „iſt nach der Beſchreibung, die mir Frau von Pompadour von ihm entworfen hat, die räthſelhafteſte Erſcheinung, die mir im Leben vorgekommen iſt. In Verſailles erzählt man ſich blaue Wunder von ihm . . . er ſoll ein wahrer Hexenmeiſter ſein. Ew. Durchlaucht werden lächeln, wenn ich Ihnen ſage, daß es Leute giebt, die dieſen geheimnißvollen Mann für den ewigen Juden halten. Trotz der emſigſten Nachforſchungen, die König Ludwig XV. durch ſeinen Polizei-Intendanten in Frankreich und durch ſeine Geſandtſchaften im Auslande über den Grafen Saint Germain bis jetzt anſtellen ließ, iſt das Leben dieſes Mannes

noch immer ein in tausend Schleier eingehülltes Geheimniß. Der Graf will schon zweiunddreißig Jahre vor Christi Geburt in Jerusalem das Licht der Welt erblickt haben, Wenn das wirklich wahr wäre, so müßte er jetzt 1788 Jahre alt sein."

„Ob es Thoren giebt, die das Alles für Wahrheit halten?" fragte der Doge.

„Er weiß jede seiner Aussagen so wahrscheinlich zu machen, daß selbst der größte Zweifler ihm endlich Glauben schenkt. Der Graf betheuert, den Kaiser Tiberius eben so genau als unsern Heiland und seine zwölf Apostel gekannt zu haben . . ."

„Sie scherzen, Herr von Bernis," unterbrach ihn der Nuntius.

„Ich erzähle nur Das, was Andere von ihm wissen wollen. Er behauptet, ein sehr intimer Freund des Apostel Petrus gewesen zu sein und ihm mehr als ein Mal den Rath ertheilt zu haben, seine Heftigkeit zu mäßigen. Er rühmt sich ein naher Anverwandter des großen Herodes zu sein, von dem er mehr als ein Andenken, unter Anderm auch einen kostbaren Siegelring, aufzuweisen hat."

„Märchen, nichts als Märchen!" sagte der Doge.

„Etwas aber muß denn doch wahr daran sein, denn schon François Rabelais, der im Jahre 1531 von der medicinischen Facultät in Montpellier den Doctorhut empfing, will mit dem Grafen Saint Germain dort in demselben Jahre öffentlich disputirt haben. Fünfzig Jahre später will Michel Montaigne ihn in Rom gesehen und vom

Papſt Gregor XIII. Wunderdinge über ihn gehört haben. So viel iſt gewiß, daß der Graf ein Stammbuch beſitzt, in das Montaigne eigenhändig ein paar Verſe eingeſchrieben hat."

„Als Zeitgenoſſe Rabelais' müßte er alſo mindeſtens 220 Jahre alt ſein," meinte der ungläubige Nuntius.

„Nach ſeiner eigenen Ausſage zählte er, als Franz I. im Jahre 1515 den franzöſiſchen Thron beſtieg, ſchon 1547 Jahre. Er war bei der Schlacht von Marignano zugegen und iſt im Beſitze einer Haarlocke, die ihm Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, zwei Stunden vor der Flucht von Romagnano, geſchenkt haben ſoll."

„Erlauben Sie, daß ich das Alles bezweifle," ſagte Loredano.

„Auch ich, Durchlaucht, bin wenig geneigt, das Alles zu glauben; deſſenungeachtet kann ich nicht leugnen, daß dieſer räthſelhafte Graf mir ein ganz eigenthümliches Intereſſe einflößt," ſprach der Nuntius. „Mein Oheim, der 1705 in einem Alter von zweiundneunzig Jahren ſtarb, erzählte mir kurz vor ſeinem Tode von einem Hexenmeiſter gleichen Namens, der ſich um das Jahr 1660 in ganz Italien durch ſeine Wunderkuren berühmt gemacht hat."

„Dies iſt derſelbe Graf, der ſich jetzt in Venedig aufhalten ſoll," ſetzte Herr von Bernis hinzu. „Nach der Depeſche, die ich empfangen habe, ſoll er ein Lebens-Elixir verkaufen, das die Wunderkraft beſitzt, alte Leute wieder jung zu machen. Und weil es am Hofe von Verſailles gewiſſe Damen giebt, die vor einer Runzel mehr

Furcht als vor dem Tode haben, ist mir der Auftrag geworden, den Wundermann nach Paris einzuladen."

„Erfahren Venedigs Frauen, daß dieser Herenmeister, der das Geheimniß besitzen will, das Alter zu verjüngen, jetzt in ihrer Mitte weilt, dann lassen sie ihn sicher nicht mehr fort von hier. Von frühem Morgen bis in die späte Nacht werden sie seine Wohnung umlagern und nicht eher ruhen, bis er Alle entrunzelt hat."

„Nur die Reichen, Durchlaucht, werden bei ihm Hilfe finden, denn der Graf läßt sich für seinen Wundertrank enorme Summen bezahlen. Eine Phiole, die kaum funfzig Tropfen des verjüngenden Aethers enthält, soll, wie ich höre, fünftausend Francs kosten. Ich habe den Auftrag erhalten, zehn Phiolen mit dem nächsten Courier nach Versailles zu schicken."

„Beweis, daß Frau von Pompadour bereits zu altern anfängt," apostrophirte der Nuntius.

„Wahre Schönheit altert n i e," erwiderte der schlaue Günstling der mächtigen Marquise.

„Wollen Sie glauben," sagte der Doge, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, „daß ich nach Ihren Mittheilungen in der That sehr gespannt bin, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen? In jedem Menschen, selbst in dem aufgeklärtesten, liegt ein mehr oder minder hoher Grad von Neigung, Dinge zu glauben, die wir für Wunder halten, weil sie uns momentan unerklärlich scheinen; und dennoch lehrt uns die Erfahrung, daß Manches, was uns im ersten Augenblick als räthsel-

haftes Wunder verblüfft, ſich ſpäter als ein ganz natürliches Kunſtſtückchen herausſtellt. So wird es uns auch mit dem Grafen Saint Germain gehen. Ich fürchte nicht zu irren, wenn ich glaube, daß dieſer Mann, der uns jetzt als ein übernatürlicher Hexenmeiſter erſcheint, wohl weiter nichts als ein ſchlauer Betrüger iſt, der aus unſerer Leichtgläubigkeit ſo lange Nutzen zieht, bis uns die Schuppen von den Augen fallen und wir einſehen lernen, daß wir hinter's Licht geführt, geprellt, dupirt ſind."

„Ich habe mir vorgenommen," ſprach Herr von Bernis, „dem Wundermanne ſcharf auf den Zahn zu fühlen."

„Aber ſind Sie denn auch wirklich überzeugt, daß er jetzt in Venedig iſt?" fragte der Nuntius.

„Frau von Pompadour meldet mir, daß der Graf, der noch vor vierzehn Tagen in Marſeille geweſen ſei, ſich von der dortigen Polizei ſeinen Paß nach Venedig habe viſiren laſſen. Mein Perſonal, das bei der hieſigen Polizei ſofort Erkundigungen über ihn eingezogen, hat leider keine Auskunft erhalten. Der Graf verſteht die Kunſt, ſich an manchen Orten in ein undurchdringliches Incognito zu hüllen. Er liebt es, unter zehn verſchiedenen Namen, bald als Franzoſe, bald als Portugieſe, bald als Deutſcher, bald als Pole in der Welt umherzuziehen. Vor nicht gar langer Zeit ſoll er ſich als Herr von Schöning in Piſa, als Chevalier Welldone in Mailand und als Graf Soltykow in Genua umhergetrieben haben. Gott weiß, unter welchem Namen der ſchlaue Fuchs ſich jetzt in Venedig aufhält."

„Wir wollen das bald erfahren," sagte der Doge. Man sprach dann von andern Dingen.

VI.

Als der Marquis de Bellemare in sein Zimmer eingetreten war, hatte er Larve und Domino abgeworfen, sich an seinen Pult gesetzt und in aller Hast zwei Briefe geschrieben; den einen an Signor Alari, den andern an Angioletta.

Der erste lautete:

„Der schwarze Domino, der gestern Eure Bank gesprengt hat, ist fest entschlossen, sie heute, morgen, übermorgen und jeden Abend zu sprengen, wenn Ihr Euch nicht entschließen könnt, dem Besitze einer Perle zu entsagen, die für Leute Eures Schlages nicht geschaffen ist. Angioletta darf — ich schwöre es Euch — nicht länger mehr die Eure sein. Wollt Ihr freiwillig zurücktreten, so will der Unterzeichnete Euch die ganze Summe von 40,000 Zecchinen, die er Euch abgewonnen hat, mit Freuden zurückzahlen, um Euch für das Opfer, das Ihr ihm bringt, zu entschädigen. Wollt Ihr diesen Tausch nicht annehmen, so wird man Mittel und Wege finden, Euch dazu zu zwingen."

„Nachschrift: Durch den Ueberbringer dieser Zeilen erwartet man Eure Antwort."

Der Inhalt des zweiten Briefes lautete:

„Der schwarze Domino, dem gestern an der Pharobank Fortuna und — was ihn millionenmal mehr be-

glückt — das schönste Weib auf Gottes Erde gelächelt, wagt, hingerissen von der Allmacht Eurer Reize, gefesselt von dem Zauber Eurer Anmuth, sein liebeglühendes Herz Euch, angebetete Signora, zu Füßen zu legen und Euch bei Allem, was Euch lieb und heilig ist, zu bitten und zu beschwören, Ort und Stunde zu bestimmen, wo er Euch morgen sehen und sprechen kann."

Nachdem der Marquis beide Briefe gesiegelt hatte, ließ er durch seinen Diener Benjamin den alten Gondelführer rufen.

„Hier zwei Briefe und hundert Zecchinen," sagte er zum Eintretenden.

„Hundert Zecchinen? Für wen?" fragte Bartolomeo.

„Für Dich!"

„Und wofür?"

„Für den Dienst, den Du mir dadurch erweisest, daß Du beide Briefe richtig abgiebst."

„Behaltet Euer Geld und gebt mir Eure Briefe."

„Nimm sie hin. Aber wagst Du beide, oder auch nur einen zu unterschlagen, dann fürchte meine Rache. Giebst Du sie pünktlich ab, dann, Alter, rechne auf meinen Dank. Gelingt es Dir, mir bis morgen Mittag Antwort, wär's auch eine Zeile nur, von Deiner Tochter zu verschaffen, dann, Bartolomeo, machst Du mich zum Glücklichsten auf Gottes Erdboden."

„Addio, Signor!" sagte der Gondoliere und ging.

VII.

Jeder meiner Leser wird längst errathen haben, daß der Marquis de Bellemare kein Anderer als der Graf Saint Germain war. Selbst das Wenige, was sie über ihn im Dogen-Palaste aus dem Munde des französischen Gesandten vernommen, wird sie überzeugt haben, daß dieser Mann eine außergewöhnliche Erscheinung, ein geheimnißvolles Räthsel, ein Stück Wunder war.

Sein Aeußeres hatte nur wenig Auffallendes. Der Graf war ein großer, ziemlich robuster Mann; er hatte einen Wald schneeweißer Haare, einen weißen Backenbart und weiße Augenbrauen, dabei aber eine so gesunde, männlich frische Gesichtsfarbe, daß er nicht viel älter als ein Vierziger aussah. Er hatte ungemein kluge, pfiffige Augen, Augen, die jedem Menschen bis auf den Grund der Seele schauen und aus der tiefsten Tiefe des Herzens die geheimsten Gedanken herauslesen konnten. Die Marquise de Crequy, die ihn genau gekannt, giebt ihm in ihren Memoiren das Zeugniß, daß er die schönsten Zähne, die feinste Hand und den kleinsten Fuß besaß; mehr noch entzückte sie sein kleines, feingebautes Ohr, ein Merkmal, das diese geistreiche Beobachterin für das sicherste Zeichen vornehmer Abkunft hält. Große Ohren, sagt die Marquise, verrathen den Plebejer, kleine Ohren den feinen Aristokraten.

Viel auffallender war des Grafen Anzug, in dem sich immer etwas Gesuchtes, Ueberladenes, Geputztes allzu

sichtbar machte. Er trug in der Regel einen braunsammetnen, mit Gold und Edelsteinen übersäeten Rock, ein mit den theuersten Spitzen besetztes Jabot und feingestickte Manchetten. An jedem Finger blitzten vier bis fünf kostbare Ringe. Schuhe und Hosenschnallen waren mit großen Diamanten besetzt; die Knöpfe seiner reich gestickten Atlasweste waren, wie die Knöpfe seiner Rockärmel, funkelnde Rubinen. Gering angeschlagen, besaßen die Edelsteine, die er an sich trug, den Werth einer halben Million Lire.

Cicero erzählt von dem sechsten Mithridat, er sei nicht blos König, sondern auch — was bei Fürsten so selten der Fall ist — ein großer Gelehrter gewesen, der die Bewunderung all' seiner Zeitgenossen erregt, weil er nicht weniger als zweiundzwanzig Sprachen gesprochen habe. Aber welch ein Ignorant war dieser Mithridat gegen den Grafen Saint Germain, der, ein Polyglotte im weitesten Sinne des Wortes, alle alte und neue Sprachen der Welt so fehlerfrei und geläufig als das Arabische sprach, das er für seine Muttersprache ausgab.

Es schmeichelte der Eitelkeit des Grafen, bei jeder Gelegenheit, wo von seinen bewundernswerthen Sprachkenntnissen die Rede war, folgendes Geschichtchen zu erzählen: Auf dem Tridentiner Concilium, bei dem er im Jahre 1562 persönlich zugegen gewesen sein will, hatte er mit dem Präsidenten des Concils, dem Cardinal Prinzen von Mantua, die Wette gemacht, daß es weder eine todte, noch eine lebende Sprache gäbe, die ihm fremd geblieben wäre. Der Prinz habe nach Rom geschrieben

und sich aus der Bibliothek des Vaticans einige Handschriften kommen lassen, welche Papst Julius III. von seinen Missionären aus Mexiko als Seltenheit zum Geschenk erhalten hatte. Den Handschriften war, auf den Wunsch des Cardinals, eine italienische Uebersetzung beigefügt. Der Prinz triumphirte; wie groß aber war sein Erstaunen, als der Graf eine Handschrift nach der andern dechiffrirte und ihm den Inhalt derselben Wort für Wort verdolmetschte. Er war mit den Sprachen Asiens und Amerika's eben so vertraut, wie mit den europäischen.

Der Graf hatte das wunderbarste Gedächtniß: er war der größte Mnemoniker. Mithridat, König von Pontus, konnte jeden seiner 80,000 Soldaten beim richtigen Namen nennen. Seneca wußte 2000 Worte in derselben Ordnung zu wiederholen, in der sie ihm vorgesagt wurden. Hortensius vermochte sämmtliche Preise einer Auction zu behalten. Hugo Grotius behielt, als er in Frankreich der Musterung einiger Regimenter beiwohnte, die vorgelesenen Namen aller Soldaten. Justus Lipsius getraute sich, den Tacitus vom Anfange bis zum Ende herzusagen, stünde Jemand auch mit gezücktem Dolche neben ihm, um ihn augenblicklich zu durchbohren, wenn er ein Wort vergessen hätte. Eine durch ihre Gelehrsamkeit berühmte Venezianerin war im Stande, jede Predigt, die sie ein Mal gehört, auf der Stelle Wort für Wort zu wiederholen. Racine wußte den ganzen Euripides, Bayle den ganzen Montaigne, Hughues Doneau das ganze corpus juris, Metastasio den ganzen Horaz, und Carteret, Lord-

Lieutenant von Irland, das ganze neue Teſtament vom erſten Worte des Matthäus bis zum letzten der Offenbarung auswendig. Nicht minder merkwürdig iſt jener götting'ſche Doctor Brendel, der die ganze Aeneide vor- und rückwärts herzuſagen wußte, und jener Herr von Noſtitz, der ein Schauſpiel nicht mehr als zwei Mal zu hören brauchte, um es dann von der erſten bis zur letzten Scene wörtlich recitiren zu können. Graf Saint Germain konnte das Alles und noch mehr. Jede Zeitung, die er ein Mal durchlas, wußte er auswendig. Er hatte ein ſo rieſiges Zahlengedächtniß, daß er die Reihenfolge von 1000 Zahlen behielt, die er vorwärts, rückwärts und aus der Mitte herausgeriſſen herſagen konnte. Nach ſeiner Ausſage hatte er im Jahre 1574 am Hofe Heinrichs III. zu Krakau ein Kunſtſtückchen gezeigt, das man als das non plus ultra ſeiner Gedächtnißkraft bewundern muß. Er ließ ſich hundert Spiel Piquetkarten geben, bat den König und deſſen Umgebung, die 3200 Karten bunt durcheinander zu miſchen, die Reihenfolge derſelben ihm Blatt für Blatt vorzuſagen und ſie alsdann genau notiren zu laſſen, um den Beweis zu liefern, daß er dieſe Reihenfolge vom erſten bis zum letzten Blatte behalten habe. Etwas Aehnliches will er 1612 am Hofe der Regentin von Frankreich, Maria von Medicis, in Gegenwart ihres Günſtlings, des Marſchalls d'Ancre und deſſen Gemahlin, Leonore Galigai, gezeigt haben. Er bat ſich drei Würfel aus, erſuchte den Marſchall, damit tauſend Würfe zu thun und die Augen jedes einzelnen

Wurfes aufzeichnen zu laſſen, um ihnen alle Würfe in der aufgeſchriebenen Reihenfolge wiederholen zu können. — Das grenzt an Zauberei, rief die Königin Wittwe und verlieh ihm dafür den St. Michael-Orden.

Eben ſo groß und bewundernswürdig war das muſikaliſche Genie des Grafen. Er ſpielte faſt alle Inſtrumente, vor allen aber die Violine mit ſo vollendeter Meiſterſchaft, daß man in ihm einen zweiten Maeſtro Tartini zu hören glaubte. Darf man den Verſicherungen des Grafen vollen Glauben beimeſſen, ſo habe die berühmte Teufelsſonate, die, wie Tartini erzählt, ihm unmittelbar vom Teufel eingegeben worden ſei, nicht Meiſter Satan, ſondern der Graf Saint Germain componirt und Tartini deſſen Arbeit blos abgeſchrieben. Den erſten Unterricht in der Muſik wollte er vor ungefähr ſiebenhundert Jahren bei einem Benedictiner-Mönch und Abt zu Avellana, bei dem berühmten Meiſter Guido von Arezzo, genoſſen und, was die Kirchenmuſik anlangt, ſich fünf Jahrhunderte ſpäter unter Paleſtrina ausgebildet haben. Mit der ernſteſten Miene von der Welt machte er ſeinem erſten Meiſter die Erfindung der Notenſchlüſſel ſtreitig und betheuerte mehr als ein Mal bei allen Heiligen des alten und neuen Kalenders, daß er Derjenige geweſen ſei, der zuerſt zur Bezeichnung der ſieben Töne die ſieben Anfangsſylben einer Hymne an den heiligen Johannes, das ut, re, mi, fa, so, la, si, eingeführt habe.

Der Graf war ein ebenſo ausgezeichneter Maler. Cimabue, der um das Jahr 1240 zu Florenz gelebt und

mit Recht als der Schöpfer der neuern Kunst betrachtet wird, und Giotti, des Erstern Schüler, der seinen Vorgänger sowohl im Colorit als in der Behandlung der Perspective übertroffen hat, waren des Grafen erste Meister. Letztern nannte er mit Thränen in den Augen einen seiner liebsten Freunde, der anno 1336 *in seinen Armen* gestorben sei. Zweihundert Jahre später will er Brüderschaft mit Giulio Romano getrunken und ihm die Idee zu den zwanzig schlüpfrigen Bildern, zu welchen Pietro Aretino eben so viele obscöne Sonette gedichtet, angegeben haben. Ueberhaupt gab es weder einen Maler noch Musiker alter und neuer Zeit, der ihm unbekannt geblieben wäre; er kannte *alle* Künstler und wußte aus dem Leben jedes Einzelnen die drolligsten Schwänke zu erzählen. — Im Malen selbst bestand seine Hauptstärke darin, den Glanz der Edelsteine so täuschend nachzuahmen, daß sie wie wirkliche brillirten. Den Sammet wußte er weicher als Jan Breughel, den Atlas schöner als Terburg, Douw und Netscher wiederzugeben.

Im Schreiben hatte er die wunderbare Fertigkeit erlangt, jede Handschrift dergestalt treu nachzuahmen, daß die Copie von dem Original nicht zu unterscheiden war: er schrieb mit beiden Händen *zugleich*, und mit der linken eben so schnell und schön, als mit der rechten; doch war es Grundsatz von ihm, daß er seinen Namen nie ein wie das andere Mal, sondern immer anders schrieb, woher es kommt, daß eine Unzahl der allerunähnlichsten Handschriften von ihm existiren.

Aus der Handschrift Anderer wußte er fast immer den Charakter, manchmal sogar den Namen des Schreibers zu errathen. Im Jahre 1724 legte ihm Philipp V. von Spanien, der sich nach seiner Thron-Entsagung ins Kloster St. Ildephonse zurückgezogen hatte, drei Schreiben mit der Frage vor, ob vielleicht auch diese Schriftzüge ihm bekannt seien. Der Graf durchflog den Inhalt und sagte: „Wenn ich Ew. Majestät darauf erwidere, daß dieser Brief von dem unsterblichen Entdecker Amerikas herrührt, so ist dies schon darum kein Wunder, weil derselbe Christoph Columbus mir die Ehre erwiesen, sich drei Tage vor seinem Tode, am 17. Mai 1503 zu Valladolid, in mein Stammbuch einzuschreiben. Die zweite Handschrift rührt, wenn ich nicht irre, von Luis Velez de Guevara, dem berühmten Verfasser des Diablo cojuelo her, aus dem Lesage seinen hinkenden Teufel ausgebrütet hat. Den dritten Brief hat ein Maler geschrieben, dessen Name mir leider entfallen ist, dessen ich mich aber wohl erinnern werde, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mir den Anfangsbuchstaben zu nennen." — „A," sagte der Enkel Ludwigs XIV. — „O Schwachkopf," rief der Graf, sich auf die Stirn schlagend, „wie konntest Du vergessen, daß er Juan de Avellana hieß!" — „Kannten Sie diesen Künstler?" fragte der blödsinnige Monarch. — „So gut als mich selbst," antwortete der Graf. „Er war einer der ausgezeichnetsten Blumenmaler, der um das Jahr 1640 zu Toledo geblüht." — „Der Graf," sagte bald darauf der Günstling Farinelli zur Königin,

„ist entweder der Teufel selbst oder einer seiner verschmitztesten Lügengeister."

Das Erstaunen des Lesers wird den Brennpunkt erreichen, wenn ich sage, daß es Tage gab, wo der Graf, mit Hellseherblick begabt, den Inhalt versiegelter Briefe errieth. Ueberhaupt hatte er etwas Prophetisches, einen Geist, der zukünftige Ereignisse voraussehen und Dinge weissagen konnte, die in der Regel eingetroffen sind. Es ist allgemein bekannt, daß er im Jahre 1755 zu Genua prophezeiht hatte, daß Ludwig XV. am 10. Mai 1774 an den Kinderblattern sterben werde, eine Weissagung, die sich in der That bestätigt hat. Der Graf behauptete, diese prophetische Gabe von dem 1566 zu Salon in der Provence gestorbenen Zukunftsverkündiger Michel Nostradamus geerbt zu haben, der schon am 27. Juni 1558 in einem Briefe an König Heinrich II. die Revolution von 1792 geweissagt hatte *). Der Graf will den famosen Astrologen persönlich gekannt, ja sogar an dessen „Prophéties", die zuerst im Jahre 1568 zu Lyon bei Paul Rigaud im Drucke erschienen waren, thätig mitgearbeitet und die **zweite Correctur** besorgt haben. —

Der Graf hatte nur eine Leidenschaft: er kannte alle Spiele der Welt und liebte namentlich solche, in denen

---

*) Das ist factisch. Die Stelle lautet: „Plus grande persécution sera faite à l'église chrétienne, qui n'a été faite en Afrique (sous Genséric et Hunéric) et durera ceste-ci jusque à l'an mil sept cent nonante (1792), que l'on cuidera estre une rénovation du siècle."

der Zufall, das Glück entscheidet. Mehr als ein Mal wollte sein prophetischer Geist die fünf Nummern vorausgesagt haben, die in der Zahlenlotterie herauskommen mußten. Für das Pharo hatte er nach jahrhundertlanger Berechnung endlich eine Formel, eine sogenannte Kabbala gefunden, mittelst welcher es in seine Macht gegeben war, ganz nach Belieben jede Bank zu sprengen — ein kostbares Geheimniß, für dessen Mittheilung ihm die berühmte Marquise de Montespan, die eine der leidenschaftlichsten Hasardspielerinnen am Hofe Ludwigs XIV. gewesen ist, fünf Millionen Francs, und als sie eingesehen hatte, daß der Graf nicht durch Geld zu fangen war, ihm verblümt eine Nacht in ihren Armen angeboten haben soll, ein Preis, der ihm aber so kostspielig erschienen war, daß er, wie Demosthenes zu Lais, gesagt haben soll: Das hieße eine Reue zu theuer erkaufen. Ob die Reue auf seiner oder ihrer Seite geblieben, wollen wir unbeantwortet lassen, da ich nicht zu entscheiden wage, ob des Grafen Pharo-Formel auch in der That unfehlbar richtig gewesen sei. War das wirklich der Fall, so ist es Jammerschade, daß diese Kabbala mit ihm unwiederbringlich verloren ging.

Der Graf war einer der größten, ja vielleicht gar der größte Schachspieler, der je gelebt hat. Auch in dieser Kunst datirte er seine Meisterschaft von einem der ersten Schachspiellehrer, von dem sicilianischen Mönche Pietro Carrera her, der im Jahre 1617 zu Militelli eines der gediegensten Werke darüber herausgegeben hat. Herr von

Saint Germain ſchien auf ſeine Virtuoſität in dieſem Spiele ſtolzer als auf manche andere ſeiner ausgezeichneten Fähigkeiten zu ſein, denn mit größter Genugthuung erzählte er, dem berühmten Matador Paolo Boi am Hofe Philipps II. von Spanien einen Bauer; dem Sir Charles Blount, nachmaligem Lord Monjoy, dem die Königin Eliſabeth von England ein goldenes Schachſpiel geſchenkt, einen Springer; dem Calabreſen Gioachimo Greco, der durch die Meiſterſchaft in dieſem Spiele in Paris 50,000 Ducaten gewann, im Jahre 1640, in Gegenwart des Herzogs von Nemours, einen Laufer und hundert Jahre ſpäter dem Araber Philipp Stamma ſogar einen Thurm vorgegeben und trotzdem — wie ſich das von ſelbſt verſteht — all' dieſe Gegner überwunden zu haben. Den Componiſten Philidor, der um die Zeit, in welcher unſere Erzählung ſpielt, in Frankreich als erſter Schach-Virtuoſe bewundert wurde, geruhte unſer Graf geradezu einen Schwachkopf, einen Einfaltspinſel, einen Stümper zu nennen, dem er die Königin vorzugeben ſich getraue und ſich außerdem anheiſchig mache, ihm gegenüber mit verbundenen Augen zu ſpielen. Unglaublich und dennoch ſo wahr, daß ich Alles verbürgen kann.

Die Freunde der Roulette werden ſich meinem Grafen dankbar verpflichtet fühlen, wenn ſie erfahren, daß er auf die Erfindung dieſes Spieles Anſpruch macht. Doch auch dafür, gleichwie für das verwandte Rouge et noir, ſchmeichelte er ſich im Beſitze einer Berechnung zu ſein, mit deren Hilfe es ihm, mit ſeltenen Ausnahmen, gelin-

gen müſſe, auch in dieſem Spiele die Bank zu ſprengen. Glücklicher Graf!

Doch vorläufig genug davon. Laſſen Sie mich jetzt den Faden der Erzählung da aufheben, wo ich ihn fallen ließ.

VIII.

Nachdem der Marquis de Bellemare die Briefe und den Gondelführer abgefertigt hatte, rief er ſeinen Diener Benjamin, mit dem er auf ſo vertraulichem Fuße, wie ein Vater zu ſeinem Sohne, wie eine Frau zu ihrem Kammermädchen, wie der Liebhaber in den Komödien zu ſeinem Vertrauten ſtand.

Benjamin war ein blutjunger, äußerſt netter, ganz allerliebſter Burſche, der ſeinem Herrn viel ähnlicher ſah als manches eheliche Kind ſeinem officiellen Vater. Benjamin hatte, wie der Graf, ein Paar ſchwarze Spitzbuben-Augen, langes, ſchwarzes, ungekünſtelt gelocktes Haar, einen roſenrothen Teint, perlweiße Zähne und ein Grübchen im Kinn, was ſchon nach Porta's Phyſiognomik ein ſicheres Kennzeichen angeborener Schelmerei ſein ſoll. Im Ganzen betrachtet, war Benjamin ſo zart und zierlich, daß Mancher in Verſuchung gerieth, den hübſchen Jungen für ein Mädchen zu halten, was ihm und dem Grafen oft Stoff genug zum Lachen, ſeinen Feinden hingegen Veranlaſſung zu boshaften Vermuthungen gab, die ſich aber weder Herr noch Diener ſehr zu Herzen nahmen, da Beide über die Scheelſucht der Welt viel zu ſehr erhaben waren.

Benjamin — ein verwaiſtes Kind, das der Graf ſchon vor 120 Jahren in Paris zur Zeit der Regierung Ludwigs XIII. adoptirt haben wollte — war höchſtens neunzehn Jahre alt, aber trotz ſeiner großen Jugend doch ſchon ſo pfiffig und verſchmitzt, ſo ſchlau und durchtrieben, wie ſein gnädiger Herr Adoptiv-Vater.

„Weißt Du, Freund Benjamin," fragte der Graf, „wie alt ich bin?"

„Ew. Gnaden gehen jetzt ins 1789ſte Jahr."

„Und wirſt Du es glauben wollen, daß ein Mann in meinem Alter, urplötzlich und zum erſten Male in ſeinem Leben, ſich ernſtlich verlieben kann?"

„Ei, gnädiger Herr, warum ſollte ich das nicht glauben? Finde ich es doch ſogar ſehr wahrſcheinlich und — wenn auch nicht verzeihlich — wenigſtens ganz natürlich."

„Und warum?"

„Weil Alter nicht vor Thorheit ſchützt."

„Benjamin!" ſagte der Graf in einem Tone, in dem eine leiſe Drohung lag.

„Grollen Sie mir nicht. Haben Sie mir doch oft genug die Erlaubniß ertheilt, Ihnen nackt und ungeſchminkt Alles ſagen zu dürfen, was mir auf dem Herzen liegt. Mit der Kunſt zu lügen habe ich auch die Gabe des Schmeichelns verlernt. Befehlen aber der Herr Graf, daß ich lügen ſoll, ſo . . ."

„Nein, nein, guter Benjamin, fahre fort, mir die Wahrheit zu ſagen. Du biſt ja das einzige Weſen auf der Welt, vor dem ich kein Geheimniß habe. Du mußt

es treu und ehrlich mit mir meinen, in allen Lagen des Lebens, mir gegenüber, aufrichtig und wahr sein. Benjamin, tadle, schelte, verachte mich ... ich bin verliebt."

„Und darf Ihr Diener fragen, in wen?"

„In ein Weib, schöner als alle Engel des Paradieses."

„Wie so ein Engel wohl aussehen mag?"

„Wie das Weib, das ich heute Nacht an der Spielbank gesehen."

„Also eine jener Phrynen, die von den Bankhaltern als Lockspeise ausgeworfen werden, um mit ihnen verliebte Gimpel zu ködern?"

„Mäßige Deine Ausdrücke, Freund Benjamin. Bemitleide mich, daß es mir an Kraft gebricht, gegen ein Gefühl anzukämpfen, von dem ich lange keine Ahnung mehr gehabt, ein mächtiges Gefühl, das sich all' meiner Sinne bemeistert und meinen Geist zum ohnmächtigen Sclaven seines Willens macht."

„Das also ist der stolze Graf, der vor aller Welt damit geprahlt, daß kein Weib auf Erden mehr im Stande sei, einen Eindruck auf sein für die Täuschungen der Liebe abgestorbenes Herz zu machen! Das also ist der stolze Graf, der sich noch gestern gerühmt, daß aller Frauenreiz machtlos abprallt an dem Harnisch seiner Vernunft, an dem Panzer seiner Gleichgiltigkeit! Und dieser Mann, der sich immer und ewig damit gebrüstet, ein abgesagter Feind aller Weiber, ein Verächter ihrer gleißnerischen Schönheit zu sein, dieser stolze Mann, dieser kalte Philosoph erklärt sich jetzt gefangen, gefesselt, überwunden,

unterjocht, und von wem, von wem? frage ich. Von einer Hetäre!"

„Die ſchöner iſt als Sanzio's Madonna."

„Erlauben Sie, Herr Graf, daß ich lache. Ich kannte einen Mann, der, ſo oft Andere ihm Etwas von Frauenſchönheit vorgefaſelt hatten, den Schwätzern ins Geſicht gelacht und ſie an ein altes Sprüchwort erinnert hat: »Ein ſchönes Weib iſt ein Paradies für die Augen, eine Hölle für die Seele und ein Fegefeuer für den Geldbeutel«; ich kannte einen Mann, der die Liebe für ein Hirngeſpinnſt, für den Traum eines Verrückten erklärt hat. Dieſer Mann . . ."

„War ich, Benjamin; doch ſeitdem ich Angioletta geſehen, ſage ich wie König Salomo, Liebe iſt ſtark wie der Tod."

„Angioletta? Die Tochter des armen Gondelführers? Die Maitreſſe des alten Alari?"

„Was kümmert's mich, ob ſie Fürſtin oder Bettlerin, eine Heilige oder das verworfenſte Geſchöpf iſt. Ich liebe ſie, ich bete ſie an."

„Sie ſcheinen ernſtlich krank zu ſein, Herr Graf. Erlauben Sie Ihrem Diener, einen Arzt zu rufen."

„Für die Liebe iſt, wie für den Tod, kein Kraut gewachſen. Ich fühle, daß ich ohne ſie nicht leben kann."

„Was alſo wollen Sie thun?"

„Alles aufbieten, mir das Herz dieſes Engels zu gewinnen."

„Und was dann?"

„Zu ihren Füßen niederſinken und ihr ſagen: ſei mein Weib!“

„Sie treiben Scherz mit Ihrem Benjamin. Was würde die Welt dazu ſagen, erführe ſie, der Graf Saint Germain, einer der berühmteſten Männer, einer der größten Geiſter, einer der reichſten Cavaliere ſeiner Zeit, der Liebling aller Frauen, das Vorbild aller Männer, der Gegenſtand des allgemeinen Neides, habe ſich ſo tief erniedrigt, die abgenutzte Maitreſſe eines alten abſcheulichen Affen zu ſeinem Weibe zu erheben?“

„Was frag' ich nach der Welt? Bin ich nicht frei und unabhängig wie der Vogel in der Luft?“

„Und Ihr armer Diener Benjamin?“

„Wird er mich darum haſſen können, weil ich außer ihm noch ein zweites Weſen liebe? Wird er, wenn dieſe arme, von aller Welt verachtete Maitreſſe ſeines väterlichen Freundes Gattin wird, ihn lieblos verlaſſen wollen?“

„Nein, nein, das wird er nicht. Benjamin hat Sie ſo lieb, ſo unausſprechlich lieb, daß er bis zum letzten Hauche ſeines Lebens ein treuer Diener bleibt, der mit ſeinem lieben, lieben Herrn Freud' und Leid, Glück und Unglück theilen will,“ betheuerte der kleine Benjamin, erfaßte des Grafen Hand und bedeckte ſie mit Küſſen und mit Thränen.

„Gute Nacht, Benjamin!“ ſprach der Graf, aus deſſen Augen ſich eine Thräne ſtahl.

„Gute Nacht, gute Nacht!“ ſagte Benjamin.

IX.

Nichts ist veränderlicher als der Mensch. Der kleinste Zufall kann ihn gänzlich umgestalten und all' seine Liebe in Haß und all' seinen Haß in Liebe verwandeln. Der Graf, der zwanzig Jahre lang ein stolzer Weiberfeind gewesen war, hatte, seitdem er Angioletta gesehen, mit einem Male den Haß, den er allen Frauen geschworen, weil einst Eine treulos war, über Bord geworfen und die Flagge der Liebe aufgepflanzt.

O Ihr Thoren, die Ihr Euch brüstet, alle Weiber zu verachten, ich zweifle an der Wahrheit Eures Hasses. Plato soll den Umgang mit Frauen standhaft gemieden, Isaac Newton in seinem ganzen Leben kein Weib berührt haben; ich glaube weder das Eine, noch das Andere. Theophrastus Paracelsus soll, wie Helmont erzählt, die Liebe zum andern Geschlechte nur dem Namen nach gekannt haben, und Cagnoli, ein italienischer Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, den Frauen so abhold gewesen sein, daß er selbst einer der Schönsten, die ihm für eine Umarmung dreitausend Kronen angeboten, männlich widerstanden habe. Der größte Weiberfeind, Iwan Basiliewitsch, Großfürst von Moskau, soll beim Anblick jedes weiblichen Wesens Unruhe, Widerwillen, Ekel, ja sogar Anwandlungen von Ohnmacht empfunden haben; ich glaube von all' diesen Mährchen kein einziges, denn Frauen-Schönheit ist ein so großer, mächtiger, magischer Reiz, ein so süßer, siegreicher, unüberwindlicher Zauber,

daß ich keinen Mann für ſtark genug halte, dieſem Reize, dieſem Zauber ewig widerſtehen zu können.

Zwanzig Jahre lang hatte der Graf Saint Germain Haß und Verachtung gegen alle Frauen in ſich aufgeſammelt und Ein Blick, Ein Lächeln war mächtig genug, das helle Lodern ſeines Haſſes in Aſche zu verwandeln, aus der die Liebe als verjüngter Phönix ſich erhob.

Der Graf ſchloß kein Auge; er konnte den folgenden Tag nicht erwarten.

X.

Am andern Morgen kam der Gondoliere. Saint Germain gab ſeinem Diener einen Wink; Benjamin entfernte ſich.

„Alter," fragte der Graf auf's Höchſte geſpannt, „was bringſt Du?"

„Antwort von meiner Tochter."

„Wo iſt ihr Brief?"

„Bewacht von Alari's Eiferſucht und dem Argwohn ſeiner Dienerſchaft, hat es ihr an Zeit und Muth zum Schreiben gefehlt. Mein Auftrag lautet, Euch zu ſagen, daß ſie heute um die Veſperſtunde in die Kirche Santa Maria della Salute zur Beichte geht. Euer Schreiben an Alari hat ſie geöffnet und zerriſſen."

„Zerriſſen? Und weshalb?"

„Die Gründe will ſie Euch ſelbſt ſagen. Zwiſchen Vier und Fünf ſollt Ihr ſie am Eingange der Kirche erwarten."

„Ich werde ſie alſo ſprechen dürfen. Dank, tauſend

Dank, Alter, für den Dienſt, den Du mir erwieſen. Nimm dieſe Börſe, ſie enthält das Dreifache der Summe, die ich Dir als Lohn für Deine Botſchaft zugeſagt."

„Behaltet Euer Geld, Signor; ich that das für mein Kind," ſagte Bartolomeo, verneigte ſich und ging.

XI.

Der Doge hatte ſchon am frühen Morgen den Chef der geheimen Polizei, ein ehemaliges Mitglied des Raths der Zehn, zu ſich beſchieden, um von dieſem Auskunft über den geheimnißvollen Fremden zu erhalten, von dem Herr von Bernis in vergangener Nacht blaue Wunder erzählt. Balthaſari, der erſte Spürhund der Republik, der Asmodi Venedigs, vor deſſen Späherblick alle Häuſer ohne Dächer, alle Thüren ohne Schlöſſer und alle Briefe ohne Siegel lagen, der ſchlaue Ueberall und Nirgends, unter deſſen Befehle alle Sbirren und geheimen Spione, in deſſen Solde alle Gaſtwirthe und Kellner, alle Fremden- und Gondelführer, alle Brief- und Seſſelträger, alle Wechsler und Pfandleiher, alle Nachtwächter und Freudenmädchen, alle Barbiere und Hebammen, alle Aerzte und Beichtväter ſtanden, war der Allwiſſende Venedigs: er kannte die Chronique ſcandaleuſe der Paläſte, die Geheimniſſe jeder Familie; er wußte, wieviel jeder Nobile Schulden und Liebſchaften, wieviel jeder Krämer Kunden und Forderungen, wieviel jeder Roué Rendezvous oder Prügel bekommen hatte; er war das dionyſiſche Ohr, dem ſelbſt das leiſeſte Flüſtern nicht entging.

„In unserer guten und getreuen Stadt Venedig," sagte das Oberhaupt der Republik, „soll sich seit einigen Tagen ein Graf Saint Germain aufhalten. Hat er sich bereits angemeldet?"

„Noch nicht," sagte der Spürhund, der selten mehr als zwei Worte sprach.

„Ist er Euch bekannt?"

„Dem Rufe nach."

„Und wie lautet dieser Ruf?"

„Die Stimmen sind getheilt. Die Einen halten ihn für einen Magier, die Andern für einen Schurken."

„Und wofür haltet Ihr ihn?"

„Ich halte jeden Menschen für einen Schurken."

„Jeden?" fragte der Doge etwas gereizt.

„Euch ausgenommen."

„Glaubt Ihr im Stande zu sein, jetzt, wo gegen vierzigtausend Fremde unter uns verweilen, die Spur des Grafen, der hier wahrscheinlich unter anderm Namen lebt, auskundschaften zu können?"

„Nichts leichter als das. Was aber anfangen mit ihm?"

„Man sperrt ihn ein."

„Und warum?"

„Weil er ohne Erlaubniß der Polizei sich hier umhertreibt unter falschem Namen."

„Das genügt."

„Und bis wann gedenkt Ihr ihn zu arretiren?"

„Vor Sechs."

„Ihr scheint bereits auf seiner Spur zu sein?"

„Halb und halb.“
„Und dennoch seid Ihr Eurer Sache so gewiß?“
„Ganz gewiß.“
„Gehabt Euch wohl; auf Wiedersehen ...“
„Heute Abend,“ sagte Balthasari und ging.

XII.

Saint Germain hatte unterdessen den Plan zu Angioletta's Entführung entworfen.

„Sie fühlt sich unglücklich und wird mit Freuden die Gelegenheit erfassen, Alari's lästiges Joch abzuschütteln,“ sagte der Graf zu Benjamin. „Ich werde sie überreden, mit mir nach Frankreich zu entfliehen. Weigert sie sich, mir freiwillig zu folgen, dann bin ich entschlossen, Gewalt zu gebrauchen, denn mein muß sie sein noch diese Nacht.“

„Wir sind in Venedig, wo der zehnte Mensch ein geheimer Polizeispion ist; in Venedig, wo es einen Rath der Zehn und eine Staatsinquisition giebt; in Venedig, wo aus dem ersten Stockwerke des Dogen-Palastes eine Seufzerbrücke in die Bleikammern führt.“

„Ich fürchte keine Polizei auf Erden. Mein Plan steht fest, Angioletta wird noch heute entführt. Packe unsere Sachen, Benjamin. Mit dem Glockenschlage Vier, wenn die Hora zur Vesper ruft, harrst Du mit zwei Senften in der Sestertia di Dorso duro in der Nähe der Kirche Santa Maria della Salute ... Für das Andere sorge ich.“

Die Reise-Effecten des Grafen waren schnell eingepackt, denn er und Benjamin hatten nur einen Koffer, in dem ihre Wäsche und Garderobe, und eine kleine silberne Schatulle, in der sich alle wichtigen Papiere befanden. Das wichtigste dieser Papiere, ein geheimnißvolles Actenstück, das er seinen Freund in der Noth, seinen Schutzgeist, seinen Talisman zu nennen pflegte, trug er Tag und Nacht in einer goldenen Kapsel auf der Brust. In der Brieftasche trug er einen kleinen Theil seines großen in allen Banken Europa's angelegten Vermögens, eine Million Francs in Banknoten aller Länder, bei sich. Auf allen Reisen schleppte er zwei Bücher: Giulio Camillo's Ars reminiscendi (Venet. 1522. 12.) und Guarini's „Pastor fido" (Venez. 1604. 4.) mit sich herum. Letzteres, ein in rothen Maroquin eingebundenes Pracht-Exemplar, wollte er von dem berühmten Autor im Jahre 1612, kurz vor dessen Tode, zum Andenken erhalten haben. Wie vom heiligen Chrysostomus erzählt wird, daß er nie ohne die Komödien des Aristophanes zu Bett gegangen und nie eingeschlafen sei, ohne einige Seiten darin gelesen zu haben, darf von dem Grafen Saint Germain berichtet werden, daß er jeden Morgen, sobald er aufgewacht, den Pastor-fido, und jede Nacht, vor dem Einschlafen, Camillo's Mnemonik studirt habe, um mehr und mehr sein Gedächtniß zu schärfen. Und so kam es, daß er, wie der gelehrte Schotte Thomas Dempster, mit vollem Rechte von sich behaupten durfte: er wisse nicht, was vergessen heiße.. Man erzählt von Scaliger, er habe in

21 Tagen den ganzen Homer und in vier Monaten alle griechiſchen Dichter auswendig gelernt — der Graf rühmte ſich, in nicht viel längerer Zeit Bayle's „Dictionnaire historique et critique“ — die Amſterdamer Ausgabe von 1740 — vier ſtarke Foliobände — in ſein Gedächtniß eingeprägt zu haben und zwar dergeſtalt, daß er den ganzen Inhalt vom erſten Artikel — Aaron — bis zum letzten — Zoroaſter — geläufig wie das Vaterunſer herzuſagen wußte. Auf dieſe Weiſe war der Graf ein lebendiges Wörterbuch der Geſchichte, ein Polyhiſtor geworden, dem kein hiſtoriſches Factum, kein berühmter Name unbekannt geblieben war. Eine der göttlichſten Eigenſchaften des Menſchen iſt die Gedächtnißkraft. Ohne Gedächtniß, pflegte der Graf ſeinem Benjamin zu ſagen, iſt der größte Gelehrte ein einfältiger Tropf. Ein Kopf ohne Gedächtnißkraft iſt ein Uhrgehäuſe ohne Räderwerk.

XIII.

Mit dem Glockenſchlage Vier ſtellten ſich Benjamin und in deſſen Gefolge zwei geheimnißvoll verhängte Senften ein, die an der Ecke, unfern der Kirche, Halt machten. Die eine dieſer Senften war leer, in der andern befand ſich das ſämmtliche Reiſegepäck, die Schatulle, der Koffer und die zweibändige Bibliothek des Grafen.

Einige Minuten ſpäter erſchien auch der Eigenthümer dieſer Effecten, in demſelben Domino, mit demſelben Barett und in derſelben Larve, in der man ihn in vergangener Nacht an der Spielbank, ſeines Glückes wegen,

staunend angeglotzt hatte. Er pflanzte sich dicht am Eingange der Kirche auf, um jede weibliche Gestalt beim Kommen oder Gehen genau zu mustern. Zur Zeit des Carnevals war aber die fromme Bevölkerung Venedigs, die sich in Bordellen und Spielhäusern umhertrieb, so wenig zum Beten und Beichten geneigt, daß alle Kirchen leer blieben.

Es schlug ein Viertel . . . Niemand kam; es schlug halb . . . Niemand ging.

Voll ungeduldiger Erwartung schritt der Graf vor seinem Posten auf und ab, ließ seine Blicke über den Platz bald nach dieser, bald nach jener Seite hinschweifen und winkte, da Angioletta noch immer nicht erscheinen wollte, den an der Ecke harrenden Benjamin zu sich heran, den er nun in das Innere der Kirche von einem Beichtstuhle zum andern schickte, um sich zu überzeugen, ob sich unter den Beichtenden auch Angioletta befinde, die Benjamin, schon früher als sein Herr, an der Spielbank gesehen hatte.

Der Diener kam bald darauf mit der Nachricht zurück, daß alle Beichtstühle leer und in der ganzen Kirche blos zwei alte Mütterchen, die auf den Knieen das Ave Maria abbeteten, zu sehen seien.

Es schlug Dreiviertel und noch immer keine Spur von Angioletta. Der Graf stand auf Kohlen und Benjamin, des Winkes gewärtig, wieder bei den Chaisenträgern.

Es schlug endlich Fünf, als Saint Germain urplötzlich eine imposante Frauengestalt, in eine schwarze Sammetmantille und in einen langen, vom Kopfe bis zum Knie

hinabreichenden Spitzenschleier gehüllt, ein Gebetbuch in der Hand, über den Platz schweben und auf den Eingang der Kirche zuschreiten sah. Sein ungestüm pochendes Herz sagte ihm, daß diese Dame, von einer Dienerin begleitet, keine andere, als die Heißersehnte sei. Die Stimme seines Herzens hatte ihn nicht getäuscht: es war Angioletta.

Der Graf schien unentschlossen, ob er ihr entgegeneilen oder, um jedes Aufsehen zu vermeiden, sie am Eingange erwarten solle.

Angioletta kam immer näher und näher. Als sie die steinernen Stufen erstieg, die zur Kirche hinaufführen, schlug auch ihr das Herz, denn sie erkannte im schwarzen Domino den Mann, der ihr heute geschrieben, den Mann, zu dem sie sich schon gestern magisch hingezogen gefühlt, den Mann, dem sie, auf Zureden ihres alten Vaters, ein Rendezvous gegeben. In demselben Augenblick, als der Graf sich ihr näherte, um sie anzureden, huschten aus einem dunkeln Schlupfwinkel einer der Säulengruppen, die das Portale der Kirche zieren, zwei vermummte, finstere, unheimliche Gestalten mit lautlosem Gespensterschritt auf ihn zu.

„Signora," rief der Graf, in überschwenglich warmer Liebesgluth ihre Hand erfassend.

„Was wollt Ihr?" fragte Angioletta, die von dem Momente an, in dem sie die beiden Chauves-souris heranschleichen sah, alsogleich Verrath ahnend, die Miene schuldloser Verwunderung annahm.

„Was ich will? Ich will Euch sprechen, will Euch sagen..."

„Halt," riefen die zwischen sie tretenden Nachtgestalten, „was habt Ihr vor mit dieser Dame?"

„Wer gibt Euch ein Recht, darnach zu fragen? Folgt mir, Signora," sprach der Graf, ihr seinen Arm anbietend.

„Schützt mich," rief Angioletta.

„Signor, wer seid Ihr?" fragten die beiden Fledermäuse den Domino.

„Wer seid denn Ihr?" donnerte der Graf, der keinen Augenblick seine Fassung verlor.

„Wir sind die getreuen Diener der hohen Polizei der erhabenen Republik," sagte der Eine.

„Und haben den schmeichelhaften Auftrag erhalten," setzte der Andere hinzu, „uns in Eurer werthen Person des Grafen Saint Germain, der sich seit acht Tagen unangemeldet und unter dem falschen Namen eines Marquis de Bellemare hier umhertreibt und gestern Nacht die Pharobank gesprengt hat, zu bemächtigen."

„Ihr scherzt wohl nur?"

„Venedigs Polizei scherzt nie," sagten die Masken.

„Kommt, Signora, kommt," bat der Graf, Angioletta erfassend, um sie mit sich fortzuziehen.

„Laßt die Dame los," riefen ihm die Fledermäuse zu.

„Treibt Eure Faschingsschwänke nicht zu weit," drohte Saint Germain.

„Folgt uns, Marquis von Bellemare," sagten die Sbirren, ihre Kutten aufreißend.

„Seid Ihr toll? Ich bin weder Marquis noch Graf."

„So?" fragte der Eine, „ei nun, wer seid Ihr?"

„Ich bin der Chevalier Schöning.“

„Ha, ha, ha, den gerade suchen wir,“ antwortete sich der Andere. „Folgt uns, Chevalier!“

„Ihr tollen Hunde, wohin?“

„In's Gefängniß, guter Herr,“ sagte der Eine.

„Verzeiht, Signora,“ sprach der Andere, „daß wir Euer Rendezvous gestört. Geschah's doch nur auf Eures Freundes Wunsch.“

„Wir sind verrathen,“ flüsterte Angioletta dem Grafen zu. „Lebt wohl, lebt wohl!“

„Auf Wiedersehen, Signora,“ sagte der Graf.

Angioletta und ihre Vertraute begaben sich zur Beichte. Saint Germain folgte den Sbirren, die ihn wegführten.

„Hier harren Eure beiden Sänften,“ sagte der eine der beiden Spürhunde.

„Ist's Euch gefällig einzusteigen?“ fragte der Andere, die Thür der Chaise öffnend.

„Besser ist's, sich tragen lassen als zu Fuße gehen,“ dachte der Graf, der, zum bösen Spiele gute Miene machend, trällernd in die eine Sänfte stieg.

„Und Du, Bursche?“ fragte der Eine den kleinen Benjamin.

„Du wirst Deinem Herrn doch wohl Gesellschaft leisten,“ meinte der Andere.

„Alle Mal,“ sagte Benjamin und hüpfte in die andere Sänfte hinein.

Wie groß aber war Beider Erstaunen, als Jeder von ihnen in der Sänfte, die sie unbesetzt geglaubt, in der

Perſon eines Supplement-Sbirren einen läſtigen Begleiter fanden; der eine, der dem Grafen Geſellſchaft leiſtete, war Balthaſari.

Reſpect, Reſpect vor Venedigs geheimer Polizei!

XIV.

Eine Stunde ſpäter befand ſich der Graf Saint Germain und ſein treuer Diener Benjamin unter dem Dache des Dogen-Palaſtes in zwei jener engen, finſtern, ſchmutzigen Gefängniſſe, die unter dem Namen „Bleikammern" in der Geſchichte Venedigs eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Im Winter waren dieſe Kerker noch halb und halb erträglich, im Sommer aber, wenn die glühenden Sonnenſtrahlen ſenkrecht auf die Bleiplatten dieſes Daches fielen, unerträgliche Folterkammern, worin die armen Gefangenen durch wahre Höllengluth zur Verzweiflung gebracht wurden. Wer zählt die Schmerzen und Qualen, die hier unverſchuldet erduldet worden ſind? Wer zählt die Seufzer und Verwünſchungen, die hier von den Schlachtopfern der Staatsinquiſition ausgeröchelt wurden, während unter ihnen, in den Sälen des Herzogs, bacchantiſcher Jubel gejauchzt? Heilige Nemeſis, wenn du jeden Act himmelſchreiender Ungerechtigkeit, im Namen der Gerechtigkeit verübt, in deine Liſte eingräbſt, wie gräßlich wird dann am Tage des jüngſten Gerichtes die Strafe manches Richters ſein!!!

Der Graf war in Nachdenken verſunken. Es wollte ihm nicht klar werden, von welcher Seite der Verrath

ausgegangen war, ob Bartolomeo oder Angioletta, ob Alari oder ein Anderer sein Incognito und, was ihm mehr that, das Rendezvous den Spürhunden der Polizei verrathen und ihn ins Gefängniß gebracht habe. Am tiefsten schmerzte ihn der Gedanke, daß vielleicht Angioletta die Ursache seiner Verhaftung sei. Der Graf that ihr Unrecht. Der Verrath war von ihrer Vertrauten ausgegangen, die Morgens an der Thür gelauscht und Alles, was sie dem Gespräche Bartolomeo's mit seiner Tochter abgehorcht, brühheiß dem alten Alari hinterbracht hatte, der, durch den Sbirren in Kenntniß gesetzt, daß der schwarze Domino, welcher gestern die Bank gesprengt und Angioletta heute zum Stelldichein überredet, der Graf de Bellemare sei, diese wichtige Entdeckung sofort dem Oberhaupte der geheimen Polizei mitgetheilt hatte, dem es leicht geworden war, auf diese Weise das dem Dogen gegebene Versprechen wahr zu machen.

Der Graf trommelte, in Gedanken vertieft, mit den Fingern auf den Tisch, nahm dann — um seinen Geist anzufeuern — eine Prise Tabak und . . . nieste.

„Zur Genesung!" rief ein Unsichtbarer, dessen Stimme halblaut und dem Nebenkerker zu dem Grafen herüberklang.

„Bist Du es, Benjamin?" fragte Saint Germain.

„Nein, Herr, ich bin weder Joseph noch Benjamin."

„Darf ich wissen, wer Ihr seid?"

„Ich bin einer Eurer Leidensgefährten, ein Gefangener, dem die Zeit entsetzlich lang wird und der nun sehr er-

freut iſt, einen Nachbar zu haben, mit dem er ſich unterhalten kann.“

„Nehmt es nicht übel, wenn ich Euch bemerke, daß ich mich in der Regel nur mit ſolchen Leuten unterhalte, die ich kenne,“ ſagte der Graf, der ſeinen Nachbar für verdächtig hielt, weil es ihm wohl bekannt war, daß die hohe Staatsinquiſition oft die Liſt gebraucht hatte, geheime Spione in die Gefängniſſe zu ſchicken, um durch ſie die Geſpräche der Gefangenen zu belauſchen und deren Pläne und Gedanken ausforſchen zu laſſen.

„Ihr traut mir nicht,“ lachte der Nachbar. „Wer kann Euch das verdenken? Wir ſind ja in Venedig, wo ſchon das Kind im Mutterleibe ein Spion ſeiner Eltern iſt; in Venedig, wo es unter fünf Menſchen ſechs geheime Agenten giebt. Aus dieſem Grunde wäre es mir erlaubt, auch Euch für einen Spürhund der Polizei zu halten, aber eine innere Stimme, die mich nie getäuſcht hat, ſagt mir, daß Ihr kein Verräther ſeid. Um Euch einen Beweis meines vollen Vertrauens zu geben, will ich Euch ſagen, wer ich bin.“

„Nun, Herr, wer ſeid Ihr?“

„Ihr habt vielleicht ſchon irgendwo von einem Mann gehört, der Caſanova heißt.“

„Wie, Herr, Sie ſind Jean Jacques Caſanova de Seingalt?“

„Sie wiſſen meinen Vornamen, wiſſen meinen Beinamen? Kennen Sie mich?“

„Sie haben am 12. April 1725 zu Venedig das Licht

der Welt erblickt; ich kannte Ihren Vater und all' seine Vorfahren. Ihre Familie ſtammt von dem lateiniſchen Dichter Marcus Antonius Caſanova ab, der — ein zweiter Martial, deſſen blutige Epigramme in der Sammlung „Deliciae poetarum Italorum“ abgedruckt ſind — im Jahre 1527 zu Rom geſtorben iſt.“

„Ganz recht, Signor!“

„Ich kenne auch Ihren Bruder Franz, der, 1730 zu London geboren, fünf Jahre jünger als Sie, gegenwärtig als junger Maler in Dresden lebt, wo er Schlachten in Bourguignons und Landſchaften in Wouvermans Geſchmack malt. Vor zwei Jahren machte ich die Bekanntſchaft Ihres Bruders an der Tafel des öſterreichiſchen Staatskanzlers, Fürſten von Kaunitz, der einer meiner intimſten Freunde iſt. Man ſprach von Rubens. »Rubens,« ſagte der Fürſt, »war ein ausgezeichneter Diplomat und nebenbei zum Zeitvertreibe auch ein großer Maler.« — »Ew. Excellenz irren ſich,« ſagte Ihr Bruder, »Rubens war ein großer Maler und nebenbei zum Zeitvertreibe auch ein ausgezeichneter Diplomat.« Ich drückte Ihrem Bruder die Hand, und ſeit jener Antwort ſind wir die beſten Freunde.“

„Wollen Sie dem Bruder Ihres Freundes einen Dienſt erweiſen, ſo haben Sie die Güte, ihm Ihren Namen zu ſagen.“

„Vertrauen weckt Vertrauen: ich bin der Graf Saint Germain.“

„Der Graf Saint Germain, von dem die Welt ſich blaue Wunder erzählt?“

„Ich zwinge Niemanden, daran zu glauben.“

„Derſelbe Wundermann, von dem ich, als ich noch auf freiem Fuße war, in allen Zeitungen geleſen, daß er das große Problem der Adepten gelöſt, daß er den Stein der Weiſen gefunden, daß er Gold machen kann?“

„Ich ſchmücke mich nicht gern mit fremden Federn und mache deshalb kein Geheimniß daraus, daß ich dieſe Kunſt nicht erfunden, ſondern Andern abgelernt habe. Mein erſter Meiſter war der berühmte Doctor illuminatus Raimundus Lullus, der in ſeinem 81. Jahre am 29. März 1315 zu Bugia in der Berberei geſteinigt wurde.“

„Weshalb?“

„Weil die einfältige Welt ihn für einen Herenmeiſter hielt. Später vervollkommnete ich mich unter den Auſpicien John Dee's, der bei der Königin Eliſabeth von England in ſo großer Gunſt geſtanden, daß ſie ihn zum Hof-Philoſophen ernannt hatte. Mit dem berühmten Geiſterſeher Edward Kelley unternahm er eine Reiſe nach Deutſchland und Polen. Anno 1605, zwei Jahre vor ſeinem Tode, hatte ich das Glück, in Krakau, am Hofe König Sigismunds III., die Bekanntſchaft des großen Adepten zu machen und bei ihm Unterricht im Studium der Magie zu nehmen.“

„So iſt es alſo wirklich wahr, was ich von Ihnen gehört?“

„Was haben Sie von mir gehört?“

„Daß Sie zweiunddreißig Jahre älter als die chriſtliche Zeitrechnung ſein wollen?“

„Es ſteht Jedem frei, daran zu zweifeln.“

„Reden wir von etwas Anderm, lieber Graf. Iſt's erlaubt, zu fragen, welcher Zufall mir die Ehre Ihrer Nachbarſchaft verſchafft hat?“

„Dieſelbe Frage richte ich an Sie.“

„Ich mache kein Geheimniß daraus. Unſere liebenswürdige Staatsinquiſition, die ſich in Dinge miſcht, die ſie durchaus Nichts angehen, hat die Bêtiſe begangen, mich einſperren zu laſſen, weil ich aus purer Langweile die Braut eines einflußreichen Senators und ſo nebenbei auch die junge Frau eines Mitglieds vom Rathe der Zehn dem Bräutigam und Manne untreu gemacht.“

„Und darum hat man Sie eingeſperrt? Wär' ich Geſetzgeber, ich würde decretiren: »der Mann, der eine Frau verführt, iſt nur halb ſo ſtrafbar als die Frau, die ſich verführen läßt.«“

„So denke auch ich, lieber Graf; ganz anders aber denkt unſere einfältige Staatsinquiſition. Der Verführten wird verziehen, dem Verführer aber der Proceß gemacht. Doch darf nun auch ich erfahren, welch' ungünſtiger Stern Sie mit unſerer hohen Polizei in Berührung gebracht?“

„Vor acht Tagen kam ich in Venedig an, um mich in den Strudel des Carnevals zu ſtürzen. Den ganzen Tag trieb ich mich auf dem Marcusplatze, Abends in den Schauſpielhäuſern umher und fing mich bereits zu

langweilen an. Gestern Nacht trieb mich die Langweile in ein Spielhaus; im Laufe einer Viertelstunde gewann ich vierzigtausend Zechinen, büßte aber dafür die Ruhe meines Herzens ein, denn ...“

In demselben Augenblick vernahmen Beide die plumpen Schritte eines Kommenden.

„Still, still,“ sagte Casanova.

Zwei Minuten später öffnete sich der Eingang zur Gefängnißzelle des Grafen.

„Wer da?“ rief Saint Germain.

„Ich bin der Kerkermeister. Folgt mir!“

„Wohin?“

„Zum Dogen, der Euch zu sprechen wünscht, Herr Graf.“

An dem artigen Tone des Kerkermeisters erkannte der Graf, daß seine Sache nicht so schlecht stand, als er sich Anfangs eingebildet hatte.

Er folgte dem Gefängnißwärter, der leuchtend voranging.

„Teufel,“ sagte Casanova, „in den Bleikammern von Venedig macht man oft honnettere Bekanntschaften, als in den vergoldeten Sälen unserer Aristokratie. Dieser Graf Saint Germain ist ein so schlauer Fuchs, daß Unsereiner Manches von ihm lernen kann.“

XV.

Als der „Allwissende Venedigs“ dem Dogen Bericht erstattet hatte, daß Graf Saint Germain bereits arre-

tirt ſei, klopfte das Oberhaupt der Republik dem erſten Spürhunde auf die Achſel und ſprach:

„Meiſter Balthaſari hat ſeine Sache gut gemacht. Verlaßt mich nun.“

Gleich darauf ließ er den Gefangenen kommen. Der Graf wurde in ein Zimmer eingeführt, deſſen Wände mit den Familienbildern des Herzogs ausgeſchmückt waren.

„Ihr ſeid der Graf Saint Germain?“ fragte Loredano.

„Durchlaucht, ich habe keinen Grund, es zu leugnen.“

„Wenn das wirklich der Fall iſt, ſo finde ich auch keinen Grund, weshalb Ihr Euch hier für einen Marquis de Bellemare ausgebt.“

„Ich führe dieſen Namen von einer meiner Beſitzungen im Neapolitaniſchen.“

„Wie alt ſeid Ihr?“

„Viel älter, als ich ausſehe ... ich werde im nächſten April ... Himmel, wen ſehe ich da?“ rief der Graf, den Blick auf eines der Wandbilder gerichtet.

„Nun, wen ſeht Ihr?“

„Einen uralten Bekannten, einen der ehrwürdigſten Ahnen Ew. Durchlaucht, den erſten Dogen Ihres Namens, meinen glorreichen Freund Leonardo Loredano.“

„Wie, Herr Graf, den Mann kannten Sie?“ fragte der Herzog mit allen Zeichen der Verwunderung.

„Im Jahre 1501 wurde er zum Nachfolger des Dogen Agoſtino Gradenigo erwählt. Sieben Jahre ſpäter, am 10. Decbr. 1508, wurde die Ligue zu Cambray zwiſchen Papſt Julius II., Kaiſer Maximilian I., König Ludwig XII.

von Frankreich und Philipp I. von Aragonien, ein Bund zur Vernichtung Venedigs geschlossen. Hätte Ihr erlauchter Vorfahr damals meinen Rath beherzigt und den Zorn des heiligen Vaters durch ein Geschenk von 100,000 Zechinen entwaffnet, dann wäre diese Ligue niemals zu Stande gekommen, dann hätte der 14. Mai des Jahres 1509, die unheilvolle Schlacht bei Agnadello, der Republik nicht jene Schmach bereitet, die sie an den Rand des Verderbens gebracht."

„Schweigen wir davon," sagte der Doge.

„Leonardo starb 1521," fuhr Saint Germain fort. „Sechsundfünfzig Jahre später bestieg Pietro Loredano den Thron. Dies dort ist sein Bild, das ihm sprechend ähnlich sieht, denn auch ihn kannte ich, auch er war mein Freund, bei dem ich Tag und Nacht freien Zutritt hatte. Ich war es, der in der Nacht vom 13. September 1569 ihm die Trauerbotschaft überbrachte, daß das Pulvermagazin aufgeflogen sei und das Arsenal in Flammen stehe. »Helft, rettet, Graf,« flehte Pietro, als das Feuer, immer weiter um sich greifend, schon Hunderte von Häusern und vier Kirchen eingeäschert hatte. Da, Durchlaucht, versuchte ich meine Kunst: ich nahm ein wundertätiges Pergament, das ich einst von dem großen Kabbalisten John Dee zum Geschenk erhalten hatte, warf es in die Flamme und rettete Venedig, denn in fünf Minuten war das feindliche Element besiegt."

„Sie erzählen mir Dinge, die unglaublich sind; doch je länger, desto lieber hör' ich Sie. In Ihrem Wesen

liegt ein wunderbarer Zauber: aus Ihrem Munde klingt die Lüge fast wie Wahrheit."

„Das schöne Frauenbild, das zwischen Leonardo und Pietro hängt und madonnenmild auf uns herniederschaut, war Leonardo's einziges Kind, das Catharina hieß und drei Tage vor der Hochzeit starb."

„Graf, wissen Sie denn Alles?"

„Arme Catharina," seufzte Saint Germain und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Graf, lieber Graf, wie alt sind Sie?"

„Am 17. April des Jahres 1355, als das Haupt des achtzigjährigen Dogen Marino Faliero in diesem Hofraume, dort auf der Riesentreppe, unter dem Beile des Henkers fiel, war ich . . . kein Jüngling mehr."

„Sie lügen, Graf!"

„Das sagt mir Jeder und am Ende muß ich selbst es glauben."

Hierauf trat eine kurze Pause ein.

„Sind Sie verheirathet?" fragte der Doge.

„Noch bin ich frei und ledig."

„Frei sind Sie nicht, denn so lange Sie mich zu täuschen wagen, bleiben Sie mein Gefangener."

In demselben Augenblick meldete der eintretende Diener den französischen Gesandten.

„Es macht mir Freude," sagte der Herzog zum Herrn von Bernis, „Ihnen den Grafen Saint Germain vorzustellen."

„Ich habe die Ehre, Seine Excellenz bereits zu kennen."

„Seit wann?“ fragte der Diplomat.

„Seit Ihrer frühesten Jugend. Sie werden das begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich das Glück gehabt, Sie acht Tage nach Ihrer Geburt, am 30. Mai 1715, zu Saint Marcel de l'Ardèche aus der Taufe zu heben.“

„Mich?“ fragte der Gesandte mit einem Tone, in dem ein ganzes Peloton von Fragezeichen lag.

„Ja, Herr von Bernis,“ wiederholte der Graf.

„Wohl möglich! In diesem Falle kannten Sie auch ganz bestimmt meine Pathin?“

„Sie war eine der liebenswürdigsten Frauen ...“

„Und hieß?“

„Adèle de Mirepoix,“ antwortete der Allwissende.

„Wahrhaftig, so hieß sie,“ bestätigte der erstaunte Diplomat. „Sie waren also ein Freund meiner Eltern?“

„Ihr Vater, ein Edelmann im schönsten Sinne dieses Worts, war mein Ideal. Ihre Mutter, ein Engel an Anmuth und Liebreiz, war der letzte Zweig eines der edelsten Geschlechter Frankreichs ...“

„Und hieß?“

„Jacqueline de Pons.“

„Parole d'honneur, das war der Name meiner Mutter. Sie sind also wirklich mein Pathe?“

„Ich würde auf diesen Titel Verzicht leisten, wär' er nicht eine jener wenigen Ehren, worauf ich immer stolz gewesen bin.“

„Ihr Pathe, Herr von Bernis, kannte, eben so genau als Ihre Eltern, auch meine Vorfahren, die vor dreißun-

dert Jahren gelebt; er ſah dieſe Bilder und nannte jedes beim richtigen Namen ... der Graf ſetzt mich in Erſtaunen.“

„Hab' ich Eurer Durchlaucht nicht ſchon geſtern geſagt, daß der Graf — mein verehrter Pathe — ein ganzer Teufelskerl iſt? Ma foi, auch ich bewundere ihn!“

„Bedauern Sie mich lieber,“ ſagte Saint Germain mit ironiſchem Lächeln zum Herrn von Bernis.

„Ich Sie bedauern? Ei weshalb?

„Weil ich der Gefangene ſeiner Durchlaucht bin.“

„Der Graf hat ſich ſeit acht Tagen in Venedig unter fremdem Namen aufgehalten ...“

„Und wegen ſolcher Kleinigkeit wollen Ew. Durchlaucht meinen Pathen der goldenen Freiheit berauben?“

„Wollen Sie für den Marquis de Bellemare uns Bürgſchaft leiſten?“

„Mit tauſend Freuden!“

„Dann darf ich Sie wieder freilaſſen, lieber Graf,“ ſagte der Doge zum Pathen des Geſandten.

„Und mein Diener Benjamin?“

„Auch er ſoll ſeiner Haft ſogleich entlaſſen werden.“

„Genehmigen Ew. Durchlaucht für die Nachſicht, die Sie meinem Pathen zu Theil werden laſſen, die Verſicherung des innigſten Dankes Ihres treuergebenen Dieners,“ ſagte der galante Diplomat, ergriff den Arm des Grafen und zog ihn mit ſich fort.

XVI.

„Morgen Mittag, lieber Graf, müſſen Sie mein Gaſt ſein,“ ſagte Herr von Bernis zu ſeinem Pathen, als Beide

die Treppe hinabstiegen. „Ich habe Briefe aus Versailles erhalten, Briefe, die Sie angehen."

„Mich?" fragte Saint Germain.

„Sie und keinen Andern. Ihr Ruf ist bis zu den Stufen des Thrones gedrungen. Unsere allerchristlichste Majestät wünscht Sie an Ihrem Hofe zu sehen. Frau von Pompadour, die Allmacht im Unterrocke, brennt vor Begierde, die Bekanntschaft jenes Wundermannes zu machen, von dem die tausendzüngige Fama so viel Wahres und — verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit — auch so viel Unwahres erzählt, daß Niemand weiß, was und wieviel er davon glauben soll. Ich selber, lieber Graf, schwanke noch immer hin und her, ob ich in Ihnen einen Magus oder einen Charlatan bewundern soll; jetzt aber, da ich weiß, daß Sie mein Pathe sind, liegt es in meinem eigenen Interesse, Sie für das, was Sie wollen, zu halten."

„Sie werden nie Ursach haben, das Vertrauen, das Sie mir schenken, zu bereuen."

„Sie müssen so bald als möglich nach Paris. Meine Empfehlung an Frau von Pompadour wird Sie mit dem Könige und dem ganzen Hofe in Berührung bringen. Gelingt es Ihnen, das Vertrauen der Marquise zu gewinnen, dann ist Ihr Glück gemacht, denn sie vermag Alles: in ihrem Schooße ruhen Marschallsstäbe, Ministerportefeuilles, Ludwigskreuze, Bischofsmützen und Cardinalshüte, denn der heilige Vater ist ihr Freund und was sie will, will auch er. Genug für heute. Morgen um Drei erwarte ich Sie in meinem Hôtel."

Bernis und Saint Germain drückten sich die Hände, wie zwei Leute, die schon seit langen Jahren vertraute Freunde sind.

„Addio, padrino," sagte der Gesandte.

„A rivederci, carissimo," erwiderte der Graf.

Und dann trennten sich die Freunde.

Saint Germain kehrte nach seinem Gasthofe zurück. Bald darauf kam auch Freund Benjamin.

XVII.

Als Angioletta aus der Kirche heimgekehrt war, hatte Alari, von Allem unterrichtet, den ganzen Köcher seiner Schmähungen erschöpft, um sie für ihre Treulosigkeit, für das Stelldichein, das sie „einem fremden Abenteurer" gegeben, so tief zu demüthigen, als es seinem Zorne möglich war. Ueberdrüssig ihrer Reize, hätte er sie schonungslos fortgejagt, wäre sie nicht der lockende Köder gewesen, womit er allabendlich neue Goldfische fing. — Angioletta saß, wie gestern, auch heute an seiner Seite, um das den Spielern abgewonnene Geld einzuscharren. Alari war wieder glücklich im Bewußtsein, daß der vom Teufel besessene Marquis, der gestern die Bank gesprengt, ihm heute nicht gefährlich werden konnte, weil ihm die Gastfreundschaft der hohen Polizei eine freie Wohnung in den Bleikammern eingeräumt hatte. Das Glück schien dem alten Geizhalse heute freundlicher zu lächeln, als je: die Bank hatte im Laufe des Abends über sechzigtausend Zecchinen gewonnen. Der gestrige Verlust war verschmerzt und Alari

so glücklich und selig, als es ein alter Sünder seines Kalibers noch zu sein im Stande ist. Aber all' sein Glück, all' seine Seligkeit verwandelte sich urplötzlich in Schreck und Todesangst, als, wie ein neckender Gnom aus der Unterwelt, ein schwarzer Domino ihm gegenüber stand. Im ersten Augenblick hielt er die Erscheinung dieser Maske für ein Blendwerk seiner Sinne. Als diese Erscheinung aber, wie gestern, eine grünseidene Börse hervorzog, trat kalter Angstschweis auf seine Stirn; es war ihm, als schnüre eine unsichtbare Hand ihm die Kehle zu. Als der Domino eine Hand voll Zechinen herausnahm und diese, wie gestern, auf die Coeur-Dame warf, wurde Angioletta feuerroth und Alari leichenblaß, denn jetzt unterlag es keinem Zweifel mehr, daß diese Maske dieselbe sei, die gestern die Bank gesprengt. Welcher Dämon dem verteufelten Marquis so schnell die Riegel seines Kerkers geöffnet, blieb dem Nobile ein unerklärliches Räthsel, das ihm Höllenpein, ihr hingegen unbeschreibliche Freude bereitete. Nachdem die Karte zwei Mal gewonnen hatte, raffte Alari all' seine Kraft, all' seinen Muth zusammen, übergab die Taille einem Theilnehmer an der Bank, näherte sich dem schwarzen Domino und zog ihn sanft bei Seite.

„Was wollt Ihr?" fragte der Graf.

„Hört mich an. Der böse Geist, der Euch gestern und heute an meine Bank gelockt, ist Angioletta. Ihre gleißnerische Schönheit hat auch Euch bethört ... Ihr liebt sie ..."

„Unaussprechlich!"

„Thor, Ihr werdet es früh genug bereuen. Auf dem ganzen Eroball giebt es kein Geschöpf, das undankbarer ist, als dieses Weib. Ihr kennt sie nicht. Sie ist falsch wie die Schlange, listig wie der Teufel, kalt wie der Tod; ich hab' sie satt und will mit Freuden ihr entsagen, sobald Ihr Euch verbindlich macht, nie mehr meiner Bank zu nahen."

„Nun hört auch mich, Signor! Ich meide Eure Bank und zahl' Euch Alles, was ich heut und gestern hier gewann, zurück, wenn Angioletta heute noch, jetzt gleich, mir folgen darf."

„Wo ist das Geld?" fragte der alte Schurke.

„Nehmt es hin," sagte der Graf, dem Nobile eine Brieftasche einhändigend, die 50,000 Zechinen enthielt.

„Ihr seid ein Engel," sprach Atari, das Papiergeld zählend, „Angioletta aber ist ... zwanzig ... merkt es Euch wohl, Marquis ... dreißig ... falsch wie die Schlange ... vierzig ... listig wie der Teufel ... fünfzig ... kalt wie der Tod ... nun nehmt sie hin!"

Atari winkte mit dem Finger. Angioletta blieb unbeweglich auf ihrem Platze. Der Alte näherte sich ihrem Stuhle und raunte ihr in's Ohr:

„Aus meinen Augen, verworfenes Geschöpf! Ich habe Dich verkauft wie einen Hund, den ich nicht länger um mich dulden mag, weil er heimtückisch, falsch und boshaft ist. Dein Anblick, Elende, ekelt mich an, Dein Athem verpestet die Luft, fort, fort!"

Angioletta knirschte mit den Zähnen, in ihrem Herzen kochte Rache, auf ihren Lippen aber spielte ein Lächeln,

das keine Feder zu beschreiben wagt, ein Lächeln, in dem Hölle und Teufel lag.

„Lebt wohl," sprach sie und ging.

Der Graf, der an der Thür sie erwartete, reichte ihr seinen Arm und führte sie durch die Säle in's Vorzimmer. Dort sank sie erschöpft, athemlos, auf einen Sessel.

„Was fehlt Euch, Signora?" fragte der Graf.

„Nichts, nichts," antwortete Angioletta mit einem Tone, in dem die ganze Pein eines verbissenen Schmerzes lag.

„O dann folgt mir," bat ihr Führer.

„Wohin es Euch beliebt. Zuvor aber muß ich noch ein Wort mit meinem Vater reden."

„Am Strande der Piazetta erwartet uns seine Gondel."

„Kommt, kommt, Marquis," sagte sie und zog ihn heftig mit sich fort.

Im Nu hatten Beide den Kai erreicht.

„Bartolomeo!" rief der Graf.

„Hier bin ich," antwortete der alte Gondelführer.

„Laßt uns einen Augenblick allein," bat Angioletta.

Der Graf gehorchte.

„Liebt Ihr Euer Kind?" fragte sie ihren Vater.

„Mehr als mich selbst."

„Dann rächt mich noch heute."

„An wem?" fragte er zitternd.

Angioletta flüsterte ihm einen Namen zu; dann winkte sie dem Grafen, worauf Beide in Bartolomeo's Gonde stiegen.

XVIII.

Es war eine kalte, finstere Nacht. Der Sturm pfiff durch die dünnen Wände des Fahrzeuges, in dem für das liebeglühende Herz des Grafen die schönste Stunde seines Lebens schlug. Er hörte nicht das wilde Heulen des Orkanes, er sah nicht die schwarzen Wolken, die sich über seinem Haupte zusammenzogen; er hörte nur den süßen Klang ihrer Stimme, er sah nur die helle Gluth ihrer Augen und ... war selig.

Während draußen kalter Sturm und drinnen heiße Liebe tobte, bändigte Bartolomeo mit seinem Ruder die empörten Wogen und sang dazu, mit Thränen im Auge und Rache im Herzen, die Barcarole:

„Kalt und finster schaut der Himmel
Auf der Gondel dunkeln Schrein,
Aber drinnen lächelt heiter
Heißer Liebe Sonnenschein.

Traurig schwimmt die schwarze Gondel
Durch der Wellen wilde Fluth,
Aber drinnen zuckt und zündet
Brennend heiße Liebesgluth.

Zagend zieht die finst're Gondel
Durch die sternenlose Nacht,
Draußen stürmt es, aber drinnen
Lacht der Liebe Zaubermacht."

Liebe! Liebe! Was ist Liebe? Hat Aristoteles, der sie die Seele zweier Körper, oder Buffon Recht, der sie le f . . . . . t de deux intestins nennt? Irrt

Plato, der sie mit dem Wolfshunger, welcher Lämmer verschlingt, oder irrt Maupertuis[1]), der sie mit einem Epigramm vergleicht, das die Stärke des Geistes auf die Schwäche des Herzens ersonnen hat? Nach Sokrates ist sie ein durch Schönheit geweckter Zeugungstrieb; nach Nicolas Venette[2]) ein aus dem Himmel in den Koth gefallener Morgenstern. Augustin Niphus[3]) bezeichnet sie als die Brücke vom Irdischen zum Göttlichen, als die Zauberschwinge, die den Sterblichen der Gottheit nähert; Montaigne nennt sie eine Leidenschaft, die den Menschen zum Thiere macht. Die Marquise von Lambert[4]) sieht in ihr einen Talisman, der die Erde in ein Paradies und das Paradies in eine — Hölle verwandelt. Vincenz Fabricius nennt die Liebe einen Arzt und Jacques Ferrand[5]) eine Krankheit. Sylvain Maréchal[6]) nennt sie einen Janouskopf aus Aether und Schlamm, und Etienne de Neufville[7])

---

[1]) Vénus physique, Genève 1760. 18.

[2]) Tableau de l'amour conjugal, Amst. 1687. 2 Bde. 12.

[3]) Tractatus de amore, Lugd. Bat. 1641. 16.

[4]) Réflexions sur les femmes, ou métaphysique d'amour.

[5]) Traité de la maladie d'amour, ou mélancolie érotique, Par. 1622. 12.

[6]) Dictionnaire d'amour, Par. 1789. 16.

[7]) Physiologie des amoureux, Par. 1842. 32. Es befremdet mich, daß noch kein Bibliophile auf die Idee gekommen, eine Bibliographie érotique zusammenzustellen. Philosophen und Dichter, Theologen und Juristen haben über das unerschöpfliche Thema „Liebe" eine Unzahl von Büchern geschrieben. Mir allein sind über 200 Werke dieser Gattung bekannt.

eine Statue von Diamant mit Füßen von Thon. Wer hat Recht?

Leo Abarbanel, ein gelehrter Rabbiner des sechszehnten Jahrhunderts, erzählt in seiner Philosophie der Liebe[1]): Der erste Mensch habe zwei Köpfe, vier Arme und vier Beine gehabt und sei Androgyn, Zwitter, Mann und Weib zugleich gewesen. Nachdem er alle Thiere der Schöpfung gemustert und unter allen Geschöpfen kein einziges gefunden, dessen Gesellschaft ihm angenehm und wünschenswerth erschienen, sei er in tiefen Schlaf gesunken, worauf der Schöpfer sich seiner erbarmt und ihn in zwei Hälften getheilt habe; auf diese Weise sei dann Adam und

---

[1]) Das citirte Werk erschien in italienischer Sprache u. d. T. Dialoghi d'amore, Venez. 1531. 8. Rom. 1535. 4. Venez. 1541. 8. ibid. 1545. 8. ibid. 1549. 8. ibid. 1552. 8. ibid. 1558. 8. ibid. 1573. 8. ibid. 1607. 8. Eine französische Uebersetzung u. d. T. Dialogues d'amour, von Ponthus de Thyard, kam 1551 zu Lyon heraus; eine andere Uebersetzung von D. Sauvage erschien u. d. T. Philosophie d'amour, Lyon 1551. 8. ibid. 1557. 8. ibid. 1559. 16. ibid. 1595. 16. Eine spanische Uebersetzung von C. Montesa trat zu Venedig, eine andere von J. Costa el Aragonese 1584 und 1593 zu Saragossa ans Licht. Beide spanische Ausgaben sind in Quartformat. Eine lateinische Uebersetzung von J. C. Saracenus (Sarasin) erschien in Venedig 1564. 8. Es wundert mich, daß in unserer übersetzungssüchtigen Zeit noch Niemand auf den Einfall gerathen, Meister Leo's Liebesdialoge ins Deutsche zu übertragen. — Da, so viel mir bekannt, noch kein Bibliograph ein vollständiges Verzeichniß aller Ausgaben und Uebersetzungen dieses Werkes gebracht, so dürfte diese Notiz für Bücherfreunde nicht ganz uninteressant sein.

Eva, Mann und Weib, entſtanden. Aber jeder der beiden Theile des getrennten Körpers habe eine ſtarke Neigung behalten, ſich wieder zu vereinigen, und aus dieſer Sehnſucht nach Wiedervereinigung der zwei Hälften zu Einem Ganzen ſei die Liebe entſtanden. Etwas Aehnliches hatte auch ſchon Plato behauptet.

Mario Equicola[1]) nennt die Liebe das Ineinanderſpielen zweier Flammen, das Zuſammenfließen zweier Seelen in Eine; daraus entſtehen dann, wie der Dichter der „Griſelvis" ſingt:

„Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag."

XIX.

Am andern Morgen, als Graf Saint Germain, erſchöpft von den Freuden der Nacht, noch gefangen in den Blumenbanden ſüßer Träume lag, weckte ihn Benjamin und überreichte ihm einen ſoeben angekommenen und als dringend bezeichneten Brief vom franzöſiſchen Geſandten, der ſeinem Pathen, an deſſen Schickſal er ſeit geſtern den wärmſten Antheil nahm, „in größter Eile" anzeigte, daß man vor zwei Stunden in der Gegend des Arſenals den Leichnam des Signor Alari gefunden, daß man den alten Bartolomeo, deſſen Gondel den Nobile erſt ſpät in der Nacht vom Ridotto abgeholt, ſofort verhaftet und ver-

[1]) Libro di natura d'amore, Venez. 1525. 4. Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien u. d. T. le six livres de la nature d'amour, von G. Chapuis. Par. 1584. 8.

hört und daß „der alte Schwachkopf" sogleich eingestanden, den Peiniger seiner Tochter, wegen einer Beschimpfung, die er ihr gestern zugefügt, in der Gondel erdrosselt und dann in's Wasser geworfen zu haben.

„In diesem Augenblick" — so schloß der Brief des Herrn von Bernis — „erhalte ich von einem meiner wohlunterrichteten Attachés den Wink, daß man Sie und die Tochter des Gondoliere — ein leichtfertiges Geschöpf, das mein lieber Pathe gestern entführt haben soll — für die Urheber dieser schwarzen That hält und Sie Beide arretiren will. In der Nebenlage schicke ich Ihnen einen Paß, der Sie als Courier der französischen Gesandtschaft nach Mailand bringt. Eilen Sie, eilen Sie! Wenn die nächste Stunde Sie noch im Weichbilde von Venedig antrifft, kann ich Sie nicht mehr retten. Die Briefe an Frau von Pompadour werden Sie in Mailand erhalten und sich dann ungesäumt nach Paris begeben, wo Sie sehnlichst erwartet werden."

Der Graf, in einem Nu angekleidet, eilte in's anstoßende Gemach, wo Angioletta, schon lange wach, vor dem Spiegel sitzend, ihre Haare flocht. Erschreckt sprang sie vom Stuhle auf, um den blendenden Schnee ihrer nackten Schultern zu verhüllen. Saint Germain theilte ihr mit wenigen Worten den Inhalt des Briefes mit, erfaßte ihre Hand, sah prüfend in ihr Auge und sprach:

„Angioletta, willst Du mich glücklich machen, o dann sage mir, daß Du unschuldig an diesem Morde bist."

„Warum verlangst Du, das ich lügen soll? Ich bin

Italienerin: in meinen Adern ſiedet heißes Blut, das Rache! Rache! ſchreit, wenn Jemand mich beſchimpft. Alari! Alari! Weißt Du, was er gethan? Weißt Du, was er geſagt? »Aus meinen Augen, verworfenes Geſchöpf, ich habe Dich verkauft wie einen Hund, den ich nicht länger um mich dulden mag, weil er heimtückiſch, falſch und boshaft iſt.« Er hat mich fortgejagt wie einen Hund, hörſt Du's, verkauft wie einen Hund! Dank Dir, mein Vater, Du haſt die Schmach gerächt!"

„Er wird dieſe That mit ſeinem Leben bezahlen."

„Ein Vater, wie er, ſtirbt für ſein Kind mit tauſend Freuden."

„Laß uns fliehen, Angioletta."

„Hab' ich nicht geſchworen heute Nacht, als Dein Herz an dem meinen ſchlug, Dir zu folgen bis an's Ende der Welt? Angioletta hält ihren Schwur!" — — —

Eine halbe Stunde ſpäter befanden ſich Graf Saint Germain, Angioletta und Benjamin am Bord eines franzöſiſchen Schiffes, das gleich darauf die Anker lichtete.

Die „Eſperance" war eben abgeſegelt, als Balthaſari im Gaſthofe zum goldenen Löwen erſchien, um den Grafen zum zweiten Male in die Bleikammern abzuführen.

Diesmal aber kam er zu ſpät.

XX.

Dreizehn Tage nach des Grafen Flucht aus Venedig langten er, Angioletta und Benjamin in der Hauptſtadt Frankreichs an.

Am folgenden Morgen brachte der „Mercure de France“ folgende Nachricht:

„Wir beeilen uns, den Lesern unsers Journals die Ankunft des Grafen Saint Germain anzuzeigen, der gestern Mittag hier angekommen und im Hôtel de Provence abgestiegen ist. Ganz Paris brennt vor Begierde, den Mann zu sehen, den Viele — Scherz bei Seite — für den ewigen Juden halten!!!“

Diese Nachricht, die sich wie ein Lauffeuer schnell durch die Stadt verbreitet hatte, war hinreichend, die Neugier von ganz Paris aufzustacheln. Von der Barrière de Picpus bis zur Barrière de Monceaux sprach Alt und Jung von nichts Anderm, als dem „Juif errant.“

„Wer ist denn der ewige Jude?“ fragte die ganze Stadt.

Am folgenden Morgen brachte der „Mercure de France“ folgenden Artikel:

„Wir hoffen manchem unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihm einige Auskunft über den ewigen Juden ertheilen, der seit gestern der Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches ist.“

„Nach der Aussage des heiligen Johannes (21, 23.) soll ein jüdischer Schuhmacher, weil er unsern Heiland, Jesus Christus, als dieser zur Kreuzigung von Jerusalem nach Golgatha zog, mit einem Leisten vom Hause, wo Jener ausruhen gewollt, fortgejagt hatte, von Gott Vater zu der Strafe verdammt worden sein, ewig, ohne Rast und Ruh', die Welt zu durchwandern und nicht eher ster-

den zu können, bis Jesus wiederkommt, die Welt zu richten. Nach der Legende soll dieser Schuhmacher Ahasverus, oder richtiger Achaschverosch, nach Matthieu Paris aber, einem Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Kartaphilos geheißen haben, von Ananias getauft worden sein und den Taufnamen Josephus erhalten haben. Botoreus nennt ihn Gregorius, Libavius giebt ihm den Namen Buttadeus. Aber Alle stimmen darin überein, daß der ewige Jude alle hundert Jahre von einer schweren Krankheit befallen wird, nach der er wieder zu neuem Leben erwacht.

„Jedem, der sich mit dem ewigen Juden näher vertraut machen will, empfehlen wir folgende Abhandlungen: Wunderlicher Bericht von einem Juden, aus Jerusalem bürtig und Ahasverus genannt, welcher fürgiebt, er sei bei der Kreuzigung Christi gewesen, Leipz. 1602. 4. **Histoire admirable du juif errant, Bruges, ohne Jahreszahl. 12. C. Thilo, Meletema historicum de Judaeo immortali, Witteb. 1668. 4. C. Schultz, Dissertatio historica de Judaeo non mortali, Regiomont. 1689. 4. ibid. 1711. 4.** Der ewige Jude, aus dem Lateinischen übersetzt, Dresden 1702. 8. [1])

---

[1]) Ein Paar neuere Schriften, die der „Mercure de France" nicht gekannt haben kann, sind: **C. Anton's Dissertatio in qua lepidam fabulam de Judaeo immortali examinat. Helmst. 1756. 4. ibid. 1760. 4.** und Geschichte des ewigen Juden von ihm selbst beschrieben, enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß seiner bewundernswürdigen Reisen seit ungefähr 1800 Jahr., Gotha 1821. 8.

„Schließlich sei nur noch bemerkt, daß im 16. und 17. Jahrhundert mancher Betrüger diese Sage benutzt hat, um als »ewiger Jude« . . . sein Glück zu versuchen. Nächstens mehr!!!“

XXI.

Während „der ewige Jude“ in größter Galla nach Versailles fährt, um sich dort der Marquise von Pompadour vorzustellen und ihr das Schreiben des Herrn von Bernis einzuhändigen, sei es mir erlaubt, meinem Leser ein flüchtiges Bild vom Leben und Wirken dieser damals allmächtigen Frau zu entwerfen.

Jeanne Antoinette Poisson, geboren am 23 September 1721, war die einzige Tochter einer sehr galanten Mutter, die, außer ihrem Manne, einem etwas rohen, aber äußerst gutmüthigen Pachter, zwei Hausfreunde hatte, von denen der Eine, Herr Paris de Montmartel, ein reicher Financier, der Andere, Herr Lenormand de Tournehem, ein noch viel reicherer Generalpächter war. Aller guten Dinge sind drei, meinte Dame Poisson und liebte den Einen seiner Schönheit, den Andern seines Geldes willen. Als Papa Poisson, der officielle Vater der reizenden Antoinette, sich wegen unterschlagener Gelder eines Morgens aus dem Staube gemacht, hatte der Vice-Vater Tournehem sich des Kindes angenommen und es auf seinem Landgute, unfern des Waldes von Senar, fürstlich erziehen lassen. Um diese Zeit hatte Antoinette, der verhätschelte Liebling ihrer Mutter, der Abgott ihres Pflegevaters, die Bekanntschaft des Herrn Bernis gemacht, der,

damals ein blutjunger, äußerſt zierlicher Abbé, auf eine Pfründe harrend, ihr Unterricht in der Muſik und nebenbei auch Unterricht in den Anfangsgründen der Liebe ertheilt haben ſoll. Neunzehn Jahre alt, hatte ſie ihr Pflegevater mit einem ſeiner Neffen, Herrn Lenormand d'Etioles, vermählt und ſie reicher als eine Prinzeſſin ausgeſtattet.

Madame d'Etioles war damals eine der reizendſten Frauen von Paris, eine jener Huldgeſtalten, die Abbé Bernis, als er noch roſenfarbene Madrigals für den „Mercure de France" gedichtet, ein Concert aller Reize, ein Prisma aller Liebenswürdigkeiten, ein Flacon aller Liebesgötter zu nennen geruhte. Die Grazien hatten das ganze Füllhorn ihrer Anmuth auf ſie ausgegoſſen und ihr einen Zauber eingehaucht, der Jeden zur Bewunderung hinriß. Ihr Gemahl hingegen war eine Encyclopädie aller Häßlichkeiten, ein Catalog aller Unliebenswürdigkeiten, ein Mann, der nur eine gute Eigenſchaft beſaß, die nämlich, daß er nicht im Geringſten eiferſüchtig war und allen Weihrauch, den man der Schönheit ſeiner Frau geſtreut, für einen Parfum hinnahm, der auch an ſeinen Kleidern hängen blieb.

Madame d'Etioles, Freundin der Muſen, Beſchützerin aller Künſte, war vielſeitig gebildet: ſie malte und zeichnete, ſie dichtete und declamirte, ſie ſang und tanzte ſo ſchön, ſo reizend ſchön, daß Dame Poiſſon ihre Tochter geradezu für ein Wunderkind erklärte. Antoinettens Salon war ein Sammelplatz aller Dichter, Maler und Muſiker. Zu den Schöngeiſtern, die der reizenden Frau

während der erſten vier Jahre ihrer Verheirathung den Hof gemacht, gehörten der jüngere Crébillon, der ſich durch ſeinen galanten Roman „les egaremens du coeur et de l'esprit," Duclos, der ſich durch ſein reizendes Feenmährchen „Acajou", und Bernis, der ſich durch ſein ſchönes Gedicht „la religion vengée" einen Platz auf dem franzöſiſchen Parnaß erkämpft hatte. All' dieſe Dichter hatten ihre Reize im „Mercure de France", der 1744 das Eigenthum Marmontels geworden war, in allen Vers- und Tonarten beſungen, und ſelbſt Voltaire, deſſen Name ſich ſchon damals einen europäiſchen Ruhm errungen, hatte es nicht verſchmäht, ſich auf die Liſte ihrer Anbeter zu ſchreiben und auch ſeine Feder in Aetherblau und Morgenroth zu tauchen, um ihre Veilchenaugen und Roſenwangen zu beſingen. Onkel und Neffe, Pflegevater und Gemahl, hatten ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt gefühlt, Mama Poiſſon aber auf all' dieſe Auszeichnungen wenig oder gar keinen Werth gelegt und mehr als ein Mal zu ihrem Supplement-Gatten geſagt: „All' dieſe Anbeter meiner Tochter ſind arme Schlucker, die mit aller ihrer Poeſie keinen Hund aus dem Ofen locken können. Meine Antoinette iſt zu gut für Deinen Neffen. Ein Engel, wie ſie, verdient das Bett eines Königs zu theilen." — Tournehem, in ſeine Pflegetochter nicht wenig vernarrt, pflegte der Mutter Recht zu geben und zu ſagen: „il faut avouer que ta fille est un morceau de roi."

Der brave Mann, der an der Gattin ſeines Neffen ſo großes Wohlgefallen gefunden, hatte es ſo einzurich-

ten gewußt, daß sie in der Nähe seines Landgutes, im Walde von Senar, wo Ludwig XV. sich häufig den Freuden der Jagd hinzugeben gepflegt, dem König durch den Glanz ihrer Schönheit aufgefallen war. Die Herzogin von Châteauroux, die am 8. Decbr. 1744, in der Blüthe ihrer Jugend, in einem Alter von 27 Jahren, man sagt, an Gift, gestorben war, hatte in Ludwigs Herzen eine Leere zurückgelassen, die wieder auszufüllen wohl Niemand besser im Stande war, als Madame d'Etioles. Mit Hilfe des Kammerdieners Binet, eines Verwandten der Madame Poisson, war ihre Tochter schneller, als man selbst vermuthet hatte, in den Platz der Herzogin von Châteauroux eingerückt. Im Herbste des Jahres 1745 hatte sie der König zur Marquise von Pompadour erhoben, ihr einen Jahrgehalt von 300,000 Francs ausgesetzt, ihr nach und nach Choisy, Crecy, Bellevue und andere Schlösser geschenkt und — das Wichtigste hätte ich beinah' vergessen — ihren Gemahl mit einer Mission nach Constantinopel geschickt, ihm bei seiner Rückkehr, als Pflaster für die Wunde, eine Abstandssumme von 500,000 Francs geschenkt und ihn — wegen seiner Verdienste um Frankreich — zum Ritter des Heiligengeistordens ernannt. Vive le roi, quand même!...

Von 1745 bis 1755 hatte sich Frau von Pompadour mit der Charge einer Geliebten begnügt; von da an, wo sie zu altern anfing, suchte sie den König durch ihren Geist zu fesseln und die Rolle eines Premierministers zu spielen. So kam es, daß Cotillon II. — ein Spottname,

den ihr Friedrich II. gegeben hat — der Richelieu des fünfzehnten Ludwigs, die Seele des Cabinets von Verſailles, die Allmacht wurde, in deren Hand das Schickſal von ganz Frankreich lag.

XXII.

Wir befinden uns jetzt in Verſailles.

Vor unſern Blicken öffnet ſich das ſchönſte, reichſte, üppigſte Boudoir Frankreichs, ein von den zarteſten Wohlgerüchen durchduftetes Atelier der Grazien, in dem jedes Stück ein ſprechender Zeuge des feinſten Luxus, des ſinnigſten Geſchmacks, der reizendſten Anmuth iſt. Auf den mit dunkelrothem Sammet überkleideten Wänden flattern große, goldene Schmetterlinge, deren ausgeſpannte Flügel eine Moſaik kleiner bunter Edelſteine zeigen. Ueber den marmornen Fußboden breitet ſich ein koſtbarer Gobelinteppich, auf dem Göttin Flora ein Füllhorn hundertfarbiger Blumen ausſtreut, deren Colorit uns ſo lebendig friſch anlächelt, daß wir den Duft dieſer geſtickten Blumen einzuathmen glauben. Durch zwei hohe, mit buntfarbigen Glasmalereien geſchmückte und von Epheu umrankte Fenſter dringt ein bläuliches Licht, das allen Gegenſtänden eine magiſche Färbung, einen weichen Zauber leiht. Zwiſchen beiden Fenſtern ſteht in einer mit Blumen garnirten Niſche ein großer, mit geſticktem Muſſelin behangener Tiſch, auf dem hundert Kleinigkeiten von Silber und Kryſtall, von Porzellan und Muſcheln, ein Arſenal von Geräthſchaften, die zur weiblichen Toilette

gehören, zu ſehen ſind. Zu beiden Seiten dieſes Tiſches ſteht ein von zwei Bronzefiguren getragener Spiegel, deſſen venezianiſches Glas das Bild der Dame zurückſtrahlt, die ſoeben Toilette macht. Dieſem Tiſche gegenüber ſieht man den Camin, in dem ein luſtiges Feuer praſſelt. Auf dem Marmorſimſe dieſes Camins zeigt ſich eine Gallerie kleiner, barocker Figuren von chineſiſchem Porzellan; über dem Simſe prangt ein großer, breiter, in maſſives Gold eingerahmter Wandſpiegel, der die Bildſäule der Venus zurückſtrahlt, die in der Blumennische gleichſam als Wache dicht vor dem Toiletten-Zeughauſe aufgeſtellt iſt. Zu beiden Seiten des Camins gewahrt man zwei rothſammetne Fauteuils und auf dem dritten, dicht vor der Toilette, ſitzt eine Dame von fünfunddreißig Jahren, in einem jener reizenden Demi-négligées, die ſich viel leichter ahnen, als beſchreiben laſſen. Hinter dieſer Dame ſteht eine etwas ältere Frau, welche Puder in das reizend friſirte Haar ihrer Herrin ſtreut. Die Eine iſt die Marquiſe von Pompatour, die Andere deren Kammerfrau, Madame Duhauſſet.

„Ah que je m'ennuie!“ ſeufzte die Geliebte des Königs, deren Toilette nun vollendet war.

„Warum ſo verdrießlich?“ fragte die Vertraute aller Geheimniſſe ihrer Gebieterin.

„Siehſt Du nicht, liebe Duhauſſet, wie ſchnell ich altere?“

„Der Spiegel trügt.“

„Ja, ja, das iſt der alte Troſt, den Du mir giebſt.

Und dennoch muß ich mir gestehen, daß dieser Spiegel mir die Wahrheit zeigt. Siehst Du die erste Runzel da?"

„Ich sehe nichts."

„Du willst nichts sehen. Geschwind noch etwas Schminke her! O Jugend, Jugend, wer dich ewig fesseln könnte!"

„Denken Sie, gnädige Frau, an Diana von Poitiers. Sie war vierzig Jahre alt, als sie das achtzehnjährige Herz König Heinrichs II. in eherne Fesseln schlug. Sie, Madame, sind eilf Jahre jünger, als der König."

„Der zweite Heinrich, meine Liebe, war ein anderer Mann, als unser vielgeliebter Ludwig; Jener blieb seiner Freundin bis zu ihrem Tode treu ..."

„Und als sie starb, war sie, obgleich schon sechsundsechzig Jahre alt, noch so schön, daß Brantome, der sie sechs Monate vor ihrem Ende sah, ihre Schönheit so bezaubernd fand, -daß selbst ein Herz von Stein sie hätte lieben müssen.-"

„Aber Du weißt auch, daß Diana in dem Rufe starb, ihre Seele dem Teufel verkauft zu haben, unter der Bedingung, daß er ihr bis an's Ende ihrer Tage das Glück ewiger Jugend gewähre."

„Glauben auch Sie, gnädige Frau, an solche Märchen?"

„Behauptet doch selbst ein so aufgeklärter Geschichtschreiber wie de Thou, daß Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, mit bösen Geistern im Bunde, den König bethört habe. O gäb' es doch auch jetzt noch

einen Teufel, der uns Frauen das Geheimniß lehrte, den flüchtigen Zauber unserer Jugend, der schnellfüßig wie ein Morgentraum vorüberzieht, festzuhalten bis ans Ende unseres Lebens. Und hätte ich zehn Seelen, ich verschriebe sie dem Teufel, denn was sind wir arme Frauen ohne Jugend! Jupiter ohne Blitz, Mars ohne Schwert, Cupido ohne Pfeil! Lieber sterben in der Jugend voller Blüthe, als hinwelken, alt und häßlich und sich selbst zum Ekel werden! Ach, Dubausset, naht nicht bald ein guter oder böser Geist, der diese Runzel bannt, dann ist des Königs Gunst für mich verloren, dann bin ich todt, lebendig todt."

„Vielleicht, gnädige Frau, ist Hilfe näher als Sie glauben. Sie scheinen es noch nicht zu wissen, was seit gestern ganz Paris weiß. Ein berühmter Wundermann..."

„Graf Saint Germain?"

„Ist vorgestern in der Hauptstadt angelangt."

„Dubausset, sprichst Du Wahrheit?"

„Ich las es heute Morgen in den Zeitungen..."

„Sie lügen alle."

In demselben Augenblicke trat der erste Kammerdiener ein.

„Was giebt's?" fragte die Marquise aufgeregt.

„Gnädige Frau, ein fremder Herr, der einen Brief vom französischen Gesandten aus Venedig abzugeben hat, bittet um die Gnade, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken."

„Sein Name?"

„Graf Saint Germain.“

„So iſt es alſo wirklich wahr?“ rief die Marquiſe freudig überraſcht. „Führ' ihn ſogleich herein!“

Der Diener und die Kammerfrau entfernten ſich. Die Marquiſe goß ein Paar Tropfen Parfum auf ihr Schnupftuch, warf noch ein Paar Blicke in die beiden Spiegel, ſeufzte noch ein Mal und begab ſich hierauf in das angrenzende Empfangszimmer, in das von der entgegengeſetzten Seite in demſelben Augenblicke Saint Germain hineintrat.

XXIII.

Der Graf überreichte ſein Empfehlungsſchreiben.

„Willkommen in Frankreich!“ ſagte die Marquiſe, die ihm huldvoll entgegengeeilt war. „Nehmen Sie Platz, Herr Graf. Wir ſind erfreut, Sie in Verſailles zu ſehen... Was macht unſer Herr Geſandte in Venedig?“

„Er befindet ſich ganz wohl und hat mich beauftragt, eine Welt von Huldigungen ſeiner hohen Beſchützerin zu Füßen zu legen.“

„Wie gefällt er ſich in der Reſidenz des Dogen?“

„Er langweilt ſich wie der Löwe von Sanct Marcus und ſehnt ſich nach Paris zurück.“

„Kommt Zeit, kommt Rath. Herr von Bernis iſt übrigens einer jener blaſirten Leute, die ſich überall ennuiren.“

„Nur nicht in Ihrer Nähe.“

„Sind Sie heut zum erſten Male in Verſailles?“ fragte Frau von Pompadour, um dem Strome des Geſpräches einen andern Lauf zu geben.

„Ich war schon vor 126 Jahren einmal hier.“

„Vor 126 Jahren?“ wiederholte die Marquise.

„Es war im Jahre 1630. Versailles war damals ein armseliges Dorf, das König Ludwig XIII. für 60,000 Livres an sich brachte und daselbst ein Jagdschloß anlegte, in dem ich mehr als ein Mal übernachtet habe.“

„Sie kannten den König?“

„So genau als mich selbst. Er hatte mir sein ganzes Vertrauen geschenkt, als sein Herz, entflammt von der Schönheit des Fräulein von Lafayette, in der süßen Ahnung schwelgte, daß es von ihrem Herzen Gegenliebe hoffen dürfe.“

„Sie kannten das Fräulein?“

„Wie Erasistratus einst, vor zwei Jahrtausenden, durch den Pulsschlag des Antiochus Soter die Liebe errieth, die dieser zu seiner Schwiegermutter Stratonice in der tiefsten Tiefe seines Herzens verbarg, so errieth auch ich an Louisens ungestümem Pulsschlag ihre Liebe zu dem Gatten Annens von Oesterreich.“

„Da Sie Louise von Lafayette persönlich gekannt haben, so werden Sie das Fräulein in einem Bilde, das ihr sprechend ähnlich sein soll, leicht wieder erkennen. Erweisen Sie mir den Gefallen, mich in ein Cabinet zu begleiten, wo unter vielen andern Bildern auch das ihre prangt.“

Die Marquise führte den Grafen durch eine lange Reihe prachtvoll eingerichteter Zimmer in eine länglich schmale Gallerie, der sie den Namen Panthéon d'amour gegeben

und worin ſie die Portraits aller königlichen Favoritinnen Frankreichs in chronologiſcher Reihenfolge aufgeſtellt hatte.

„Ich finde hier lauter liebe, alte Bekannte. Dies erſte Bild iſt Odette de Champdivers, die Tochter eines Pferdehändlers, die Geliebte des geiſtzerrütteten Carls VI., der ſie *ſeine »kleine Königin«* genannt. Dies zweite Bild iſt Agnes Sorel, jener Engel an Schönheit und Güte, der bis zu ſeinem Tode der unumſchränkte Gebieter Carls VII. war, der Schutzgeiſt Frankreichs, der den König zum Kampfe gegen England begeiſtert hatte. In dieſem dritten Bilde begrüße ich Françoiſe de Foix, Gräfin von Chateaubriand, die Herzenskönigin des ritterlichen Franz I., ein beklagenswerthes Opfer der Eiferſucht ihres Gemahls, der ihr in einem unterirdiſchen Gewölbe ſeines Schloſſes, zur Strafe ihres Treubruchs, von drei vermummten Mördern die Adern öffnen ließ. Danken wir dem Himmel, daß die Ehemänner unſerer Tage nicht ſo grauſame Barbaren ſind, wie dieſer ſtolze Graf von Chateaubriand.“

„Als die Männer noch eiferſüchtig auf die Schönheit ihrer Frauen waren, durften dieſe Frauen noch von der Liebe ihrer Männer überzeugt ſein. Liebe ohne Eiferſucht iſt Rauch ohne Flamme.“

„Dies vierte Bild ruft mir die ſchönen Tage zurück, die ich im Schloſſe zu Anet in der Geſellſchaft einer der ſchönſten Frauen aller Zeiten verlebt.“

„Iſt es wahr, lieber Graf, daß Diana von Poitiers noch in ihrem ſechsundſechzigſten Jahre ſo jung und friſch wie eine Frau von dreißig Jahren ausſah?“

„Wem anders, als mir, verdankte sie die Gabe der ewigen Jugend?“

„Graf, besitzen Sie wirklich ein Mittel, das Alter zu verjüngen?“

„Ich zwinge Niemanden, Etwas zu glauben, was ihm nicht möglich scheint. Wer aber meinen Worten vertraut, wird sich von der Wahrheit derselben schneller überzeugen, als er glaubt. Dies fünfte Bild ist Renée von Chateauneuf, die, als das schönste Ehrenfräulein Catharinens von Medicis, den dritten Heinrich bezauberte. Zwölf Jahre später, nachdem der König sie mit dem Florentiner Antinotti vermählt hatte, wurde ich Zeuge einer Scene, die mir ewig unvergeßlich bleibt. Renée, die ihren Gatten in den Armen einer ihrer Dienerinnen überrascht hatte, riß einen Dolch aus meinem Gürtel und stieß ihn hohnlachend in das liebejauchzende Herz des Verräthers.“

„Nicht jeder Frau ist die Kraft verliehen, die Untreue ihres Mannes so zu rächen, wie es Renée von Chateauneuf gethan.“

„Das sechste Bild ist Marie Touchet, einer Apothekerstochter aus Orleans, die sich vier Jahre nach dem Tode König Carls IX., der sein ganzes Leben hindurch ein treuer Verehrer ihrer Schönheit, ihres Geistes war, mit François Balzac d'Entragues, Gouverneur von Orleans vermählte, dem sie eine Tochter gebar, die mit Maria von Medicis das Herz des vierten Heinrichs theilte.“

„Schon oft habe ich bedauert, daß das Bild der Marquise von Verneuil in meiner Sammlung fehlt.“

„Das siebente Bild ist Gabrielle d'Estrée, die schönste Perle im Diademe Heinrichs IV., die reizende Herzogin von Beaufort, die mit einem Fuße schon auf dem Throne Frankreichs stand, als sie am 10. April 1599 im Hause des reichen Financier Zamet durch eine vergiftete Orange als Opfer der Eifersucht der Königin Margaretha von Valois fiel."

„Sind Sie dessen so gewiß überzeugt?"

„Ich weiß es aus Zamet's eigenem Munde. Dies hier ist Louise von Lafayette, Ludwigs XIII. angebetete Geliebte. Das Bild ist ziemlich ähnlich, doch vermisse ich das flammenrothe Mal, das, wie eine Rose im Schnee gebettet, auf dem blendendweißen Atlas ihrer rechten Schulter lag."

„Sie sind allwissend, Graf!" sagte die Marquise, deren Erstaunen von Minute zu Minute wuchs.

„Diese vier letzten Bilder sind die vier Jahreszeiten des vierzehnten Ludwigs: die Herzogin Louise von La Vallière, der keusche Frühling; die Herzogin Marie Angélique von Fontanges, der schöne Sommer; die Marquise Françoise Athénaïs von Montespan, der üppige Herbst, und Françoise d'Aubigné, die schlaue Witwe Paul Scarrons, die Frau von Maintenon, der stille Winter in dem langen Leben des großen Ludwigs. Die Aehnlichste von Allen ist die Marquise von Montespan: jeder Zug dieses Bildes athmet Wollust."

„War sie denn wirklich so schön?" fragte die Frau von Pompadour, die sie um deren Reize zu beneiden schien.

„So ſchön, daß ich kein Wort wüßte, was reizend genug wäre, den Zauber ihrer Anmuth zu beſchreiben.“

„Und Louiſe von La Vallière?“

„Sie war bleich, pockennarbig, mager und trotz alledem ein Engel, wie ich ſeit ihr noch keinen zweiten ſah.“

„Ach, lieber Graf, ich könnte Tage, Wochen lang mit Ihnen plaudern und würde niemals müde werden, Ihrer Unterhaltung Wort für Wort zu folgen, denn ob ich gleich noch immer nicht recht glauben kann, daß Sie Alles, was Sie mir erzählen, wirklich ſelbſt erlebt haben, ſo liegt doch in jedem Bilde, das Sie aus dem Staube längſt vergangener Zeit heraufbeſchwören, ſo viel Friſche, ſo viel Wahrheit, ſo viel Zauber, daß man Sie bewundern muß, ſelbſt dann noch ...“

„Wenn Alles blos Täuſchung wäre,“ fügte Saint Germain mit ſchlauem Lächeln hinzu. „Ich ſelber, gnädige Frau, ertheile Ihnen den Rath, mir ja nicht Alles zu glauben.“

„Ihre Aufrichtigkeit, lieber Graf, gefällt mir. Ich bin Herrn von Bernis tauſend Dank ſchuldig, daß er mir das Vergnügen, den Genuß Ihrer Bekanntſchaft verſchafft hat. Auch der König muß Sie kennen lernen; auch er wird einen Mann Ihres Geiſtes und Ihrer Bildung gewiß bald lieb gewinnen und alle Mittel aufbieten, Sie an ſeinen Hof zu feſſeln. Noch heute ſpreche ich mit Seiner Majeſtät; noch heute ſoll er erfahren, welch' hohen Reiz mir Ihre Unterhaltung gewährt hat. — Wo ſind Sie abgeſtiegen in Paris?“

„Ich wohne im »Hôtel de Provence.«"

„Sind Sie verheirathet? Haben Sie Familie, lieber Graf?"

„Ich habe eine . . . Schweſter."

„Wenn ſie nur halb ſo geiſtreich als ihr Bruder iſt, dann wird ſie die Zierde aller Zirkel ſein. Sie werden mir doch recht bald die Ehre ihrer Bekanntſchaft verſchaffen?"

„Ich werde nicht ſäumen, Ihnen meine Schweſter ſo bald als möglich vorzuſtellen."

„Wann ſehen wir Sie wieder in Verſailles?"

„So oft Sie es befehlen, gnädige Frau."

„Nun denn auf baldiges Wiederſehen," ſagte die Marquiſe und reichte ihm ihre Hand.

„Dieſer Augenblick, Frau Marquiſe," erwiderte der Graf, ihre Hand an ſeine Lippen ziehend, „iſt der ſchönſte meines ganzen Lebens."

XXIV.

Nachdem Saint Germain ſich entfernt hatte, kehrte Frau von Pompadour in ihr Boudoir zurück, um den Inhalt des Briefes kennen zu lernen, den der Graf ihr vom Herrn von Bernis überbracht hatte.

Es war ein Brief von ſechs enggeſchriebenen Seiten, von Anfang bis zum Ende mit blauen Wundern angefüllt, wodurch ſein Empfohlener ganz Venedig dergeſtalt in Erſtaunen geſetzt, daß ſelbſt die aufgeklärteren Leute ihn für einen mit den Geiſtern der Hölle verbündeten Herenmeiſter gehalten, der nur mit knapper Noth dem Blutgerichte

des Raths der Zehn entgangen, welcher ihm gern den Proceß gemacht hätte. Unter Anderm schrieb Herr von Bernis auch Folgendes:

„Der Graf rühmt sich, ein Schüler des berühmten Magiers Cosmo Ruggieri zu sein, den die Königin Catharina von Medicis, als einen der größten Sterndeuter ihres Vaterlandes, aus Florenz nach Paris gebracht und für das Horoskop, das er allen Herren und Damen des Hofes gestellt, mit der Abtei Saint Mahé in der Bretagne belehnt hatte. Dieser Schwarzkünstler, der 1615 zu Paris im Geruche eines Gottesleugners gestorben war, hatte, was sich durch eine gerichtliche Untersuchung in dem Processe La Mole und Coconas als wahr herausgestellt, magische Wachsbilder angefertigt, welche die Macht besaßen, jedem Manne und jeder Frau Liebe einzuflößen, wenn Diejenigen, welche sich Gegenliebe erringen wollten, mit einer goldenen Nadel drei Mal das Herz des Wachsbildes durchstachen, das eine Copie des geliebten Gegenstandes war[1]). Auch der Graf will, im Besitze dieses wunderbaren Geheimnisses, ähnliche Wachsbilder anzufertigen im Stande sein und erst unlängst in Genua damit einen Versuch gemacht haben, der ihm — wenn man seiner Aussage glauben darf — vollständig gelungen sein soll."

„Ferner rühmt sich der Graf, im Besitze einer Zauberbrille zu sein, welche ein Geschenk des berühmten Wun-

[1]) Das Nähere über die magischen Wachsbilder dieses florentinischen Schwarzkünstlers findet man im „Mercure français" vom Jahre 1615, Tome IV. pag. 46.

verarztes Pietro von Abano sein soll, der sich mit Hilfe von sieben Gnomen, die er in eine unzersprengbare Flasche gebannt, zum Gebieter aller guten und bösen Geister gemacht hatte und darum von der Inquisition zum Feuertode verurtheilt worden war. Dieses Geschenk soll die unheilvolle Kraft besitzen, das menschliche Herz zu durchschauen und auf der Stirne beider Geschlechter aus deutlichen, jedoch nur ihm verständlichen Zauberzeichen die Untreue jedes Mannes eben so gut als die Untreue jedes Weibes herauszulesen — ein Glas, das ich um keinen Preis der Erde besitzen möchte, weil ich befürchten müßte, in jedem Herzen Falschheit und auf jeder Stirne Verrath zu lesen. Wäre aber jeder Mann im Besitze eines solchen Zauberglases, dann läge das ganze Leben ohne Täuschung da und wäre eine reizlose Last, und jede heimliche Sünde ein offenes Geheimniß, das uns zu Boden drücken würde."

Die Marquise, die jede Zeile dieses Briefes mit wahrem Heißhunger verschlang, las ihn zwei, las ihn drei Mal und war noch immer unentschlossen, ob sie den Inhalt dieses Schreibens für eine Thatsache oder eine schlaue Mystification halten solle.

Gleich darauf wurde der König angemeldet.

XXV.

Es begann bereits zu dunkeln, als der Graf, von Versailles nach Paris zurückgekehrt, seinen Gasthof erreicht hatte und in das Vorzimmer eingetreten war, wo

er den kleinen Benjamin, den ſchwarzen Lockenkopf auf die kleine weiße Hand geſtützt, eingeſchlummert fand. Saint Germain näherte ſich ſeinem jungen Freunde, hauchte einen Kuß auf deſſen Stirn und öffnete dann ganz leiſe die Thür, die in's Empfangszimmer führte, wo Angioletta, mit Thränen in den Augen, am Fenſter ſaß. Er erfaßte ihre Hand und zog ſie zärtlich an ſein Herz.

„Du weinſt, Angioletta. Darf Dein Freund," fragte er mit rührend weichem Tone, „die Urſache Deiner Thränen wiſſen?"

„Ich fühle mich hier einſam und verlaſſen," erwiderte ſie kalt und ernſt. „Ich höre hier nicht die Glocken von Sanct Marcus, ich ſehe hier nicht das fröhliche Treiben unſers Carnevals; mich quält Mißmuth und Langeweile, ich empfinde Heimweh."

„Bald, holder Engel, wirſt Du Dich heimiſch fühlen in der fremden Stadt. Dein Freund wird alle Kräfte anſtrengen, alle Mittel aufbieten, Dir das Leben in Paris ſo genußreich zu geſtalten, daß die Erinnerung an Deine Vaterſtadt Dich nicht mehr traurig ſtimmen ſoll. Ich werde Dir eine fürſtliche Wohnung miethen und Dich mit ſardanapaliſchem Luxus umgeben; ich werde Dir die ſchönſten Wagen und Pferde und einen Schwarm von Dienerſchaften halten; ich werde täglich, ſtündlich neue Ueberraſchungen und Zerſtreuungen erſinnen, um die Wolken Deines Mißmuths zu verſcheuchen. Du ſollſt nicht, wie bisher, blos durch den Glanz Deiner Schönheit, Du ſollſt, von jetzt an, auch durch die Pracht Deiner Garde-

robe, durch den Nimbus Deiner Toilette, die Bewunderung aller Männer, den Neid aller Frauen, die Aufmerksamkeit von ganz Paris erregen. Dank der gütigen Vorsehung, daß ich, begüterter als mancher Fürst, im Golde wühlen kann ohne Furcht und Zittern, daß die Quelle meines Reichthums einst versiege. Das Kostbarste und Schönste, das die wetterwendische Laune der Mode zum Schmuck der Frauen erfindet, will ich Dir zu Füßen legen, Dich in Sammet und Seide, in Gold und Geschmeide hüllen, jeden Deiner Wünsche errathen, jede Deiner Launen erfüllen, um Deinen Trübsinn in rosige Laune zu verwandeln. Wir wollen oft Gesellschaft bei uns sehen und alle heitern Künste um uns versammeln, um unsere Häuslichkeit zu einem Eldorado umzuschaffen, in dem sich die Geliebte meines Herzens heimischer und glücklicher fühlen soll, als manche Königin auf ihrem Throne, als Frau von Pompadour in allen ihren Schlössern. Die Marquise, die mich mit großer Huld und Freundschaft aufgenommen, hat den Wunsch ausgesprochen, Dich kennen zu lernen; ich werde Dich bei Hofe als meine Schwester vorstellen ..."

„Als Deine Schwester?" fragte Angioletta mit schneidend scharfem Tone.

„Die Plane, die ich hier verfolge, erheischen es, mir den Anschein zu geben, daß ich frei und ledig sei."

„Ich durchschaue Deine Absicht und ahne meine Zukunft. O ich Närrin, die ich glauben konnte, daß Du mich mehr liebst, als Alari mich geliebt. Weh' mir, ich bin getäuscht! Du liebst mich weniger noch als er; Du

ſchämſt Dich meiner; Du brauchſt mich nur als Spielball Deiner Lüſte und wirfſt mich, wenn Du meiner überdrüſſig biſt, wie er, einem Andern verkaufen »wie einen Hund, den man nicht länger um ſich dulden mag.«"

„Angioletta, wodurch habe ich dieſe ſchwere Kränkung verdient? Soll ich die Schwüre, die ich Dir geſchworen, als ich in Deines Vaters Gondel wonnetrunken, götterſelig an Deinem Buſen lag, Dir wiederholen? Soll ich Dir noch ein Mal ſchwören, bei Allem, was mir lieb und heilig iſt, daß ich Dich mit allen Kräften meiner Seele, mehr als das Licht meines Auges, mehr als mich ſelber liebe? Soll ich Dir noch ein Mal ſchwören, daß ich Dir mein ganzes Daſein geweiht, daß ich Dir treu bis zum letzten Athemzuge meines Lebens bleiben und Dich nie, nie verlaſſen will, ſelbſt dann nicht, wenn Du — o Gedanke, der jede Faſer meines Leibes zur Hyäne, jede Ziber meines Hirnes zum Tiger macht — Deine Schwüre brechen, mich und Dich vergeſſen und mir — was Gott und alle Heiligen verhüten mögen! — untreu werden ſollteſt in dieſem oder jenem Leben. Beim ewigen Gott, ich liebe Dich, wie noch kein Mann ein Weib geliebt; ich liebe Dich wahrer, wärmer, inniger, als Du Dich ſelber liebſt."

„Ich traue Deinen Schwüren nicht, denn liebteſt Du mich wie ich Dich, würdeſt Du Dich meiner ſchämen? Würdeſt Du nicht ſagen: ſei mein Weib?"

„Als Du an jenem Abende an meinem Herzen lagſt, bat ich Dich: Angioletta, ſei mir das, was einſt Heloiſe

ihrem Abälard geweſen war! O denk' an Heloiſe! Sie wollte lieber die geliebte Magd, als das angetraute Weib ihres Abälards ſein."

„Heloiſe war eine Närrin! Ich, Joſeph, kenne Welt und Menſchen beſſer als ſie und will Dein Weib ſein."

„Ehe, ſagte Heloiſe, ſei das Grab der Liebe."

„Liebe, ſingt ein Dichter meines Vaterlandes, iſt ein flüchtiger Traum."

„Meine Liebe zu Dir, Angioletta, iſt eine Wahrheit, die Ewigkeiten überleben wird. Keine Macht der Welt, nicht Gott, nicht Tod noch Teufel kann je Dein Bild aus meinem Herzen drängen."

„O hätt' ich ahnen können, daß Du Dich meiner ſchämſt, ich wäre niemals Dir gefolgt."

„Angioletta, warum zerreißeſt Du mein Herz mit Vorwürfen, die ich nicht verdiene? Ich will Dich glücklich wiſſen, und Alles, Alles thun, um Dir zu zeigen, wie tief Du mich gekränkt haſt. Noch ehe vier Wochen vergehen, ſoll das Band unſerer Herzen durch Prieſterhand geweiht und Angioletta, mein Glück, mein Stolz, meine Erde und mein Himmel, mein Weib ſein."

„Dann erſt kann ich ruhig und zufrieden, froh und glücklich werden."

„In Deinem Glücke ruht das meine," ſprach der Graf und ſchloß ſie innig an ſein Herz.

Liebe macht Alles möglich, ſagt Lamennais.

XXVI.

Vier Tage ſpäter erhielt Graf Saint Germain eine Einladung nach Choiſy, dem Lieblingsſchloſſe der Frau von Pompadour, die ſich dort ganz à son aise fühlte, weil ſie weniger beobachtet und weit ungeſtörter als in Verſailles war. Die Marquiſe hatte einen kleinen Kreis ihrer ausgewählteſten Freunde eingeladen: den Grafen von Choiſeul-Stainville, die Gemahlin des Grafen, die Marſchallin von Mirepoix, den Grafen und die Gräfin Bacchi, den Marquis von Marigny und den Doctor Quesnay. Auch Jannette, der Intendant der königlichen Poſten, eine der vertrauteſten Creaturen des „einflußreichen Unterrocks", war zu dieſer Abendunterhaltung eingeladen, aber nicht erſchienen, weil ihn dringende Geſchäfte im „ſchwarzen Cabinet" zurückhielten, wo er allabendlich, auf Special-Befehl ſeiner Beſchützerin, alle ihm verdächtigen Briefe öffnen und Auszüge daraus machen mußte, die er, wöchentlich zwei Mal, der Frau von Pompadour vorzulegen hatte, um ſie in alle Geheimniſſe von Paris einzuweihen und in Allem „au fait" zu ſetzen.

Die Marquiſe hatte ihren Freunden zur Beſtätigung deſſen, was ſie ihnen ſchon vor einigen Monaten vom Grafen Saint Germain erzählt, einzelne Auszüge aus dem Schreiben des Herrn von Bernis mitgetheilt und dadurch die Neugier derſelben in ſo hohem Grade erregt, daß Alle — und vorzugsweiſe die Damen — geſpannt waren, die perſönliche Bekanntſchaft jenes Mannes zu

machen, deſſen Name ſeit acht Tagen das ausſchließliche Thema des Stadtgeſpräches von Paris war. Frau von Pompadour hatte ihren Freunden alle Wunder des Grafen erzählt, bis auf das eine, daß er im Beſitze eines Lebens-Elixirs ſei, das unter andern Eigenſchaften auch die beſitze, das Alter zu verjüngen, ein koſtbares Geheimniß, das ſie wohlweislich für ſich behalten wollte.

„Ich habe dieſen Wundermann eingeladen,“ ſagte die Marquiſe, „um Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, ihn perſönlich kennen zu lernen und ſich durch eigene Anſchauung zu überzeugen, daß der Ruf, der ihm aus Italien vorausgeeilt iſt, nicht zu viel von ihm erzählt hat. Der Graf iſt einer der merkwürdigſten Charaktere, die ſeit Jahrhunderten die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt für ſich in Anſpruch genommen haben. Alle Erkundigungen, die ich über ihn in allen Ländern und an allen Höfen Europa's eingezogen, ſind ſo dunkel und ungewiß, daß Niemand weiß, was man von Allem glauben ſoll. Der Eine meint, der Graf ſei ein Baſtard König Johanns V. von Portugal und heiße Aymar. Der Andere glaubt, er ſei der Sohn eines jüdiſchen Arztes, heiße Daniel Wolf und ſei 1704 zu Straßburg geboren. Dieſer letzten Meinung iſt auch unſer Polizei-Intendant Lenoir, welcher neue Nachforſchungen angeſtellt und durch den Baron von Breteuil dieſem Geheimniß auf die Spur gekommen ſein will. Ich für meinen Theil ſchenke dieſem Gerüchte, das der Baron aus zuverläſſiger Quelle geſchöpft zu haben vorgiebt, nicht mehr Glauben, als hundert andern

Sagen, die über die Geburt und Heimath des Grafen im Umlauf ſind und ſich ſammt und ſonders widerſprechen. Aber mag der Graf heißen wie er wolle, mag er Chriſt oder Jude, in Liſſabon oder Straßburg, oder Gott weiß wo, geboren ſein, jedenfalls bleibt er die geheimnißvollſte und ſchon darum die anziehendſte Erſcheinung unſers Jahrhunderts oder, beſſer geſagt, aller Jahrhunderte, denn ich habe Ihnen bereits erzählt, daß er — der Himmel weiß, wie alt zu ſein vorgiebt. Er will bei der Kreuzigung unſeres Erlöſers zugegen geweſen ſein und — was Sie vielleicht noch nicht wiſſen werden — den römiſchen Statthalter Pontius Pilatus, wegen ſeines ungerechten Richterſpruchs, zum Zweikampf herausgefordert und ihn mit einem Schwerte, das er vom Kaiſer Tiberius zum Geſchenk erhalten, in der linken Hüfte dergeſtalt verwundet haben, daß der Böſewicht an dieſer Wunde bald darauf geſtorben ſei, wodurch die geſchichtliche Ueberlieferung, daß Pontius Pilatus ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibt haben ſoll, zu einem grundloſen on dit, zu einer aus der Luft gegriffenen Sage herabſinkt."

Die Geſellſchaft konnte ſich eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren.

„Ah bah," ſagte Graf Stainville und ſchüttelte diplomatiſch mit dem Kopfe, wie Jemand, der Etwas nicht glauben mag und aus Artigkeit doch nicht geradezu widerſprechen will.

„Der Tauſendſaſa!" lächelte die Gemahlin des Grafen.

„Es iſt zum Erſtaunen!“ meinte die Marſchallin von Mirepoix.

„Dieu de Dieu!“ rief Graf Baschi und ſchüttelte gleichfalls mit dem Kopfe.

„Was man nicht Alles erlebt!“ bemerkte deſſen Gemahlin.

„Der Kerl lügt wie gedruckt,“ murmelte Doctor Quesnay leiſe vor ſich hin.

Der Marquis von Marigny nahm eine Priſe, ſchnitt dabei ein höchſt komiſches Geſicht und ſagte — was gewiß das Allerklügſte war — nichts, gar nichts.“

„Graf Saint Germain,“ fuhr die Marquiſe fort, „behauptet in allem Ernſte, daß er niemals ſterben könne, weil er einen Wundertheé erfunden, der, aqua benedetta genannt, die Kraft beſitzen ſoll, jede Krankheit zu heilen und das menſchliche Leben dergeſtalt zu verlängern, daß Jeder, der die von ihm vorgeſchriebene Diät ſtreng befolgt, zwei Mal älter als Methuſalem werden und auch dann nicht ſterben kann, wenn ihm nicht ein außergewöhnliches Unglück zuſtößt.“

Herr Quesnay fing laut zu lachen an.

„Doctor, warum lachen Sie?“ fragte die Marquiſe, die ihm das ſehr übel nahm.

„Mir fiel dabei der berüchtigte Quackſalber Theophraſtus Paracelſus ein, der ſich gleichfalls gerühmt, eine Univerſal-Tinctur gegen alle Krankheiten, eine Art Laudanum, ein Elixir proprietatis erfunden zu haben, mit deſſen Hilfe er mindeſtens ſechshundert Jahre alt zu

werden ſich ernſtlich vorgenommen und trotz dieſes Wundertrankes ſchon in einem Alter von kaum fünfzig Jahren in's Grab gebiſſen hat."

„Zweifeln, lächeln, ſpotten Sie nur. Aus Ihnen, Doctor, ſpricht der Neid. Mögen Sie ſagen, was Sie wollen, ich laſſe mir den Glauben nicht nehmen, daß der Graf eine außergewöhnliche, wunderbare Erſcheinung iſt. Ich habe Herrn von Saint Germain erſucht, Etwas mitzubringen, was Sie Alle ſehr überraſchen, Ihnen gewiß viel Unterhaltung und vielleicht auch die Ueberzeugung verſchaffen wird, daß er ein Zeitgenoſſe vieler Jahrhunderte und mindeſtens zehnmal älter ſein muß, als er ausſieht."

„Und wie ſieht er denn aus?" fragte Gräfin Stainville.

„Wie ein wohlconſervirter Vierziger," erwiderte die Marquiſe.

„Und was iſt das, was er mitbringen ſoll?" wollte die Marſchallin von Mirepoix wiſſen.

„Es hieße Ihre Ueberraſchung verkümmern, wollte ich Ihre Neugier ſchon jetzt befriedigen," entgegnete Frau von Pompadour.

„Ach," rief Gräfin Baſchi, die in der Nähe des Camines ſtand, „ich brenne . . ."

„Wo? wo?" ſchrie der Marquis von Marigny in großer Aufregung.

„Warum ſchreien Sie denn ſo?" fragte die Marquiſe.

„Ei, hörten Sie denn, die Gräfin Baſchi brennt ja . . ."

„Vor Begierde, den Grafen kennen zu lernen," fiel dieſe ihm in die Rede.

„Ach, das iſt was Anderes," ſagte der Marquis, der nun wieder vollkommen beruhigt war.

Der ganz unnöthige Schreck des Herrn Generalbaudirectors, das komiſche Mißverſtändniß, hatte ein allgemeines Gelächter hervorgerufen.

„Der Herr Marquis denkt ewig an ſeine Bauriſſe und iſt daher immer ſehr zerſtreut," erklärte Frau von Pompadour zu ſeiner Entſchuldigung.

Herr von Marigny nahm wiederum eine Priſe, ſchnitt diesmal ein mehr verlegenes als komiſches Geſicht und ſagte auch diesmal nichts, was wiederum das Allerklügſte war.

In demſelben Augenblick meldete der eintretende Diener die Ankunft des Grafen Saint Germain. Auf Aller Mienen gab ſich die größte Spannung kund.

„Ich werde Keinen von Ihnen vorſtellen, ſagte Frau von Pompadour. Der Graf kennt, wie ich durch Herrn von Bernis erfahren habe, ſelbſt fremde Menſchen, die er noch niemals geſehen hat; er erräth Vor- und Familiennamen, ja oft noch viel mehr. Sie werden ſich gleich ſelbſt davon überzeugen."

Der Graf, der ſich im Vorzimmer einige Augenblicke mit dem Kammerdiener unterhalten und an ihn ein Paar gleichgiltige Fragen gerichtet hatte, trat jetzt durch die von zwei andern Dienern geöffnete Flügelthür.

„Messieurs et Mesdames," ſagte die Marquiſe, „j'ai

l'honneur de présenter le célèbre Comte de Saint-Germain.“

Gegenseitige Verbeugungen.

„Ich würde mich beeilen, lieber Graf, Ihnen meine Freunde vorzustellen, wäre ich nicht im Voraus überzeugt, daß die meisten Ihnen bereits bekannt sind . . .“

„Wenn ich nicht irre,“ erwiderte der Wundermann mit wahrhaft liebenswürdiger Schüchternheit, „so ist der Herr Graf und die Frau Gräfin von Choiseul, die Frau Marschallin von Mirepoir, der Herr Graf und die Frau Gräfin Baschi . . .“

„Und ich, wer bin ich?“ fragte der Herr Generalbaudirector.

„Sie, mein Herr Marquis von Marigny, sind der Bruder der Frau Marquise von Pompadour, und Sie, mein Herr, sind Doctor Quesnay, der berühmte Leibarzt Sr. Majestät des Königs.“

„Mais mon Dieu, woher wissen Sie das Alles?“ fragte der Doctor, der sich durch das Epitheton »berühmt« vom Scheitel bis zur Zehe elektrisirt und von der Schuhsohle bis zur Perücke außerordentlich geschmeichelt fühlte.

„O ich kannte Sie schon als Knaben von fünf Jahren. Sie wurden 1694 geboren . . .“

„In welcher Stadt?“ fragte der Leibarzt, in der Hoffnung, dem Grafen eine Falle zu legen.

„Im Dorfe Equeville.“

„Ventre gris!“ rief der Doctor ganz verwundert.

„Auch Ihren seligen Vater habe ich ziemlich genau

gekannt; er war zwar nur ein Tagelöhner, aber ein ehrlicher, kreuzbraver Mann, der große Stücke auf seinen kleinen Franz hielt und ihn nie anders, als seinen petit philosophe zu nennen pflegte."

„Parbleu, Sie wissen aber auch Alles!" sagte Doctor Quesnay, der dem Grafen nicht mehr abhold war.

„Auch Ihre Eltern und Voreltern, Herr Graf von Choiseul, habe ich gekannt. Sie stammen von einem sehr berühmten, uralten Adel ab, der seinen Ursprung von den souverainen Grafen von Champagne ableitet. Ein Charles von Choiseul wurde 1619 von Ludwig XIII. zum Marschall von Frankreich erhoben. Ich kannte ihn ..."

„Wie, Sie kannten ihn?" fragte Herr von Stainville mit ungläubigem Thomaslächeln.

„Er zeichnete sich zuerst im Jahre 1580 bei der Belagerung von La Fère aus. Er war ein tapferer Held, der 45 Jahre seinem Könige gedient, während dieser Zeit in den Hugenotten-Kriegen 47 Schlachten geschlagen, 53 Städte erobert, 36 Wunden davon getragen hatte und Anno 1626, in einem Alter von 63 Jahren, in meinen Armen gestorben war."

„In Ihren Armen? Ei, wie alt sind Sie denn, lieber Graf?" fragte der General-Lieutenant.

„Wie alt? Man spricht nicht gern davon."

„Warum denn nicht?"

„Ich gleiche der Mehrzahl jener eitlen Frauen, die sich nur ungern einen Blick in ihren Taufschein gefallen

lassen, weil sie sich für viel jünger ausgegeben, als sie sind. Würden Sie es wohl glauben, Herr Graf, wenn ich Ihnen sagte, daß ich erst unlängst in Cairo meinen 1783sten Geburtstag gefeiert habe?"

„Nein, Herr Graf, das würde ich nicht glauben."

„Das kann ich Keinem verdenken und dennoch könnte ich Ihnen auf zehn verschiedene Arten beweisen, daß ich ... weit älter bin, als Sie glauben," sagte der Graf und zog aus der Seitentasche seines Rockes ein kleines Portefeuille hervor. „Werfen Sie gefälligst einen Blick in dieses Stammbuch, das ich mir vor tausend Jahren angelegt habe. Auf diesen vergilbten Pergamentblättern finden Sie eigenhändige Unterschriften von Kaiser Carl dem Großen und dem Khalifen Harun al Raschid, von Christoph Columbus, dem Entdecker Amerika's, und von Berthold Schwarz, der, was auch mancher gelehrte Chinese dagegen einwenden mag, im Vereine mit mir das Schießpulver erfunden hat. Die verehrten Damen werden darin auch Verse und Denksprüche von Abälard und Heloise, von Romeo und Julia, von Petrarca und Laura, von Tasso und Eleonora, von Maria Stuart und David Rizzio finden, die Alle insgesammt mir die Ehre erwiesen haben, sich mit eigener Hand in mein Album einzuschreiben."

„Das muß ich lesen," sagte die Marschallin von Mirepoix, welche, beiläufig erwähnt, die personificirte Neugier war.

„Ich auch, ich auch!“ riefen die Gräfinnen Choiseul und Baschi.

Man riß ſich um das Buch.

„Nun, meine Damen,“ fragte die Marquiſe, „hatte ich nicht Recht, Ihnen zu ſagen, daß der Graf Etwas mitbringt, was Sie überraſchen wird?“

Das Stammbuch des Herrn von Saint Germain ging nun von Hand zu Hand.

„Am beſten,“ ſagte die Frau Marſchallin, „gefällt mir der Vers, den die unglückliche Königin Maria Stuart gedichtet:

„Adieu, plaisant pays de France,
O ma patrie la plus chérie,
Qui a nourri ma tendre enfance,
Adieu, ma France, Adieu, ma patrie!“

„Die erlauchte Tochter König Jakobs V. ſchrieb dieſe Zeilen, als ſie nach dem Tode ihres königlichen Gemahls, Franz des Zweiten, am 15 Auguſt des Jahres 1561 ſie in Calais einſchiffte, um nach Schottland zurückzukehren.“

„Ich ziehe jene Verſe vor,“ ſagte Frau von Pompadour, „welche Franz I. unter das Bildniß der ſchönen Agnes Sorel geſetzt:

„Plus de louange et d'honneur tu mérite
La cause étant de France recouvrer
Que ce que peut dedans un cloitre ouvrer,
Close Nonnain ou bien dévot Hermite.“

„Von wem iſt das reizende Portrait?“ fragte Gräfin Choiseul.

„Von einer Zeitgenoſſin der berühmten Schönheit, von der Gräfin von Boiſſy. Sie finden in meinem Stammbuche auch eigenhändig eingeſchriebene Verſe von Clement Marot, Pierre Ronſard und Etienne Jodelle. Von Letzterm iſt dies witzige Epigramm auf den berühmten Aſtrologen Michel Noſtradamus:

„Nostra damus cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus.“

„Das verſtehen wir nicht,“ erklärten die Damen.

„Doctor Quesnay wird die Güte haben, es uns zu überſetzen.“

„Recht gern, Frau Marquiſe,“ erwiderte der Leibarzt, obwohl er ſich nur ungern einer Arbeit unterzog, die ihm etwas ſauer zu werden ſchien.

„Dieſe boshaften Verſe,“ fuhr Graf Saint Germain fort, „haben meinen alten Freund und Meiſter Noſtradamus nicht abgehalten, gleich auf die nachfolgende Seite das Quatrain einzuſchreiben:

„Quand des Germains l'Aigle ancien tombera,
De son plumage chacun plumes tirera;
D'ença discorde entre eux toujours sera,
Tant que d'Ouest la paix volera.“

„Worauf bezieht ſich das?“ fragte Graf Choiſeul.

„Dieſe vier Verſe enthalten die Weiſſagung, daß der deutſche Reichsadler einſt durch Frankreich geſtürzt werden wird.“

„Wir wollen wünſchen, daß ſich dieſe Prophezeihung bald erfüllen möge,“ ſagte die Marquiſe.

„Ich wenigstens hoffe diese Zeit noch zu erleben," erwiderte Saint Germain.

„Ist es wahr, lieber Graf," fragte Herr von Choiseul, „daß Sie ein Elixir bereiten können, welches die Kraft besitzen soll, dem Menschen langes Leben zu verleihen?"

„Ich zwinge Keinen, daran zu glauben; ich selbst aber bin davon so fest überzeugt, daß ich mit Andern deshalb niemals streiten mag."

„Sie glauben also noch recht lange zu leben?"

„Ich hoffe, niemals zu sterben. Nur dann könnte es geschehen, wenn ich so unglücklich wäre, das Recept zu meinem Lebensthee zu verlieren. Sie werden es nicht glauben, wenn ich Ihnen sage, daß 777 verschiedene Stoffe zur Bereitung dieses Arcanums nöthig sind, und daß alle ihre Kraft verlieren, wenn auch nur einer daran fehlt."

„An Ihrer Stelle," meinte Graf Baschi, „würde ich Abschriften von diesem Recepte verkaufen."

„Nicht um alle Schätze der Welt. Die Bereitung dieses Elixirs bleibt ewig mein Geheimniß."

„Auch Theophrastus Paracelsus," bemerkte Doctor Quesnay, „wollte im Besitze eines ganz ähnlichen Geheimnisses gewesen sein. Ich wage nicht zu entscheiden, welches von beiden probater ist."

„Ich hatte das Glück, im Jahre 1527 die persönliche Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, der sich damals als Professor der Medicin in Basel aufhielt. Wir tausch-

ten unſere Ideen aus. Ich unterſuchte ſein Laudanum, er mein Elixir, und Jeder von uns war eigenſinnig genug, das ſeinige für wirkſamer zu halten. Meine Beſcheidenheit verbot mir, ihn vom Gegentheile zu überzeugen. Aber deſſen ungeachtet lebte er vielleicht noch heute, wenn er .."

„Nicht ſchon längſt geſtorben wäre," ſetzte lächelnd Herr von Choiſeul hinzu.

„Bitte um Entſchuldigung," entgegnete der Graf, der immer ruhig blieb. „Er lebte vielleicht noch heute, ſage ich, wenn ihn einer ſeiner Feinde nicht vergiftet hätte."

„Glauben Sie wirklich?" fragte der Leibarzt.

„Ich bin ſogar feſt davon überzeugt. Zwei Tage nach ſeinem Tode, am 26. September des Jahres 1541, führte mich der Zufall nach Salzburg: ich ſtieg im Wirthshauſe zum weißen Roſſe ab, in demſelben Gaſthofe, in dem er geſtorben war. Ich unterſuchte ſeinen Leichnam und fand im Innern des Magens Spuren von Arſenik. Ich war es, der ihn auf dem Gottesacker der Sanct Sebaſtianskirche beerdigen, ich war es, der ihm die Grabſchrift ſetzen ließ, die noch heute, mit dem Hohenheim'ſchen Familienwappen geſchmückt, am Ende der äußern Kirchmauer zu leſen iſt."

„Und wie lautet dieſe Grabſchrift?" fragte der ungläubige Doctor.

„Zum Glücke hab' ich ſie nicht vergeſſen. Sie lautet wörtlich:

Conditur hic
Philippus Theophrastus,
Insignis Medicinae Doctor,
qui
dira illa vulnera
Lepram, Podagram, Hydropisim
aliaque insanabilia corporis
contagia
mirifica arte sustulit.
Anno MDXLI. die XXIV. Septembris
vitam cum morte
mutavit.

„Das überraſcht mich nicht," erklärte der General-Lieutenant. „Habe ich doch erſt kürzlich — ich weiß nicht, in welchem Blatte — geleſen, daß Sie die Grabſchriften aller berühmten Leute auswendig wiſſen."

„Es wird in der That nur wenige geben, die mir unbekannt ſind."

„Sie haben ein erſtaunlich gutes Gedächtniß," ſagte Herr von Choiſeul.

„Und doch vergeſſe ich nichts ſo leicht als Kränkungen, die man mir zufügt," erwiderte der Graf.

„Iſt es den Herren gefällig, vor dem Eſſen eine Partie Ecarté zu machen?"

„Ihr Wunſch, Frau Marquiſe, iſt uns Befehl. Eh bien, Graf, wollen wir mit einander unſer Glück verſuchen?"

„Ich ſtehe gern zu Dienſten," antwortete Saint Germain.

Und bald darauf begann das Spiel. An dem einen

Tiſche ſaßen die Herren von Choiſeul und Saint Germain, an dem andern Doctor Quesnay und Herr von Marigny.

„Wie hoch die Partie?“ fragte der General-Lieutenant.

„Ich pflege Ecarté niemals um Geld zu ſpielen. Doch mache ich, wenn Sie es wünſchen, heute gern eine Ausnahme von der Regel.“

„Alſo um einen Louisd'or, s'il vous plait?“

„Mir recht,“ ſagte Saint Germain und hob die Karte ab.

Frau von Pompadour wettete für Saint Germain, die Gräfin von Choiſeul für ihren Gemahl. Aber ſiehe da, der arme General-Lieutenant verlor eine Partie nach der andern, denn ſo oft die Reihe des Kartengebens an den Wundermann kam, ſchlug er — man durfte darauf 100 gegen 1 wetten — den König auf. In den erſten drei Spielen war das ſeinem Gegner noch nicht aufgefallen; bald aber merkte er wohl, daß mit Herrn von Saint Germain nicht leicht zu ſpielen ſei, denn eben ſchlug dieſer zum neunten Male den König auf.

„Ei, ei, lieber Graf, Sie ſcheinen unter andern Tugenden auch die Gabe des Volteſchlagens zu beſitzen!“

„Ich habe mich darin geübt, weil es in Paris, wie man mir geſagt, zum guten Tone gehören ſoll. Vorhin ſchlug ich die Volte, diesmal aber bin ich ganz unſchuldig, denn das ganze Spiel Karten iſt falſch.“

„Falſch?“ fragten Alle.

„Ja, ja, Herr Graf, denn das ganze Spiel enthält lauter Könige,“ ſagte Saint Germain und warf die Kar-

ten auf, um Allen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß er nichts Unwahres geſagt.

Das Kunſtſtückchen des Wundermanns hatte die Frau von Pompadour dergeſtalt überraſcht, daß ſie ihm Beifall zuklatſchte.

„Charmant, charmant!“ rief die Marquiſe.

„Der Teufel ſpiele mit ſolchem Hexenmeiſter!“ rief der General-Lieutenant.

„Dies der Grund, Herr Graf, weshalb ich Carté niemals um Geld ſpiele,“ erklärte Saint Germain und erſtattete ſeinem Gegner das ihm abgewonnene Geld zurück.

In demſelben Augenblicke trat der Kammerdiener in den Saal, um dem Grafen Choiſeul einen Brief einzuhändigen, den ein reitender Bote ſoeben aus Verſailles überbracht hatte.

„Die liebenswürdige Dame des Hauſes hatte uns unter hundert andern wunderbaren Eigenſchaften, die Ihnen die tauſendzüngige Fama — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — zuſchreibt, auch die gerühmt, daß Sie aus den Schriftzügen den Stand und Namen des Schreibers zu errathen vermögen. Iſt Ihnen auch dieſe Handſchrift bekannt?“ fragte Herr von Choiſeul, dem Grafen die Aufſchrift des noch uneröffneten Briefes zeigend.

„An ſeine Excellenz, den General-Lieutenant Grafen von Choiſeul-Stainville. Dieſes Schreiben kommt direct aus dem Cabinet Seiner Majeſtät des Königs.“

„Und da Sie, wie uns die Frau Marquiſe erzählt, auch Stunden haben ſollen, in denen Sie, mit Hellſeher-

blick begabt, den Inhalt verſiegelter Briefe errathen können, ſo iſt es leicht möglich, daß Ihnen, lieber Graf, auch der Inhalt dieſer Cabinetsordre ſchon bekannt iſt.“

„Dieſes Schreiben enthält, wenn mich mein inneres Auge nicht täuſcht, das Decret, das den Herrn General-Lieutenant zum Geſandten am Hofe der Kaiſerin Maria Thereſia ernennt und Seiner Excellenz zugleich die Weiſung ertheilt, morgen ohne Aufſchub die Reiſe nach Wien anzutreten.

„Errathen, wahrhaftig errathen!“ rief Herr von Choiſeul, der das Schreiben ſchnell erbrochen und ſich von der Wahrheit des eben Geſagten überzeugt hatte. „Das überſteigt meinen Verſtand, das grenzt an's Wunderbare! Ja, nun fange auch ich zu glauben an, daß Sie ein Hexenmeiſter im ſchönſten und edelſten Sinne dieſes Wortes ſind. Graf, reichen Sie mir Ihre Hand, umarmen Sie mich!“

„Soyons amis, Cinna,“ erwiderte Saint Germain und umarmte den friſchgebackenen Diplomaten, der die Freude über ſeine Ernennung nicht verbergen konnte.

„Gratulire, gratulire, Herr Geſandte,“ ſagte Frau von Pompadour.

„Wem anders verdanke ich dieſe Huld, als Ihnen, gnädige Frau Marquiſe,“ ſprach Seine Excellenz, ergriff ihre ſchöne Hand und zog ſie gerührt an ſeine Lippen.

„Die Marquiſe von Pompadour,“ ſagte ſie mit einem bedeutungsvollen Blicke, der dem Grafen Saint Germain galt, „hat wenigſtens eine gute Eigenſchaft: die nämlich, daß ſie niemals ihre Freunde vergißt.“

„La table est servie," verkündete die Stentorſtimme des Haushofmeiſters.

„Und nun zu Tiſche, meine Freunde! Reichen Sie mir Ihren Arm, Graf Saint Germain," bat die Marquiſe mit dem allerfreundlichſten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebote ſtand.

Der neue Geſandte führte die alte Marſchallin, Graf Baſchi die Gräfin von Choiſeul, Doctor Quesnay die Gräfin Baſchi und Herr von Marigny, in Ermangelung einer Dame, ſich ſelbſt zur Tafel.

„Der Wundermann, der zwiſchen der Dame des Hauſes und der Gräfin von Choiſeul ſaß, war der Einzige, an dem alle Schüſſeln ungekoſtet vorübergingen.

„Ei, lieber Graf, eſſen Sie denn gar nichts?"

„Ich eſſe niemals, gnädige Frau."

„Niemals??? Aber, lieber Gott, wovon leben Sie denn?"

„Von der Luft," gab er lächelnd zur Antwort.

„Nur von der Luft?"

„Und meinem Elixire," ſetzte er hinzu.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Graf nach aufgehobener Tafel ſich, etwas früher als die andern Gäſte, entfernte, ſchenkte er dem Kammerdiener, der ihm in den Wagen half, einen Diamantring. Gourbillon zeigte ihn noch an demſelben Abende der Kammerfrau und Madame Duhauſſet zeigte ihn gleich am andern Morgen der Frau von Pompadour, die,

beſſer als mancher Jude, den Werth der Edelſteine zu ſchätzen verſtand.

„Dieſer Ring," ſagte die Marquiſe zu ihrer Kammerfrau, „iſt unter Brüdern 5000 Francs werth. Der Graf wirft mit Diamanten um ſich, als wären es Kieſelſteine."

XXVII.

Vier Wochen waren ſeitdem verfloſſen. Graf Saint Germain hatte während dieſer Zeit in Paris feſten Fuß gefaßt, eine große Wohnung in der **Rue Fossés St. Victor** Nummer 5 gemiethet und ſich reicher und prachtvoller als ein oſtindiſcher Nabob eingerichtet; er hatte ſich Wagen und Pferde, männliche und weibliche Dienerſchaft und darunter auch einen der ausgezeichnetſten Köche angeſchafft; Letztern wohl nur für Angioletta und Benjamin, denn er ſelber lebte ja, wie meine Leſer in der Soirée der Frau von Pompadour aus ſeinem eigenen Munde vernommen haben, blos von der Luft und ... ſeinem Elixire.

Schon im „Hôtel de Provence" hatte der Graf die Bekanntſchaft eines geiſtlichen Herrn gemacht, welcher Charles Claude de Fuſée und nach einem in der Provinz Brie gelegenen Schloſſe, das er von ſeinem Vater geerbt, Voiſenon hieß, Vorſteher der Abtei du Jard bei Melun, aber trotz ſeines geiſtlichen Standes ein Lebemann im ausgedehnteſten Sinne des Wortes, ein Freund der Muſen, ein Verehrer aller hübſchen Künſtlerinnen und der wärmſte Anbeter der Madame Favart, der reizenden Juſtine, der Fee von Chantilly, des Lieblings der komiſchen Oper war,

für die der hochwürdige Herr, ein wahres Muſter von Abbé, die „Coquette fixée“ und manch anderes Singſpiel gedichtet, das eben ſo fein und parfümirt, eben ſo artig und liebenswürdig, als deſſen Herr Verfaſſer war. Graf und Abbé hatten ſich bald ſo lieb gewonnen, daß Beide Ein Herz und Eine Seele waren.

Eines Abends ſtattete der Graf ſeinem geiſtlichen Freunde einen Beſuch auf Boiſenon ab, das, beiläufig bemerkt, nur durch eine Erdmauer von der Abtei du Jard getrennt war. Beide Freunde umarmten ſich mit einer Heftigkeit, als ob Einer den Andern erdrücken wollte.

„Sie müſſen mir einen Gefallen erweiſen, lieber Abbé.“

„Womit kann ich dienen, lieber Graf?“

„Sie müſſen mich noch heute trauen, theurer Abbé.“

„Mit wem, theurer Graf?“

„Mit einer Dame, die ich gleich mitgebracht habe.“

„Und wo iſt dieſe Dame?“

„Im Wagen, der vor dem Eingange Ihres Schloſſes harrt.“

„Ich will ſie bitten, auszuſteigen.“

„Zuvor muß ich wiſſen, ob Sie uns trauen wollen, verehrter Abbé.“

„Wer iſt die Dame, verehrter Graf?“

„Gräfin Angioletta Mouleoni, die einzige Tochter eines der reichſten Patrizier Venedigs, die ich vor vier Wochen ihrem Vater entführt habe.“

„Charmant, charmant!“ rief der hochwürdige Herr und rieb ſich vergnügt die Hände.

„Ihr Prieſterſegen ſoll uns auf ewig vereinen.“

„Wie, Graf,“ fragte der Abbé, der plötzlich ganz ernſt geworden war, „Sie wollen wirklich die Thorheit begehen, ſich in das Joch der Ehe zu ſchmiegen?“

„Ich habe Alles reiflich überlegt und bin feſt entſchloſſen . . .“

„Keine Uebereilung, lieber Graf; nehmen Sie Vernunft an, theurer Freund. Sie kennen mich nun ſchon drei Wochen und werden bemerkt haben, daß ich kein Freund von Moralpredigen bin. Um ſo mehr müſſen Sie mir trauen, wenn ich Sie warne. Entführen Sie meinetwegen tagtäglich eine Andere; fühlen Sie einmal Gewiſſensbiſſe, ſo kommen Sie zu mir; es wird mir Vergnügen gewähren, Ihnen Ablaß für Ihre Sünden zu ertheilen; aber wenn Sie Ihre Ruhe, Ihren Frieden und vor Allem Ihre goldene Freiheit und Unabhängigkeit lieben, ſo hüten Sie ſich vor dem Heirathen. Die Ehe iſt ein übel Ding! Wiſſen Sie, was der alte, ehrliche Michel Montaigne davon denkt? Die Ehe gleicht einem Vogelkäfige; Jeder, der draußen iſt, will mit Gewalt hinein, Jeder aber, der drin iſt, will wieder mit Gewalt hinaus.“

„Ich weiß dies Alles und bin dennoch feſt entſchloſſen...“

„Liebe und Ehe,“ ſagt Rabelais oder irgend ein Anderer, „ſind zwei Himmelsleitern; auf der Leiter der Liebe ſteigt man von der Erde in den Himmel hinauf; auf der Leiter der Ehe fällt man aus dem Himmel auf die Erde hinab.“

„Das Gleichniß hat viel Wahres und dennoch . . .“

„Liebe, theurer Graf, iſt das Morgenroth der Ehe; Ehe, mein ausgezeichneter Freund, iſt das Abendroth der Liebe ...“

„Das iſt Alles ſehr ſchön, vielleicht auch ſehr wahr, aber deſſen ungeachtet bin ich ...“

„Liebe, Herzensfreund, iſt ein reizendes Räthſel; Ehe, beſter Graf, iſt die matte Auflöſung davon.

„Abbé, theuerſter Abbé, ſpannen Sie mich nicht auf die Folter. Wollen Sie uns copuliren oder nicht? Sagen Sie Ja oder Nein!“

„Ich habe Sie viel zu lieb, um Ihnen ſolche Kleinigkeit abzuſchlagen. Ich will Ihrem chriſtlichen Wunſche gern genügen, gebe Ihnen aber den muſelmänniſchen Rath, wohlweislich zu bedenken, daß es, nach meiner Anſicht, weit klüger iſt, zehn Liebſchaften als eine Frau zu haben, car, voyez-vous, le mariage est une espèce de toujours perdrix qui perde peu à peu ses charmes et qui devient à la fin diablement dégoûtante.“

„Entſchließen Sie ſich, Abbé!“

„Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Sie wollen getraut ſein ... es ſei!“

„Ich hole die Gräfin!“ rief Saint Germain und eilte fort. — — —

Eine Stunde ſpäter fand in der Capelle der Abtei du Jard, in Gegenwart Benjamins und eines tauben Schloßdieners, heimlich und in aller Stille, die Trauung ſtatt.

„In nomine Patris, Filii et Spiritus sancti conjungo vos,“ ſagte der Abbé von Boiſeneu und legte ſeine geiſt-

lichen Hände mit einem etwas weltlichen Lächeln auf das Haupt des Grafen und der Gräfin.

Angioletta's Wunsch war nun erfüllt: sie war des Grafen angetraute Weib. — Saint Germain, der mehr als ein Mal erzählt, daß er bei der Hochzeit von Cana das Gelübde gethan, niemals zu heirathen, hatte, nach mehr als siebenzehnhundert Jahren, sein Gelübde gebrochen, seiner Freiheit entsagt und sich in Hymen's Joch geschmiegt.

Mir fällt dabei eine Aeußerung ein, die Beaumarchais, dreißig Jahre nach jener Trauung, seinem „Barbier von Sevilla" in den Mund gelegt hat. „De toutes les choses sérieuses," sagt Figaro, „le mariage est la plus bouffonne!" Ich rathe Jedem, der sich in den heiligen Ehestand begeben will, vorher ein Werk zu lesen, das Giovanni Nevizan, ein italienischer Rechtsgelehrter des sechszehnten Jahrhunderts, geschrieben hat. Von den sechs Büchern dieses eben so gelehrten als pikanten Werkes enthalten zwei alle Gründe, warum man heirathen, und die andern vier alle Gründe, warum man nicht heirathen soll. Die Letztern sind so schlagend, daß die Turiner Frauen, beleidigt durch seine Aeußerungen gegen ihr Geschlecht, ihn mit Steinwürfen aus der Stadt jagten und dann erst wieder hineinließen, nachdem er sie kniefällig um Verzeihung gebeten hatte. Der arme Nevizan starb um das Jahr 1540, sein Werk aber lebt noch heute *),

*) Sylvae nuptialis libri sex. Par. 1521. 8. Lyon 1526. ibid. 1545. ibid. 1536. ibid. 1572. 8. Venet. 1570. ibid. 1573. 8.

als Warnungstafel für Alle, die aus dem sturmbewegten Meere der Liebe in den windstillen Hafen der Ehe einlaufen wollen. Nevizan theilt die Behauptung Rabbi Abarbanels: nur Adam und nicht Eva sei nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen — kein Wunder, daß die Frauen ihn gesteinigt haben!

Nach Nevizan hat auch ein spanischer Jesuit, Thomas Sanchez [1]); ein italienischer Arzt, Antonio Cocchi [2]); ein englischer Theologe, William Taylor [3]); ein deutscher Rechtsgelehrter, Gottlieb von Hippel [4]); ein deutscher Philosoph, Wilhelm Krug [5]) und ein französischer Schöngeist, Henri von Balzac [6]) die Ehe zum Gegenstande geistreicher Forschungen gemacht. Alle haben mehr oder minder vor ihr gewarnt und trotz aller Warnung, daß Ehe und Wehe nahe verschwistert sind, finden sich

---

61. 62. 1602. 8. Frankf. 1641. 8. Trotz dieser vielen Ausgaben gehört das Buch zu den bibliographischen Seltenheiten.

[1]) Disputationum de sancto matrimonii sacramento tomi III. Genuae 1592. fol. ibid. 1602. fol. Venet. 1606. fol. Antw. 1607. ibid. 1614. ibid. 1625. ibid. 1652. fol. Venet. 1625. ibid. 1693. ibid. 1712. ibid. 1726. fol. Lugd. 1637. ibid. 1667. ibid. 1669. fol. Norimb. 1706. fol.

[2]) Ragionamento del matrimonio, Par. 1762. 8. Lond. 1762. 4. Colon. 1763. 8.

[3]) on matrimony, Lond. 1774. 8.

[4]) Ueber die Ehe. Berl. 1774. 8. siebente Auflage. Berl. 1827. 8.

[5]) Philosophie der Ehe, Leips. . . . Erschien ohne Namen des Verlegers.

[6]) Physiologie du mariage, Par. 1830. 2 Bde. 8.

täglich neue Gimpel, die ſich in Montaigne's „Vogelfang", in Balzac's „Correctionshaus der Liebe" hinein ſehnen, um ſich . . . bald wieder daraus hinaus zu ſehnen.

XXVIII.

Bald nach ſeiner Vermählung führte Graf Saint Germain, auf wiederholtes Bitten der Marquiſe, ſeine Frau als ſeine Schweſter in Verſailles ein. Frau von Pompadour, die im Bruder einen Magier erblickte, der die Macht beſaß, die entflohenen Reize der Jugend zurückzuzaubern, empfing die Schweſter mit großer Huld und Freundlichkeit und ſtellte ſie dem Könige vor, der, entzückt von der Schönheit der jungen Gräfin, ſie an ſeinem Hofe herzlich willkommen hieß. Während Ludwig XV. ſich mit der herablaſſendſten Freundlichkeit mit der Gräfin Saint Germain unterhielt, ſagte die Marquiſe zum Grafen:

„Ihre Schweſter iſt ein Engel, deſſen Jugend und Schönheit die aller Damen von Verſailles verdunkelt. Ueberlaſſen Sie ſie ganz meinem Schutze und ſeien Sie im Voraus überzeugt, daß ich meinen ganzen Einfluß geltend machen werde, um ihr an unſerm Hofe eine glänzende Stellung zu verſchaffen. Sie muß bald heirathen . . ."

„Meine Schweſter, Frau Marquiſe, hat das Gelübde gethan, niemals zu heirathen . . ."

„Narrenpoſſen, lieber Graf! Wir armen Frauen ſind leider zu nichts Anderm auf der Welt, als um geliebt und geheirathet zu werden. Es wäre Jammerſchade, wenn ſolch' ein Engel einſt als alte Jungfer ſtürbe . . ."

„Ueberdem ist meine Schwester noch viel zu jung.“

„Wie alt ist das hübsche Kind?“

„Zweiundzwanzig Jahre jünger als ich, feiert sie am 15ten Mai ihren 17ten Geburtstag.“

„Graf, wollen Sie mich zwingen, Ihnen in's Gesicht zu lachen?“

„Haben Sie die Güte, Frau Marquise, sich durchaus nicht zu geniren ...“

„Und diese ewige Jugend, welchem Wunder hat Ihre Schwester sie zu verdanken?“ fragte Frau von Pompadour, um das Gespräch auf einen Gegenstand hinzuleiten, der ihr mehr als Alles am Herzen lag.

„Diese ewige Jugend verdankt sie einzig und allein ihrem Bruder.“

„Graf, theurer Graf, ist es denn wirklich wahr, daß Ihr Arcanum die Kraft besitzt, Runzeln ... (man hörte es ihr an, daß es ihr großen Kampf kostete, dieses Wort über ihre Lippen zu bringen) ... zu verbannen, auf die Wangen des Alters die Rosen der Jugend zurückzurufen?“

„Ich zwinge Keinen, daran zu glauben, ich selbst aber bin davon so fest überzeugt, daß ich mein Leben zur Bürgschaft meines Versprechens einsetze ...“

„Haben Sie denn schon Beweise gehabt, daß Ihr Arcanum wirklich probat ist?“

„Betrachten Sie meine Schwester.“

„Aber schlägt denn das Mittel auch bei Andern an?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen ein zweites Beispiel anzuführen. Die Marquise d'Urfé, die Ihnen wahrscheinlich

bekannt ist, hat sich durch den Gebrauch meines Mittels vergessalt verjüngt, daß alle Welt die achtzigjährige Matrone für ein Mädchen von zwanzig Jahren hält. Vor zweiunddreißig Jahren hatte ich die Bekanntschaft dieser ehrwürdigen Frau in Palermo gemacht. Seit jener Zeit gebraucht sie meinen Aether und wird, wie Jeder sich überzeugen kann, statt älter, tagtäglich jünger."

„Ist denn Ihr Lebensverlängerungs-Elixir und Ihr verjüngender Aether nicht ein und dasselbe Mittel?"

„Sie werden sehr häufig mit einander verwechselt. Das erste der beiden ganz verschiedenen Arcana ist ein Aether, Aqua benedetta, das zweite ein flüchtiges Oel, ein Aether, Tinctura phoenicis genannt. Das erste lasse ich meinen Freunden büchsen-, das zweite phiolenweise ab. Eine Büchse meines Aethers kostet 500 Francs."

„Und eine Phiole Ihres Aethers?" fragte Jean von Pompadour außerordentlich gespannt.

„Kostet eben so viel; doch verkaufe ich auch halbe Phiolen zu 2500 Francs."

„Und wieviel Phiolen braucht eine Dame von fünfunddreißig Jahren, die sich um jeden Preis der Welt um zehn Jahre verjüngen möchte?"

„Zehn und, wenn es hoch kommt, fünfzehn Phiolen."

„Ich kenne eine Dame, die vorläufig zwanzig zu haben wünscht."

„Es fragt sich, ob ich soviel noch besitze ..."

„Und wenn Ihr Vorrath erschöpft ist? ..."

„Kann ich zwar wieder neuen anfertigen, doch bedarf

ich dazu mehr Zeit, als Mancher glauben mag. Auch verkaufe ich meinen Aether gern nur an Leute, die ich kenne. Fremde Personen, von denen ich befürchten muß, daß sie meine Tinctur nur aus Eigennutz kaufen, um sie, oft mit großem Gewinne, wieder an Andere zu verkaufen, solche Leute müssen mir das Doppelte bezahlen."

„Ich brauche sie für eine Dame, die mir sehr nahesteht ..."

„Für die Herzogin von Larochefoucauld?"

„Nein, Graf, für mich selbst."

„Ihnen, gnädige Frau, würde ich das sehr verdenken. Eine Dame Ihrer Jugend bedarf noch keines Verjüngungsmittels, das — traurig, daß ich es selbst sagen muß — viel zu kostspielig ist. In Ihrem Alter hieße dies, das Geld — verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit — unnütz zum Fenster hinauswerfen. In zehn Jahren vielleicht ..."

„Ach, dann lebe ich nicht mehr. Graf, lieber Graf, wenn in Ihrem Herzen ein Fünkchen von Theilnahme für mich glüht, wenn Sie Mitleid mit meinen Thränen haben, die ich weine, wenn mich Niemand sieht, wenn Ihnen die Ruhe meines Herzens, das Glück meines Lebens nicht gleichgiltig sind, so lassen Sie mich nicht vergebens um Ihre Hilfe, um Ihr Mitleid flehen."

„Wo gäb' es einen Mann, der stark genug wäre, einem Engel, wie Ihnen, Etwas abzuschlagen? Sie sollen es haben, schon morgen haben; jedoch ... o zürnen Sie nicht, Frau Marquise ... nur unter einer Bedingung."

„Und die wäre?"

„Daß Sie das, was Sie von mir zu kaufen wünschen,

als ein ſchwaches Zeichen meiner Huldigung, als einen kleinen Zoll meiner innigſten Verehrung annehmen.“

„Graf, Sie entzücken mich! Ich nehme Ihr Geſchenk als einen Beweis Ihrer mir treu ergebenen Geſinnung an und bitte Sie, verſichert zu ſein, daß ich Ihnen ewig dafür dankbar bleibe.“

„Nun aber, Frau Marquiſe, habe auch ich eine Bitte an Sie.“

„Liegt die Erfüllung in meiner Macht, ſo ſei ſie Ihnen im Voraus gewährt.“

„Ich bitte nicht für mich ... ich flehe für einen Mann, deſſen Schuldner ich bin.“

„Und ſein Name?“

„Herr von Bernis. Er wünſcht nichts ſehnlicher, als das Glück, wieder weilen zu dürfen in der Nähe ſeiner Gottheit, deren Bild er in der tiefſten Tiefe ſeines dankerfüllten Herzens trägt ...“

„Er ſoll, verlaſſen Sie ſich auf das Wort Ihrer Freundin, bald wieder in Paris ſein,“ verſprach ihm Frau von Pompadour.

Am andern Morgen ſandte der Graf in einem mit Silber beſchlagenen und Diamanten beſetzten Schmuckkäſtchen von Palixanderholz der Marquiſe zehn Phiolen ſeines verjüngenden Aethers, begleitet von einer genau vorgeſchriebenen Gebrauchsanweiſung und einem artigen Madrigal, in dem jedes Wort dem Zauber ihrer Schönheit eitelkeitkitzelnden Weihrauch ſtreute.

Acht Tage ſpäter erhielt der Graf folgendes Billet.

„Könnte ich so hübsche Verse machen, wie Sie, lieber Graf, so würde ich es versuchen, mich für das große Opfer, das Sie mir gebracht haben, in Versen zu bedanken. Da sich meine Feder aber zu schwach dazu fühlt, so wagt sie in ungebundener Rede Sie freundlich zu bitten, dies kleine Gegengeschenk, als Zeichen des wärmsten Dankes, nicht zurückzuweisen."

Bellevue, am 28. April 1756. Antoinette von Pompadour.

Dieses „kleine Geschenk" war ein Bon von 100,000 Fr.

XXIX.

So war denn der Frühling herangerückt. Frau von Pompadour hatte ganz im Geheimen ihre Verjüngungskur begonnen und sich dem beruhigenden Glauben hingegeben, daß die Phönix-Tinctur des Grafen auf ihren herbstlichen Wangen einen neuen Frühling hervorzaubern werde. Und siehe da, die Marquise schien sich in der That zu verjüngen. War es die Kraft des Aethers oder der Zauber des die ganze Natur verjüngenden Lenzes, der neue Rosen auf ihre blassen Wangen, neuen Purpur auf ihre bleichen Lippen streute, ich wage — um weder dem Frühling noch dem Grafen Unrecht zu thun — hier nicht zu entscheiden, welchen von Beiden dieser magische Einfluß anzurechnen war. Aber so viel ist gewiß, daß die Geliebte Ludwigs XV., die seit fünf Jahren beständig gekränkelt hatte, im Frühling des Jahres 1756, in der Blüthe der Gesundheit, wieder so schön und frisch als vor acht Jahren erschien. Ihre nächste Umgebung, der ganze Hof, ja selbst der König

war über die plötzliche Umwandlung der Marquiſe ganz erſtaunt und gab ihr darüber ſeine Freude zu erkennen.

„Sie blühen wie eine Roſe,“ ſagte ihr jeden Morgen die treue Dienerin, Madame Duhauſſet.

„Du erholſt Dich, mein Kind,“ ſprach des Königs Majeſtät und geruhte, ſie zärtlicher als in den letzten zwei Jahren in ſeine Arme von Gottes Gnaden zu drücken.

„Wer war nun ſtolzer, froher, ſeliger als die Marquiſe von Pompadour, für die es kein höheres Glück gab, als das, dem Könige wie früher zu gefallen. Wem aber verdankte ſie dieſes abtrünnig gewordene, wiedergewonnene Glück? Wem anders, als ihrem feſten Vertrauen an die Zaubermacht des Grafen, ihrem unerſchütterlichen Glauben an die Unfehlbarkeit ſeiner Wunderarzenei? Von allen geheimnißvollen Kräften, welche die Vorſehung in die Bruſt der Menſchen gepflanzt hat, iſt der Glaube die mächtigſte Kraft; der Glaube — ſagt ja ſchon der Heiland — macht ſelig! Der Glaube der Marquiſe machte ſie glücklich, und das Glück — wer weiß es nicht? — iſt ein Bewußtſein, das Alles verjüngt, Alles verſchönt, Alles verklärt.

Wenn Frau von Pompadour jetzt in ihre Spiegel ſah, wurde ſie nicht mehr bleich, wie früher, aus Furcht, auf ihrem Antlitze die Spur einer neuen Runzel zu entdecken; jetzt röthete ſich ihr Geſicht vor Freude an dem Gedanken, daß eine neue Jugend für ſie wiederkehre. Sie ſcherzte, ſie lachte wieder, und iſt nicht auch das Lächeln ein Zauber, der Alles verklärt, Alles verſchönt, Alles verjüngt?

Die Marquiſe ſchaute jetzt wieder häufiger als je

in ihre Pſyche und ſagte dann mit pfirſichweichem Lächeln:

„Nun gefallen wir uns wieder!“

Und bei alledem hatte ſie erſt drei Phiolen jenes Zaubertrankes gebraucht. Wie hoffte ſie dann erſt aufzublühen, wenn ſie zehn, wenn ſie zwanzig Phiolen dieſes Wunder-Aethers geleert! Dann wollte ſie auch wieder geliebt, allein geliebt ſein von dem Könige, dem ſie in den letzten Jahren manche Untreue verziehen, weil ſie ſich eingeſtanden hatte, daß ſie nicht mehr jung, nicht mehr ſchön genug ſei, ſeine Sinne zu feſſeln, wenn ſie auch klug genug war, ſeinen Geiſt zu feſſeln. Dann wollte ſie nicht mehr des Königs erſter Miniſter, dann wollte ſie wieder Ludwigs Geliebte, die Königin ſeines Herzens ſein.

XXX.

Das Glück, das der Graf bei Hofe, das Aufſehen, das er in ganz Paris, in allen Kreiſen der Geſellſchaft gemacht, hatte den Neid, den blaſſen Schatten der Bewunderung, hervorgerufen und zehn ſpitze und hundert ſtumpfe Federn in Bewegung geſetzt, den Nimbus dieſes Wundermannes in tauſend Stücke zu zerreißen und eines nach dem andern in den Staub zu ziehen. Der „Mercure de France“, der gleich bei der Ankunft des „ewigen Juden“ dem Grafen einen Aer angehängt und „Nächſtens mehr!“ verſprochen hatte, brachte in jeder Nummer eine boshafte Anſpielung, ein giftiges Epigramm, ein beißendes Couplet auf den „unſterblichen Magier“, der, wie jener Bona-

ventura Vaſcanio, niemals ſterben und den Tag des jüngſten Gerichts lebendig erwarten wollte. Taconet, ein nicht unbeliebter Luſtſpieldichter, hatte unter dem Titel „Noſtradamus“ eine ziemlich witzige Parodie auf Lebrun's Trauerſpiel „Zeroaſter“ geſchrieben und im Helden jenes Vaudeville den Helden des Tages dergeſtalt lächerlich gemacht, daß man halb Paris nach der Meſſe von Saint Germain wallfahrten ſah, um ſich an einer Poſſe zu ergötzen, die allabendlich neuen Jubel hervorrief.

Eines Abends, als dieſes dramatiſche Pasquill — der Himmel weiß, zum wievielten Male — aufgeführt wurde, erſchien unter den Zuſchauern auch Saint Germain, um ſich an dem Dichter, der ihn auf die Bühne gebracht, als Mann von Geiſt zu rächen. Im ganzen Theater lachte Niemand lauter und herzlicher, als der Graf; er beklatſchte die trockenſte Anſpielung, den fadeſten Witz, das abgeſchmackteſte Bonmot. Nach der Vorſtellung begab er ſich auf die Bühne, um dem Darſteller des Noſtradamus, einem einfältigen Poſſenreißer, der die äußere Maske des Grafen glücklich nachgeahmt hatte, tauſend Artigkeiten über die glückliche Auffaſſung und meiſterhafte Durchführung ſeines Charakters zu ſagen.

„Sie haben mich entzückt,“ ſprach der Graf, „ich habe zwiſchen Ihnen und mir nur einen einzigen, winzigkleinen Unterſchied bemerkt . . .“

„Und der wäre?“ fragte der geſchmeichelte Scaramuz.

„Sie haben das Glück, krumme Beine zu haben; ich hingegen habe leider gerade, wie Sie ſehen.“

Der arme Teufel ſtand beſtürzter als ein begoſſener Pudel da, um ſo mehr beſchämt, weil er nicht wußte, was er darauf erwidern ſollte.

Den Dichter aber beſtrafte der Graf noch viel empfindlicher; er ſchrieb ihm am andern Morgen ein Briefchen folgenden Inhalts:

„Herr Taconet hat mir die unſchätzbare Ehre erwieſen, meine unbedeutende Perſon auf die Bühne zu bringen und durch die geiſtreiche Art und Weiſe, wie er meinen manchem Dummkopfe unbegreiflichen Charakter hingeſtellt hat, mir ſo viel Erheiterung verſchafft, daß ich mich verpflichtet halte, ihm dafür meinen herzlichſten Dank abzuſtatten. Herr Taconet empfange in der Nebenlage beiliegende Kleinigkeit als ein Zeichen der Bewunderung ſeines aufrichtigen Verehrers Saint Germain.“

Dieſe Kleinigkeit war eine mit Diamanten beſetzte Tabatière im Werthe von 2000 Francs. Hatte Frau von Pompadour nicht vollkommen Recht, als ſie ſagte: der Graf wirft mit Diamanten um ſich, als ob es Kieſelſteine wären?

Bald nachher erſchien unter dem Titel „Cent et une piperies ou dictionnaire des fous“ — ohne Angabe des Druckorts — ein Pamphlet, das ein alphabetiſch geordnetes Verzeichniß aller berühmten und berüchtigten Charlatane enthielt und worin auch der Name des Grafen Saint Germain figurirte.

Auf Befehl der Marquiſe wurde die Brochüre ſofort confiscirt.

XXXI.

Trotz all' jener kleinlichen Anfeindungen des Neides ſtieg der Graf immer mehr und mehr in der Gunſt des Königs und der Frau von Pompadour, die ſeine Tinctur fortbrauchte in dem feſten Glauben und der frohen Ueberzeugung, daß ſie von Tag zu Tage ſich verjünge. Saint Germain war ſo allmälig ihr liebſter Freund und Angioletta ihre Vertraute geworden, die zu jeder Stunde des Tages bei der Marquiſe freien Zutritt hatten und bald auch die Lieblinge des ganzen Hofes wurden, der Graf ſeines Geiſtes, die Gräfin ihrer Schönheit willen.

Trotzdem war der Graf nicht glücklich. Seit ſeiner Ankunft in Paris quälte ihn eine geheime Furcht, die er früher nicht gekannt, eine Furcht, der er nicht Meiſter werden konnte, die Furcht, daß Angioletta, die viel jünger war als er, bethört durch die Schmeichelworte der Höflinge, welche, Stümper in allem Andern, aber Meiſter in der Kunſt, Frauenherzen zu verführen, ihm früher oder ſpäter untreu werden könnte.

Dieſe Furcht vor der Untreue hat die Eiferſucht, eine Leidenſchaft erzeugt, die faſt in jeder Ehe dem ältern Theile der beiden Gatten als moraliſcher Krankheitsſtoff anklebt, der das Glück des ehelichen Lebens verpeſtet und es dem andern Theile faſt unerträglich macht. Montaigne nennt die Eiferſucht das unvernünftige Laſter, das nicht nur Menſchen, ſondern auch Thiere quält. Als ſich der Hirte Ehratis, wie Aelian erzählt, in eine Ziege verliebt hatte, ſtieß ein verliebter Bock dem ſchlafenden

Hirten aus Eiferſucht den Kopf ein. Je vernünftiger der Menſch, deſto weniger iſt er eiferſüchtig. Lucull, Cäſar, Pompejus, Antonius, Cato und andere große Römer nahmen ſich als Männer von Geiſt, als Leute von Welt, die Untreue ihrer Weiber nicht zu Herzen; nur der einfältige Lepidus grämte ſich, wie Plutarch berichtet, darüber zu Tode. Der Prophet Mahomet, eiferſüchtig auf die Schönheit ſeiner Frauen, erließ im Namen Gottes ein Geſetz, daß alle Weiber, die mit fremden Männern reden, ihr Geſicht verſchleiern müſſen.

Graf Saint Germain, wahrlich kein Lepicus, war, trotz ſeines großen Verſtandes, eiferſüchtiger als Shakeſpeare's Othello und Calderons Don Guitierre, denn er wußte, daß weder Pflicht noch Schleier, weder Wort noch Schwur, weder Schloß noch Riegel einen Mann vor der Untreue ſeines Weibes ſchützen.

Aus Furcht vor Verführung hatte er Angioletta, bevor er ſie bei Hofe eingeführt, den heiligſten Eid abgenommen, Keinem zu geſtehen, daß ſie ſeine Gattin ſei. Sie hatte ihm auf's Crucifix ſchwören müſſen, der Welt gegenüber Nichts als ſeine Schweſter zu ſein; und dies Alles darum, weil er ſich als Bruder ſicherer in ihrem Beſitze glaubte, wie als ihr Gatte.

Die Einzigen, denen das Geheimniß ihrer Vermählung bekannt war, waren der Abbé von Boiſenon, der taube Schloßdiener und Freund Benjamin. Dem Erſteren hatte er gleich nach vollzogener Trauung das Ehrenwort abgenommen, das Geheimniß Keinem zu verrathen; der

Taube hatte den Namen der Getrauten nicht gehört, und Benjamin, der treue Diener seines Herrn, war verschwiegen wie das Grab. Ganz Paris, ganz Versailles, ja alle Welt hielt also die Gattin für die Schwester des Grafen.

XXXII.

Seitdem waren drei volle Monate verflossen.

Frau von Pompadour war jetzt, wo sie sich wieder die Reize neuer Jugend zutraute, von dem heißen Verlangen beseelt, die Liebe des Königs, dessen Herz, das Veränderung liebte, ihr gegenüber mehr und mehr erkaltete, sich von Neuem zu gewinnen. Weil sie aber alle Versuche, dieses Ziel auf natürlichem Wege zu erreichen, an der Gleichgiltigkeit Ludwigs scheitern sah, beschloß sie Trost und Hilfe bei dem Grafen zu suchen und zu Zaubermitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um dem Herzen des Monarchen neue Liebesgluth einzuflößen.

Die Alten, die noch genug Aberglauben besaßen, um an die abenteuerlichsten Wunder zu glauben, brauten, wie manchem meiner Leser bekannt sein wird, Philtra oder Liebestränke, wodurch sie dem Gegenstande ihrer Anbetung Gegenliebe wie Pockengift einzuimpfen hofften. Der Italiener Porta erzählt uns Wunderdinge von der Wirkung des Hippomanes, einer schwarzen Haut, die, von der Größe einer getrockneten Feige, auf der Stirne neugeborener Füllen wuchs und, von den Griechen zu Pulver verbrannt und im Blute des Liebenden aufgelöst, als Philtron gebraucht wurde. Auch die Römer

wußten Liebestränke zu bereiten. Lucullus, der König aller Schlemmer, soll durch einen dieser Liebestränke sein Herz, seinen Verstand und — was noch viel schlimmer als Beides war — seinen beneidenswerthen Appetit und sein genußreiches Leben eingebüßt haben. Gleiches Unglück hatte auch der Dichter Lucretius, der sich im Liebeswahnsinn das Leben nahm. Apulejus, der Dichter des „goldenen Esels", soll das Herz der alten reichen Pudentilla durch ein Philtrum gewonnen haben, das aus Spargel, Krebsschwänzen, Fischlaich, Taubenblut und der Zunge des fabelhaften Vogels Jynx zusammengesetzt war. Aerzte und Alterthumsforscher haben diese Liebestränke in den Kreis ihrer Forschungen gezogen und viele gelehrte Abhandlungen darüber geschrieben.[1]) — Im Mittelalter und in späterer Zeit wollte man durch Amulette und Talismane, durch Ringe und Münzen mit magischen Inschriften die Herzen im Sturme erobern, und auch darüber giebt es einige interessante Werke.[2]) In Frankreich existirt der Aberglaube, man könne sich geliebt machen,

[1]) Für Freunde literarischer Curiositäten führe ich blos folgende drei an: J. F. Henckel's Dissertatio de Philtris, Francf. 1690. A. Vater, de philtris propinatis aliisve modis applicatis, Witteb. 1706. C. G. Stenzel, de philtris rite examinandis et dijudicandis, Witteb. 1726.

[2]) V. E. Loescher et J. S. Kohlig, Dissertatio antiquaria de Talismanibus, Witteb. 1697. 4. P. F. Arpe, de prodigiosis naturae et artis operibus, Talismanes et Amuleta dictis, Hamb. 1717. 8. Abhandlung von den Talismans, Sorau 1763. 8. Geschichte der talismanischen Kunst, Germanien 1798. 8.

wenn man auf seinem Herzen den Kopf eines Hühnergeiers trüge oder wenn man dem geliebten Gegenstande das letzte Haar eines Fuchsschwanzes zu verschlucken gäbe. Wenn das letzte dieser beiden sympathetischen Mittel dann und wann nichts geholfen haben mag, so lag die Schuld wohl nur daran, daß man das unrechte Haar erwischt, denn welcher Teufel kann wissen, welches Haar gerade das letzte am Fuchsschwanze ist. Ein anderes Geheimniß, sich heiße Liebe zu erringen, habe ich im ersten Jahrgange des Narrenalmanachs (Seite 77) angeführt. Ein noch viel einfacheres Mittel, welches Collin de Plancy[1]) angiebt, lautet: „Trage auf der Brust ein Pergamentblatt mit der Zauberformel **Autos † a Aorto † Noxio † Bay † Gloy † Aperet.**" Man kann das Mittel versuchen. Hilft es nicht, so hat es wenigstens das Gute, daß es durchaus nichts schadet, was man gewiß nicht jedem Recepte nachrühmen kann. — Nach meiner Ansicht giebt es für Frauen, welche Männerherzen erobern wollen, nur ein untrügliches Mittel, das in dem ganz einfachen Geheimniß besteht, die Männer en canaille zu behandeln. Für Männer bleibt das sicherste Mittel, sich die Herzen der Frauen zu gewinnen, der gute Rath, den ihnen Goethe giebt und der also lautet:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort!
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt fürwahr noch besser fort."

---

[1]) Dictionnaire infernal, Par. 1825. Tom. I. pag. 143.

XXXIII.

„Theurer Freund," sagte eines Morgens Frau von Pompadour zum Herrn von Saint Germain, als sie im Schlosse zu Choisy mit ihm allein und ungestört war, „ich überzeuge mich täglich, stündlich mehr und mehr von der Allmacht Ihres Zaubermittels und habe nun eine Bitte an Sie . . ."

„Die ich zu errathen glaube. Sie haben die ersten zehn Phiolen ausgebraucht und wünschen nun . . ."

„Zehn neue . . ."

„Die ich Ihnen aber dann nur ablassen kann, wenn Sie mir, gnädige Frau, schriftlich das Zeugniß ausstellen, daß Sie sich, was Sie mir bereits mündlich zugestanden, von der guten Wirkung meines Arcanums überzeugt haben . . ."

„Und warum schriftlich, lieber Graf?"

„Weil es mein Grundsatz ist, mein Mittel nur an Solche zu verkaufen, die sich davon nicht getäuscht glauben, weil mir ferner ein schriftliches Zeugniß als Waffe gegen manchen Zweifler und als neuer Beleg für die Untrüglichkeit meiner Arzeneien dient."

„Sie wissen, lieber Graf, daß ich jeden Ihrer Wünsche gern erfülle," sagte die Marquise, setzte sich an ihren Schreibtisch und stellte ihm das gewünschte Zeugniß aus. „Ist's so recht?" fragte sie, ihm das Blatt reichend.

„Ça suffit," sagte Saint Germain, das Blatt zusammenfaltend und in sein Portefeuille steckend.

„Ich komme nun mit einer zweiten Bitte, lieber Graf. Haben Sie auch dieſe ſchon errathen?“

„Halb und halb,“ erwiderte der Graf mit ſchlauem Lächeln. „Irre ich nicht, ſo betrifft das, was Sie wünſchen, den König . . .“

„Errathen, theurer Freund. Der König . . .“

„Wird tagtäglich kälter gegen Sie . . .“

„Ach Graf, haben auch Sie das ſchon bemerkt? Ich ahne . . .“

„Daß ſich ſein Herz einer Andern zugewendet . . .“

„Und glauben Sie, daß meine Furcht gegründet iſt?“

„Ich fürchte, daß wir Grund zum Fürchten haben . . .“

„Und kennen Sie vielleicht den Gegenſtand ſeiner Neigung?“

„Ach, leider bin ich nicht allwiſſend . . .“

„Sie vermuthen aber . . .“

„Daß es eine Dame ſei . . .“

„Graf, wollen Sie grauſamen Scherz mit meiner Neugier treiben?“

„Sie haben mich, gnädige Frau, nicht ausreden laſſen. Ich vermuthe, wollte ich ſagen, daß es eine Dame ſei, die . . .“ Saint Germain hielt plötzlich inne . . .

„Weiter, weiter!“

„Eine Dame, die wir Beide kennen, eine Dame, die . . .“

„Graf, Sie ſpannen mich auf die Folter . . .“

„Schön wie der Tag und kalt wie die Nacht . . .“

„Und ihr Name?“ fragte die Marquiſe ängſtlich geſpannt.

„Gräfin . . . d'Eſtrade.

„Diesmal irren Sie, lieber Graf. Ich kenne den Geſchmack des Königs beſſer als Sie, theurer Freund, und weiß aus ſeinem eigenen Munde, daß die Schönheit der Gräfin d'Eſtrade ihn — Dank dem Himmel! — gänzlich kalt läßt."

„Frauen haben in dieſem Punkte einen ſchärfern Blick als wir Männer. Vielleicht ſind Sie glücklicher im Errathen des Gegenſtandes ſeiner Neigung . . ."

„Ach, lieber Graf, auch ich bin nicht allwiſſend . . ."

„Doch haben Sie vielleicht Vermuthungen . . ."

„Daß meine geheime Nebenbuhlerin eine Dame iſt, die . . ." jetzt hielt die Marquiſe inne.

„Pardieu, Sie machen mich neugierig . . ."

„Eine Dame, die uns Beiden bekannt iſt, eine Dame, die . . ."

„Ich bitte, fahren Sie fort . . ."

„Schön wie der Tag und verlockend wie die Nacht . . ."

„Und ihr Name?"

„Gräfin . . . Saint Germain!"

„Saint Germain!" wiederholte der eiferſüchtige Gemahl Anfangs ſehr beſtürzt, bald aber wieder ganz gefaßt. „Nein, nein, Sie irren, Frau Marquiſe," fügte er mit etwas erzwungenem Lachen hinzu. „Ich kenne den Geſchmack meiner Schweſter beſſer als Sie, gnädige Frau, und weiß aus ihrem eigenen Munde, daß die Freundlichkeit des Königs — Dank ihrer Klugheit! — ſie ganz kalt läßt."

„Vielleicht aber iſt es gerade ihre Kälte, die ſeine

Gluth anfacht. Vous savez bien, que les extrêmes se touchent.“

„Beruhigen Sie ſich, Frau Marquiſe, von dieſer Seite droht uns keine Gefahr ... ich bürge Ihnen für die Tugend meiner Schweſter.“

„Auch ich, lieber Graf, halte meine Freundin unfähig eines ſolchen Verrathes an mir; doch glaube ich in der That in letzterer Zeit bemerkt zu haben, daß der König Gräfin Angioletta lieber als alle Damen ſeines Hofes ſieht und ſie bei jeder Gelegenheit mehr als alle Andern auszeichnet. Freund, theurer Freund,“ fuhr ſie fort, „ich muß Sie und Ihre Kunſt auf eine neue Probe ſtellen. Herr von Bernis ſchrieb uns — ich habe ſeinen Brief auch dem Könige mitgetheilt — Sie hätten von einem florentiniſchen Wahrſager, Cosmo Ruggieri, das wunderbare Geheimniß erlernt, magiſche Wachsbilder anzufertigen, welche die Zauberkraft beſitzen, dem Geliebten Gegenliebe einzuflößen. Sie ſollen erſt unlängſt in Genua einen Verſuch gemacht haben, der ...“

„Dank der Kunſt meines großen Meiſters, mir vollſtändig geglückt iſt.“

„Ich bitte, Graf, erzählen Sie ...“

„Vor einem Jahre machte ich die Bekanntſchaft des Dogen Grimaldi; er liebte eine franzöſiſche Schauſpielerin, welche Thisbe hieß und ſchön wie ein Engel, aber kokett wie der Teufel war und ſeinen Wünſchen mehr aus Berechnung als aus Abneigung hartnäckig widerſtand. Der Aermſte klagte mir ſeine Leiden; ich verſprach ihm Bal-

sam für seine Wunde, fertigte Thisbe's Bildniß in Wachs und schenkte meinem Freunde eine geweihte Nadel, mit der er ihrem Bilde allnächtlich mit dem Glockenschlage Zwölf drei Stiche in's Herz geben mußte. Nach Verlauf von sechs Wochen öffnete sich eines Nachts, als sich der Doge schlaflos auf seinem Lager wälzte, die Thür, durch die eine verschleierte Frauengestalt eintrat. »Wer bist Du?« rief Grimaldi, von süßer Ahnung durchzittert. »Thisbe,« flüsterte die Besiegte und warf ihren Schleier ab..."

„Und der Doge?"

„Schenkte mir am andern Morgen zwanzigtausend Scudi."

„Danken Sie dem Himmel, lieber Graf, daß Sie nicht in Spanien leben; dort hätte die heilige Inquisition Sie schon längst als Hexenmeister verbrennen lassen, eine Strafe..."

„Die ihr wahrlich eben so wenig genützt, als mir geschadet hätte..."

„Wie so?"

„Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich unverbrennlich wie ein Salamander bin."

„Sie scherzen, Graf!"

„Erlauben Sie mir, Sie von der Wahrheit meiner Aussage sogleich zu überzeugen," erwiderte der Wundermann, griff in den Camin hinein und holte langsam mitten aus dem hellodernden Feuer eine Handvoll glühender Kohlen hervor, die er lächelnd auf der flachen Hand verbrennen ließ."

„Ma foi, ich fange an mich vor Ihnen zu fürchten,“ erwiderte Frau von Pompadour mit einem Tone, der halb wie Scherz und halb wie Ernſt klang.

„Zittern Sie nicht, gnädige Frau. Das, was Sie ſoeben geſehen haben, iſt keine Zauberei, ſondern nichts als ein harmloſes Kunſtſtückchen, das mir in Spanien der letzte aller Enſalmadores nachmacht.“

„Ei, was ſind dieſe Leute?“

„Windbeutel, die ſich brüſten, von der heiligen Catharina abzuſtammen, arme Teufel, welche ſiedendes Oel verſchlucken, auf glühenden Kohlen herumſpazieren, in glühenden Backöfen, auf angezündeten Scheiterhaufen bivouakiren und niemals Feuer fangen; harmloſe Künſte, durch die jetzt der Engländer Richardſon und der Italiener Lionetti die einfältige Welt in Erſtaunen ſetzen.“

„Kehren wir zu Wichtigerm zurück. Graf, ich bitte, ich beſchwöre Sie, für mich ein Wachsbild des Königs anzufertigen ...“

„Auch dieſen Wunſch, gnädige Frau, will ich erfüllen; doch zur Bereitung des magiſchen Wachſes bedarf ich ...“

„Blut?“

„Nicht einen Tropfen!“

„Gold?“

„Das iſt Nebenſache.“

„Was ſonſt?“ fragte die Marquiſe außerordentlich geſpannt.

„Eine Locke Ihres Haares.“

„Weiter nichts?“ meinte Frau von Pompadour, er-

griff haſtig eine Scheere und ſchnitt ſich einen Büſchel Haare ab.

„Das genügt," ſagte der Graf, nahm die Locke und ſchob ſie in ſeine Brieftaſche.

„Und glauben Sie mir gleichen Erfolg, wie dem Dogen Grimaldi, verſprechen zu dürfen; glauben Sie mir in der That verbürgen zu können, daß es mir gelingen werde, von Neuem die Liebe des Königs zu gewinnen?"

„Ich hoffe, gnädige Frau!"

„Nous verrons," lächelte die Marquiſe ſeelenvergnügt und reichte ihm ihre Hand.

„Nun aber hat auch der treueſte Ihrer Diener eine Bitte an Sie," ſagte der Graf, ihre Hand in der ſeinen haltend.

„Und dieſe Bitte ... wie lautet ſie?"

„Vergeſſen Sie nicht den armen Herrn von Bernis."

„Gut, daß Sie mich an ihn erinnern. Wir wollen ihn ſo ſchnell als möglich nach Paris berufen und ihm das Portefeuille unſerer auswärtigen Angelegenheiten anvertrauen."

„Dank, tauſend Dank!" ſprach Saint Germain und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Hand.

XXXIV.

Am andern Morgen erhielt der Graf eine Einladung nach Verſailles. Diesmal war es der König, der ihn allein und ungeſtört zu ſprechen wünſchte. Ludwig XV. empfing ihn mit der herablaſſendſten Güte.

„Graf," fragte der Monarch, „sind Sie verschwiegen?"

„Wie ein Grab."

„Eh bien, dann darf ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das mich seit einiger Zeit sehr beunruhigt. Ich liebe, Graf, doch fehlt es mir an Muth, Ihnen zu sagen, wen ich liebe . . ."

„Sire, dies Geständniß ist auch nicht mehr nöthig, denn ich habe den Gegenstand Ihrer Neigung längst errathen . . ."

„Unglaublich, Graf . . ."

„Und dennoch wahr. Ew. Majestät lieben meine . . . Schwester."

„Mann, sind Sie denn wirklich allwissend?"

„Leider weiß ich manchmal mehr, als mir zu wissen lieb ist."

„Gräfin Angioletta ist das schönste Weib in ganz Frankreich," betheuerte der König in der Gluth der Leidenschaft, in der Erinnerung an ihre Schönheit seine Fingerspitzen küssend. „Ich liebe sie mit der ganzen Gluth meiner Seele, liebe sie . . ."

„Mehr noch als Frau von Pompadour?" unterbrach ihn Saint Germain mit schlecht verhehlter Bitterkeit.

„Die Marquise ist meine Freundin, die ich achte, schätze und verehre, zum Lieben aber ist sie schon zu alt . . ."

„Frau von Pompadour verjüngt sich mit jedem Tage und . . ."

„Bleibt doch . . . entre nous soit dit . . . immer die Alte. Ich bin, aufrichtig gesagt, ein geschworener Feind

des ewigen Einerlei's und liebe Abwechſelung in Allem. Liebt nicht auch Gott die Veränderung? Schuf er nicht den Wechſel der Jahreszeiten? Und ſind wir nicht das Ebenbild Gottes? Ein immerwährender Frühling würde uns bald zu Tode langweilen, um wieviel eher ein ewiger Winter. Frauen aber, die einmal das Cap dreißig paſſirt, haben den Aequator ihres Lebens erreicht und keinen Anſpruch mehr auf unſere Liebe. Ich ehre in Frau von Pompadour eine Freundin, die mich oft mit gutem Rathe unterſtützt, aber lieben, lieben kann ich nur Ihre Schweſter ..."

„Und wohin, Sire, ſoll dieſe Liebe führen?"

„Mit Ihrer Hilfe, hoffe ich, zu meinem Ziele."

„Ew. Majeſtät nähren eine Hoffnung, die ſich nie erfüllen wird ..."

„Und dennoch hoffe ich ..."

„Sire, hat das Betragen meiner Schweſter Ew. Majeſtät Grund zu dieſer Hoffnung gegeben?"

„Das nicht, lieber Graf. Fräulein Angioletta ſcheint alle Aufmerkſamkeiten, die ich ihr erweiſe, abſichtlich nicht bemerken zu wollen; ſie bleibt unveränderlich kalt und ernſt, aber trotz alledem gebe ich nicht die Hoffnung auf, früher oder ſpäter einen Eindruck auf ihr Herz zu machen, wenn Sie, theurer Graf, mir dabei behilflich ſein wollen ..."

„Ich Ew. Majeſtät dabei behilflich ſein?" fragte Saint Germain, dem es Anſtrengung koſtete, ſeine Faſſung zu behaupten.

„Muß Ihnen das Glück Ihrer Schweſter, Ihrer ein-

zigen Schweſter, wie Sie uns geſagt, nicht mehr als Ihr eigenes am Herzen liegen? Und will ich denn etwas Anderes, als Angioletta's Glück? Wir wollen, wenn ſie ein Herz voll heißer Liebe, das wir zu ihren Füßen niederlegen, nicht grauſam von ſich ſtößt, ſie ſchnell von Stufe zu Stufe, zur höchſten Sproſſe des Glanzes emportragen, wollen ſie zum Hoffräulein, zur erſten Ehrendame der Königin, zur Marquiſe, zur Herzogin und einſt, wenn unſere vielgeliebte Gattin, Maria Leszinska, die ſeit Jahren fortwährend kränkelt, ihre lebensmüden Augen ſchließt, zu unſerer neuen Gemahlin, zur Königin von Frankreich, zum Schutzgeiſt des ſchönſten Thrones der ganzen Chriſtenheit erheben."

„Aber wie und wodurch, Sire, ſoll der Bruder Ihnen Vorſchub leiſten?" fragte der Graf, der nun die Miene annahm, als hätten die glänzenden Ausſichten, die der König der Gräfin eröffnet, ihn günſtiger für deſſen Liebesantrag geſtimmt.

„Frau von Pompadour hat mir den Brief des Herrn von Bernis mitgetheilt; er rühmt Ihnen tauſend Wunder nach, die alle ſo unbegreiflich ſcheinen, daß mir nur eine Wahl übrig bleibt, entweder gar Nichts oder Alles zu glauben. Ich habe mich vorläufig für das Letztere entſchloſſen und will, Ihrer Schweſter zu Liebe, Alles glauben. Sie beſitzen die Macht, magiſche Wachsbilder zu bereiten, denen Sie die Zauberkraft verleihen können, der Geliebten Gegenliebe einzuflößen. Auch dieſes Wunder will ich — wie unglaublich es auch iſt — Ihnen den-

noch glauben und es so lange für wahr halten, bis ich mich vom Gegentheile überzeuge. Ist Ihre Kunst keine Lüge, dann geht mein Wunsch in Erfüllung: dann wird Ihre Schwester mich lieben, und ich werde ewig Ihr dankbarer Schuldner bleiben, der auch Sie von Stufe zu Stufe, zum ersten meiner Minister, zum Nächsten meines Thrones, erheben wird; beruht Ihre Kunst aber nur auf Täuschung und Lüge, dann wird Ihre Schwester meine Wünsche nicht erhören, dann werde ich Sie — offen herausgesagt — für einen Charlatan und Betrüger halten und Sie als solchen dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Gesetzes überliefern, denn Graf Saint Germain soll sich niemals rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungestraft dupirt zu haben. Nun, Graf," fuhr der König nach kurzer Pause fort, „wollen Sie die Probe bestehen, wollen Sie mich von der Wahrheit Ihrer Wunder überzeugen oder nicht?"

„Ich will, ich will!" antwortete Saint Germain stolz und entschlossen.

„Und wann erhalte ich das magische Bild?"

„In längstens vier Wochen."

„Wie, erst so spät?"

„Zur Bereitung dieses Bildes brauche ich Zeit und ungestörte Ruhe, die ich im Lärme der Hauptstadt und am Hofe von Versailles vermisse; ich werde mich auf's Land begeben."

„Erlauben Sie mir, lieber Graf, Ihnen eines meiner Schlösser anzubieten. Gefällt es Ihnen, so will ich Ihnen

eine Wohnung in Chambord einräumen; dort sind Sie ungestört . . ."

„Sire, ich nehme das Anerbieten dankbar an . . ."

„Ihre Schwester kann unterdessen in Versailles oder . . ."

„Gräfin Saint Germain, Sire, entfernt sich nie von ihrem Bruder . . ."

„Nun, nehmen Sie sie meinetwegen nach Chambord mit. Noch heute werde ich Ihnen einstweilen 100,000 Francs zur Reise und Einrichtung auszahlen lassen, aber wohlgemerkt, Herr Graf, wenn Sie nach Verlauf von vier Wochen nicht mit ihr nach Versailles zurückkehren, wenn Sie bis zu dieser Frist nicht ihr Bildniß an mich abliefern, so lasse ich Sie in allen fünf Welttheilen durch Steckbriefe verfolgen und ruhe nicht eher, als bis Sie sich in den Händen meiner Justiz befinden. Nun, lieber Graf, reisen Sie mit Gott und allen Heiligen nach Chambord und lassen Sie sich dort die Zeit nicht zu lang werden. Tausend Grüße an Ihre Schwester."

„Sire, ich werde nicht ermangeln, mich des schmeichelhaften Auftrages gewissenhaft zu entledigen, doch habe ich vor meiner Abreise nach Chambord noch eine Bitte an Ew. Majestät."

„Lassen Sie hören . . ."

„Geruhen Ew. Majestät, Frau von Pompadour mit mehr Aufmerksamkeit als in letzterer Zeit zu behandeln, damit sie den Argwohn, den ihr Scharfblick auf meine Schwester geworfen hat, wieder fallen lasse und in ihr nicht die begünstigte Nebenbuhlerin erblicke; sonst, Sire,

ſcheitert alle meine Kunſt an der Eiferſucht der Frau Marquiſe . . ."

„Ich bin mit dieſer Vorſicht vollkommen einverſtanden und gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich von heute an gegen Frau von Pompadour mich freundlicher und liebreicher als jemals zeigen will."

„Dann, Sire, gelingt unſer Plan," ſprach der Graf und nahm Abſchied.

XXXV.

Am andern Morgen überreichte Saint Germain ſeiner hohen Beſchützerin das in Wachs gegoſſene Bild des Königs mit der ſtreng eingeſchärften Vorſicht, daſſelbe ſo geheim als möglich zu halten, denn ſähe es Seine Majeſtät, dann wäre aller Zauber geſchwunden und der ganze Plan vereitelt. Dann verabſchiedete er ſich auch bei ihr und reiſte noch an demſelben Tage mit Angioletta und Benjamin nach Chambord ab.

Der König hatte ihm dort denſelben Flügel eingeräumt, den früher der Marſchall Moritz von Sachſen bewohnt und in welchem der Sieger von Philippsburg ſeinen Geiſt aufgegeben hatte. Das Schloß, von Franz I. erbaut, iſt eins der großartigſten von ganz Frankreich. Achtzehnhundert Menſchen ſollen über zwölf Jahre daran gebaut haben. Es iſt von einer acht Stunden langen Mauer umgürtet und enthält 440 Zimmer. In einem derſelben, welches das Arbeitscabinet des Marſchalls geweſen war, erblickte der Graf zwei Frauen-Bilder.

„Beide ſind mir bekannt," ſagte Saint Germain zu

ſeiner Gemahlin, die hier ihr Schlafgemach aufſchlug; „die eine dieſer beiden Frauen war die Mutter des Marſchalls, die ſchöne Gräfin Aurora von Königsmark, eine der unzähligen Geliebten Friedrich Auguſts II. von Sachſen, der mit all' ſeinen Maitreſſen, wie ich aus dem Munde der Markgräfin von Baireuth weiß, nicht weniger als dreihundertvierundfünfzig uneheliche Kinder erzeugt und darum den Beinamen des Starken erhalten hatte; die andere Dame iſt die Geliebte des Marſchalls, die einſt weltberühmte Schauſpielerin Adrienne Lecouvreur, die Tochter eines armen Hutmachers aus Fismes in der Champagne, die ich von Jugend auf gekannt habe. Ich war Zeuge ihres Triumphes, als ſie Freitag am 14. Mai 1717 als Elektra in dem Trauerſpiele gleiches Namens in Paris zum erſten Male die Bühne betrat. Als der Graf von Sachſen, zum Herzoge von Kurland ernannt, ſich in drückender Geldverlegenheit befand, verſetzte ſie ihren ganzen Schmuck, ihre ganze Garderobe und all' ihr Mobiliar und ſchickte ihm 40,000 Livres. Sie ſtarb am 20. März 1730 in einem Alter von vierzig Jahren. Dies Bild hat Nicolas Coypel kurz vor ihrem Tode gemalt. Da ſie auf dem Sterbebette ihre Kunſt nicht verfluchen wollte, wurde ſie von den elenden Pfaffen excommunicirt und, fern von geweihter Erde, in der Nähe eines Entenpfuhls eingeſcharrt," ſagte der Graf und wiſchte eine große Thräne aus ſeinem Auge.

„Joſeph," ſprach Angioletta, „ich habe Dich niemals ſo bewegt geſehen, als jetzt vor dieſem Bilde."

„Adrienne wird mir unvergeßlich bleiben," ſprach er mit einem tiefen Ausdrucke des Schmerzes und fügte dann, als er auf den Zügen der Gräfin einen Anflug von Neugier gewahrte, kalt und mechaniſch „als Phädra" hinzu. „In dieſem Zimmer," fuhr er nach einer Pauſe fort, „verlebte der Marſchall von Sachſen die glücklichſten Tage, hier ſchwelgte er in ihren Armen, hier ſchrieb er ſeine „Rêveries," hier ſtarb er, am 30. November 1750, in einem Alter von 54 Jahren. Nicht d'Alembert, ich war es, der ihm die Grabſchrift gedichtet:

„Rome eut dans Fabius un guerrier politique,
Dans Annibal Carthage eut un chef héroique,
La France plus heureuse avait dans ce Saxon
La tête du premier et le bras du second."

„Du ſcheinſt an dem Schickſal des Grafen einen ganz beſondern Antheil genommen zu haben."

„Ich liebte ihn, obgleich ich Urſach' hatte, ihn zu haſſen. Der Marſchall war ein Lutheraner. Als die Königin von Frankreich die Nachricht von ſeinem Tode erhielt, ſagte ſie mit Thränen in den Augen: »Es iſt traurig, daß wir nicht ein „de profundis" anſtimmen dürfen für einen Helden, dem unſer Frankreich manches „Te deum" zu verdanken gehabt.«"

„Und warum haßteſt Du dieſen Mann?" fragte Angioletta.

„Weil er der Einzige war, der mir in dieſem Leben weh' gethan!"

„Joſeph, Du ſprichſt in Räthſeln, die ich mir nicht erklären kann.“

„Laß die Todten ruhen, mein liebes, ſüßes Weib,“ ſprach der Graf und drückte ſie zärtlich an ſein Herz.

XXXVI.

Die gute Stadt Paris, die ſeit Monaten ſo unendlich viel von den Hexereien des „ewigen Juden“ gehört hatte, war bald mit ſich einig geworden, daß Saint Germain ein Schwarzkünſtler ſei, der all' dieſe blauen und rothen, gelben und grünen, ſchwarzen und weißen Wunder mit Hilfe jener geheimnißvollen Wiſſenſchaft vollbringe, welche den Namen „Kabbala“ führt.

Kabbala, wißbegieriger Leſer, iſt die wunderbare Lehre, die heiligen Worte der Bibel zu zerſetzen und aus der Zerſetzung der todten Buchſtaben den lebendigen Geiſt, den geheimnißvollen Sinn der heiligen Schrift herauszufinden. Die Kabbala — ein hebräiſches Wort, das Ueberlieferung bedeutet — ſoll dem Sterblichen, der ihre Schleier zu lüften verſteht, alle Geheimniſſe des Himmels überliefern, alle Myſterien der Schöpfung offenbaren und dem Menſchen die gottähnliche Macht verleihen, alle Geſtirne des Himmels und alle geheimen Kräfte der Erde zu Leibeigenen ſeines Geiſtes, zu Sclaven ſeines Willens, zu Vollziehern ſeiner Befehle zu machen. Mit Hilfe aller ihm dienſtbaren Geiſter ſoll er jedes ihm beliebige Wunder vollbringen, die geheimſten Gedanken des menſchlichen Herzens errathen, in den Sternen das Schickſal

seiner Nebenmenschen lesen, zukünftige Dinge voraussagen, Träume deuten, alle Elemente beherrschen, alle Krankheiten heilen, Todte wieder ins Leben zurückrufen, kurz selbst das Unmöglichste möglich machen können — eine köstliche Kunst, eine unbezahlbare Wissenschaft, die gewiß Jeder von uns sich anzueignen wünscht.

Diese Kabbala — ein poetischer Auswuchs der chaldäischen Philosophie, welche die Juden aus ihrer babylonischen Gefangenschaft in ihre Heimath mitgeschleppt — ist nach der Behauptung der gelehrten Rabbinen so alt als die Welt. Schon Adam soll von dem Engel Raziel eine Schrift empfangen haben, die ihm alle Geheimnisse der Natur entschleiert und ihn in die Lehre eingeweiht haben soll, sich zum mächtigen Gebieter aller guten und bösen Geister zu machen. All' diese Geheimnisse, die auch dem Patriarchen Abraham bekannt gewesen sind und mit deren Beistande, tausend Jahre später, der weise König Salomo sich seine kabbalistischen Talismane, den Ring, die Clavicula,[1]) den Schem Hamphoraſch,[2]) angeeignet haben soll, wurden von dem gelehrten Rabbi Joseph Ben

---

[1]) Ein Zauberbuch, von dem eine deutsche Uebersetzung u. d. T. Clavicula Salomonis et Theosophia pneumatica d. i. die wahre Erkenntniß Gottes u. s. w. gedruckt von Andreas Luppius, Wesel, Dusb. und Frankf. 1686. 4. erschien.

[2]) Der Name Gottes, der, den Inbegriff aller seiner Eigenschaften in sich fassend, nach Einigen aus 42, nach Andern aus 72 Buchstaben besteht, mit deren Hülfe Salomo alle Wunder verrichtet haben soll.

Akiba in ein Buch zusammengetragen, das „Jezirah“ hieß.[1]) Noch ausführlicher wurde diese Lehre von Rabbi Simeon Ben Jochai in seinem Werke „Sohar“[2]) entwickelt. Aber nicht blos Juden, auch Muhamedaner und Christen — unter Letzteren Marsilio Ficini, Giovanni Pico de la Mirandola, Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, Theophrastus Paracelsus von Hohenheim und viele andere gelehrte Narren und närrische Gelehrte, — widmeten sich dem Studium der Kabbala und trugen durch ihre Schriften nicht wenig dazu bei, den Glauben an die Wahrheit dieser Lehre bis auf die neueste Zeit fortzupflanzen.

Christoph Knorr von Rosenroth[3]) theilt die Kabbala in die theoretische und practische. Die erstere enthält die Lehre von Gott und dem Ursprung aller Dinge, von der Seele des Menschen vor und nach dem Tode, von den guten und bösen Geistern, die mystisch-allegorische Erklärung der heiligen Schrift, das Auffinden des geheimen Sinnes der biblischen Worte durch Zersetzung und Berechnung der hebräischen Buchstaben. Die letztere lehrt die Anwendung aller Naturgeheimnisse, die Vollbringung

---

[1]) Die erste lateinische Uebersetzung von G. Postel erschien zuerst: Paris 1552. 12. Eine neuere Uebersetzung ist von H. C. Rittangel, Amsterd. 1642. 4.

[2]) Die erste hebräische Ausgabe kam in Mantua, 1558—60, 3 Bde. 4. heraus.

[3]) Cabala denudata s. doctrina Hebraeorum transcendentalis, metaphysica atque theologica, Ref. 1677—84. 3 Bde. 4.

aller denkbaren Wunder durch das Schreiben oder Aussprechen gewisser Zauberworte, durch das Anrufen Jehovahs und das Beschwören aller ihm dienstbaren Geister. — Nach dem Abbé von Villars [1]) zerfällt die ganze Geisterwelt, nach den vier Elementen, in vier Hauptklassen: in Salamander, Niren, Sylphen und Gnomen oder in Feuer-, Wasser-, Luft- und Erd-Geister, welche, nach Ansicht vieler Kabbalisten, nichts Anderes als die Seelen der Gestorbenen sind, die in den Sternen einen festen Körper annehmen, um sich den Augen der Lebenden zu offenbaren. — Nach der Meinung des Marquis d'Argens [2]) oder richtiger gesagt, nach dem Rathe, den der weise Kabbalist Akukibak seinem Schüler Ben Kibber ertheilt, muß Jeder, der sich mit der Geisterwelt in Verbindung setzt, allen Umgang mit Frauen meiden, weil sonst die Nymphen und Niren eifersüchtig werden und ihre Gunst andern Sterblichen zuwenden!!! Wer in das dunkle Labyrinth der Kabbala, wer in den geheimnißvollen Schacht der Geisterwelt tiefer eindringen will, lese das erst vor Kurzem erschienene Werk von A. Franck. [3])

Doch zurück zum Grafen.

---

[1]) Le Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes, Lond. 1742. 2 Bde. 12. (deutsch, Berl. 1768. 8.)

[2]) Lettres cabalistiques. Lahaye 1741. 7 Bde. 12. (Deutsch von J. A. Trill. Dan. 1773—77, 8 Bde. 12.)

[3]) La Kabbale, ou la philosophie religieuse des Hébreux. Par. 1843. 8.

Der Aberglaube erfand täglich neue Märchen, von denen das eine toller als das andere war. Die Einen meinten, Saint Germain werde, wie Sokrates, von einem keinem Andern als ihm selbst sichtbaren Spiritus familiaris oder Schutzgeist begleitet, der für ihn alle Wunder verrichte. Andere glaubten, der Graf habe, wie Doctor Faust, seine Seele dem Teufel verschrieben unter der Bedingung, daß der „Gott sei bei uns" jeden seiner Wünsche erfülle. Noch Andere wärmten die alte Fabel von Agrippa von Nettesheim und dessen zwei dämonischen Hunden auf, von denen der eine „Monsieur" und der andere „Mademoiselle" geheißen und jeder seinem Herrn und Meister als Geist der Hölle gedient habe. Es gab Leute, die sich allen Ernstes in die Ohren raunten, sie hätten beim „ewigen Juden" einen schwarzen Pudel mit feurigen Augen und funkensprühendem Schweife gesehen, der auf den Namen Benjamin höre, auf Befehl seines Gebieters dann und wann die Gestalt eines jungen Menschen annehme, eigentlich aber nichts mehr und nichts weniger als der leibhaftige Satan sei. Hier erzählte man sich, Saint Germain habe sich, wie König Salomo, mit Hilfe eines Zauberringes alle Geister der Unterwelt dienstbar gemacht; dort wollte man aus ganz zuverlässiger Quelle wissen, er habe, wie Guevara in seinem bekannten Romane den hinkenden Teufel Asmodi, den bösen Geist Vitzliputzli in einen Flacon gebannt und ihm erst nach tausend Jahren willigen Gehorsams und treuer Dienste wieder die Freiheit versprochen. Einige wollten in Erfahrung ge-

bracht haben, daß das weibliche Weſen, das der Graf für ſeine Schweſter ausgebe, eine ihn ſchützende Sylphide ſei, die bei Tage, bald als hundertfarbiger Schmetterling, bald als buntſchillernde Libelle, in der Luft umherflöge, ſein Haupt umkreiſe und Nachts ihre Hülle abſtreife, in ſeinen Armen ruhe und ihn auf den Flügeln der Liebe in den Himmel trage. Beſſer Unterrichtete wußten es aber ganz genau, daß Angioletta eine abſcheuliche Waſſernixe ſei, die aus den Locken der Undinen, aus dem Haarſchmucke der Sirenen alle Perlen und Korallen, und aus dem Schooße der Meere die Schätze aller im Schiffbruch geſcheiterten Schiffe für ihn ſtehle, wofür er ſie, trotz ihrer abſchreckenden Häßlichkeit, zärtlich lieben müſſe. Hier munkelte man, Saint Germain trage, wie der Biſchof Albert der Große, in der goldenen Kapſel, die Tag und Nacht auf ſeiner Bruſt ruhe, ein Gamahé, eine Art Talisman, einen Stein bei ſich, auf dem eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, und eine Zauberformel eingegraben ſei, mit deren Hilfe er ſelbſt das Unmögliche möglich mache; dort wiſperte man, der Graf könne, wie jener jüdiſche Rabbi, deſſen Name mir leider entfallen iſt, Figuren aus Lehm formen, denen er blos ein Zauberwort auf die Stirn zu ſchreiben brauche, um dieſen Klötzen, wie Pygmalion ſeiner Statue, Leben einzuhauchen. Solch ein bezauberter Kloß, von den Kabbaliſten Golem genannt, beſitze die Macht, ihm auf jede ſeiner Fragen Auskunft zu ertheilen und ihm jedes Geheimniß der Schöpfung zu verrathen, ein köſtliches Factotum, das aber augenblicklich

in sein voriges Nichts zurückfällt, wenn der Meister ihm das geheimnißvolle Zauberwort von der Stirne wischt. — So ein Golem ist schon darum merkwürdig, weil es das einzige Geschöpf ist, das mächtiger als sein Schöpfer sein soll und sonach an das Ei erinnert, das klüger als die Henne sein will!

Das allerneueste Märchen, das — wunderbar genug — von allen den meisten Glauben fand, war die Sage, daß der Graf aus der stinkenden, narcotisch betäubenden und bizarr gestalteten Wurzel der Alraunpflanze (Atropa Mandragora) kleine, bärtige, teufelähnliche Figuren formen könne, die Alraunen genannt werden und die Zaubermacht besitzen sollen, noch allwissender als die hebräischen Golemim zu sein, vielleicht schon darum, weil ihr Name von All und runa (Alles wissen) abgeleitet wird. Der deutsche Aberglaube erzählt, daß die Wurzel, aus der man solch ein Zauberwesen bilden will, unter dem Galgen eines unschuldig Gehenkten wachsen und von einem schwarzen Hunde aus der Erde gezogen werden müsse. Der Hund werde dafür augenblicklich vom Teufel geholt. So ein Alraun — auch Gold-, Galgen- oder Erdmännchen, im Niederländischen Pisdifve oder Harnteufelchen, im Französischen und Italienischen Mandragora genannt — als heilbringender Hausgott verehrt — wird mit der größten Sorgfalt an einem geheimen Orte, in einem verschlossenen Kästchen aufbewahrt, das nur geöffnet werden darf, wenn man das Galgenmännchen um Rath befragen will, worauf es dann, theils durch Bewegung

mit dem Kopfe, theils mit vernehmlicher Stimme, auf alle Fragen Antwort ertheilt und die Zukunft prophezeit. Wenn man diese kleinen Teufel sorgfältig pflegt und sie jeden Sonnabend um die Mitternachtsstunde in Wein badet, beschützen sie vor Krankheit und Gefahren, bringen Glück im Spiel und in der Liebe, in Processen und andern Dingen, befördern die Fruchtbarkeit der Frauen, erleichtern deren Niederkunft und verrichten außerdem tausend andere Wunder. Dabei haben sie die gute Eigenschaft, daß sie noch hundertmal treuer als die Herren Pudel sind, niemals davon laufen und, selbst fortgestoßen und weggeworfen, ungerufen zu ihrem Herrn zurückkehren, was Einigen etwas zudringlich, Andern sehr anhänglich erscheinen wird. Mit Hilfe eines solchen Galgenmännchens soll die berühmte Jungfrau von Orleans all' ihre wunderbaren Heldenthaten vollbracht und ganz Frankreich aus dem Joche Englands befreit haben. Daß sie selbst sich damit nicht vom Scheiterhaufen befreit hat, war wohl nur Caprice von der schönen Jungfrau.

Aber wenn die Alraunen auch gar nichts nützen, so haben wir ihnen wenigstens ein sehr hübsches Lustspiel zu verdanken, womit uns die Muse Nicolo Machiavelli's beschenkt hat*). Aus der Wurzel der Mandragora haben zwei deutsche Dichter, Achim von Arnim und Chamisso, wenn auch nicht wundermirkende Goldmän-

*) Mandragola, Venez. 1548. 8. (Deutsch, Erlang. 1788. 8. franz. von J. B. Rousseau, Lond. 1724. 8.)

Ort, wenigstens doch ein Paar allerliebste Novellen gesponnen; Beweis, daß oft das Allerdümmste in der Welt die Veranlassung zu etwas ganz Geschicktem werden kann. —

Außer diesen Dichtern haben auch viele deutsche Gelehrte, z. B. Thomasius und Schmidel[1]), Deusing[2]), Roth[3]), Schmid[4]) und Grosgebauer[5]) anziehende Abhandlungen darüber verfaßt. Auch die französische Literatur hat über diesen Gegenstand eine sehr interessante Untersuchung von einem Apotheker aus Montpellier, Laurent Catelan, aufzuweisen.[6])

XXXVII.

Während ganz Paris sich seine 700,000 Köpfe zerbrach, um das Räthsel zu lösen, durch welche geheimnißvolle Macht Saint Germain all' seine Wunder verrichte, lebte er im Schlosse zu Chambord mit seiner Frau und seinem Benjamin im Schooße der friedlichsten Häuslichkeit, fern vom Treiben der großen Welt und dem kleinlichen Neide seiner Feinde, im vollen Sonnenglanze eines Glückes, das nur von der einen Sorge getrübt wurde, auf welche Weise die Liebe des Königs von Angiolina auf Frau von Pompadour zurückzuleiten sei.

---

[1]) Dissertatio de Mandragora, Lips. 1668. 4.
[2]) De Mandragorae pomis, Groning. 1669. 4.
[3]) De Germanorum Alraunis, Helmst. 1737. 4.
[4]) De Alraunis Germanorum, Hal. 1739. 4.
[5]) Programma de Mandragora S. Rachelis. Vinar. 1698. 4.
[6]) Curieux discours de la plante appelée Mandragore, Par. 1638. 12.

An einem heißen Juli-Nachmittage, als die Gräfin in ihrem, durch die geschlossenen Jalousien in kühles Halbdunkel getauchten Schlafgemache auf den schwellenden Kissen des Divans ihre Siesta hielt, und der Graf, in Gedanken vertieft, am Fenster des Balconzimmers stand, dessen Aussicht in den Garten hinausging, meldete Benjamin die Ankunft eines Fremden, der, soeben aus Paris angekommen, ihn zu sprechen wünsche.

Der Fremde wurde augenblicklich vorgelassen.

„Verzeihung, Herr Graf, wenn ich störe," sagte der Eintretende.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte Saint Germain.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern werden. Ich hatte das Glück, vor einiger Zeit in Venedig mit Ihnen unter einem und demselben Dache zu wohnen."

„Ah, Herr Casanova! Ich bin erfreut, Sie auf freien Füßen zu sehen. Von Mailand aus hatte ich mich für Sie bei meinem Vetter, dem französischen Gesandten, verwendet und ihn ersucht, seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um Ihre Befreiung zu erwirken. Ich würde mich glücklich schätzen, Cavaliere, wenn die Bemühungen des Herrn von Bernis nicht ganz ohne Erfolg geblieben..."

„Mir ist von den Bemühungen des Herrn von Bernis leider durchaus nichts bekannt..."

„Dann bin ich um so mehr überrascht, Sie hier zu sehen, aber auch um so neugieriger, zu erfahren, welcher gute Engel Sie aus den Klauen der venezianischen In-

quiſition befreit, welche ſchöne Fee die Riegel Ihres Kerkers geſprengt hat?“

„Ich habe meine Befreiung aus dem Gefängniſſe weder einem Engel noch einer Fee, ſondern einzig und allein mir und meinem Muthe zu verdanken.“

„Und wie, Cavaliere, haben Sie das angefangen?“

„Von langer Weile angetrieben, habe ich die Decke meines Gefängniſſes durchſägt und bin in einer ſchönen Mondnacht wie eine Katze von einem Dache zum andern hinübergeklettert, vor Tagesanbruch mit einem Schiffe, das eben die Anker gelichtet hatte, glücklich entflohen und vor vier Tagen unangefochten in Paris angelangt. Gleich darauf hörte ich von dem großen Aufſehen, das Sie in der Stadt, von dem verdienten Glück, das Sie bei Hofe machen, und beeilte mich, von einem unwiderſtehlichen Gefühle angetrieben, Sie in Ihrer Sommer-Einſamkeit aufzuſuchen, um eine Bekanntſchaft zu erneuern, die ich — Dank meinem günſtigen Sterne, der mich niemals verläßt — in den Bleikammern von Venedig anzuknüpfen ſo glücklich war.“

„Ich heiße Sie herzlich willkommen, Cavaliere, und bitte Sie, Platz zu nehmen. Was giebt es Neues in Venedig?“

„Viel und mancherlei. Vierundzwanzig Stunden nach Ihrer Abberufung aus dem Gefängniſſe erhielt ich einen neuen, zwar minder angenehmen, aber nicht unintereſſanten Nachbar, einen alten Gondelführer, der Bartolomeo

hieß, und mir den ganzen lieben langen Tag die Ohren vollſchwatzte von ſeiner hübſchen Tochter, in die er ſo vernarrt war, daß er wie ein Kind zu weinen anfing, ſo oft er den Namen Angioletta ausſprach. Er erzählte mir ſeine ganze Lebensgeſchichte und ſchloß damit, daß er einen alten Nobile — Namens Alari — der das arme Geſchöpf durch rohes Betragen, viehiſche Wolluſt und unerträgliche Eiferſucht gepeinigt und zuletzt wie einen Hund an einen fremden Edelmann zu verhandeln gewagt, ermordet habe, weshalb er nun im Kerker ſitze und hier ſein Urtheil erwarte. Der alte Mann weinte Tag und Nacht, nicht aus Reue über ſeine That, ſondern aus Beſorgniß für ſein Kind, deſſen Schickſal ihm mehr als ſein eigenes am Herzen lag. Es vergingen ſechs Wochen ... es folgte Verhör auf Verhör ... der Alte geſtand Alles, nur das Eine nicht, daß Angioletta und jener Edelmann, der ſich in das hübſche Kind verliebt hatte, Urheber und Mitwiſſer dieſes Mordes ſeien. Die venezianiſche Staatsinquiſition macht mit ſo armen Teufeln nicht lange Umſtände... man ſpannte den alten Mann auf die Folter, um ihm das Geſtändniß ſeiner Mitſchuldigen abzupreſſen ... er aber geſtand Nichts. Eines Abends, als er zum dritten Male die gräßlichſten Qualen der Tortur überſtanden hatte und nach ſeinem Kerker zurückgeſchleppt werden war, vernahm ich ein markdurchbohrendes, herzzerreißendes Gewinſel. »Angioletta, Angioletta!« ſeufzte der alte Mann. — »Faßt Euch, Bartolomeo!« rief ich ihm zu. Der Aermſte aber gab mir keine Antwort, denn er hatte

ausgelitten; das letzte Wort, das über die Lippen des Sterbenden geglitten, war der Name seines Kindes!"

„Frieden seiner Asche," murmelte der Graf, der nur mit der größten Anstrengung den Lauf der Thränen zurückzudrängen vermochte.

„Einen Tag nach Bartolomeo's Tode erzählte mir der Kerkermeister, daß die Tochter des armen Gondelführers gleich nach jener That von einem Marquis de Bellemare nach Frankreich entführt worden sei. Als ich in Lyon den Fuß an's Land gesetzt hatte, hörte ich, daß dieser Marquis de Bellemare kein Anderer als mein hochverehrter Nachbar, der Herr Graf von Saint Germain sei."

„Sie wissen mehr, als mir lieb ist, Cavaliere. Ich will Ihnen mein ganzes Vertrauen schenken und Sie in Alles einweihen. Angioletta, die Tochter des armen Gondoliere, ist seit vier Monaten meine Frau. Sie werden sie kennen lernen und bald die Ueberzeugung erhalten, daß ich mich dieser Wahl nicht zu schämen brauche, denn Angioletta ist . . ."

„Schöner als die heilige Madonna; das erzählte mir schon der alte Vater . . ."

„So reizend, so liebenswürdig, daß ganz Paris mich um deren Besitz beneiden würde, wüßte es, daß Angioletta meine Gattin ist. Lächeln Sie nicht, lieber Cavaliere, wenn ich Ihnen sage, daß ich aus mehr als einem triftigen Grunde meine Frau überall, und selbst bei Hofe, für meine Schwester ausgebe. Außer dem geistlichen Herrn, der unsern Bund gesegnet, und außer einem treuen Die-

ner, der unſerer Trauung als Zeuge beigewohnt hat, iſt Signor Caſanova der Erſte und Einzige, dem ich das Geheimniß anvertraue, daß Bartolomeo's Tochter meine Gattin iſt. Werden Sie ſo grauſam ſein können, das Vertrauen, das ich Ihnen ſchenke, zu mißbrauchen?"

„Niemals, Graf, niemals!"

„Cavaliere, reichen Sie mir, zum Unterpfande dieſes Verſprechens, Ihre Hand."

„Hier meine Hand und mein Ehrenwort, daß ich Ihr Geheimniß treu bewahren werde."

„Umarmen Sie mich, Cavaliere! Wir wollen von jetzt an Freunde ſein, Freunde für's ganze Leben. Betrachten Sie von dieſem Augenblicke an mein Haus als das Ihrige; gebieten Sie über all' meine Mittel, über meine geringen Kräfte, über meinen ganzen Einfluß; ich will Ihnen rathen, will Ihnen helfen, wo ich kann. Sie ſollen in allen Lagen des Lebens einen Schutzgeiſt, einen Freund, einen Bruder in mir finden, der Ihnen ewig dankbar ſein wird, wenn Sie ſein Geheimniß nicht verrathen."

„Noch einmal, Graf, mein Ehrenwort darauf!"

„Nun habe ich nur eine Bitte noch: verſchweigen Sie meiner Frau den Tod ihres Vaters; erſparen Sie ihrem Herzen einen Gram, den ſie vielleicht nicht überwinden könnte; fragt ſie nach ſeinem Schickſale, ſo ſcheuen Sie, mir zu Liebe, keine Lüge; ſagen Sie ihr, daß ſein Proceß bis jetzt noch nicht entſchieden ſei, daß man aber allgemein der Anſicht iſt, daß Bartolomeo freigeſprochen werden wird."

„Ich will Alles thun, um Ihre Gemahlin zu beruhigen.“

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thür des Seitenzimmers, durch die nun, gleich wie auf ein Schlagwort in der Komödie, die Gräfin Saint Germain hereintrat. Als Angioletta den Cavaliere und dieſer die Gräfin gewahrte, fühlten ſich Beide wie von einem electriſchen Funken durchzuckt. An dem Erröthen der Gräfin, an dem Erblaſſen des Cavaliere konnte man gewahren, daß der erſte Eindruck ein zündender war.

„Madame,“ ſprach der Gemahl, ſeiner Gattin Hand erfaſſend, „ich wage es, Ihnen in dem Cavaliere Caſanova einen Ihrer Landsleute und zugleich einen meiner Freunde vorzuſtellen, vor dem ich kein Geheimniß habe und der alſo auch das wiſſen darf, daß Angioletta ... mein liebes, theures, angebetetes Weib iſt.“

Caſanova verbeugte ſich und ſchwieg, denn ſeine innere Bewegung, ſeine Ueberraſchung war ſo groß, daß er erſt Zeit gewinnen mußte, ſich zu faſſen.

„Cavaliere,“ ſtammelte die Gräfin ſehr verlegen, „ich bin ... fürwahr ... erfreut ...“

„Signor Caſanova, liebes Kind, kommt geraden Weges von Venedig und bringt Dir ...“

„Eine Welt voll heißer Grüße ...“

„Von Deinem Vater,“ fügte der Graf hinzu.

„Von meinem Vater?“ fragte Angioletta freudig überraſcht. „Wie geht es ihm?“

„Er befindet ſich jetzt wohler als je ...“

„Sie wiſſen vermuthlich ...“

„Ich weiß Alles, gnädige Frau.“

„O dann sagen Sie mir, was er zu hoffen hat ...“

„Baldige Befreiung aus seinem Kerker.“

„Ach, Cavaliere, Ihre Worte wälzen mir eine Centnerlast von der Brust! Wo sprachen Sie ihn zuletzt?“

„Im Gefängnisse, Frau Gräfin.“

„Politische Verwickelungen,“ setzte Saint Germain erklärend hinzu, „hatten Herrn von Casanova in die Bleikammern gebracht ...“

„Dort war ich der Nachbar des liebevollsten aller Väter, der Tag und Nacht von seinem Kinde geschwärmt und mir von der Engelsschönheit seines einzigen Glückes, seines größten Schatzes, seines höchsten Stolzes, wahrlich nicht zu viel erzählt hat.“

„Cavaliere ...“ hauchte die Gräfin, verschämt die Augen niederschlagend.

„Mit vollem Rechte nannte sich einst jede meiner Landsmänninnen eine geborene Königin. Wer einmal das Glück gehabt hat, Sie zu sehen, wird das begreiflich finden ...“

„Signor Casanova,“ erwiderte Angioletta, „ich kannte Sie bisher nur dem Namen und dem Rufe nach. Der Letztere hat nicht gelogen, wenn er Sie einen Meister in der Kunst zu schmeicheln nennt.“

„Schmeichelei ist eine gesinnte Lüge; ich, gnädige Frau, liebe mehr als Alles die Wahrheit.“

„Passons la-dessus,“ sprach der Graf, der es nicht gern hörte, wenn Jemand seiner Gattin zu viel Artig-

eiten sagte. „Der schöne veilchenblaue Himmel, die balamisch milde Luft ruft uns ins Freie. Kommen Sie, Cavaliere, wir wollen ein wenig im Parke promeniren. In einem halben Stündchen sind wir wieder da," sagte er zur Gräfin, küßte zärtlich ihre Hand und entfernte sich mit seinem neuen Freunde.

Als Angioletta allein war, warf sie einen mehr als neugierigen Blick in den großen Wandspiegel und sagte dann ganz erschreckt:

„Ach, wie roth bin ich!"

Dann öffnete sie die Thür und trat auf den Balcon hinaus, um einen flüchtigen Blick in den Garten hinabzuwerfen. In demselben Moment sah der Cavaliere hinauf. Rasch wandte sie das Auge weg, trällerte den Anfang einer italienischen Canzonetta vor sich hin und kehrte ins Zimmer zurück. Hier sah sie noch ein Mal in den Spiegel, restaurirte eine im Schlafe aufgegangene Locke und fing von Neuem zu trällern an.

Eine trällernde Frau aber ist in gewissen Fällen gefährlicher als eine weinende. — — —

XXXVIII.

Casanova, den der Zufall zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht, das dem Grafen so sehr am Herzen lag, war seit jenem Tage der vertrauteste Freund Saint Germains geworden. Der Cavaliere, damals einunddreißig Jahre alt, stand auf dem Gipfel seines abenteuerlichen Ruhmes. Der gute Herr von Schütz hatte zwar

noch nicht die Memoiren dieſes liebenswürdigen Verführers herausgegeben, deſſen ungeachtet genoß Signor Caſanova ſchon damals des Rufes, der geiſtreichſte Beobachter des weiblichen Herzens, der ſchlaueſte Kenner all der tauſend kleinen Eitelkeiten des ſchönen Geſchlechts, ein neuer Don Juan, von der Natur mit allen Gaben zu gefallen ausgerüſtet, der gewandteſte Meiſter in der Kunſt zu verführen, ein unwiderſtehlicher Beſieger aller Weiber, der Schrecken aller Ehemänner zu ſein. Schon als Abbé von zwanzig Jahren ſoll er — wenn man ſeinen Memoiren trauen darf — in Conſtantinopel, der Himmel weiß, wie viel Frauen verführt haben. Später war ſeine Vaterſtadt Venedig der Schauplatz ſeiner Liebes-Abenteuer, die Niederlage ſeiner Siege über das ſchwache Frauengeſchlecht geworden. Hier und dort gab es manchen, vielleicht nicht ohne Grund furchtſamen Ehemann, der ſich im Stillen bekreuzigte, wenn er den Namen Caſanova hörte, weil er von dieſem mehr als von allen Teufeln der Hölle zu fürchten hatte. Nachdem Venedigs Lovelace dem geiſtlichen Stande, der ſeinen Neigungen allzugroßen Zwang auferlegt, Valet geſagt und die ſchwarze Kutte mit der Soldaten-Uniform, die überall einen ganz eigenthümlichen Zauber auf die Frauen ausübt, vertauſcht hatte, hätte er, als einer der ſchönſten Offiziere, mehr als eine reiche Heirath machen können; aber Signor Caſanova, der als wärmſter Anhänger der ungebundenen Liebe ein abgeſagter Feind der feſſelſchmiedenden Ehe war, hatte, zum Leidweſen aller Ehemänner, das feierliche

Gelübde gethan, immer frei und ledig zu bleiben und sich mit den Frauen Anderer zu begnügen. Besser als Alles charakterisirt ihn folgende Anekdote: Du willst also niemals heirathen? fragte ihn einer seiner Freunde. — Niemals! — Warum? — Weil ich es bald bereuen würde. — Warum? — Weil ich eifersüchtig wäre. — Warum? — Weil mich meine Frau betrügen könnte. — Warum? — Weil ich es verdienen würde? — Warum? — Weil ich die Thorheit begangen, sie zu heirathen! — Der Cavaliere war einer jener Männer, welche eine treue Frau für ein Hirngespinst, für ein Märchen, für eine Fabel halten. Treue Liebe, pflegte er zu sagen, sei ein weißer Rabe, von dem Jedermann spricht, wiewohl ihn noch Niemand gesehen habe. Wollte man diesem liebenswürdigen Bösewichte Glauben schenken, so müßte man alle Frauen für falsch halten, weil jede ohne Ausnahme eitel ist und das Bedürfniß fühlt, jedem Manne — nur nicht dem ihrigen — zu gefallen. Er erklärte gerade zu, daß selbst die treueste Frau — wenn es wirklich eine gäbe! — zu verführen sei, wenn man es klug und gewandt, schlau und raffinirt anzugreifen verstehe; auch rühmte er sich, daß ihm wenigstens noch kein Weib, dem er gehuldigt, widerstanden habe. Das Alles erinnert mich an einen alten lateinischen Spruch: Quid levium pluma? — Pulvis. — Quid pulvere? — Ventus! — Quid vento? — Mulier. — Quid muliere? — Nihil! — Lesern, denen ich nicht zumuthen darf, daß sie auch lateinisch verstehen sollen, bin ich eine Uebersetzung schuldig:

Was ist leichter als eine Feder? — Staub. — Was leichter als Staub? — Wind. — Was leichter als Wind? — Ein Weib! — Und was ist leichter als ein Weib? — Nichts, gar nichts! — Dieser Ansicht war auch Signor Casanova, der dies bei meinen holden Leserinnen, die ich durchgängig für Muster weiblicher Treue halte, verantworten mag. Weiberschwüren trauen, sagte er, hieße Pyramiden auf Seifenblasen, Altäre auf Kartenhäuser, Brücken auf Regenbogen bauen. Als der Zufall ihm einst ein Büchlein mit dem Titel „Kunst, die Weiber treu zu machen“ [1]), in die frivolen Hände gespielt hatte, fing der Cavaliere impertinent zu lachen an und wagte die kecke Behauptung aufzustellen: die Ehe sei weiter nichts als ein stillschweigender Vertrag gegenseitiger Täuschungen. „Ich kenne die Frauen,“ fuhr er fort, „besser als jener einfältige Franzose François Bruys, der unter der Maske eines Chevalier de Plante-Amour ein Buch geschrieben hat [2]), das noch jetzt sehr gesucht wird von manchem Schwachkopf, der daraus die Kunst zu erlernen hofft, das schwierigste Räthsel der Welt, das geheimnißvolle Herz der Frauen, zu erforschen.

Du lieber Himmel, worüber haben die närrischen Philosophen nicht schon Bücher ausgebrütet! J. B. Mor-

---

[1]) L'art de rendre les femmes fidèles, par M. ☞. Par. 1713. ibid. 1779. ibid. 1786 12.

[2]) L'art de connaitre les femmes, avec une dissertation sur l'adultère, Lahaye 1739. Amst. 1749. 8.

van de Bellegarde[1]) ſchrieb über die Kunſt zu gefallen und gefiel leider gar nicht. P. M. André[2]) ſchrieb über das Schöne und W. Hay[3]) über das Häßliche; K. Groſſe[4]) über das Erhabene und J. F. von Keppler[5]) über das Lächerliche. L. Thilo[6]) über den Ruhm und M. G. Schröder[7]) von der Unfläthigkeit der Gelehrten; T. Abbt[8]) über das Verdienſt und S. Bettinelli[9]) über den Enthuſiasmus; K. G. Schelle[10]) über den Frohſinn und R. Burton[11]) über die Melancholie; J. G. v. Zimmermann[12]) über die Einſamkeit und K.

---

[1]) Réflexion sur ce qui peut plaire et déplaire dans le monde, Par. 1730. 12. (Deutſch u. d. T. über die feine Lebensart. Leipzig, 1808. 8.

[2]) Essai sur le beau, Par. 1741. 8. avec un discours sur le gout, par J. B. S. Formey, Amst. 1753. 8. Par. 1763. 8. (Deutſch. Altenb. 1759. 8.)

[3]) Ueber die Häßlichkeit . . .

[4]) Ueber das Erhabene, Götting. 1788. 8.

[5]) Unterſuchungen über die Urſachen und Wirkungen des Lächerlichen, Cilly, 1792. 2 Bde. 8.

[6]) Ueber den Ruhm, Halle, 1803. 8.

[7]) De Miscocomia eruditorum, Lips. 1717. 4.

[8]) Vom Verdienſte, Berl. 1765. ibid. 1772. ibid. 1790. 8. ibid. Wien. 1801. 4.

[9]) Dell' enthusiasmo, Parma, 1769. 8. (Deutſch, Bern, 1778. 8.)

[10]) Ueber den Frohſinn, Leipz. 1804. 8.

[11]) Anatomy of melancholy, Oxf. 1621. 4. ibid. 1624. fol. ibid. 1676.

[12]) Ueber die Einſamkeit, Leipz. 1784, 4 Bde. 8. Wien, 1807. fol.

G. Schelle[1]) über die Kunſt ſpazieren zu gehen; L. Bendavid[2]) über das Vergnügen und A. Weishaupt[3]) über das Mißvergnügen; C. S. v. Ziegeſar[4]) über die Liebe und K. a. d. Winkell[5]) über die Eiferſucht; L. Joubert[6]) über das Lachen und P. Petit[7]) über das Weinen; J. D. Thieß[8]) über die

---

[1]) Die Spaziergänge oder die Kunſt ſpazieren zu gehen, Leipz. 1802. 8.

[2]) Verſuch über das Vergnügen, Wien, 1795. 2 Bde. 8.

[3]) Apologie des Mißvergnügens und des Uebels, Frkf. 1787. Regensb. 1790. 2 Bde. 8.

[4]) Ueber die Liebe, Leipz. 1795. 8.

[5]) Ueber Ehe, Liebe und Eiferſucht, Zerbſt, 1806. 8.

[6]) Traité du Ris, Par. 1579. 8. Ueber das Lachen exiſtirt auch eine italieniſche Abhandlung von Damaſeno, Orleans, 1662. Nach der Anſicht dieſes Gelehrten lacht der Melancholiſche hihihi, der Choleriſche hahaha, der Sanguiniſche hohoho und der Phlegmatiſche hehehe. Nicht minder intereſſant iſt eine franzöſiſche Brochüre von Poinſinet de Sivry: Traité des causes physiques et morales du rire, Par. 1768. 8. (Deutſch u. d. T. pſychologiſche und phyſiologiſche Unterſuchung vom Lachen, von W. A. Mackenſen, Wolfenb. 1794. 8.) Auch die deutſche Abhandlung von A. Szekrenyeſy, das Lachen oder das einfachſte Mittel, das Leben zu erheitern, das Geſicht zu verſchönern u. ſ. w. Peſth, 1830. 16. iſt leſenswerth.

[7]) Traité des larmes, Par. 1661. 8. Außerdem giebt es noch zwei lateiniſche Diſſertationen über die Thränen; die eine iſt von S. G. Starke, Leipz. 1639, die andere von M. F. Thymmius, Wittenb. 1669. 4.

[8]) Ueber die Liebe und Ehe, Leipz. und Gera, 1801. 8.

Ehe und L. Calvi[1]) über die Scheidung; J. Maldonat[2]) von den Engeln und W. Hayley[3]) von den alten Jungfern; J. Tertor[4]) vom Alp und Opitius Jocoserius[5]) von den Flöhen; H. Rittner[6]) über den Handkuß und S. Stryck[7]) über die Ohrfeige; P. Villaume[8]) über die Unterhaltung und G. Donaté[9]) über die Langeweile. Was aber lernt man aus all' diesen Büchern? Die Ueberzeugung gewinnen, daß man daraus nichts, gar nichts gelernt hat. —

Casanova hatte nur ein Buch studirt, ein Buch mit tausend flammenden Hieroglyphen und tausend dunkeln

---

[1]) Ricerchi sul divorzio, Pavia, 1790. 8.

[2]) Traité des Anges et des Démons, Par. 1617. 12.

[3]) Philosophical historical and moral essay on old maids, Lond. 1785. 3 Bde. 8. (Deutsch von C. F. Weiße, Leipzig, 1786. 3 Bde. 8.)

[4]) De Incubo, Jen. 1740. 4.

[5]) De eo quod justum est circa spiritus familiares feminarum h. e. pulices, Marb. 1704. ibid. 1742. 16. Auch unter Göthe's Namen erschien eine juridische Abhandlung de pulicibus, Berl. 1840. 8.

[6]) Ueber den Handkuß . . .

[7]) Dissertatio de Alapa, Erf. de Viadr. 1675. ibid. 1677. ibid. 1683. ibid. 1690. ibid 1735. 4. Ist es nicht höchst charakteristisch, daß eine Abhandlung über Ohrfeigen fünf Auflagen erlebt hat? Außerdem existirt noch eine andere von G. Francus, Commentatio de alapis s. colaphis d. i. von Maulschellen und Ohrfeigen, Halle, 1674. 4.

[8]) Vom Vergnügen, Berl. 1788. 2 Bde. 8.

[9]) Ragionamento sulla noja . . .

Räthseln angefüllt, ich meine das Frauenherz, ein Buch, das er von der ersten bis zur letzten Seite mit dem ganzen Register aller Leidenschaften, mit dem Verzeichnisse aller großen und kleinen Fehler desselben, Zeile für Zeile, Wort für Wort, auswendig gelernt und sich durch die Kenntniß aller weiblichen Schwächen zum unüberwindlichen Beherrscher aller Gefühle, Neigungen und Launen des schönen Geschlechts gemacht hatte. Sein Auge war der passe-par-tout zu den geheimsten Falten des weiblichen Herzens. Casanova kannte keinen andern Ehrgeiz, kein höheres Streben, kein schöneres Ziel, als das Glück, die Herzen aller Frauen an sich zu reißen. Sein ganzes Leben war ein unermüdliches Jagen, ein immerwährendes Haschen, ein ewiges Ringen nach Frauengunst; sie war die Spindel, um die sich all' sein Denken, all' sein Handeln wie ein perpetuum mobile drehte. Nie und nirgend — man muß ihm dies zum Ruhme nachsagen — gab es einen wärmeren Bewunderer, einen heißeren Verehrer, einen glühenderen Anbeter weiblicher Schönheit als ihn. Er liebte nicht blos Eine, er liebte Alle, ohne Unterschied des Standes, mit gleicher Gluth. Er war eine jener glücklich organisirten Naturen, die sich die Kraft zutrauen, weit leichter acht Tage ohne Speise und Trank, als vierundzwanzig Stunden ohne Liebe leben zu können. Das Alles wußten die Frauen und fanden ihn interessant, weil er gefährlich, und gefährlich, weil er interessant war.

XXXIX.

Auch Angioletta hatte gleich beim erſten Zuſammentreffen mit ihm ein ihr bis dahin unbekanntes Gefühl empfunden. Ihr Blick hatte dem ſeinigen begegnet und ihr Herz lauter gepocht als je. Sie, die bisher die wahre Liebe nur vom Hörenſagen gekannt, ſie, die den Grafen nicht aus Neigung, ſondern nur aus Berechnung, ſich einen Namen und eine Stellung in der Welt zu verſchaffen, geheirathet, ſie, die ſich bisher in ihrer Lage glücklich gefühlt, empfand jetzt zum erſten Male eine Leere in ihrem Herzen und geſtand ſich, daß Caſanova ihr einen Zauber eingeflößt habe, gegen deſſen Macht ſie nicht anzukämpfen vermochte. Sie, die den Huldigungen gegenüber, die der König ihr dargebracht, kalt und unempfindlich geblieben war, fühlte ſich magiſch hingezogen zu dem Cavaliere, der ihr mit einem Blicke mehr zu ſagen verſtand, als Ludwig XV. mit tauſend Schmeicheleien, die ſpurlos an ihrem Ohre vorübergerauſcht waren, während Caſanova's liebeglühender Blick wie ein zündender Blitz in ihre Seele eingeſchlagen war und in einem Nu die kalte Eisrinde ihres Herzens geſchmolzen und jede Faſer, jede Fiber ihres Seins zu unauslöſchlicher Gluth angefacht hatte. Wachend, träumend ſah ſie Caſanova's Bild; er war das Alpha und Omega ihrer Gedanken; in jedem Sterne, der Nachts in ihr Fenſter hineinſchien, erblickte ſie ſein feuerflammendes Auge; jeder Schalmeienton, der Morgens an ihr Ohr ſchlug, ſchien ihr einen

heißen Gruß aus Paris herüberzutragen. In ihrem Herzen begann ein heißer Kampf zwischen der Pflicht der Dankbarkeit, die sie zu ihrem Gemahle, und zwischen der Zaubermacht der Liebe, die sie zum Cavaliere hinzog.

Und der Graf, der Alles zu wissen vorgab, wußte nichts, gar nichts von dem verzweifelten Kampfe seiner Gattin; er fürchtete nur den König und ahnte nicht die Gefahr, die ihn von weit näherer Seite bedrohte. Wahrlich, die Männer müssen oft mit Blindheit geschlagen sein, denn häufig sind sie die Letzten, welche Gefahr ahnen, wenn schon alle Welt lange vorher Feuer! Feuer! gerufen hat.

XL.

An einem schönen August-Nachmittage, zwischen Fünf und Sechs, hielten urplötzlich vor dem Haupteingange des Schlosses von Chambord zwei vierspännige Extraposten. In dem ersten der staubbedeckten Reisewagen befand sich die Marquise von Pompadour und Madame Duhausset, deren Kammerfrau; im zweiten saß Ludwig XV. und Binet, des Königs erster Kammerdiener, steter Begleiter und treuer Vertrauter aller geheimen Liebschaften Seiner Majestät. Die hohen Herrschaften waren um zwei Uhr Morgens im strengsten Incognito von Versailles abgereist und hatten den Weg von 41 Lieues in kaum sechszehn Stunden zurückgelegt. Beide hatte ein anderes Interesse nach Chambord gezogen. Frau von Pompadour wollte den Grafen, der König die Gräfin sehen.

Saint Germain und Angioletta waren ihren hohen

Gästen bis am Fuße der großen Haupttreppe entgegengeeilt, um Jene ehrfurchtsvoll zu empfangen. Der Graf bot der Marquise, der König der Gräfin den Arm. Beide Paare stiegen langsam die hohen Marmorstufen hinan.

„Nun, lieber Graf," fragte die Marquise ihren Führer, „sind Sie nicht sehr überrascht, uns so ganz unerwartet in Ihr Tusculum herabgeschneit zu sehen?"

„Wohl fühle ich mich durch diese Auszeichnung unendlich beglückt, aber keineswegs überrascht."

„Nicht überrascht?"

„Wie konnte ich es sein, da ich es wußte, daß Sie uns für heute die hohe Ehre Ihres Besuches zugedacht?"

„Sie wußten das? Wir hatten unsern Ausflug sehr geheim gehalten und Keinem in Versailles Etwas davon mitgetheilt. Wer also konnte Ihnen unsern Entschluß, Sie heute durch unsern Besuch zu überraschen, verrathen haben?"

„Die Stimme meines Herzens war der Verräther. Meine Schwester wird mir bezeugen können, daß ich ihr schon gestern Abend gesagt: Morgen erhalten wir Besuch."

„Doch wußten Sie noch nicht, von wem?"

„Wohl wußte ich das, und weil ich es wußte, ließ ich Alles zu Ihrem Empfange vorbereiten, die Zimmer für Sie und den König in Stand setzen und einige andere Anordnungen treffen, die ..."

„Durchaus nicht nothwendig waren, theurer Graf. Wir haben uns vorgenommen, ein paar Stündchen mit

Ihnen angenehm zu verplaudern und Sie dann wieder zu verlaſſen.“

„Wieder zu verlaſſen?“

„Der König hat gewünſcht, in meinem Nachbarſchloſſe Menars zu übernachten, wo ſeit geſtern Alles für uns in Bereitſchaft geſetzt iſt . . .“

„Wir laſſen Sie nicht fort, gnädige Frau; Sie müſſen uns die Huld erweiſen, heute in Chambord Ihr Nachtquartier aufzuſchlagen.“

„Wir wollen hören, was der König dazu ſagt.“

Der Graf führte die Marquiſe auf den Balcon hinaus, auf dem ein mit einem Zelte überſpannter Divan ſtand, auf dem die Marquiſe, ermüdet vom Erſteigen der Treppe, alſogleich Platz nahm.

„Errathen Sie wohl, liebes Fräulein,“ fragte der König, der abſichtlich noch viel langſamer als die Marquiſe und der Graf die Treppe hinanſtieg, ſeine ſchöne Begleiterin, „errathen Sie wohl, liebe Gräfin, welche Macht uns heute nach Chambord getrieben hat?“

„Die Luſt, im nahen Parke die Freuden der Jagd zu genießen.“

„Nein, Fräulein, die Sehnſucht, Sie nach ſo langer Zeit — ich glaube, es ſind ſchon mehr als drei Wochen — endlich einmal wiederzuſehen. Hätten Sie ſo häufig an uns, als wir an Sie gedacht, ſo würden Sie uns ſchon längſt durch einen Beſuch in Verſailles erfreut haben.“

„Ach ſchon oft, Sire, habe ich mich aus der ſtillen Einſamkeit dieſes Schloſſes in das frohe Leben von Paris

und Verſailles zurückgeſehnt. Doch muß ich leider noch länger hier verweilen, denn ich bin die Sclavin meines Bruders ..."

„Ihr Bruder, Gräfin, iſt ein abſcheulicher Barbar ..."

„Mein Bruder, Sire, iſt ein herzensguter Mann, der nur einen Fehler hat ..."

„Welchen?"

„Er ſieht Gefahr, wo keine vorhanden iſt."

„Das heißt ..."

„Er wird oft ganz ohne Grund eiferſüchtig ..."

„Auf wen?"

„Selbſt auf den Schatten an der Wand ..."

„Sie müſſen ihm dieſe Untugend abgewöhnen. Ein Bruder hat durchaus kein Recht, eiferſüchtig auf die Schönheit ſeiner Schweſter zu ſein."

„Das habe auch ich ihm geſagt und dennoch glaubt er ein Recht dazu zu haben. »Deine Ehre, Angioletta,« ſprach er noch geſtern, »iſt mir heiliger als meine eigene ...«"

Das Geſpräch wurde abgebrochen, denn auch ſie hatten jetzt den Balcon erreicht.

„Wie gefallen Sie ſich in Chambord?" fragte der König den Grafen.

„So gut, daß ich mich hier für immer von der Welt zurückziehen möchte ..."

„Daraus wird nichts, lieber Graf. Wir vermiſſen Sie an unſerm Hofe und ſind nach Chambord gekom-

men, um Sie zu erinnern, recht bald nach Verſailles zurückzukehren.“

„Geſtatten mir Ew. Majeſtät nur vier Wochen noch ...“

„In acht Tagen, lieber Graf, hoffe ich mit Beſtimmtheit, Sie an unſerm Hofe zu begrüßen . . .“

„Der Himmel iſt ſo heiter, die Luft ſo mild,“ ſagte Frau von Pompadour, „gefällt es Ew. Majeſtät, ſo wollen wir ein wenig promeniren.“ — — —

Ein Viertelſtündchen ſpäter ſah man drei Paare in den ſchattigen Alleen des Schloßgartens luſtwandeln: die Frau von Pompadour und den Grafen, den König und die Gräfin, Madame Duhauſſet und Herrn Binet.

„Graf, theurer Graf,“ flüſterte die Marquiſe, „ich bin nach Chambord geeilt, um Ihnen meinen tiefſinnigſten Dank abzuſtatten. Ihr Wachsbild hat Wunder gewirkt. Ich habe jede Ihrer Vorſchriften genau befolgt und die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß Ihre Kunſt, woran ſo Mancher zu zweifeln wagt, wahrlich keine Chimäre iſt. Seit drei Wochen, wo ich allnächtlich mit dem Glockenſchlage Zwölf drei Stiche mit der Zaubernadel in das Herz des Wachsbildes bohre, iſt der König wie umgewandelt, ſo aufmerkſam und zuvorkommend, ſo zärtlich und liebevoll gegen mich, wie er es in frühern Jahren geweſen war. Und wem habe ich das Alles zu verdanken? Ihnen, nur Ihnen, theuerſter Freund!“

„Ich ſchätze mich glücklich, gnädige Frau, daß es meiner Kunſt gelungen iſt, den liebſten Ihrer Wünſche zu erfüllen. Vernichten Sie nun jenes Bild, denn wenn ein

böser Zufall uns den Possen spielt, unser Geheimniß, die Existenz jenes Bildes, dem Könige zu verrathen, dann ist die Macht seines Zaubers gebrochen und die Liebe des Königs unwiederbringlich für Sie verloren. Mein Talisman hat gewirkt, werfen Sie ihn nun je eher je lieber in's Feuer."

„Es soll gleich nach meiner Rückkehr geschehen," versprach ihm die Marquise.

„Fräulein," sagte der König zur Gräfin, „wüßten Sie, wie glücklich ich in diesem Augenblicke bin, so würden Sie nicht so kalt und theilnahmlos an meiner Seite wandeln. Ich habe mich nach den Strahlen Ihrer Augen wie ein Heliotropium nach dem Glanze der Sonne, nach dem süßen Tone Ihrer Stimme wie das Volk Israels in der Wüste nach dem Genusse des Manna's gesehnt... jede Stunde ohne Sie ist mir zu einem Jahre, jeder Tag ohne Sie mir zur Ewigkeit geworden..."

„Ew. Majestät geruhen mit mir boshaften Scherz zu treiben und mich zu dem schönen Glauben zu verleiten, daß jede Schmeichelei, die Ihre allgepriesene Freundlichkeit so überaus huldreich mir zu Theil werden läßt, eine innig empfundene Wahrheit sei. Gestatten Sie mir das freimüthige Bekenntniß, Sire, daß ich trotzdem von Allem, was Ihre Artigkeit mir zu sagen geruht, Nichts glauben kann."

„Und warum nicht?"

„Weil ich mich Ihrer Huldigungen unwerth fühle und in der That nicht zu begreifen vermag, wie Ew. Maje-

ſtät, ein ſo beneidenswerther Herr, der die liebenswürdigſte Frau der ganzen Welt, die Marquiſe von Pompadour beſitzt, eine Andere auch nur erträglich finden kann.“

„Sie ſagten vorhin, ich triebe boshaften Scherz. Mit weit größerm Rechte, Fräulein, könnte ich das von Ihnen behaupten. Ach, Gräfin, Sie ſind unerbittlicher, unbarmherziger, grauſamer, als ein Engel mit ſo ſchönen Augen es jemals gegen einen Sterblichen geweſen iſt. Angioletta, ich glühe, ich brenne . . .“

„Sire,“ fragte die Gräfin mit ſchelmiſchem Lächeln, „ſoll ich Feuer! Hilfe! ſoll ich meinen Bruder oder Frau von Pompadour rufen?“

„Ihre Kälte, Angioletta, bringt mich in Verzweiflung.“

„Ew. Majeſtät ſpielen Ihre Liebhaberrolle mit ſo vollendeter Meiſterſchaft, daß jede Andere als Ihre ganz unterthänige Dienerin leicht geneigt ſein würde, die luſtige Komödie für ein ganz ernſthaftes Trauerſpiel zu halten.“

„Wie geſagt, unſer guter Ludwig hat wieder einmal Feuer gefangen,“ ſagte der Kammerdiener Seiner Majeſtät zur Kammerfrau der Marquiſe.

„Glaubt Ihr wirklich, Freund Binet, daß der König in die Gräfin Saint Germain verliebt iſt?“

„Verliebt? Das iſt nicht das rechte Wort. Sagt lieber vernarrt, gute Duhauſſet. Ich kenne meinen Herrn durch und durch. Er iſt ein alter Bock, der an unſerer Muhme Pompadour nicht mehr Geſchmack findet . . .“

„Der König iſt aber jetzt viel zärtlicher gegen ſie als in den letzten zwei Jahren . . .“

„Das iſt Alles Verſtellung, ſag' ich Euch ..."

„Ach, wenn das die Marquiſe wüßte ..."

„Ihr müßt meiner Muhme nichts davon ſagen, ſonſt grämt ſie ſich ..."

„Und was hälfe es ihr?"

„Nichts, gar nichts; alſo laßt ſie in der ſüßen Täuſchung."

Die Marquiſe und der Graf näherten ſich jetzt einem ſchwärmenden Bienenſtocke.

„Treten Sie näher, gnädige Frau; Sie brauchen ſich nicht im Geringſten zu fürchten. So lange ich bei Ihnen ſtehe, wird keine dieſer Bienen den Muth haben, Sie zu ſtechen."

„Wie geht das zu?"

„Auf meiner erſten Reiſe nach Indien, im Jahre 1563, habe ich von einem gelehrten Brahminen Boapatnam die Kunſt gelernt, die Schlangen durch Muſik zahm und die Bienen durch ein einziges Zauberwort dergeſtalt kirr zu machen, daß Erſtere ihr Gift, Letztere, mir gegenüber, ihren Stachel verlieren."

„Unglaublich!"

„Und dennoch ſo wahr, daß ich Sie ſogleich davon überzeugen will," ſprach der Graf, ſtreckte ſeine flache Hand aus und pfiff ſo leiſe, daß es kaum hörbar war.

In demſelben Augenblicke kam eine Biene angeflogen, die ſich auf ſeiner Hand niederließ. Gleich darauf kam eine zweite, dritte, vierte und nach und nach der ganze Schwarm, ſo daß bald ſein ganzer Körper mit Bienen

überſäet war. Saint Germain ließ ſie ganz ruhig ſitzen und pfiff dann zum zweiten Male, worauf eine nach der andern wieder auf und davon flog.

„Ich möchte Sie umarmen, Graf.“

„Was hält Sie ab, es zu thun?“

„Sehen Sie nicht, daß uns der König und Ihre Schweſter folgen? Ach, hier ſind ſie ſchon!“

„Graf,“ ſagte der König, „ich wünſche nun, mich einige Augenblicke auch mit Ihnen zu unterhalten.“

„Sire, je suis à vos ordres,“ ſagte Saint Germain und verließ die Marquiſe, um Sr. Majeſtät zu folgen.

„Ihre Schweſter, lieber Graf, hat ein Herz von Marmor. Alle Pfeile meiner Liebe prallen an dem Harniſch ihrer Kälte ab ... ich baue jetzt meine letzte Hoffnung noch einzig und allein auf Sie und auf den Talisman, den Sie mir zugeſagt haben. Iſt das Wachsbild der Gräfin ſchon angefangen?“

„Ja, Ew. Majeſtät.“

„Vielleicht auch ſchon vollendet?“

„Nein, Sire.“

„In acht Tagen iſt die Friſt, die Sie ſich ſelbſt geſtellt haben, abgelaufen. Kehren Sie nach Ablauf dieſes Termines nicht mit dem Bilde Ihrer Schweſter nach Verſailles zurück, ſo haben Sie für ewige Zeiten meine Gunſt verſcherzt; dann hör' ich auf, Ihr Schützer und Gönner zu ſein, um Ihr Feind und Verfolger zu werden; dann, Graf, machen Sie ſich auf das Schlimmſte gefaßt.“

„In acht Tagen, Sire, komme ich nach Verſailles und erfülle mein Wort.“

„Dann iſt Alles gut, lieber Graf.“

„Theuerſte Freundin,“ ſprach Frau von Pompadour zur Gräfin, „ich habe während der langen Zeit, in der wir uns nicht geſehen, mich mit Ihrer Zukunft, die mir wie die meiner eigenen Tochter am Herzen liegt, gewiß mehr als Sie glauben beſchäftigt und — rathen Sie einmal, was? — für Sie ausgeſucht.“

„Doch nicht etwa einen Mann?“

„Getroffen, ſchönes Kind! Aber was für einen? Einen Mann, um den alle Frauen von ganz Frankreich Sie beneiden werden, einen Cavalier, jung, ſchön, reich und vom älteſten Adel, mit einem Worte den Sohn des Herzogs von Brancas . . . den, Gräfin, müſſen Sie heirathen und zwar ſobald als möglich . . .“

„Ach, Frau Marquiſe, fordern Sie Alles, Alles, nur nicht das Unmögliche von mir.“

„Ich ſehe in dieſer Heirath in keiner Beziehung irgend etwas Unmögliches . . . ich habe bereits Alles für Sie in Ordnung gebracht . . . der einzige Sohn und Erbe des Herzogs wartet nur noch auf Ihr Jawort . . .“

„Das er aber nie erhalten wird . . .“

„Warum nicht, kleine Närrin? Nicht alle Tage findet ſich eine ſo glänzende Partie. Die ſchönſten Jungfrauen von Paris werfen nach ihm ihre Schlingen aus und ſelbſt die ſchönſte und reichſte würde ſich glücklich ſchätzen, ihn in ihr Netz zu locken.“

„Ich für meinen Theil verzichte auf dieſes Glück.“

„Er gefällt Ihnen nicht. Gut, dann habe ich eine andere, nicht minder brillante Heirath für Sie in petto ...“

„Und ſtiege unſer Herrgott vom Himmel, um mir ſeine Hand anzutragen, ich würde ſie zurückweiſen . . .“

„Eigenſinniger Schatz, warum denn?“

„Aus dem einfachen Grunde, Frau Marquiſe, weil ich das Gelübde gethan, nie, nie zu heirathen . . .“

„So wollen Sie alſo wirklich die unverzeibliche Thorheit begehen, ungeliebt als altes Jüngferchen in's Jenſeits hinüber zu wandeln?“

„Ja, ja, ja!“ antwortete Angioletta ſehr beſtimmt und fing dann laut zu lachen an.

„Ei, Gräfin, warum lachen Sie?“

„Weil ich die unverzeihliche Thorheit, als Jungfrau zu ſterben, für kein allzugroßes Unglück halte . . .“

„Es iſt das größte, welches ich mir denken kann. Für mich wenigſtens giebt es nichts Schrecklicheres auf der Welt, als eine alte Jungfer.“

Saint Germain hatte die Schritte des Königs unbemerkt ſo zu lenken gewußt, daß ſie jetzt an ein Melonenbeet kamen. Ludwig blieb ganz verwundert ſtehen.

„In all' meinen Gärten habe ich kein Beet, das ſo ſchöne, große, prächtige Canteloups trägt, wie dieſes. Die Melone iſt meine Lieblingsfrucht. Faſt gelüſtet es mich, eine davon zu koſten . . .“

„Ich erlaube mir, Ew. Majeſtät davon abzurathen.

denn dieſe Sorte hier iſt ſchwerer zu verdauen als jede andere ..."

„Was liegt daran? Wir Könige von Frankreich haben einen geſunden Magen, der manch Anderes verdauen muß ... Der Anblick dieſer herrlichen Früchte reizt meinen Appetit ... mir läuft das Waſſer im Munde zuſammen ..."

„Dieſe Sorte, Sire, iſt härter als Stein und bleibt wie Kieſel im Magen liegen ..."

„Ihr Widerſpruch, Graf, ſtachelt meine Eßluſt mehr und mehr ... ich will wenigſtens ein Stückchen davon verſuchen ..."

„Ew. Majeſtät werden es nicht hinunterbringen ..."

„Es kommt auf einen Verſuch an ..."

„Sie werden ſich überzeugen, daß es nicht möglich iſt ..."

„Haben Sie Luſt, um tauſend Louis zu wetten, daß ich vor Ihren Augen eine ganze Melone verzehre?"

„Von dieſer Sorte?" fragte der Graf.

„Von dieſer ſo gut als jeder andern. Nun, Graf, haben Sie Luſt, die Wette anzunehmen?"

„Ew. Majeſtät verlieren ſie ..."

„Das ſagt Jeder, der keinen Muth zum Wetten hat ..."

„Nun denn, ſo nehme ich ſie an!"

„Binet!" rief der König.

„Was befehlen Ew. Majeſtät?" fragte der im Fluge herbeigeeilte Kammerdiener.

„Breche für mich eine dieſer Melonen ab."

„Was giebt's hier zu ſehen?“ fragte die Marquiſe, die mit der Gräfin hinzutrat.

„Der Graf hat mit mir um tauſend Louis gewettet, daß ich nicht im Stande bin, eine dieſer Melonen zu verzehren. Nun, Vinci, wie lange ſoll ich noch warten?“

„Ach, Sire, ich bin nicht im Stande, eine dieſer Früchte abzubrechen . . .“

„Verſuch' es mit dem Meſſer . . .“

„Auch damit geht es nicht . . .“

„Warum denn nicht?“

„Weil all' dieſe Melonen verſteinert ſind.“

„Schlingel, Du lügſt!“ rief der König.

„Sire,“ ſprach der Graf, „er ſagt die Wahrheit. Ich habe mir den kleinen Scherz erlaubt, das Kunſtſtückchen, das einſt der Prophet Elias auf dem Berge Carmel producirt hat, nachzuahmen und alle Melonen dieſes Beetes in Steine zu verwandeln . . .“

„Graf, iſt das wirklich wahr?“

„Hatte ich mir nicht erlaubt, Ew. Majeſtät von dem Genuſſe dieſer Sorte abzurathen, weil ſie ſchwerer zu verdauen iſt als jede andere . . .“

„Nun, wenn das wirklich Steine und nicht Melonen ſind, ſo . . .“

„Haben Ew. Majeſtät die Wette von tauſend Louis verloren,“ fügte Frau von Pompadour hinzu.

„Ganz recht, ganz recht,“ beſtätigte der König.

„Doch wage ich, auf den Beſitz derſelben Verzicht zu leiſten.“

„Ich mag nichts geschenkt haben, lieber Graf," erwiderte Seine Majestät etwas pikirt, nicht über den Verlust des Geldes, sondern über die Schlauheit des Grafen, der ihn dupirt hatte. „Ich habe die Wette verloren und bleibe, bis Sie nach Versailles zurückkehren, Ihr Schuldner. Sie sind ein schlauer Mann, diesen Ruhm wird Ihnen selbst der größte Ihrer Feinde nicht streitig machen. Binet, bestelle nun die Pferde ... es wird spät ... in einer halben Stunde geht's nach Menars ..."

„Ew. Majestät wollen uns so schnell wieder verlassen?"

„Ja, Graf," antwortete Ludwig XV. kurz und kalt.

Der König und Frau von Pompadour, Saint Germain und Angioletta kehrten nach dem Balcon zurück, um noch einen Augenblick auszuruhen und dann ungesäumt nach dem nur ein Paar Lieues von Chambord entfernten Lustschloß Menars hinüberzufahren.

„Ich fürchte, oder richtiger gesagt, ich hoffe," begann Saint Germain, „daß Ew. Majestät gezwungen sein werden, noch ein Stündchen in Chambord zu verweilen."

„Wer kann uns zwingen?" fragte Seine Majestät so barsch, daß die Marquise durch die Art dieses Tones etwas unruhig wurde.

„Sire, das Wetter ..."

„Ach, das Wetter war den ganzen Tag nicht schöner und heiterer, als gerade jetzt ... Es regt sich kein Lüftchen ... es ist zwar etwas schwül ... doch sehe ich kein einziges Wölkchen am Himmel ... wir bekommen einen reizend schönen Abend ..."

„Zuvor aber ein sehr starkes Gewitter ...“

„Vielleicht in der Nacht ...“

„Nein, nein, gnädige Frau, in längstens einer halben Stunde,“ sprach der Graf und zog seine Uhr. „Fünf Minuten ...“

„Ueber Sechs,“ setzte die Marquise hinzu, die auch auf ihr Uehrchen sah.

„Vor halb Sieben schlägt ... wenn mich meine Ahnung nicht trügt ... dort unten in jenem Schweizerhäuschen der Blitz ein.“

„Kann Graf Saint Germain,“ fragte der König sehr gereizt, „etwa auch Sturmwolken am heitern Himmel heraufbeschwören und es nach Belieben regnen und hageln, blitzen und donnern lassen?“

„Sire, all' diese Wunder und noch weit größere vermochte der Oberpriester Apollo's, der scythische Magier Abaris. Der Sonnengott, dessen Lob er gesungen, hatte ihn dafür mit einem goldenen Pfeile beschenkt, mit dessen Hilfe Abaris wie ein Vogel durch die Lüfte reiten, in einer und derselben Zeit an zehn verschiedenen Orten sein, hier Regen und dort Hagel fallen lassen, hier Orkane wachrufen und sie dort wieder besänftigen, und den Lauf der Blitze lenken konnte. Meine geringe Wenigkeit, Sire, besitzt keine von allen diesen Gaben; nur dann und wann vermag ich Etwas vorauszusehen, was dann und wann einzutreffen pflegt. So z. B. weiß ich ganz bestimmt, daß in einer Viertelstunde dieser lachende Himmel, auf dessen Stirne jetzt kein Wölkchen zu sehen ist, sich schau-

rig verfinſtern wird. Wir ſtehen an der Schwelle eines heftigen Gewitters . . .“

„Es iſt zum Lachen!“ ſagte Ludwig.

„Bald wird der Regen ſtromweiſe vom Himmel fallen.“

„Wenn Ihr Barometer Sie nur nicht täuſcht,“ ſpottete Seine Majeſtät.

„Der Himmel verdunkelt ſich bereits,“ bemerkte Frau von Pompadour.

„Eine Wolke, die ſchnell vorüberziehen wird,“ meinte der König.

„Himmel,“ rief die Marquiſe, „da fallen ſchon Tropfen!“

„Ei, ei, iſt Graf Saint Germain alſo wirklich auch ein Wetterprophet?“

„Sire,“ meldete der eintretende Diener, „die Pferde ſind angeſpannt.“

„Sie mögen warten. Wir bleiben nicht aus Furcht vor dem Gewitter, ſondern nur des Spaßes halber, um unſern Wetterpropheten zu verlachen, wenn dort unten in jenem Schweizerhäuschen der Blitz nicht einſchlägt...“

„Sire,“ fragte die Marquiſe ganz erſchreckt, „hören Sie das nicht mehr ferne Grollen des Donners? Dieu de Dieu, jetzt fängt es ſchon zu gießen an . . .“

„Ihre Prophezeihung, lieber Graf, hat ſich in der That früh genug wahr gezeigt,“ ſagte der König und zog ſich in's Zimmer zurück.

Die Andern folgten. Man ſtellte ſich an die Fenſter, um den Himmel zu beobachten. Frau von Pompadour

ſah auf die Uhr ... es fehlten noch zehn Minuten. Es wurde von Secunde zu Secunde dunkler ... der Regen ſtürzte in dichten Strömen herab ... bald folgte Schlag auf Schlag ... Blitz auf Blitz. Der König wurde etwas ernſthaft ... die Marquiſe ſehr unruhig. Sie ſah auf die Uhr und auf das Schweizerhäuschen ... nur fünf Minuten noch ... es goß immer ſtärker ... es donnerte immer heftiger ...

„Himmel!“ ſchrien die Damen wie aus einem Munde.

„Soeben hat dort im Schweizerhäuschen der Blitz eingeſchlagen,“ ſprach der König.

„Sire, Sie ſehen, daß meine Ahnung mich nicht getäuſcht hat ...“

„Sie haben wirklich Recht.“

„Der Sturm wird nun ſchnell vorüberziehen, in einer halben Stunde wird die Natur wieder ausgeruht haben und der Himmel wieder blau und die Luft wieder rein ſein,“ weiſſagte Saint Germain.

Und auch das traf ein. Der König war ſo erſtaunt, ſo überraſcht, daß er kaum Worte genug fand, dem Grafen die ganze Größe ſeiner Verwunderung auszudrücken.

„Barbe bleue!“ ſprach Seine Majeſtät, „wer Sie von heute an für nichts weiter als einen Charlatan hält, der iſt ſelbſt einer. Heute habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie wirklich ein Wundermann ſind. Wollen Sie uns nun einen Gefallen erweiſen?“ fragte Ludwig, nachdem ſich der Himmel wieder aufgeheitert hatte.

„Sire, was befehlen Sie?“

„Ich habe Ihnen nichts zu befehlen; ich wünsche nur, daß Ihre Fräulein Schwester und Sie, Herr Graf, uns jetzt nach Menars begleiten ...“

„Auch ich, lieber Graf, bitte darum.“

„Wir sind bereit, gnädige Frau,“ sagte Saint Germain.

Eine halbe Stunde später flog die Gesellschaft nach Menars.

Dort erwartete sie ein köstliches Abendbrot. Der Einzige, der wieder nichts aß, war unser Wetterprophet.

Am andern Morgen kehrten der Graf und die Gräfin nach Chambord, der König und Frau von Pompadour nach Versailles zurück.

XLI.

Zwei Tage später, als Saint Germain und Benjamin, zum ersten Male seit ihrem Aufenthalte in Chambord, sich auf der Jagd befanden, meldete die Kammerdienerin der Gräfin den Besuch des Herrn von Casanova. Sein Name trieb alles Blut nach ihrem Herzen und Leichenblässe auf ihr Angesicht. Sie überlegte einen Augenblick, ob sie den gefährlichen Besuch annehmen solle. Die Stimme des Verstandes rief ihr ein lautes Nein, die Stimme des Herzens flüsterte ihr ein leises Ja zu.

„Er mag eintreten,“ sagte Angioletta mit einer Miene, die sich den Anschein gab, als ob ihr ganzes Wesen unbefangen wäre.

„Verzeihung, Gräfin,“ sprach Casanova, „wenn die unbesiegbare Sehnsucht, Sie endlich nach acht langen Ta-

gen wieder zu ſehen, mich heute zum erſten Male, wo Sie allein ſind, in Ihre Nähe treibt. Störe ich aber ich mein Beſuch Ihnen in irgend einer Rückſicht läſtig, ſo ſagen Sie mir ein Wort und ich trete, wenn auch mit ſchwererem Herzen, als ich gekommen bin, ſogleich meinen Rückzug an ..."

„Cavaliere ..." ſtammelte die Gräfin ſehr verlegen.

„Ihre Aengſtlichkeit ſagt mir, daß ich mich entfernen ſoll ..."

„Verlaſſen Sie mich, Cavaliere," bat Angioletta, die ſich zu ſchwach fühlte, den anſchwellenden Strom ihrer Gefühle kalt zurückzudrängen.

„Leben Sie wohl, Gräfin," erwiderte Caſanova mit wehmüthig-rührendem Tone und wollte gehen.

„Nein, nein, gehen Sie nicht, Cavaliere, bleiben Sie, bleiben Sie. Mein Gemahl, wie eiferſüchtig er auch iſt, kann und wird es mir nicht verübeln, wenn ich in ſeiner Abweſenheit einen ſeiner Freunde, einen meiner Landsleute empfange. Setzen Sie ſich, Signor Caſanova. Was bringen Sie Neues aus der Hauptſtadt?" fuhr ſie nach kurzer Pauſe mit erzwungener Kälte fort, um das Geſpräch raſch auf gleichgiltige Dinge hinzulenken.

„Ich habe Paris ſchon vor acht Tagen verlaſſen ..."

„Und wo waren Sie ſeitdem?"

„In Chambord ..."

„In Chambord?" wiederholte Angioletta tief erſchreckt.

„Seit acht Tagen wohne ich am Ende des Dorfes in einem kleinen elenden Kämmerchen ..."

„Und weshalb?“

„Um das Glück zu genießen, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen. Bei Tage schleiche ich bald in dieser, bald in jener Verkleidung um das Schloß und im Parke umher, um mich, wenn auch nur in weiter Entfernung, in den Strahlen Ihres Angesichts zu sonnen. Nachts weile ich Stundenlang vor den Fenstern Ihres Schlafgemachs und bewache die Lampe, die ihr trauliches Licht auf Ihr Ruhelager streut. Vor Sonnenaufgang ziehe ich mich scheu und ängstlich wie ein Dieb, von Sehnsucht gepeinigt, von Gram gefoltert, in meinen Schlupfwinkel zurück ...“

„Sie scherzen, Cavaliere.“

„Nie war ich ernster gestimmt, als seit jenem Augenblicke, wo mir das Glück zu Theil geworden ist, Sie zum ersten Male zu sehen. Ihr Auge, Gräfin, erschloß mir eine neue, nie geahnte, mit tausendfachem Zauber ausgeschmückte Welt, ein Eden, schöner als Mahomets Paradies, einen Himmel, gewoben aus Aether und Sonnenglanz. Seitdem fühle ich mein Herz mit magischer Gewalt zu Ihren Füßen hingezogen; gleich das erste Mal hätte ich vor Sie niedersinken mögen, um den Staub Ihrer Schuhe, den Saum Ihres Kleides zu küssen und im Anschauen Ihrer Reize, im Anbeten Ihrer Schönheit wonnetrunken zu vergehen. Ah, Gräfin, nur der weiß, was Allmacht, was Zauber, was Liebe ist, der Sie gesehen.“

„Signor, ich fühle alle meine Gedanken so verwirrt, daß ich vergebens nach Worten ringe, Ihnen zu antworten ...“

„Seit jenem Tage verblutet mein Herz in wonnig-süßem Schmerze. Ueberall, wohin ich gehe, überall, wohin ich sehe, folgt mir Ihr Bild. Aus jeder Wolke lacht es auf mich nieder, aus jeder Blume nickt es mir entgegen; ich zittere, ich bebe vor Freude, wenn ich es sehe; jede Faser, jede Ader, jeder Nerv fühlt sich von tausend namenlosen Wonnen durchzuckt, wenn ich den süßen Klang Ihrer Stimme höre, den Sonnenglanz Ihrer Augen sehe. O haben Sie Mitleid, Erbarmen mit mir, verstoßen Sie nicht den ärmsten, aber treuesten der Sclaven, der keinen höhern Stolz, kein neidenswertheres Loos kennt, als das Glück, vor seiner Gottheit huldigend im Staube zu liegen und zu beben aus der tiefsten Tiefe seiner Seele: Madonna, erhöre mich!“

Bei den letzten Worten hatte sich Casanova zu Angioletta's Füßen niedergelassen und liebeglühend mit beiden Händen ihre Knie umklammert.

„Stehen Sie auf, Cavaliere, stehen Sie auf . . .“

„Nicht eher, als bis Du, Königin der Engel, mir ein Wort des Trostes, ein Zeichen Deiner Huld geschenkt.“

„Casanova, geben Sie der Stimme der Vernunft Gehör, schonen Sie die Ehre einer Frau, der es an Kraft gebricht, dem süßen Zauber Ihrer Worte Widerstand zu leisten; stehen Sie auf, Casanova, ich bitte, ich beschwöre Sie, stehen Sie auf. Weh' mir, weh' Ihnen, wenn der Graf jetzt käme und Sie zu meinen Füßen sähe.“

„Was frage ich nach dem Grafen, was frage ich nach Gott und allen Heiligen! Und fänden Henker und Scha-

sol, und ständen Tod und Teufel und alle Furien der Hölle hinter mir, ich bleibe zu Deinen Füßen liegen, Madonna, bis Du aus Deinem Himmelsthrone herabsteigst zu Deinem Sclaven, bis Du einen Tropfen Balsam träufelst in mein Herz, das aus tausend Wunden blutet, bis Du, Königin des Himmels, Dich meiner Qual erbarmst und einen Kuß der Erhörung und des Friedens auf meine bebenden Lippen hauchst ..."

„Barmherziger Vater im Himmel, verleihe mir Kraft zu widerstehen ..."

„Madonna, blicke liebreich herab auf Deinen Knecht, der sich vor Dir im Staube windet und nicht eher von der Schwelle seines Himmels weicht, bis Du sein heißes Flehen erfüllst ..."

„Casanova," rief die Gräfin unter Schluchzen und Thränen, „verlassen Sie mich!"

„Du erhörst also nicht mein Flehen? Wohlan," rief der Cavaliere im Tone hellloderndster Verzweiflung und zog ein dreischneidiges Stilet aus seiner Brusttasche, „so ende ein Dolchstoß vor Deinen Augen meine grenzenlose Qual!"

„Halten Sie ein!" rief die Gräfin, beugte sich rasch auf ihn hernieder und preßte einen langen, heißen Kuß auf seinen liebetrunkenen Mund.

Casanova drückte ihre Lippen fester und fester an die seinigen ... es war ein Kuß, der tausend Küsse und Millionen Wonnen in sich schloß. Aglioletta raffte ihre ganze

Kraft zuſammen, entwand ſich ſeiner Umarmung und ſprach im Tone der größten Entſchloſſenheit:

„Nun aber befehle ich Ihnen, mich augenblicklich zu verlaſſen!“

„Ich gehorche, Königin,“ ſagte Caſanova und entfernte ſich.

Mir fällt dabei ein, was unſer größter Dichter geſagt:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie, auf mein Wort,
Doch wer kühn iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch weiter fort.“

Goethe, Goethe, Du kannteſt die Frauen!

„Voila, une scène un peu fatigante,“ ſagte der Cavaliere, als er draußen war. Dann zog er ſein Taſchentuch hervor, trocknete ſeine Stirne und ſchloß den kurzen Monolog mit den Worten: „mais à présent elle est à moi.“

Und wahrlich, Caſanova hatte nicht zu viel behauptet. Der erſte Kuß iſt das Morgenroth der Liebe, das Abendroth der Keuſchheit; der erſte Kuß iſt die Jubel-Ouverture der großen Oper: „Liebe kann Alles“; dem erſten Kuſſe folgt ein zweiter, dem zweiten ein dritter und ſo ſteigt man auf der Liebe vielgeſtufter Leiter von Sproſſe zu Sproſſe, von Kuß zu Kuß, zur höchſten Stufe hinan. Ein Kuß iſt wenig und doch ſehr viel; der Kuß iſt das Zuſammenfließen zweier Seelen in Eine; die Seelen ſelbſt ſind zwei Gluthen, die ſich gegenſeitig entflammen und ſich gegenſeitig löſchen. Der Kuß iſt der ſtumme Dolmetſcher zweier Herzen, die in einem Hauche ſich mehr

als in Myriaden Worten ſagen. Der Kuß iſt der Hohepriester, der die Herzen in die eleuſiniſchen Myſterien der Liebe einweiht, der einen Schleier nach dem andern lüftet und uns in die Werkſtätte des Ewigen führt, denn Gott iſt Liebe und Liebe iſt die ſchaffende Urkraft. Der Kuß iſt der Talisman, der den entfeſſelten Seelen Seraph-Schwingen leiht, die ſie aus der kalten, ſternenloſen Nacht des irdiſchen Jammerthals hinauftragen in das abendloſe Reich des ewigen Glücks. Der Kuß iſt das geheimnißvolle Zauberwort, das uns die goldenen Pforten des Paradieſes, die Roſenthore der Liebe erſchließt. Der Kuß iſt der Wunderbalſam, der alle Wunden des liebeglühenden Herzens heilt, der Lethetropfen, der uns alle Leiden der Seele, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vergeſſen läßt. — Die närriſchen Gelehrten haben dicke Folianten über das Weſen des Kuſſes geſchrieben; aber keiner von allen hat den Kuß ſo gut charakteriſirt, ſo treffend definirt, als der bittere Spötter Martial und der Verfaſſer des Buches der „Philoſophie der Ehe". — — —

Schon die alten Juriſten erkannten die Gefährlichkeit des Kuſſes und bezeichneten ihn als die kurze, ſchwankende Brücke, die raſch vom Alpha zum Omega führt. Der Juriſt Roger warf deshalb die Rechtsfrage auf, ob ein Ehemann, deſſen Weib ohne ſein Wiſſen einen Andern geküßt hat, eine actio repudii, eine Verſtoßungsklage anſtellen kann? — Ein anderer Rechtsgelehrter Italiens fragte, ob ein Mädchen, das ſchon ein Mal geküßt habe, noch berechtigt ſei, den Jungfernkranz zu tragen? Das

heißt offenbar zu weit gehen. Wo gäbe es dann noch ein Mädchen, das würdig wäre, ihr Haupt mit diesem Kranze zu schmücken? Aber nicht blos Juristen, auch Theologen, Mediciner, Philosophen und Dichter haben den Kuß von ihrem Standpunkte aus beleuchtet und theils tiefe, theils flache Forschungen darüber angestellt. M. Pansa [1]), G. Herrenschmidt [2]), M. Lempius [3]) P. F. Romanus [4]), J. F. Heckel [5]), P. Müller [6]), J. C. Petersen [7]), J. Weber [8]), A. C. Cleemann [9]), G. S. Wiesand [10]), C. F. E. Schorch [11]), C. A. Fischer [12]), ein Anonymus [13]), J. Hempel, unter dem Namen Spiritus Asper [14]), und C. U. Grupen [15]) haben uns mit

---

[1]) De osculo ethnicae et christianae theologiae, Marb. 1603.

[2]) Osculologia, Witteb. 1630. 8.

[3]) Dissertatio philologica de osculis, Lips. 1665. 12., vermehrt u. d. T.: Opus polyhistoricum de osculis, Fif. 1680. 4.

[4]) Dissertatio de osculis, Lips. 1664. 4.

[5]) De osculis Dissertatio, Lips. et Dresd. 1689. 8.

[6]) De osculo sancto, Jen. 1701. 4. ibid. 1718. 4.

[7]) De osculo nocivo, oder vom schädlichen Kuß, Rost. 1701. 4.

[8]) Dissertatio juridica de osculis, Fif. 1713. 4.

[9]) De osculis veterum Dissertatio, Dresd. 1751. 4.

[10]) De osculis jurium symbolis, Lips. 1764. 4.

[11]) Abhandlung über die Rechte des Kusses, Erfurt, 1768. 4.

[12]) Ueber die Küsse, Dresd. und Mietau, 1796. 8.

[13]) Ueber den Kuß und das Küssen, Wien, 1802. 8.

[14]) Aphorismen über den Kuß und das Küssen, Leipz. 1807. 8. ibid. 1810. 8.

[15]) Ad legem si a sponso cap. 16. de donationibus, oder Beweis, daß die Jungferschaft durch einen Kuß verloren gehe, Jen. 1714. 4.

Werken über dieſen Gegenſtand beſchenkt. All' dieſe Bücher dienen als Beleg zu der Behauptung Cicero's: „es giebt nichts Dummes auf der Welt, worüber ſich die Gelehrten nicht ſchon den Kopf zerbrochen haben!"

XLII.

Angioletta hatte aus Furcht vor ihrem Gewiſſen und der Eiferſucht ihres Gemahls die Nothwendigkeit gefühlt, Caſanova's Beſuch zu verheimlichen, um einem peinlichen Verhöre zu entgehen, in dem ihr Gewiſſen ſie vielleicht verrathen hätte. Die Kammerzofe, die der Gräfin treu ergeben, dem Grafen aber ſehr abhold war, weil ſein Stolz von ihrem hübſchen Figürchen und ihren herausfordernden Augen nie Notiz genommen, hatte den Wink erhalten, zu ſchweigen, und dieſer Wink war vollkommen hinreichend geweſen.

Als Saint Germain von der Jagd heimgekehrt war, hatte er mit der gleichgiltigſten Miene die Frage hingeworfen, ob während ſeiner Abweſenheit ihn Jemand beſucht habe? „Niemand!" Auf dieſe Antwort hatte er ſeine Frage noch ein Mal wiederholt und zwar in einem Tone, der jede Andere in Verlegenheit gebracht hätte. Dorette aber, der als Kammerdienerin comme il faut das Lügen lange ſchon zur zweiten Natur geworden war, hatte ſich dadurch nicht ſchwankend machen laſſen.

Nachdem Saint Germain ſich umgekleidet hatte, begab er ſich in die Zimmer ſeiner Gemahlin. Sie kam ihm faſt entgegen; er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Du hattest Besuch, liebes Kind?“ fragte er mit unbefangenem Lächeln.

„Besuch?“ wiederholte Angioletta, im Innern erschreckt. „Hat Dir das Dein prophetischer Geist verrathen oder ...“

„Dorette ...“

„Ich werde sie rufen, um zu erfahren ...“

„Laß das, liebes Kind! Leicht möglich, daß ich mich auch verhört habe; auch wüßte ich keinen Grund, weshalb Du mir einen Besuch verhehlen solltest. — Angioletta,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „in drei Tagen kehren wir nach Versailles zurück. Es ist hohe Zeit, daß ich Dich in ein Geheimniß einweihe, das mir seit unserm Aufenthalte in Chamöord manchen kummervollen Tag, manche schlaflose Nacht bereitet hat ...“

„Sprich, theurer Freund, was beunruhigt Dich?“

„Angioletta, der König ... liebt Dich ...“

„Ich verlache seine Neigung ...“

„Das ist edel, das ist brav von Dir! Und dennoch, dennoch kehre ich mit schwerem Herzen zurück, denn ich fürchte ...“

„Joseph, was fürchtest Du?“

„Daß die Nähe des Königs, der Glanz seines Hofes, die Unermüdlichkeit seiner Huldigungen Deine Denkungsart allmälig ändern und das, was Dich früher von ihm abgestoßen hat, Dich später anziehen kann.“

„Niemals, niemals! Mag der Glanz der Krone, der

Prunk des Hoflebens Andere blenden, auf mich macht all' der eitle Tand und Flitter keinen Eindruck.'

„Du bist mein liebes, süßes, treues Weib! In Dir hat mir die Vorsehung den höchsten Schatz, das schönste Glück beschieden. Der Himmel segne Dich für Deine Treue," sprach der Graf, zog sie gerührt an sein Herz und preßte zwei heiße Küsse auf ihr sonniges Augenpaar. „Nun, liebes Kind, setze Dich an meine Seite und höre, was ich Dir zu offenbaren habe."

„Erzähle!" sagte die Gräfin, nachdem sie auf dem Divan Platz genommen hatte.

„Frau von Pompadour, der König, der ganze Hof, ja die ganze Welt hält mich für ein Wesen, das Wunder aus den Aermeln schütteln und selbst das Unmögliche möglich machen kann. Ich bin ein Mensch, wie jeder Andere, und habe keinen andern Talisman, als etwas mehr Menschenkenntniß, mit deren Hilfe ich die Schwächen der Leute herausfühle und ihren Hang zum Räthselhaften, ihre Neigung zum Geheimnißvollen, ihre Sucht zum Wunderbaren zu meinem Vortheile benutze. Mancher meiner Feinde nennt dies Charlatanerie oder gar Betrug; jeder Vernünftige aber nennt es Lebensklugheit. Der Ruf, der größte, unverschämteste aller Lügner, erzählt von mir Wunderdinge, zu denen ein starker Glaube oder, aufrichtiger gesagt, viel Leichtgläubigkeit gehört, um jene für wahr zu halten. Ich lasse Jeden bei seinem Glauben, weil Mancher darin Hilfe, Trost und Beruhigung, mein eigenes Ich aber dabei seine Rechnung findet. Eines Tag

vor unserer Abreise nach Chambord ließ mich der König zu sich rufen und gestand mir, was ich längst gewußt: seine Liebe zu Dir. Jedes Wort seines Geständnisses fiel wie ein Tropfen brennenden Siegelwachses in meine Seele; ich lag auf der gräßlichsten Folter, ich litt alle Qualen der Hölle und mußte dabei ruhig bleiben. Der König hatte unter Anderm auch von meinen magischen Wachsbildern gehört und mir gesagt, daß er beschlossen habe, meine Kunst auf eine Feuerprobe zu stellen. Jedes seiner Worte hat sich wie eine glühende Sonde in mein Gedächtniß eingeprägt. »Ist Ihre Kunst keine Lüge,« sagte er, »dann geht mein Wunsch in Erfüllung: dann wird Ihre Schwester mich lieben und ich werde ewig Ihr dankbarer Schuldner bleiben; beruht Ihre Kunst aber nur auf Täuschung, dann wird Ihre Schwester meine Wünsche nicht erhören, dann werde ich Sie — offen herausgesagt — für einen Charlatan und Betrüger halten und Sie als solchen dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Gesetzes überliefern, denn Graf Saint Germain soll sich niemals rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungestraft dupirt zu haben.«"

„Und Du, was sagtest Du?"

„Mir blieb keine Wahl: ich versprach ihm Dein Bild in längstens vier Wochen. In drei Tagen ist jene Frist abgelaufen ..."

„Und was soll alsdann geschehen?"

„Nach Versailles zurückgekehrt, bringe ich dem Könige Dein Bild und nähre in ihm den frohen Glauben, daß

nach Verlauf von drei Monaten sein Wunsch in Erfüllung geht. Du, Theure, nimmst mir zu Liebe allmälig mehr und mehr die Miene an, als ob die Huldigungen, die er Dir darbringt, Dich günstiger für ihn gestimmt. Wehe mir, wenn das, was er wünscht, jemals wirklich in Erfüllung ginge ..."

„Sei unbesorgt, Joseph, ich kenne nun die Rolle, die Du mir zugetheilt hast, und will mir Mühe geben, sie eben so schlau, als sie von Dir angelegt ist, durchzuführen. Er soll unsere Täuschung für Wahrheit halten und Graf Saint Germain soll, trotz seiner Drohungen, sich rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungestraft dupirt zu haben."

„Gott schütze uns," sprach der Graf und schloß seine Gattin, die so bereitwillig in seinen Plan einging, dankbar in seine Arme.

XLIII.

Saint Germain ließ sich einen Tag nach seiner Rückkehr aus Chambord bei Seiner Majestät anmelden. Der König eilte ihm huldreich entgegen.

„Nun, Graf, bringen Sie mir das heißersehnte Bild?" fragte Ludwig.

„Sire, ich bringe es mit schwerem Herzen."

„Was fürchten Sie davon?"

„Das gerade, was Sie wünschen: die Erreichung Ihres Zieles ..."

„Das gebe der Himmel! Die Entfernung hat meine Liebe zu Ihrer Schwester zehnfach verdoppelt und gestählt.

Wann, theurer Graf, darf ich hoffen, mich am Ziele meiner Wünsche zu sehen?“

„Früher vielleicht, als Ew. Majestät es vermuthen ...“

„Das heißt viel und doch eigentlich gar nichts gesagt. Ich wünsche eine bestimmtere Antwort ...“

„Also in längstens drei Monaten ...“

„Das scheint mir, guter Graf, verteufelt lange. Ein Vierteljahr ist eine kleine Ewigkeit, in der man, sollte ich meinen, auch ohne schwarze Kunst das Herz jeder Frau gewinnen kann ...“

„Doch schwerlich das meiner Schwester ...“

„Sollte das Herz der Gräfin wirklich aus anderm Teige geknetet sein, als das aller andern Frauen?“

„Männerhaß hat in dem Herzen meiner Schwester so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es selbst meiner Kunst schwer werden wird, ihn siegreich zu bekämpfen. Wüßte Angioletta, daß ich der Neigung Ew. Majestät zu Hilfe eile, um diesen Haß zu überwinden, sie würde es mir, wie sehr sie mich auch liebt, niemals verzeihen. Und darum lege ich Ew. Majestät die warme Bitte an's Herz, das Bild, das ich Ihnen hier überreiche, so geheim als nur irgend möglich zu halten, denn gewahrte es meine Schwester, Frau von Pompadour oder irgend eine dritte Person, dann wäre der Zauber des Bildes gebrochen und unser Plan vereitelt ... meine Schwester, Sire, kennt die magische Gewalt dieser Bilder und weiß ihr entgegenzuwirken ...“

„Niemand außer mir soll dieses Bild zu sehen bekom-

men. Und dieſe Nadel? Was habe ich damit zu thun?“ fragte der König, ſie neugierig von allen Seiten betrachtend.

„Allnächtlich mit dem Glockenſchlage Zwölf geruhen Ew. Majeſtät mit dieſer Nadel drei Stiche in das Herz dieſes Wachsbildes zu bohren und bei jedem Stiche den Spruch: „Samaliel Kaph el aogla, Heuriel ben ardra“ zu wiederholen.“

„Iſt es erlaubt, zu fragen, was das heißt?“

„Es iſt eine Beſchwörungsformel, deren geheimer Sinn nicht mehr und nicht weniger ſagt, als: »Wirf ab den Haß und liebe mich . . .«“

„Der Teufel kann ſolches Kauderwelſch behalten . . .“

„Darum habe ich die Zauberformel für Ew. Majeſtät auf dieſes Blatt geſchrieben.“

„Schön, ſehr ſchön! Empfangen Sie unterdeſſen meinen Dank. Ueberzeuge ich mich ſpäter von der Wahrheit Ihrer Zauberkunſt, dann iſt das Glück Ihrer Schweſter und auch das Ihrige gemacht. Auf Wiederſehen, Graf Saint Germain!“ ſprach der König mit dem allerhuldvollſten Lächeln.

„Sire, ich lege unſer Schickſal in Ihre Hand,“ ſagte der Graf, verneigte ſich tief und ging.

XLIV.

An demſelben Tage machte die Gemahlin des Grafen der Frau von Pompadour die Aufwartung.

„Eh bien, Gräfin,“ fragte die Marquiſe im Laufe des Geſpräches ihre gefährliche Nebenbuhlerin, „behar-

ren Sie noch immer bei dem abenteuerlichen Entschlusse, nie zu heirathen?"

„Ich fühle durchaus keinen Beruf dazu . . ."

„Und weshalb nicht?"

„Weil mir die Ehe verhaßt ist."

„Und doch ist die Ehe das sicherste Asyl der Liebe . . ."

„Sagen Sie lieber ein Lazareth, in dem sie langsam hinsiecht, gliedweise abstirbt und lange vor dem Tode in Fäulniß übergeht."

„Glauben Sie mir, Angioletta, es giebt auch glückliche Ehen in der Welt . . ."

„Aber wie lange währt dieses Glück? Die Ehe ist eine rauhe Prosa, die von der Poesie der Liebe eine Rosenblüthe nach der andern abstreift und zuletzt nichts als die Dornen bitterer Täuschungen zurückläßt . . ."

„Sie sind so jung; woher diese traurigen Erfahrungen?"

„Ich verdanke sie meinem Bruder . . ."

„Auch er kennt das Glück der Ehe nicht, denn er war ja nie verheirathet . . ."

Das Gespräch kreiste noch lange um Liebe und Ehe, und der ewig wiederkehrende Refrain der Frau von Pompadour war: Sie müssen heirathen, liebes Kind!

Auch ich komme noch ein Mal auf das alte Thema zurück. Liebe und Ehe sind die beiden Pole, zwischen welchen die ganze Welt unserer Freuden und Leiden liegt. „Liebe," sagt Kant, „ist die Uebertragung des Ich in das Nicht-Ich, ein Aufgeben der eigenen Individualität, ein geistiges Zusammenströmen und Ineinanderfluthen, die

Verſchmelzung zweier Seelen in Eine.“ Nach der Hegel'ſchen Philoſophie iſt die Liebe die Idealität der Realität eines Theiles der Totalität des unendlichen Seins, verbunden mit der Cupidität und Carnität zwiſchen Ich und Du, denn Ich und Du iſt Er!!! Aber dieſe nüchternen Philoſophen verſtehen ſo wenig von dem innern Weſen der Liebe, als Blinde von der Majeſtät des geſtirnten Himmels. Nur Dichter wiſſen, was Liebe iſt! Wie ſchön beſingt ſie Mahlmann:

„Nimm mir die Liebe, was bin ich? Der Aermſte unter den Armen,
Laß mir die Liebe — und ich bin reicher als Könige ſind.“

Ehe aber iſt ein blutiges Pasquill auf die Liebe. „Ehe,“ ſagt ein bekannter Humoriſt, „iſt ein felſenfeſtes, unverrückbares Wort. Man mag es vor- oder rückwärts leſen — Ehe bleibt Ehe!“

„Was man vom Glück der Ehe ſpricht,
Sind Träume, nichts als Träume;
Die Eh' iſt Proſa, kein Gedicht,
Denn Mann und Frau — wer weiß das nicht? —
Sind ſelten, ſelten Reime.“

Und darum iſt die Ehe eine Ungereimtheit, oder, wie Madame Georges Sand ſagt: „une institution sans rime et sans raison.“

XLV.

Caſanova, der nach des Grafen Abreiſe von Chambord nach Paris zurückgekehrt war, hatte ſich durch ſein kluges Benehmen, durch die feine Art und Weiſe, mit der er Saint Germains Eitelkeit Weihrauch zu ſtreuen

verſtand, dergeſtalt bei ihm einzuſchmeicheln gewußt, daß ſein Umgang dem Grafen nach und nach ein faſt unentbehrliches Bedürfniß geworden war.

Der Cavaliere kam Anfangs ſelten, dann öfter und zuletzt faſt täglich. In der Gegenwart des Gemahls nahm er, der Gräfin gegenüber, die Miene der allergleichgiltigſten Gleichgiltigkeit an; wenn aber der Graf ihm den Rücken kehrte, wußte Caſanova ihr mit einem Blicke, einer Miene Alles, was ihm auf dem Herzen lag, ſo deutlich zu offenbaren, daß ihr kein Jota ſeiner geheimſten Gedanken entging. Selbſt ein Tartüffe hätte den Indifferentismus, die Kälte und die Scheinheiligkeit, einem Gemahle gegenüber, nicht weiter treiben können, als der ſchlaue Verführer, der, Meiſter in der Verſtellungskunſt, ſeine Gefühle ſo geſchickt zu vermummen verſtand, daß ſelbſt ein zehnmal ſchärferer Blick, als der des Grafen, dieſe Maske nicht durchſchaut hätte. Auch Angioletta ſpielte ihre Rolle mit gleicher Meiſterſchaft. Sie ſchien von dem Manne, den ſie liebte, wenig oder gar keine Notiz zu nehmen; kam er, ſo war ſie ärgerlich darüber; ging er, ſo ſagte ſie zum Grafen: „dieſer Menſch iſt mir unerträglich," und fragte der Herr Gemahl, warum ſie gegen ſeinen Freund ſo eingenommen ſei, ſo antwortete ſie: „weil er über alle Maßen langweilig iſt," und wenn Saint Germain gutmüthig darauf erwiderte, daß er ihre Abneigung unerklärlich finde, da ſein Freund doch bei allen Frauen Glück mache, ſo erklärte ſie, indignirt die Achſeln zuckend, ſie könne nicht begreifen, was man an dieſem

bis zum Ekel von sich eingenommenen Manne liebenswürdig finde. — Auf diese Weise wußte sie nach und nach die hundert Argusaugen seiner Eifersucht in süße Ruh zu wiegen und nicht den kleinsten Verdacht in seiner Seele wach werden zu lassen.

Casanova, der seit dem ersten Kusse im Herzen der Gräfin festen Fuß gefaßt hatte, gewann nun von Tag zu Tag größern Spielraum, erstürmte eine Verschanzung nach der andern, eroberte ein Fort nach dem andern, und pflanzte endlich auf der höchsten Zinne der schlau erklimmten Festung seine Siegesfahne auf.

Und der Graf, der arme, beklagenswerthe Graf, dem die lügnerische Fama ein Zauberlorgnon geschenkt, mit dessen Hilfe er das menschliche Herz, die geheimsten Falten der Seele sollte durchschauen und auf der Stirne die Täuschung, den Verrath, die Untreue herauslesen können: er war, wie jeder andere Ehemann, mit Blindheit geschlagen, er sah den Wald vor lauter Bäumen, die hellodernde Flamme vor lauter Lava nicht. Wohl ihm, daß er kein Glas solcher Art besaß, denn wie leicht hätte der Dämon des Argwohns ihn verleiten können, sich dieses Mittels zu bedienen, um einen Blick in das Herz seiner Frau zu werfen. Ein Blick, ein einziger Blick hätte ihm das ganze Glück der Täuschung geraubt und ihn in Elend und Verzweiflung gestürzt.

Die Alten, die noch genug frommen Kinderglauben, noch genug Selbsttäuschung besaßen, um selbst das Unglaublichste für glaublich zu halten, wollen unter Anderm

auch zwei Pflanzen gekannt haben, von deren Zauberkraft sie uns so viel Schönes zu erzählen wissen, daß wir, im Interesse aller Eheleute, aufrichtig bedauern müssen, davon keine Ableger zu besitzen. Die eine dieser Wunderblumen hieß Leucophile, die andere Nenuphar. Der erstern, die an den Ufern des Phases, eines Flusses in Kolchis, wuchs, schrieb man die Kraft zu, die Frauen zu verhindern, ihren Männern untreu zu werden; die andere soll die gewiß eben so vortreffliche Eigenschaft besessen haben, die Männer unempfindlich für die Liebe anderer Frauen, als der ihrigen, zu machen. Die letzte dieser Pflanzen hätte ich dem Signor Casanova, die erste unserm armen Grafen gewünscht. — Seitdem aber diese Blumen abgeblüht und in keinem unserer Gärten, in keinem unserer Treibhäuser Wurzel schlagen wollen, sind Männer und Frauen dem gegenseitigen Schach der Verführung bloßgestellt, und Untreue ist der giftige Wurm, der an der Wurzel der meisten Ehen nagt. Und darum sannen schon die Alten, die sich, mehr als unsere Zeitgenossen, die Untreue ihrer Weiber zu Herzen nahmen, über Mittel nach, dieses im Dunkel schleichende Uebel zu erforschen, zu errathen. Democrit, den die Natur mit einem so feinen Geruche begabt hatte, daß er errathen konnte, ob aufgetragene Milch von einer schwarzen oder weißen Ziege, vermochte, was noch mehr werth war, jedem Mädchen abzuriechen, ob sie Jungfrau, jeder Frau, ob sie ihrem Manne treu sei. Dank der gütigen Vorsehung, daß nicht Jeder von uns eine so feine Nase hat!

Dioscorides, ein berühmter Arzt Griechenlands, ein Zeitgenosse Nero's, glaubte ein Mittel zur Erforschung weiblicher Untreue im Magnete gefunden zu haben. Wenn man einen Magnet ohne Wissen der Frauen Nachts unter ihr Kopfkissen legt, so werden jene, die ihren Männern untreu gewesen sind, im Schlafe so unruhig werden, daß sie nicht im Bette bleiben können. Noch tausend Jahre später glaubte Albertus Magnus, Bischof von Regensburg, an diese magnetische Macht. Gegen Frauen unserer Zeit, die viel zu aufgeklärt sind, um Märchen dieser Art Glauben zu schenken, hat der Magnet seine verrätherische Kraft verloren. Aber besäße er selbst jetzt noch die Macht, so hätte die Ruhe der Familien, die Sicherheit des Staates schon längst erfordert, den Magnet als polizeiwidriges Beichtzwangs-Mittel zu confisciren. — Es ist eine traurige, aber leider nur zu alte Erfahrung, daß eheliche Treue zu allen Zeiten eine große Seltenheit, eine Art Aloë war, die in hundert Jahren nur ein Mal blüht. Zum Beweise folgende Anekdote: Pheron, König von Aegypten, der von den Göttern zur Strafe seiner Verwegenheit, weil er einen Pfeil in den Wellenschooß des heiligen Nilstroms abgeschossen hatte, mit Blindheit geschlagen worden war, erhielt vom Orakel, das er um ein Mittel zur Heilung befragen ließ, den heimtückischen Rath, sich, wie Herodot im 2ten Buche im 111ten Capitel erzählt, mit dem Urine einer Frau zu waschen, die, trotz aller Versuche ihrer Anbeter, den Schwur der Treue nie verletzt habe. Pheron befolgte den guten Rath des

böſen Orakels und wuſch ſich heute und wuſch ſich morgen und wuſch ſich alle Tage und — blieb zehn Jahre lang blind. Nachdem er an hundert Frauen und zuletzt auch ſeine eigene Gemahlin hatte verbrennen laſſen, gab ihm eine ägyptiſche Tänzerin das Licht der Augen wieder, worauf er ihr, zum Beweiſe ſeiner Dankbarkeit, auf dem öffentlichen Markte zu Memphis eine zweihundert Fuß hohe Pyramide erbauen ließ, die noch heute, nach zwei Jahrtauſenden, der ſtaunenden Nachwelt Kunde giebt vom weißen Raben, von der Treue einer Frau. — Dank den Göttern, daß es jetzt keine ſo nichtsnutzigen Orakel giebt!

XLVI.

Frau von Pompadour, die, ſeitdem ſie ſich von der wunderthätigen Wirkung des Wachsbildes hinlänglich überzeugt hielt, das vollſte Vertrauen zum Grafen hatte, glaubte ihm nun Alles, nur das Eine nicht, daß er, wie jener ſcythiſche Magier Abaris, einzig und allein von der Luft lebe. Wie oft ſie ihn auch ſchon zur Tafel gezogen hatte, niemals war er zu überreden geweſen, einen Biſſen bei ihr zu genießen. Und trotzdem hatte ſie noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, ihren Freund zum Eſſen zu bekehren. Zu dieſem Zwecke war der letzte Verſuch beſchloſſen worden. Sie hatte den Grafen und die Gräfin zu einer Scirée in Paris eingeladen und ihrem Haushofmeiſter eingeſchärft, alle Minen der edeln Kochkunſt ſpringen, die verlockendſten Gerichte, die einladendſten Weine auftragen zu laſſen, um ihren Freund auf die letzte

Probe und seinen Appetit auf die reizendste Folter zu spannen.

„Ich will doch sehen," sagte sie zu ihrer Kammerfrau, „ob sich mein Freund das Essen wirklich ganz abgewöhnt hat, oder ob er nur in Gegenwart von Fremden den Enthaltsamen spielt, um sich dann bei verschlossenen Thüren für die Entbehrung, die er sich selbst auferlegt, glänzend zu rächen. Wollte nicht auch Herr Mahomet, der türkische Prophet, um den schon längst kein Hahn gekräht, hätte nicht mein Freund, Herr von Voltaire, ihn zum Helden eines Trauerspiels gemacht, wollte nicht auch dieser Mann sich den Anschein geben, als ob er das Essen, dieses süße Bedürfniß des Lebens, nur dem Namen nach gekannt habe?! Aber dieser Mahomet, den kein menschliches Auge jemals essen gesehen, starb an einer vergifteten Hammelkeule, die ihm die schöne Jüdin Zainah gereicht, um seinen prophetischen Geist und seinen überirdischen Magen auf die Probe zu stellen. Wie jene Zainah will ich auch den Grafen entlarven, ihm zwar keine vergiftete, wohl aber solche Speisen vorsetzen lassen, daß, wenn noch ein Fünkchen von Eßlust in seinem heuchlerischen Magen glüht, er zugreifen oder die Qualen des Tantalus erleiden soll. Ach, wie freue ich mich darauf, Zeuge zu sein, wie ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen wird! Sage nicht, liebe Duhausset, das sei grausam von mir. Ein Mann, der von den Freuden der Tafel mit so hartnäckiger Verachtung spricht, wie mein lieber Graf Saint Germain, ein Mann, der das Essen und Trinken so ganz

desavouirt und verschmäht, verdient bestraft, grausam bestraft zu werden."

Und wahrlich, Frau von Pompadour hatte nicht so ganz unrecht. Ein Mann, und noch dazu ein geistreicher Mann, der keinen Geschmack an den unschuldigen Genüssen einer wohlbesetzten Tafel findet, ein Mann, der abgestorben ist für die herrlichen Freuden der Küchen und Keller, verdient wie Nabuchodonosor in einen Ochsen verwandelt zu werden und sein Leben lang nichts Anderes als Heu zu kauen!

Zur festgesetzten Stunde erschienen die geladenen Gäste und unter diesen auch Saint Germain, aber ohne seine Gemahlin. Als die Marquise ihn um den Grund ihres Ausbleibens fragte, sagte er:

„Meine Schwester leidet seit einigen Tagen an heftigem Kopfweh."

„Das arme Kind!" bedauerte Frau von Pompadour. „Sehen Sie, lieber Graf, das Alles kommt nur davon her, daß sie durchaus nicht heirathen will. Und wer ist Schuld daran? Kein Anderer als Sie, theurer Freund. Wär' ich Angioletta's Bruder, ich hätte das arme Kind längst schon unter die Haube gebracht, und dann litte sie gewiß nicht mehr an Kopfweh!"

„Wer weiß, wer weiß!" lächelte der Graf.

Eine halbe Stunde später ging's zu Tische. Die Marquise hatte die Aufmerksamkeit, Herrn von Saint Germain vor allen andern Gästen wiederum dadurch auszuzeichnen, daß sie ihm auch diesmal den Platz zu ihrer Rechten anwies.

„Man begeht fast ein Unrecht," sagte Frau von Pompadour zu ihrem Nachbar, „Sie zur Tafel zu ziehen, denn Sie leben, gleich den Sylphen, blos von den Strahlen der Sonne und den Düften der Blumen, und sehen mit gerechtem Mitleid auf uns arme Sünder herab, die zu Rebhühnern und Fasanen ihre Zuflucht nehmen."

„Auch ich, Frau Marquise, war einst den Freuden der Tafel mehr ergeben, als Sie vermuthen. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Jahre 1499 auf dem Bankett, das der Marschall Jean Jacques Trivulce Seiner Majestät dem Könige Ludwig XII., bei dessen Einzug in das von ihm eroberte Mailand, gegeben hatte — ein Fest, bei dem, beiläufig gesagt, zwölfhundert Damen eingeladen waren, die von eben so vielen Stallmeistern und Edelknaben bedient worden — mit wahrem Erysichthonshunger zwei ganze Hasen verschlungen habe."

„Damals, lieber Graf, gab es noch nicht so große Meister-Köche, wie heut zu Tage. Zwischen einem Hasen von damals und einem Hasen von jetzt liegt eine unbeschreibliche Kluft; die Art und Weise, wie man ihn heut zu Tage zubereitet, verleiht seinem Fleische einen Saft und einen Reiz, der unserm Gaumen auf eine so verführerische Weise schmeichelt, daß die Zunge nicht müde wird, jeden Bissen so lange hin und her zu wiegen, bis sich alle Sinne in Einen concentrirt haben, um sich dieses Genusses ganz zu bemeistern. — Wie lange ist es her, daß Sie kein Fleisch gekostet haben?"

„Anno 1547 aß ich in Genua an der Tafel des Dogen Benedetto Gentile, der einige Jahre früher, in Gemeinschaft

mit mir, die Zahlenlotterie erfunden hatte, die letzte Schnepfe. Seit jener Zeit iſt kein Fleiſch mehr über meine Lippen gekommen."

„Sie nähren ſich, wie die Herren Kamtſchadalen, wahrſcheinlich nur von Fiſchen? Iſt Ihnen vielleicht ein Stück von dieſer Steinbutte oder dieſem Rheinlachs, den ich heute Morgen durch einen Courier direct aus Coblenz erhalten, gefällig?"

„Den Fiſchen, gnädige Frau, habe ich ſchon früher entſagt. Anno 1526 aß ich den letzten Merlus, in Rom, an der Tafel des heiligen Vaters Hadrian VI., der ein ſo großer, leidenſchaftlicher Verehrer dieſer Fiſche war, daß der Preis derſelben beim Antritt ſeines Pontifikats um das Doppelte ſtieg."

„So verſuchen Sie wenigſtens ein Stück von dieſem Hummer."

„Um keinen Preis der Welt."

„Und warum nicht?"

„Im Jahre 1470 gab George Neville, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier ſeiner Ernennung zum Erzbiſchof von York, dem Adel und der Geiſtlichkeit ein Feſtmahl, zu dem auch meine Wenigkeit eingeladen war. Die Speiſekarte jenes diner-monstre wird noch jetzt als ein Denkmal großartiger Freigebigkeit im Reichsarchive zu London aufbewahrt. Auf der Tafel des ehrwürdigen Prälaten erſchienen an jenem für mich ewig unvergeßlichen Tage 6 Stiere, 80 Ochſen, 300 Schweine, 3000 Kälber, 3000 Gänſe, 3000 Kapaunen, 2000 Hühner, 4000 Tauben,

100 Kaninchen, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Auerhähne, 4000 Enten, 8 Seekälber, 4 Schildkröten, 300 Hechte, 12000 Krebse und 200 Riesenhummern. Bei der Zubereitung dieses Gastmahls waren 61 Haushofmeister, 570 Köche und 1500 Küchenjungen beschäftigt. 104 Fässer Wein und 300 Fässer Bier waren kaum hinreichend, den Durst der Gäste zu löschen."

„Sie sagten, jener Tag werde für Sie ewig unvergeßlich bleiben. Sind Sie böse, lieber Graf, wenn ich Sie frage, weshalb?"

„Weil ich mir an jenem Tage an einem dieser Riesenhummern die erste und, ich darf wohl sagen, auch die letzte Indigestion zugezogen hatte. Seit jenem Feste sind Hummern und Krebse für mich nicht mehr auf der Welt."

„Essen Sie auch keine vegetabilischen Speisen, keine Gemüse, keine Früchte?"

„Nichts von dem Allem. Den letzten Blumenkohl aß ich Anno 1735, an dem Tage, an welchem mein vieljähriger Freund Thamasp Kulichan nach einer blutigen Schlacht, in der ich an seiner Seite gegen die Türken mitgekämpft hatte, als Shah Nadir den Thron von Persien bestieg. Fünf Jahre hindurch nährte ich mich einzig und allein von Eidottern. Anfangs aß ich täglich, dann wöchentlich das Gelbe eines Ei's; später gewöhnte ich mir auch das ab, so zwar, daß ich seit den letzten siebenzehn Jahren nichts, gar nichts mehr genossen habe."

„Und seit jener Zeit leben Sie also nur von der Luft?"

„Von der Luft und meinem Elixire, welches so viel

Nahrungsſtoff enthält, daß fünf Tropfen hinreichend ſind, die Anſprüche des ungenügſamſten Magens zu befriedigen und den größten Hunger zu ſtillen. Dieſe ſtrenge Diät, gnädige Frau, trägt nicht wenig dazu bei, die Lebenskraft des Menſchen zu erhöhen und das flüchtige Alkohol der Jugend zu feſſeln.“

„Wenn Sie aber gar nichts eſſen, für wen, theurer Freund, halten Sie einen ſo ausgezeichneten Koch?“

„Für meine Schweſter . . .“

„Würden Sie nicht viel erſparen, wenn Sie auch ihr das Eſſen abgewöhnten?“

„Nicht jeder Magen iſt ſo gut organiſirt, als der meine. Im Jahre 1507 machte ich in Venedig die Bekanntſchaft jenes Lodovico Cornaro, der, damals vierzig Jahre alt, ſeine Geſundheit durch Ausſchweifungen aller Art dergeſtalt zerrüttet hatte, daß alle Aerzte ihn aufgaben. Ich ſchenkte ihm eine Büchſe meines Thee's und verordnete ihm eine äußerſt ſtrenge Diät, nach welcher er täglich nicht mehr als acht Unzen feſter und vierzehn Unzen flüſſiger Stoffe als Nahrungsmittel zu ſich nehmen durfte. Bei dieſer Lebensart erreichte er ein Alter von hundert Jahren und ſchrieb 1566, ſechs Jahre vor ſeinem Tode, ein Buch über das mäßige Leben, das der Gute, als einen Tribut ſeiner Dankbarkeit, mir durchaus dediciren wollte, wenn ich ihn nicht daran verhindert hätte, weil ich ein abgeſagter Feind aller Oſtentation bin.“

„Und ſind Sie auch ſo enthaltſam im Trinken?“ fragte die Marquiſe, um das Geſpräch auf ſeine eigene Perſon zurückzuleiten.

„Das Trinken war mir von jeher sehr zuwider und zu allen Zeiten habe ich Leute, die sich dem Laster des Trunkes ergeben, trotz aller Achtung, die ich für ihr großes Talent gehegt, nie recht leiden mögen. Petrus Pontanus, ein berühmter niederländischer Gelehrter zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, Professor der Rhetorik zu Paris, war mir trotz seiner großen Gelehrsamkeit verhaßt, weil er sich allzusehr dem Trunke hingegeben. Oft, wenn er zu viel gebechert hatte, schrieb er P. P. P. P. P. P. P. P. P. an die Thür seines Hörsaales. Dieses neunfache P hatte so viel als: Petrus Pontanus Poeseos Professor Publicus Propter Pocula Prohibitur Praelegere zu bedeuten. Der Buchstabe P führt mir einen andern Säufer, den Abbé Simon Joseph Pellegrin, ins Gedächtniß zurück. Nach der Vorstellung seines Trauerspiels „Pelopée," das am 18. Juli 1733 in Paris zur Aufführung kam und leider ausgepocht wurde, tröstete ich ihn im Café Procope, als plötzlich ein Billet für ihn ankam, dessen ganzer Inhalt P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. war. »Wissen Sie diese vierzehn P zu dechiffriren?« fragte er mich. »Nichts leichter als das,« meinte ich; »doch fürchte ich, Sie damit zu beleidigen.« »Durchaus nicht,« sagte er. »Nun denn, ich glaube, diese vierzehn P haben nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten, als Pelopée, Pièce Pitoyable Presentée Par Pellegrin, Pauvre Petit Poëte Provençal — er war Anno 1663 zu Marseille geboren — Prêtre, Parasite Parfaitement Puni.«"

„Und was sagte der Abbé?"

„Er rief den Garçon, bezahlte ſein Glas Zuckerwaſſer, ging und war ſeit jenem Abende bis zu ſeinem Tode — er ſtarb am 5. September 1745 zu Paris — einer meiner erbittertſten Feinde.“

„Und nicht mit Unrecht, lieber Graf, denn nichts verwundet tiefer, als ein boshafter Scherz zu unrechter Zeit. — Sie ſelbſt alſo trinken . . .“

„Niemals,“ antwortete Saint Germain mit ſtoiſchem Ernſte. Der allergrößte Trinker, den ich in meinem langen Leben kennen gelernt habe, iſt zweifelsohne Graf Adam Malachowsky, der Kron-Vorſchneider König Auguſt's III. von Polen. Das Volk hat ihm den Spitznamen: »Geſundheittödter« gegeben, weil er viele Leute durch Weingenuß dergeſtalt trunken gemacht hatte, daß ſie gleich nach der Zeche eingeſchlafen waren, ohne je wieder aufzuwachen. Der Graf beſitzt einen Rieſenbecher, der zwei Quart faßt, und worauf drei Herzen, mit der Unterſchrift: „Corda fidelium“ eingeprägt ſind. Ich ſah dieſen Becher auf einem Bankett, das mein Freund Malachowsky in Boutova Gora, ſeinem Wohnſitze, gab und auf dem er durch einen Almoſenſammler aus dem Bernhardinerkloſter Wielka Wola im Trinken beſiegt wurde.“

„Graf, ich bewundere Sie!“

„Weil ich nicht trinke?“

„Ach nein, weil Sie ein ſo vortreffliches Gedächtniß haben.“

Unterdeſſen jagte eine Schüſſel die andere. Die Tafel

bog ſich unter der Laſt der Speiſen, von denen eine einladender, verlockender, hinreißender als die andere war. Saint Germain ſah all' die Herrlichkeiten kommen und verſchwinden; er betrachtete alle dieſe Genüſſe, die ſeinen Appetit herausfordern ſollten, mit ſo eßluſtloſer Miene, daß die Marquiſe, die ihren Racheplan ſcheitern ſah, vor Aerger faſt den eigenen Appetit verlor. Frau von Pompadour nahm jetzt die Miene einer Bittenden an.

„Mir zu Liebe, beſter Graf, ſollten Sie ein Stückchen, ein ganz kleines Stückchen von dieſem dindon aux truffes koſten, um mir einzugeſtehen, daß es das Geſchmackvollſte iſt, was Sie in Ihrem Leben genoſſen haben."

„Fordern Sie, Frau Marquiſe, alles Andere, nur dies nicht von mir. Ich bin überzeugt, daß der Biſſen, den ich äße, mir, wenn auch nicht den Tod, denn dafür ſchützt mich, Dank dem Himmel, mein Elixir, doch eine ſchwere Krankheit zuziehen würde. Mein Magen hat ſeit den letzten ſiebenzehn Jahren die üble Angewohnheit des Eſſens und Trinkens dergeſtalt abgeſtreift, daß es ihn aufs Tiefſte kränken und verletzen hieße, wollte ich ihm plötzlich zumuthen, der liebgewordenen Entſagung untreu zu werden."

Die Tafel währte drei Stunden. Der Nachtiſch verdunkelte Alles, was in dieſer Art reizender Tafel-Epiloge jemals dageweſen war. Der Graf blieb kalt und unempfindlich gegen jedes neue Schach, das Frau von Pompadour ſeinem Appetite bot: er aß und trank nichts, aber deſto mehr ſchwatzte er von Perſonen und Dingen, die für eine ſo erleuchtete Feinſchmeckerin, wie die Geliebte Ludwigs XV.,

die höchste Anziehungskraft besaßen. Das Gespräch kreiste um die Tafelfreuden der alten Griechen und Römer.

„In jener schönen Zeit," erzählte Saint Germain, „in der unter den Auspicien des großen Pericles die Künste ihren Meridian erreicht hatten, durfte auch die edle Kochkunst, die Amme aller schönen Künste, nicht zurückbleiben. Doch gleichwie von den Maler- und Bildhauerwerken so vieler berühmten Meister nichts auf die Nachwelt, als der ruhmgeschmückte Name derselben übergegangen, eben so ist von dem Ruhm so vieler gefeierten Kochkünstler in Athen und Syrakus nichts Anderes als die Erinnerung übrig geblieben. Unter den Heroen der Kochkunst Griechenlands nennt die dankbare Nachwelt Pantaleon, Zopyon, Simonaktides, Epenetos und Epikrikos. — Zu den Lieblingsspeisen der griechischen Tafelfreunde gehörten die Fasanen, die sie aus Kolchis bezogen, die aber so selten waren, daß ein Ptolemäer noch auf dem Todtenbette mit seinem Schicksal haderte, weil es so grausam gewesen war, ihm nie den Genuß gegönnt zu haben, das Fleisch dieses köstlichen Geflügels zu kosten. Die Insel Samos erhielt ihren Ruhm von der Virtuosität, mit der sie die Pfauen zu mästen verstand. — Die Nachkommen des Romulus mästeten auch Schwäne, zu welchem Behufe diese schönen Thiere geblendet wurden. — Der ehrwürdige Schlemmer Apicius, der sein ganzes Vermögen verprasste, war unter Anderm auch ein großer Verehrer der Straußen-Braten; Kaiser Heliogabalus liebte nur das Hirn derselben. — Die Gänseleber stand schon vor zweitausend Jahren

in solchem Ansehen, wie jetzt. Schon der liebenswürdige Horaz griff in die Saiten seiner unsterblichen Lyra, um ihren Ruhm zu preisen. — Maß und Gewicht gehörten zu den geheim gehaltenen Künsten der alten Küche; ein Dutzend Lerchen mußte mindestens zwölf Pfund wiegen, sonst waren sie nicht tafelfähig. — Die Zahl der bei den Feinschmeckern des Alterthums in hoher Achtung stehenden Wassergeschöpfe war nicht unbedeutend. Ihr größter Liebling aber blieb der Stör, der von bekränzten Sclaven unter Gesang und Musik wie im Triumphe aufgetragen wurde. — Von einem andern Wassergeschöpfe, Amia genannt, versichert ein attisches Sprichwort, es sei so vortrefflich gewesen, daß selbst der ungeschickteste Koch nicht im Stande gewesen sei, ihm seinen Wohlgeschmack zu rauben. — Nicht zehn Bände würden hinreichen, die Höhe zu beschreiben, zu der die Gourmandise zur Zeit des römischen Kaiserreichs emporgestiegen war. Geta, der oft drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung zu schmausen und zu bechern gewußt, ließ sich die Speisen nach der Reihenfolge des Alphabetes vorsetzen und nahm auf diese Weise ein ganzes Wörterbuch von Gerichten in succum et sanguinem in sich auf. — Tiberius gewußt den Piso zum Prätor zu ernennen, weil derselbe drei Mal vierundzwanzig Austern gezecht und trotzdem — welch' bewundernswerthes Glück! — nicht den kleinsten Rausch davongetragen hatte. Wegen einer ähnlichen Heldenthat wurde Flaccus zum Consulate in Syrien erhoben. — Vitellius, der stets einen Schuh vom rechten Fuße seiner Gemahlin

auf der Bruſt trug, geruhte einſt ein Gaſtmahl zu geben, bei dem nicht weniger als zweitauſend fünfhundert verſchiedene Fiſchgattungen, zu deren Fang die römiſche Flotte bis zum ſchwarzen Meere vorgedrungen war, die Eßluſt ſeiner Gäſte in die Schranken riefen. — Heliogabalus gefiel ſich in der Caprice, ungenießbare Dinge genießbar zu machen, eine Eigenheit, die mich an einen lieben Freund erinnert, der ſich zu Tode gegrämt hatte, weil ihm der Verſuch mißglückt war, den Rüben eine Delicateſſe abzugewinnen, die wir den Schnepfen verdanken. — Der Römer Catius, der die Behauptung aufgeſtellt, ein für die Tafel beſtimmtes Wild müſſe, um den wahren haut-gout zu erhalten, in Falernerwein gebadet werden, war ein Mann, der, wie mein hochverehrter Gönner, Papſt Leo X., gemeint, für dieſen wohl zu beherzigenden Rath ſchon längſt einen Obelisk verdient hat. Ein Mann wie dieſer große Römer wäre im Stande geweſen, ein Rippchen jenes Herzogs Georg von Clarence zu verſuchen, welcher, von ſeinem Bruder König Eduard IV. gezwungen, ſich zur Beſtrafung ſeines Hochverraths eine Todesart auszuwählen, auf den köſtlichen, echt engliſchen Einfall gerieth, ſich im Tower in einer Tonne Malvaſier zu erſaufen. Die Tonne zeigt man noch jetzt . . ."

„Aber der Malvaſier?" fragte Herr von Marigny.

„Iſt leider längſt ſchon ausgetrunken."

„Schade, Schade!" meinte der Herr General-Bankdirector. „Malvaſier iſt mein Lieblingsgetränk."

„Quintus Fortenſius," fuhr der Graf fort, „der

Nebenbuhler seines großen Freundes Cicero, ein sehr berühmter Redner, der seine Bibliothek im Keller und seinen Keller in der Bibliothek hatte, hinterließ zum Troste seiner Freunde zehntausend Maaß des allerfeinsten Falerners, ein Vermächtniß, das Manchem genußreicher als der literarische Nachlaß des großen Cicero vorgekommen sein mag. Derselbe Hortensius liebte seine Muränen dergestalt, daß er in Thränen zerfloß, wenn eine derselben in's Jenseits hinüberschwamm. Auf einen dieser Fische, sagt man, habe der große Redner eine äußerst rührende Grabschrift gedichtet, die, zum Leidwesen aller Dichter und Feinschmecker, in dem Alles mit sich fortreißenden Strome der Vergessenheit untergegangen ist. — Crassus ging noch weiter: nach dem Tode einer seiner Muränen legte er Trauer- und als bald darauf der Himmel dessen Frau zu sich nahm, Fest-Kleider an. Das ist komisch! Was aber soll man zu der kalten Grausamkeit des Vidius Pollio, eines Freundes des Kaisers Augustus, sagen, der, überzeugt, daß Muränen mit Menschenfleisch gefüttert mehr Kraft und Saft erhalten, ihren in seinem Fischteiche beim Golfe Mare Piano tagtäglich zwei bis drei seiner Sclaven vorwerfen ließ?!"

So wußte Saint Germain fast von jeder geschichtlichen Person der alten und neuen Zeit eine Eigenthümlichkeit, einen Scherz, eine Anekdote, in Bezug auf die Freuden der Tafel, zu erzählen. Es gab seit den letzten vierhundert Jahren kein einziges großartiges Fest, dem er nicht beigewohnt haben wollte; er portraitirte jeden

einzelnen Gaſt, ſchilderte die allerkleinſten Details und wußte ſie bald mit heitern, bald mit ernſten Anekdoten auszuſchmücken.

Montezuma, der letzte Beherrſcher Mexiko's, war nach der Ausſage des Grafen ein ſo großer Vielfraß, daß er ſich täglich zweihundert verſchiedene Speiſen vorſetzen ließ.

Der gelehrte Kanzler Dupuat, den unſer Wunderwann ſo genau als ſich ſelbſt gekannt haben will, ſoll, wie Mäcenas, ein großer Verehrer des Elefantfleiſches geweſen ſein. Von dem Genuſſe dieſes äußerſt nahrhaften Fleiſches bekam der Kanzler nach und nach einen Embonpoint von ſo ehrwürdigem Umfange, daß er ſeinen Arbeitstiſch rund mußte ausſchneiden laſſen, um Platz für ſeinen pittoresken Bauch zu gewinnen.

Man ſprach von den Päpſten.

„Im ſechszehnten Jahrhundert," berichtete die lebendige Chronik, „waren die Schätze des heiligen Vaters durch zwei Schlöſſer verwahrt, zu welchen einer ſeiner Anverwandten und der Kardinal Nepot die Schlüſſel hatten. Kein Fremder durfte die päpſtliche Küche betreten; wer dieſe Vorſchrift überſchritt, wurde excommunicirt."

Zu den hundert Feſten, durch deren genaue Beſchreibung er die ganze Tafelrunde unterhielt, gehörte auch das grandioſe Gaſtmahl, das Friedrich August der Starke, der bei Zeuthain ein Lager aufgeſchlagen hatte, das ihn in vier Wochen eine Million Thaler gekoſtet haben ſoll, am 26. Juni 1730 ſeiner Armee von 30,000 Mann gab, die

Alle auf ein Trompeten-Signal ihre Teller in die Elbe warfen.

Die Rede kam auf den Wein.

„Die alten Römer," sagte der Graf, „verlangten von einem Weine, der ihnen munden sollte, fünf Eigenschaften, die alle mit einem f anfingen. „Si bona vinis cupis," lautet ein altrömischer Lehrsatz, „quinque haec laudantur in illis: fortis, formosa, fragrantia, frigida, frisca." Der Stoiker Seneca nennt den Wein die Lethe, die alle Sorgen hinwegspühlt. Nach Conrad Celtes, dem ersten Dichter, der in Deutschland von Kaiser Maximilian I. gekrönt worden war, gab es vier Beförderungsmittel zu einem langen, frohen Leben: Schlaf und Philosophie, Freundschaft und Wein. Der große Arzt Guilielmo Gratarolli, dem wir ein sehr gelobtes Werk über den Wein verdanken, nennt ihn Seelenbalsam."

Bei dieser Gelegenheit rühmte sich unser Wundermann, ein so großer Weinkenner zu sein, daß er den Namen jeder Sorte, ohne sie zu kosten, am Geruche erkennen und mit verbundenen Augen die Farbe derselben errathen wolle. Als man einen Versuch anzustellen beschloß, sagte Saint Germain:

„Heute habe ich den Schnupfen, darum ein ander Mal!"

Wie jener Bischof Benno von Meißen, der vom Papste Hadrian VI. am 31. Mai 1523 in die Kategorie der Heiligen versetzt worden war, weil er unter vielen Wundern, welche man ihm nachrühmt, auch die verrichtet haben soll, daß er trockenen Fußes durch die Elbe gegangen sei, an

zwei Orten zugleich die Messe gelesen und nach seinem Tode dem Markgrafen Wilhelm von Meißen im Traume ein Auge ausgestochen habe, wie jener heilige Franciscus wollte Saint Germain auch Wasser in Wein und, umgekehrt, Wein in Wasser verwandeln können.

„Ersteres," meinte der Graf, „ist freilich viel schwieriger als Letzteres, denn die Kunst, Wein in Wasser umzutaufen, verstehen heutzutage fast jeder Kellermeister; die umgekehrte Verwandlung aber ist eines jener unbezahlbaren Geheimnisse, für dessen Offenbarung mir Papst Leo X., der bekanntlich ein großer Verehrer der edlen Bacchusgabe war, vergebens zwei Bisthümer und einen Cardinalshut angetragen hatte."

„Warum soll ein Wundermann, der Meteore in Kieselsteine verwandeln kann, nicht auch Kaffee in Chocolade, Chocolade in Thee und Thee wieder in Kaffee metamorphosiren können?" sprach Frau von Pompadour. „Ich traue Ihnen mehr noch als das zu. Aber wollen Sie uns jetzt eine kleine Gefälligkeit erweisen?"

„Mit Vergnügen, gnädige Frau!"

„Wollen Sie nicht, um hier manchen Zweifler zu bekehren, dieses Glas Wasser vor unseren Augen in Wein verwandeln?"

„In weißen Wein?" fragte der Graf.

„In rothen," wenn ich bitten darf.

„Nichts leichter als das," sprach unser Magier, nahm das Glas und ... aß Rothwein hinein.

„Ah, das ist keine Hexerei," meinte Herr von Marigny.

„Ja, noch mehr," fügte der Graf hinzu, „es gehört nicht einmal Geschwindigkeit dazu. Verzeihung, Frau Marquise, wenn Ihre Erwartung diesmal getäuscht worden ist. Nur ein unklarer Gedanke verknallt sein Pulver auf einmal. Wenn ich heute all' meine kleinen Künste ausframe, was bleibt mir dann für morgen übrig? Ich zeige Ihnen das, was Sie gewünscht haben, ein anderes Mal."

„Aber warum denn nicht heute?"

„Ich bedarf dazu eines Talismans, den ich nicht immer bei mir führe . . ."

„Bringen Sie ihn das nächste Mal mit?"

„Wenn ich ihn nicht vergesse, ganz bestimmt!"

XLVII.

„Es schlug eben Mitternacht, als der Graf seine Wohnung erreichte. Erst nachdem er drei Mal geklingelt hatte, erschien sein junger Kammerdiener mit einem Armleuchter, um seinem Herrn den Eingang zu öffnen.

„Ist die Gräfin schon zu Bette?"

„Seit einer Stunde . . ."

„War der Cavaliere bei ihr?"

„Nein?"

„Hatte sie auch keinen anderen Besuch?"

„Nur keinen!"

„Ist Alles fertig?" fragte er mit einer Miene, in der sich die größte Ungeduld abspiegelte.

„Alles, Alles!"

„Das iſt brav von Dir, mein lieber Benjamin," ſagte der gnädige Herr und kneifte ſeinem Diener die jugendliche Wange.

Beim Eintreten in ſein Zimmer, in dem zu beiden Seiten eine ſpaniſche Wand ſtand, fand der Graf eine hellerleuchtete, wohl beſetzte Tafel und einen Fauteuil à la Bergère, der auf die Ankunft deſſen harrte, für den dieſes Abendbrot beſtimmt war. Eine reiche Auswahl kalter Speiſen, worunter Austern, Hummern, Bayonner Schinken und eine Straßburger Gänſeleberpaſtete, ein köſtlicher Nachtiſch und eine kleine Batterie Rothweinflaſchen bildeten ein ehluſtſpacheindes Ambigu, das Saint Germain mit wonnetrunkenen Blicken überſchaute.

„Benjamin," rief er aus, „mein Hunger überſteigt alle menſchlichen Begriffe; mit der Beſchreibung ſeiner Größe könnte ich einen Folianten füllen; jede Faſer, jede Ader, jeder Nerv in mir hat coloſſalen Hunger. Du ſollſt Dich wundern, mein Junge, wie ich einhauen werde," ſagte der Graf, der ſich unterdeſſen geſetzt, die Serviette um den Hals gebunden und die Aermel ſeines braunen Sammetrocks aufgekrempelt hatte.

„Wer ſollte es glauben, daß es möglich ſei, daß ein Mann, der ſoeben von der Abendtafel der Frau von Pompadour heimkehrt, ſolchen Wolfshunger mitbringen kann," meinte der verſchmitzte Diener und ſchlug, als ob er Gott weiß wie ſehr ſich darüber verwundere, die Hände über den Kopf zuſammen.

„Du weißt, Benjamin, daß ich niemals außer dem

Hause, niemals in Gegenwart eines Fremden esse. Die Gräfin und Du, mein Junge, sind die Einzigen, denen ich das Glück zu Theil werden lasse, täglich Zeuge meines unbefleckten Appetits zu sein."

„Ich habe Sie schon oft gefragt, gnädiger Herr, warum Sie sich in Gegenwart anderer Leute so consequent alles Essens enthalten? Wollen Sie nicht die Güte haben, dem treuesten Ihrer Diener über dieses Räthsel Aufschluß zu ertheilen?"

„Sieh, mein lieber Benjamin, ein Mann, der seinen Nebenmenschen Respect einflößen, der vor ihnen nicht als ein alltäglicher Charakter erscheinen, ihnen imponiren will, darf nie in Gegenwart fremder Leute den Trieb des thierischen Leibes, seinen Hunger, stillen. Die größten Geister verlieren ihren Nimbus, sobald wir sie essen sehen, denn während des Essens schleicht sich selbst auf dem Gesichte des geistreichsten Mannes ein alberner Zug ein, der um so schärfer hervortritt, je größer sein Appetit ist. Ein dummer Mensch sieht niemals dümmer als während des Essens aus. Das Beißen der Zähne, das Kauen der Kinnladen, das Hin- und Herzappeln seiner Lippen, die thierische Begierde, die aus seinem Auge spricht, verzerrt seine ohnedies etwas affenähnliche Physiognomie und läßt seine nahe Verwandtschaft mit diesem Thiere noch deutlicher als gewöhnlich hervortreten. Helden, die wir wegen ihrer Tapferkeit angestaunt; Dichter, die wir wegen ihrer Genialität bewundert; Frauen, die wir wegen der Schönheit ihrer Züge, wegen der Reinheit ihres Ausdrucks geliebt

und angebetet haben, erſcheinen uns im Lichte der Alltäglichkeit, wenn wir ſehen, daß ſie Hunger haben wie wir, daß ſie eſſen wie Unſereiner. Denke Dir einen Gott, der Kalbs-Cotelettes, Boeuf à la mode oder ſonſt Etwas ißt, und frage Dich, ob Du ſolch einen Gott dann noch bewundern und verehren kannſt? Aus dieſem und keinem andern Grunde aß mein Freund und Vorbild, der große Prophet Mahomet, ſtets allein und bei verſchloſſenen Thüren. Begreifſt Du nun, mein lieber Benjamin, warum Dein Herr und Gebieter ſich den Anſchein giebt, als ob er, gleich einer Blume, von den Küſſen des Thaues und von den Strahlen der Sonne lebe?"

„Ja, Herr Graf, nun begreife ich's wohl. Aber weniger begreife ich die Leute, die Ihnen das Alles glauben."

„Die Menſchen, mein junger Freund, glauben Nichts und eigentlich doch Alles. Glauben ſie nicht noch viel Dümmeres als das? Sagt man einem Schwachkopf — unter je zehn Menſchen haben neune Anſpruch auf dieſen Ehrennamen — ſagt man alſo einem dieſer Schwachköpfe: dieſe weiße Atlasweſte iſt blau, ſo glaubt er's zuletzt ſo feſt und gewiß, daß er's, wenn man's verlangen wollte, ſogar beſchwören würde. Doch genug davon; wenn der Magen ſpricht, ſchweigt die Zunge, und wenn man Luſt zum Eſſen hat, iſt man nicht zum Schwatzen aufgelegt. Die Auſtern, Freund Benjamin, waren delicat; nun raſch die Hummern her. Ha, ha, ha!"

„Sie lachen . . . Darf Ihr treuer Diener wiſſen, weshalb?"

„Vor zwei Stunden erzählt: ich an der Tafel der Marquise, ich hätte mir Anno 1470 beim Erzbischof von York an einem Hummer den Magen verdorben. Ist das nicht zum Lachen?“

„Zum Todtlachen, gnädiger Herr!“

„Gieb mir Essig und Oel. Ach, nichts geht doch über Hummern! Nicht wahr, mein Junge?“

„Hummern sind die Blumen, Austern sind die Sterne des Meeres!

„Mille sept cent cinquante sept diables, Du wirst poetisch. Hast Du etwa Hunger, mein Kleiner? Dort sind noch Austern, nimm sie Dir!“

„Sie sind doch ein lieber, charmanter, prächtiger Herr! Ich wünsche mir mein Leben lang keinen bessern!“

„Versuche nun auch diese Hummern! Aber verdirb Dir ja nicht den Magen daran, mein Kind, denn ein Mensch mit einem verdorbenen Magen ...“

„Ist ein Invalide mit einem hölzernen Bein ...“

„Wahr, sehr wahr, junger Mann! Aus Dir kann und muß noch viel werden! Da ist Wein, schenk' ein, und trinke, so viel Dir gefällt.“

Benjamin entkorkte eine Flasche, füllte sein Glas und rief: „Es lebe der Graf Saint Germain!“

„Danke, danke! Aber hast Du auch draußen die Thür hinter Dir zugeschlossen?“

„Sein Sie unbesorgt, Herr Graf, das vergesse ich nie.“

In demselben Augenblicke ließ sich draußen auf dem Flure ein starker Riß an der Klingel vernehmen.

„Par Dieu, welchem Teufel fällt es ein, mich nach Mitternacht durch ſeinen Beſuch zu ſtören?“

„Soll ich öffnen?“

„Um dieſe Zeit ſtattet man keine Beſuche ab. Wir eſſen und thun, als hätten wir nichts gehört.“

Da klingelte es zum zweiten Male.

„Teufel, wer mag das ſein?“

„Vielleicht Spitzbuben, welche einbrechen wollen?“

„Nein, guter Benjamin, die klingeln nicht . . .“

Da ging zum dritten Male die Klingel.

„Sieh zu, wer draußen iſt!“

Benjamin nahm einen Armleuchter vom Tiſche, eilte hinaus, ſchaute durch das kleine in der Thür angebrachte Guckfenſterchen und kam gleich darauf mit der Nachricht zurück: „Frau von Pompadour und Madame Duhauſſet. Soll ich ſie abweiſen?“

„Gott behüte; ich weiß, weshalb ſie kommen. Setze Dich raſch zu Tiſche, binde Dir eine Servirtte um und übernimm meine Stelle; ich will thun, als ob ich Dich bediente.“

„Charmant, charmant!“ rief Benjamin und etablirte ſich mit komiſcher Hochnäſigkeit im Lehnſtuhl ſeines Herrn.

„Ich will der Marquiſe entgegengehen,“ ſagte der Graf und eilte hinaus.

Eine Minute ſpäter traten die Marquiſe und ihre Begleiterin ein.

„Ei, was ſehe ich?“ rief Frau von Pompadour. „Wir haben Sie vom Souper aufgeſtört?“

„Mich nicht, gnädige Frau," erwiderte Saint Germain mit gothiſcher Ruhe und byzantiniſchem Ernſte.

„Sie nicht? Ei, wer ſoupirt denn hier?"

„Mein kleiner Benjamin . . ."

„Und Sie, Herr Graf?"

„Ich mache die Honneurs . . ."

„Der Herr ſeinem Diener???"

„Ich folge darin dem Beiſpiele der alten Römer, die zur Zeit der Saturnalien ihre Diener bedienten."

„Und Sie, Herr Graf, haben alſo wirklich nichts gegeſſen?"

„Nicht einen Biſſen," betheuerte Benjamin, ruhig weiter eſſend.

„Auch nicht getrunken?"

„Nicht einen Tropfen," verſicherte der junge Menſch.

„Ich fragte, wenn ich nicht irre, den Grafen . . ."

„Benjamin hat noch niemals eine Unwahrheit geſagt. Ich habe weder gegeſſen noch getrunken . . ."

„Ei, woher kommt dann auf Ihre weiße Atlasweſte dieſer rothe Fleck, der, wie mir ſcheint, noch ganz naß iſt?"

„Das iſt . . ." ſtammelte der Graf.

„Dinte, nichts als Dinte," fiel der naiv fortplaudernde Zamunus ein.

„Ja, wie geſagt, nichts als Dinte," wiederholte Saint Germain, der im Stillen die Geiſtesgegenwart Benjamin's bewunderte.

„Und darf man fragen, welch' ein Umſtand Sie ſo ſpät noch mit rother Dinte in Colliſion gebracht?"

„Ich habe meinem Benjamin kurz vorher ein Recept verſchrieben.“

„Ja, ja, ein Recept, gnädige Frau!“

„Woran fehlt es dem Kleinen?“

„An Appetit, Frau Marquiſe.“

„Mir ſcheint aber . . .“

„Ja, gnädige Frau, den Heißhunger, den Sie jetzt an mir bewundern, verdanke ich einzig und allein dem Mittel, das mein gnädiger Herr mir mit der rothen Tinte verſchrieben hat.“

„Wie alt iſt dieſer Knabe Benjamin?“

„Nächſte Pfingſten feiere ich meinen hundertzweiundzwanzigſten Geburtstag.“

„Der alte Herr haben ſich vortrefflich conſervirt,“ flüſterte Madame Dubauſſet der Marquiſe zu.

„Iſt es den Damen gefällig, meinen Taufſchein zu ſehen?“ fragte der kecke Patron mit einem Griffe nach der Bruſttaſche.

„Wir Frauen ſind ein wenig neugierig, zeige mir Deinen Taufſchein,“ ſprach Frau von Pompadour.

„Bei Jakob und ſeinen Söhnen,“ rief Benjamin, „ſoeben fällt mir ein, daß Ihr ganz unterthänigſter Diener ſeinen Taufſchein . . .“

„Geſtern verbrannt hat,“ fügte der Graf hinzu.

„Verbrannt?“ wiederholte die Marquiſe.

„Und weshalb?“ fragte die Kammerfrau.

„Um mich, wie es andere Leute machen, für jünger

auszugeben, als ich bin," erwiderte Benjamin, mit großer Gemüthsruhe den Inhalt einer Paſtete analyſirend.

„Graf, wo iſt Ihre Schweſter?

„Sie ſchläft bereits. Aber wenn Sie wünſchen, daß ich ſie wecken ſoll . . ."

„Nein, nein, durchaus nicht! Ich habe zwei Worte mit Ihnen allein zu ſprechen."

„Der Graf gab ſeinem kleinen Famulus einen Wink, worauf er ſich ſofort entfernte.

„Womit kann ich dienen?" fragte der Wundermann, ihr einen Fauteuil anbietend.

„Seit drei Tagen iſt der Kĕnig . . ."

In demſelben Augenblicke vernahm man einen Riß an der Klingel. Die Damen fuhren erſchreckt zuſammen. Gleich darauf erſchien Benjamin.

„Was giebt's?" fragte der Graf.

„Zwei verſchleierte Damen. »Zu wem wünſchen Sie?« fragte ich. »Zum Grafen Saint Germain,« ſagte die Eine. »Mein Herr ſchläft ſchon,« ſagte ich. »Dann weckt ihn, guter Freund,« ſagte die Andere. »Und weshalb?« »Weil ich ihn dringend zu ſprechen habe.« »Darf ich um Ihren Namen bitten?« fragte ich; darauf ſteckte eine der Damen dies Papier durch's Guckfenſter. »Der Umſchlag iſt für Euch, die Karte für Euern Herrn,« ſagte ſie."

„Gieb her, Benjamin!"

Der Umſchlag war eine Banknote von fünfhundert Livres; auf der Karte ſtand: Madame la Princesse d'Anhalt-Zerbst.

„Was ſoll ich thun, Frau Marquiſe?“ fragte Saint Germain.

„Laſſen Sie die Durchlaucht abweiſen . . .“

„Das geht nicht . . .“

„Was wird meine Freundin, die Fürſtin von mir denken, wenn ſie mich um dieſe Zeit in Ihrer Wohnung findet?“

„Es gibt hier nur einen Ausweg. Sie müſſen die Gewogenheit haben, ſich hinter dieſe ſpaniſche Wand zu verbergen und da ſo lange zu warten, bis die Prinzeſſin ihren Rückzug antritt.“

„Das wollen wir thun,“ erklärten die Damen und verſteckten ſich hinter eine der beiden Wände.

„Nun mag ſie eintreten,“ ſagte der Graf zu Benjamin.

Die Dame, die ſoeben ihre Karte abgegeben hatte, war Eliſabeth von Holſtein, die Gemahlin des Fürſten Chriſtian Auguſt von Anhalt-Zerbſt, die Mutter der Gemahlin des Großfürſten Peter, der nachmaligen Kaiſerin Katharina von Rußland, eine ältliche, aber noch immer ſehr liebenswürdige Dame, die ſich ſeit einigen Monaten in Paris zum Beſuche aufhielt und den Grafen erſt unlängſt durch den däniſchen Geſandten kennen gelernt hatte. Die Begleiterin der Prinzeſſin war ein Fräulein von . . .

„Lieber Graf,“ ſagte die Prinzeſſin, „Sie werden ſicher nicht errathen, was zu ſo ſpäter Stunde mich in Ihre Wohnung treibt! Ich komme, um Ihnen vor Allem Lebewohl zu ſagen . . .“

„Wie, Durchlaucht verlaſſen Paris?“

„Morgen früh um Sechs. Vor zwei Stunden habe ich eine wichtige Nachricht erhalten, die mich ungesäumt nach Petersburg, zu meiner Freundin Katharina, zurückruft. Es sind dort Dinge im Werden, die meine Gegenwart durchaus nothwendig machen. Bevor wir scheiden, lieber Graf, habe ich eine Bitte an Sie ..."

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten ..."

„Vor vier Stunden erzählte mir Baron von Gleichen, dem ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verdanke, er habe aus ganz sicherer Quelle erfahren, Sie hätten einer hochstehenden Dame am Hofe von Versailles einen Aether verkauft, der sie in kurzer Zeit dergestalt verjüngt habe, daß sie jetzt wie eine junge Rose von Neuem in voller Blüthe stehe. Graf, ist das wirklich wahr?"

„Die Dame selbst und Alle, die sie kennen, würden es mir mit Freuden bestätigen. Das Mittel, von dem Ihnen der dänische Gesandte erzählt hat, giebt dem welkenden Teint die Frische der ersten Jugend wieder und ..."

„Kostet?" fragte die Prinzessin außerordentlich gespannt.

„Jede Phiole 5000 Francs."

„Und kann ich, da ich morgen früh abreisen muß, noch heute Nacht, vielleicht jetzt gleich, ein halbes Dutzend ..."

„Ihnen, Durchlaucht, steht mein ganzer Vorrath zu Diensten," sprach der Graf, öffnete einen geheimen Wandschrank und überreichte der Fürstin acht Phiolen.

„Ich danke," sagte die Fürstin mit dem verbindlichsten Lächeln, nahm ihr Portefeuille, riß ein Blatt heraus und

ſchrieb darauf: „Gut für 40,000 Francs", unterzeichnete ihren Namen und gab es dem Grafen mit den Worten: „Uebergeben Sie dieſes Blatt dem ruſſiſchen Geſandten, der ſich beeilen wird, Ihnen dieſe Kleinigkeit ſofort auszuzahlen."

„Prinzeſſin, Sie verkennen mich, ich behalte dieſen Bon als einen Autograph, der mehr Werth für mich hat als alles Geld der Welt," verſicherte der galante Wundermann.

„Leben Sie wohl, Graf Saint Germain! Wenn Ihr Weg Sie jemals nach Rußland führt, ſo beſuchen Sie mich und meine Tochter Katharina, die ſich freuen wird, Sie kennen zu lernen. Noch einmal, Adieu, Adieu!"

„Gottlob, ſie geht!" flüſterte Frau von Pompadour hinter dem Schirme.

„Reiſen Sie mit Gott und allen guten Geiſtern, Durchlaucht, und denken Sie auch am Hofe der Kaiſerin Eliſabeth an Ihren treu ergebenen Diener," ſprach der Graf und wollte die Damen zur Thür hinaus begleiten.

Ein paniſcher Schreck durchflog Alle, als ſie in demſelben Augenblicke einen neuen Riß an der Klingel vernahmen. Die beiden Damen prallten zurück.

„Mort de ma vie!" murmelte der Graf, „hat ſich denn heute Nacht ganz Paris gegen mich verſchworen?"

„Himmel, wer mag denn jetzt kommen?" fragte Frau von Pompadour.

„Der König!" meldete der hereinſtürzende Benjamin.

„Jeſus, Maria und Joſeph," ſeufzte die Marquiſe.

„Wo nun hin?“ fragte die bestürzte Prinzessin.

„Hinter diese spanische Wand,“ sagte der Graf.

„Ich zittere wie Espenlaub,“ stöhnte die Fürstin und verkroch sich hinter den zweiten Schirm.

„Salue, Monsieur le Comte,“ sagte der eintretende Monarch.

„Sire, welcher günstige Zufall verschafft mir mitten in der Nacht das Glück Ihres Besuches?“

„Lieber Graf,“ sprach der König, Angioletta's Wachsbild, das er aus Unvorsichtigkeit zerbrochen hatte, aus der Tasche ziehend, „das bewußte Bild . . .“

„Von Poussin,“ sagte Saint Germain, den Finger auf den Mund legend und mit einer Pantomime auf die beiden Schirme hinzeigend.

„Von Poussin?“ fragte Ludwig, der den Wink des Grafen nicht gleich begreifen konnte.

„Sire, das Bild von Poussin erhalten Sie morgen,“ sagte Saint Germain, nahm dem König rasch das Wachsbild aus der Hand und steckte es in seine Brusttasche.

„Himmel, was sehe ich!“ rief Ludwig.

„Was sehen Ew. Majestät?“

„Hinter jedem dieser Schirme halten Sie, wie ich an den Füßen bemerke, ein Paar Damen versteckt . . .“

„Hahaha,“ lachte Frau von Pompadour, schnell aus dem Verstecke hervortretend.

„Sie hier, Marquise?“

„Freilich, freilich . . .“

„Und so ganz allein?“

„Nein, Sire, dort hinter dieſem Schirme ſteckt auch meine Kammerfrau.“

„Und hinter jenem?“

„Die Frau Fürſtin von Anhalt-Zerbſt und eine ihrer Hofdamen.“

„Sire,“ ſtammelte höchſt verlegen die hervortretende Prinzeſſin.

„Ei, ei, meine Damen, was machen Sie hier?“

„Sire,“ ſagte Frau von Pompadour, ſchnell gefaßt, „ich hatte mit der Fürſtin um tauſend Louis gewettet, daß Graf Saint Germain keineswegs von der Luft und ſeinem Elixire, ſondern wie unſer Einer von kalten und warmen Speiſen lebe. Aus dieſem Grunde hatten wir, die Prinzeſſin und ich, beſchloſſen, den Grafen mitten in der Nacht, nach einer Soirée, von der er heißhungrig nach Hauſe gekommen iſt, zu überrumpeln. Wir fanden unſern gemeinſchaftlichen Freund bei einer wohlbeſetzten Tafel. Entſcheiden Sie nun, Sire, wer von uns Beiden die Wette gewonnen hat.“

„Was meinen Sie dazu?“ fragte der König den Grafen.

„Nach meiner Anſicht hat Frau von Pompadour ihre Wette verloren, denn ich habe, ich wiederhole es noch ein Mal, weder gegeſſen, noch getrunken.“

„Aber dieſe Tafel?“ fragte der König.

„War für meinen Benjamin gedeckt . . .“

„Doch wozu, theure Freundin, hatten Sie ſich hinter dieſem Schirme verſteckt?“ fragte Ludwig die Marquiſe.

„Um Sie zu belauschen und auf diese Weise hinter das Geheimniß zu kommen, welch' dringendes Geschäft Ew. Majestät zum Grafen führt . . ."

„Der Grund . . ." erwiderte der König etwas verlegen.

„Liegt sehr nahe," fügte Saint Germain hinzu.

„Und dennoch kann ich ihn nicht finden," meinte Frau von Pompadour.

„Unten vor der Thür harrt Ihre Equipage," sagte der Graf.

„Nun ja, doch begreife ich nicht, in welchem Zusammenhange der nächtliche Besuch Seiner Majestät mit meinem Wagen steht?"

„Der König, der zufällig vorüberfuhr, sah Ihre Equipage und wollte, von leichtverzeihlicher Neugier angetrieben, sich zu überzeugen geruhen . . ."

„Welch' dringendes Geschäft Sie nach Mitternacht zum Grafen führt," setzte der König hinzu, herzlich froh, daß die Geistesgegenwart Saint Germains ihn dadurch aus der Verlegenheit zog.

„Sie wissen nun den Grund," erwiderte die Marquise.

„Und Sie den meinigen," entgegnete der König.

„Graf," sagte die Prinzessin, die auf Kohlen stand, „da unsere Wette nun entschieden ist, will ich nicht länger stören. Sire," fuhr sie fort . . .

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?" fragte der König, den rechten der Fürstin, den linken der Marquise reichend. „Kommen Sie, meine Damen . . ."

„Gute Nacht, lieber Graf," lächelte Frau von Pompadour.

Die Herrschaften traten ihren Rückzug an . . . Saint Germain begleitete sie. Im Vorsaale harrte Benjamin.

„Ein hübscher Bursche," lispelte die Marquise. „Nächsten Pfingsten feierst Du Deinen wievielten Geburtstag?"

„Meinen hundert und zwölften!"

„Ei, seht doch den Schalk!" Seit einer Viertelstunde hat er sich um zehn Jahre verjüngt!"

„Das macht die Freude, Sie bei uns gesehen zu haben."

„Und wie galant er für sein Alter ist! Gute Nacht, schlauer Schelm!"

„Wie der Herr, so der Diener!" sagte der König zu den beiden Damen.

„Dank dem Himmel, daß sie fort sind," dachte der Graf in seinem Innern.

Bald darauf ging er zu Bette.

XLVIII.

Am andern Morgen präsentirte Saint Germain die Anweisung, die er als theuere Handschrift hatte aufbewahren wollen, dem russischen Gesandten und nahm dafür 40,000 Francs in Empfang.

Ob der Aether des Grafen der Prinzessin von Anhalt-Zerbst wirklich etwas geholfen habe, weiß ich leider nicht. Die Einen sagen, die Fürstin habe, trotz der strengen Vorschrift, täglich nicht mehr als sieben Mal sieben Tropfen jener Tinctur einzunehmen, jeden Tag eine ganze Phiole

geleert und sei wieder ganz Kind geworden; Andere wieder behaupten, sie habe sich genau an die Vorschrift des Grafen gehalten, und sei dessenungeachtet von Tag zu Tag älter geworden.

XLIX.

Der Graf hatte das für den König bestimmte Wachsbild so zu kneten gewußt, daß es bei der leisesten Berührung hatte brechen müssen, was denn auch bald genug geschehen war. Saint Germain hatte dadurch Zeit gewonnen, denn als Seine Majestät ein neues Exemplar von ihm verlangten, erklärte der Graf, daß er zur Anfertigung desselben mindestens eben so lange Zeit als zum ersten brauche.

So waren denn wieder vier volle Wochen verflossen, ohne daß sich König Ludwig seinem heißersehnten Ziele einen Fuß breit näher sah. Seine Majestät geruhten bereits Allerhöchstihre Geduld zu verlieren.

„Graf," sagte der König zum Wundermann, als dieser ihm das neuangefertigte Wachsbild überreichte, „Ihre Schwester ist entweder der tugendhafteste Engel oder die verschmitzteste Kokette auf dem ganzen Erdenrunde. Sie würdigt Keinen eines Blickes, nimmt jede Aufmerksamkeit mit der gleichgiltigsten Miene hin und ist kalt wie der Tod; aber eben diese Kälte ist der Zauber, der all' meine Gluth anfacht. Gleichviel, ob sie ein guter Engel oder eine böse Kokette ist, ich liebe sie und gestehe Ihnen, daß sie das erste Weib ist, das einen ernsten Eindruck auf mich macht. Ich fühle mich in ihrer Nähe neu verjüngt; ihr Anblick ruft in meiner Seele grüne Jugendträume wach.

Stundenlang möchte ich den milden Mondglanz ihrer Augen ſchauen, hinabtauchen in den geheimnißvollen Grund dieſer lichtumfloſſenen Welt und dort ihre Gedanken leſen, ihre Wünſche errathen. Tagelang möchte ich der Muſik ihrer Stimme lauſchen und mich berauſchen an dieſen Tönen, die wie ein Concert von Aeolsgeſäuſel und Nachtigallengetön, von Zephirgeflüſter und Harfenklang mein Ohr mit ſüßen Feenmärchen umſpinnt und meine Seele in wunderholde Träume wiegt. Das allergleichgiltigſte Wort erhält in ihrem Munde einen himmliſchen Reiz, einen frommen Zauber, der wie ein herzlieber Ave-Maria-Gruß in meine Seele einzieht und jeden Gedanken zur Andacht ſtimmt. Wenn Angioletta ſpricht, glaube ich eine Seraphſtimme zu vernehmen, die aus azurblauer Höhe Worte des Troſtes auf mich herniederträufelt. Sage ich das Ihrer Schweſter, ſo fängt ſie herzlos zu lachen an und gefällt ſich darin, Alles, was ich für ſie fühle, für Scherz zu halten. Ach, Graf, dieſe Gleichgiltigkeit, dieſe Kälte, dieſes mitleidloſe Lachen bringt mich in Verzweiflung!"

Saint Germain verſuchte zu tröſten.

„Seit drei Tagen," fuhr der König fort, „trage ich einen Brief an Ihre Schweſter bei mir. Darf ich Sie bitten, ihn unerbrochen an Gräfin Angioletta abzugeben?"

„Sire, ich werde nicht ſäumen . . ."

„Wann bringen Sie mir Antwort?"

„Vielleicht ſchon morgen."

„Bringen Sie ihr tauſend heiße Grüße."

Der Graf wollte sich entfernen.

„Noch Eins! Hätten Sie wohl Lust, Herr von Saint Germain, in Kurzem eine diplomatische Mission nach London zu übernehmen?"

„Ew. Majestät finden mich Tag und Nacht zu Ihrem Dienste bereit."

„Wir besprechen das Nähere, wenn Sie mir Antwort von Ihrer Schwester bringen."

Der Graf verneigte sich und ging.

L.

Das Schreiben, das der König dem Gemahle seiner Angebeteten anvertraut hatte, kam uneröffnet in die Hand der Gräfin.

„Ein Billet-doux," sagte Saint Germain.

„Von wem?" fragte Angioletta, die Aufschrift betrachtend.

„Von einem Manne, der Dich liebt, vom König!"

„Der alte Schwärmer langweilt mich. Ich mag nicht wissen, was er mir schreibt," sagte die Gräfin und wollte den Brief zerreißen.

„Darf Dein Gemahl ihn lesen?"

„Ich habe kein Geheimniß ... Du darfst Alles wissen."

Saint Germain las den Brief; er enthielt eine vollständige Liebeserklärung und die Zusage, die Gräfin an dem Tage, an dem sie des Königs Wunsch erhöre, zur Herzogin von Etampes mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt von 500,000 Francs zu erheben.

„Der König bietet Dir ein glänzendes Loos, einen Herzogstitel, Glanz und Reichthum ...“

„Ich verſchmähe ſeine Gaben und wiederhole, was ich Dir oft genug geſagt: der gute Ludwig ennuirt mich ... und legte er ganz Frankreich zu meinen Füßen, ich würde ſeine Wünſche nicht erhören ...“

„Der König verlangt Antwort.“

„Sie lautet kurz und bündig: **Sire, je n'aime pas les Rois.**“

„Und unſer Plan?“

„Gebietet, dem Könige Liebe zu heucheln. Es ſei! Ich will Deinem Ehrgeize ein ſchweres Opfer bringen, dem Schwärmer antworten und ihm Hoffnung machen.“

Und das that ſie auch. Saint Germain, entzückt über die Treue ſeiner Gemahlin, fühlte ſich nach dieſer neuen Probe beruhigter und glücklicher als je. Er glaubte, daß eine Frau, die den Bewerbungen eines Königs widerſtehen könne, unverführbar ſei. Angioletta aber war ein Weib, das im Manne nur den Mann liebte, ein ſinnliches Weib, in deſſen Augen Jugend und Schönheit, Kraft und Männlichkeit mehr Zaubermacht, als der Glanz einer Krone, als der Reichthum eines Königs beſaßen. Sie liebte Caſanova und hätte ihn geliebt, wäre er ein Bettler, wäre er ein Landſtreicher, wäre er ein Räuber geweſen.

LI.

Es waren ſeitdem zwei Monate verfloſſen.

Angioletta liebte den Cavaliere mit einer Wärme,

einer Gluth, einer Leidenſchaftlichkeit, die allmälig in Tollheit, Wahnſinn, Raſerei überging. Die Gräfin geſtand ſich, daß ſie ohne Caſanova nicht mehr leben könne; dieſer Gedanke hatte in ihrer Seele ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß er nicht mehr auszurotten war. — So lange ſie in Caſanova's Armen lag, war ſie, berauſcht von ſeinen Küſſen, bethört von ſeinen Schwüren, ruhig und glücklich; aber wenn ſie allein war, bemeiſterte ſich ihrer eine Unruhe, eine Angſt und Qual, die alle Martern der Hölle überſtieg; dann erwachte das Gewiſſen; dann nagte es wie ein giftiger Scorpion an ihrem Herzen; dann machte ſie ſich tauſend bittere Vorwürfe, fluchte ihrem Geſchicke und wünſchte ſich den Tod, da das Leben ohne Caſanova's Beſitz ihr als unerträgliche Laſt erſchien. Der Anblick ihres Gemahles flößte ihr Furcht und Schrecken ein: jeder zärtliche Blick, jedes freundliche Wort des betrogenen Gatten drang wie ein zweiſchneidiges Schwert, wie ein vergifteter Pfeil in ihr aus hundert Wunden blutendes Herz. Mehr als ein Mal ſtand ſie auf dem Punkte, vor den Grafen hinzuſinken und ihm die ganze Größe ihrer Schuld zu beichten, ſich ſelbſt anzuklagen als Meineidige, die ſeiner Liebe unwerth ſei; aber Schamgefühl und Furcht vor ſeinem Zorne hielten ſie ſtets davon zurück. Stundenlang ſchloß ſie ſich in ihr Zimmer ein und zerfloß in Thränen. Was ſollte ſie thun? Dieſer frevelhaften Liebe entſagen? Es war zu ſpät! Die Sünde eines gebrochenen Schwures läßt ſich nicht durch Entſagung ſühnen. — Nachts, wenn ſie in den Armen ihres Gemahles lag, drängte ſich zwiſchen

ihn und ſie Caſanova's Bild; dann ſchlug ihr das Herz ſo laut und ungeſtüm, als ob es brechen wollte unter der Laſt des ſüßen Frevels. In dieſer fieberhaften Aufregung war es ihr, als müſſe ſie Caſanova! Caſanova! rufen und ſtatt des Gemahles den Verführer an ihr liebetrunkenes Herz drücken. Wie unerträglich, wie peinigend erſchien ihr dann jede Liebkoſung des Grafen! Matt und müde ſehnte ſie ſich nach Schlaf und dennoch fürchtete ſie ihn, aus Furcht, im Traume, im unbewußten, zügelloſen Denken, das Bekenntniß ihrer Sünde abzulegen, das Geheimniß ihres Frevels zu verrathen. Mit einem Worte: die Gräfin verzweifelte.

Nichts von dem Allem empfand Caſanova. Er liebte Angioletta, wie er vor ihr hundert andere Frauen geliebt. Er erſchöpfte ſich in Schwüren ewiger Liebe, ewiger Treue, ohne daran zu denken, auch nur einen dieſer tauſend Eide zu halten. Von jeher war es ſein Grundſatz, eine Frau nur ſo lange zu lieben, bis ſich eine Andere findet, die liebenswürdiger als Jene iſt. Es koſtete ihm dann nicht den kleinſten Kampf, die alte Neigung als Ballaſt über Bord zu werfen und eine neue Flagge aufzuziehen. Caſanova war, wie Jeder weiß, ein Mann ohne alles Gewiſſen.

„Blumen und Frauen," ſagte er, „ſind nur zum Pflücken auf der Welt. Brichſt Du ſie nicht, ſo bricht ſie ein Anderer! Im Punkte der Liebe muß man ſich keine Scrupel machen; in der Liebe iſt jede Täuſchung, jeder Meineid, Liſt und Gewalt, kurz jedes Mittel, das zum Ziele führt, erlaubt. Wer anders denkt, iſt ein Dummkopf, der bei den Weibern niemals Glück machen wird."

So dachte Signor Casanova, der in der That kein Dummkopf, aber ein gewissenloser Roué war. Aber gerade diese Art von Männern hat fast für alle Frauen etwas Unwiderstehliches; es ist eine alte Erfahrung, daß ein „manvais sujet“ auf sie mehr Eindruck macht, als ein „langweiliger Ehrenmann“.

Und der Graf? Er ahnte nichts, gar nichts!

In manchen Lagen des Lebens sind oft die klügsten Männer die allerdümmsten!

LII.

Eines Morgens, als die Gräfin in Begleitung ihrer Kammerdienerin ausgegangen war, um, wie sie vorgab, bei den Putzhändlerinnen die neuesten Herbstmoden zu mustern und nothwendige Einkäufe zu machen, bekam Saint Germain, als er sich zufällig im Boudoir seiner Gemahlin befand, heftiges Nasenbluten. Ein Griff nach der Rocktasche überzeugte ihn, daß er kein Schnupftuch bei sich habe. In demselben Augenblicke fiel sein Blick auf den Wäschschrank, an dem Angioletta — heute zum ersten Male — den Schlüssel hatte stecken lassen. Der Graf öffnete den Schrank und zog hastig ein Tuch hervor; in demselben Augenblicke gleitete ein Billet, das in der Wäsche versteckt gewesen war, zu seinen Füßen nieder. Anfangs gewahrte er's nicht. Erst als das Nasenbluten aufgehört hatte, bemerkte er das Papier und hob es auf. Man denke sich die traurige Ueberraschung des armen Mannes, als er Folgendes las:

„Meine ſüße A. Morgen, Dienſtag, um eilf Uhr, erwartet Dich in der Kirche Saint Sulpice Dein treuer C.“

Der Graf traute ſeinen Augen nicht. Er las es noch ein Mal und war erſtarrt, verſteinert, vernichtet. Der Verrath ſeines Weibes ſtand plötzlich in der ganzen Nacktheit vor ihm. Hier war kein Zweifel möglich. Dieſe ſüße A. konnte keine Andere als Angioletta, dieſer treue C. — o Himmel und Hölle! — kein Anderer als Caſanova ſein.

Der Graf ſtampfte mit den Füßen, knirſchte mit den Zähnen und war außer ſich vor Zorn. Aber als ſich die erſte Wuth gelegt hatte, trat er an's Fenſter, preßte ſeine fieberheiße Stirn an die kalten Scheiben und fing zu weinen an wie ein Kind. Kein anderes Wort als der Name ſeines Weibes kam über ſeine bleichen Lippen. „Angioletta! Angioletta!“ rief er von Thränen unterbrochen, aber jedesmal klang es anders. Ihr Name war ein Thema, das er durch alle Tonarten ſeiner Empfindungen variirte; bald lag eine tiefe Wehmuth, bald ein bitterer Vorwurf, bald eine furchtbare Drohung, bald eine milde Vergebung im Tone des Grafen.

Nachdem er ſich ausgeweint hatte, ging er beruhigt auf und ab und fragte ſich: „Was iſt zu thun? Soll ich mit dieſem Beweiſe ihrer Schuld vor ſie hintreten und ſie für ihre Untreue beſtrafen, oder ſoll ich ſchweigen und ihr vergeben? Noch bin ich zu aufgeregt, um einen Entſchluß zu faſſen. Aber bevor ich ſie verdamme, muß ich factiſche Beweiſe haben.“

Er nahm ſeinen Hut und ging.

An der nächsten Straßenecke warf er sich in einen Fiaker und fuhr — jeder Leser, welcher eifersüchtig ist, wird bereits errathen haben, wohin er fuhr. Zum Glücke kam er zu spät.

LIII.

Als die Gräfin zwei Stunden später, von ihrem Rendezvous heimgekehrt, in ihr Boudoir eintrat und den Wäschschrank offen fand, wurde sie leichenblaß. Ein dunkles Vorgefühl sagte ihr, daß ihr Geheimniß verrathen sei. Sie suchte das Billet und fand es nicht. Eine grenzenlose Angst schnürte ihr Brust und Kehle zu. Sie wollte fragen und hatte nicht den Muth, sie wollte weinen und vermochte es nicht. Da kam der Graf. Er schien ungewöhnlich heiter.

„Wo war mein süßes Weib?" fragte er, sie herzlich umarmend.

„Ich war bei meiner Putzmacherin."

„Und was hast Du Dir gekauft?"

„Einen Schleier . . ."

„Darf ich ihn sehen?"

„Ich erhalte ihn erst gegen Abend . . ."

„Brauchst Du Geld, so sag' es, denn in einer Stunde reise ich . . ."

„Wohin?" fragte Angioletta, mehr überrascht als erschreckt.

„Eine dringende Angelegenheit ruft mich nach Brüssel."

„Darf ich Dich begleiten?"

„Ich habe Gründe, Dich zu bitten, in Paris zu bleiben."

„Allein, ganz allein willst Du reisen?"

„Ich nehme Benjamin mit . . .“

„Dann bin ich ruhig . . .“

„Du darfſt es ſein, denn in längſtens zehn Tagen bin ich wieder bei Dir.“

„Und darf ich den Grund Deiner Reiſe wiſſen?“

„Ich habe kein Geheimniß vor Dir. Der kaiſerliche Kämmerer, Graf Maximilian Joſeph von Lamberg, einer meiner treueſten Freunde, wünſcht mich im Auftrage der Kaiſerin Maria Thereſia zu ſprechen. Im Namen der Monarchin hat er mich eingeladen, ungeſäumt nach Brüſſel abzureiſen. Die Pferde ſind bereits beſtellt . . .“

„Und wenn man bei Hofe nach Dir fragt?“

„Dann ſage, daß ich auf Anrathen des Arztes nach Spaa gegangen ſei. — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter hielt vor der Wohnung des Grafen ein mit vier Pferden beſpannter Reiſewagen. Das Peitſchengeknall des Poſtillons riß Herrn von Saint Germain aus den Armen ſeiner Gemahlin.

„Es drängt die Zeit,“ ſprach der Graf, „ich muß fort.“

Und bald darauf ſaß er mit Benjamin im Wagen, der pfeilſchnell durch die Straßen jagte.

„Gottlob!“ ſagte die Gräfin und ſetzte ſich an ihren Pult.

In aller Eile ſchrieb ſie an Caſanova folgende Zeilen:

„Zitternd, bebend, ergreife ich die Feder, um Dir, Abgott meiner Seele, ungeſäumt zu melden, daß vor fünf Minuten der Graf nach Brüſſel abgereiſt iſt und erſt in zehn Tagen wiederkehrt. Begreifſt Du, welches Glück,

welche Wonne, welche Seligkeit in dieser Nachricht liegt? Zehn Tage dürfen wir uns angehören, unbewacht, ungestört . . . o Gott, mein Herz zerspringt vor Freude! Heute Nacht, Punkt zwölf Uhr, erwartet Dich mit glühendheißer Sehnsucht Die glücklichste aller Frauen."

LIV.

Man verzeihe mir, daß ich den Faden der Erzählung fallen lasse, um die Frage aufzuwerfen, warum noch Niemand auf den Einfall gerathen, eine Geschichte des sechsten Gebots zu schreiben? Ist es doch von allen zehn Geboten gerade dasjenige, das am häufigsten überschritten wird.

Ein altes Sprüchwort sagt: jedes Gesetz habe eine wächserne Nase, die sich nach Gutdünken stumpf und spitz drehen lasse. Das versuchte André Dacier auch mit dem sechsten Gebote. Als Student suchte er den Beweis zu führen, daß im lateinischen Grundtext unter dem Wort pactum nicht Ehepact, sondern Vertrag im Allgemeinen zu verstehen sei. Nach seiner Ansicht lautet der wahre Sinn des sechsten Gebotes nicht so schauerlich, als man ihn gewöhnlich auszulegen beliebt. Das sechste Gebot, behauptete Dacier, verlangt weiter nichts als: Du sollst keine Verträge brechen. Der Präses war über diese scharfsinnige Auslegung so entzückt, daß er ausrief: „Sie werden entweder ein Teufel oder ein großer Mann!" Leider hat sich aber weder die eine noch die andere Prophezeihung erfüllt. Herr Dacier wurde ein mittelmäßiger Jurist und nebenbei ein langweiliger Schöngeist, den der witzige Pa-

villon nicht mit Unrecht „un gros mulet chargé de tout le bagage de l'antiquité“ nennt. Alſo trotz der Auslegung dieſes Herrn Dacier iſt alle Welt einig, daß das ſechſte Gebot alſo lautet: Du ſollſt nicht ehebrechen.

Ehebruch — adulterium — iſt ein Hochverrath an der ehelichen Treue, eine Verletzung des ehelichen Gelübdes, ein Meineid des Fleiſches.

Die lateiniſche Benennung „adulterium“ ſtammt vom Zeitwort adulterare ab, deſſen Grundbegriff: „ſchwächen“, „verfälſchen“ heißt, daher adulterator monetae ein Falſchmünzer, adulterina moneta falſche Münze, clavis adulterina ein Nachſchlüſſel oder Dietrich heißt. Die galantern Griechen nannten den Ehebruch μοιχεια (Vermiſchung).

Bei faſt allen Völkern der Erde wird der Ehebruch beſtraft. Je roher die Völker, deſto grauſamer ihre Strafgeſetze. Je grauſamer das Geſetz, deſto kürzer die Dauer deſſelben. Die Wahrheit dieſer beiden Sätze beſtätigt ſich durch die Strafen, womit die verſchiedenen Nationen der Erde die Uebertretung des ſechſten Gebots geſühnt haben.

Bei den Juden wurde die Ehebrecherin geſteinigt. Der Mann hingegen verfiel, wie bei allen Völkern, wo Vielweiberei erlaubt iſt, nur dann in Strafe, wenn er eine Verheirathete verführt und dadurch die Rechte eines Andern verletzt hatte.

Ein Sklavenweib, das die Ehe brach, wurde nicht mit dem Tode, ſondern nur mit Schlägen beſtraft, denn das Geſetz ging von dem einfältigen Grundſatze aus, daß die

Ehe eines Leibeigenen geringer als die eines Freien, sein verletztes Recht also minder bedeutend sei. Der freie Jude, der seines Sklaven Weib entehrt hatte, brauchte, um seine Schuld zu sühnen, den Priestern nichts weiter als einen Widder zu opfern.

Jedem freien Juden stand das Recht zu, seiner Frau, beim leisesten Zweifel an deren Treue, den Reinigungseid zuzuschieben. Ein Weib, das des Ehebruchs verdächtig war, mußte im Tempel erscheinen. Ein Priester entblößte ihr Gesicht und den Obertheil des Körpers und schnitt ihr die Haare ab; dann las er ihr einen mit Verwünschungen aller Art angefüllten Eid vor, den sie Wort für Wort nachsprechen mußte; dann füllte er einen Becher mit dem Waschwasser der Priester, that etwas Erde vom Fußboden des Heiligthums hinein, wusch damit die auf eine Tafel geschriebene Eidesformel ab und ließ sie dies Gemisch austrinken. War sie schuldig, so schwoll ihr der Leib auf und sie starb — oft schon nach wenigen Stunden, oft erst in Jahresfrist. War sie unschuldig, so schadete ihr das Wasser nichts. Die Wunderkraft dieses Trankes — das bittere Fluch-Wasser genannt — beruhte wohl nur auf einem bloßen Volksglauben, den die Israeliten aus Aegypten mitgebracht hatten, und den Moses benutzte, weil der Ehebruch dadurch seltener ward. — Ob in jenes Wasser Etwas hineingethan wurde, ist schwer zu bestimmen, obgleich es Viele, aber ohne Erfolg, versucht haben.

Das Weib des Hindus, das die ihrem Gebieter schuldige Treue verletzt, wird auf öffentlichem Markte von

Hunden zerfleischt und ihr Verführer, an ein eisernes, glühend gemachtes Bett befestigt, lebendig verbrannt.

Die alten Aegypter schnitten der Ehebrecherin die Nase ab, da es gleichsam ein Recht der Wiedervergeltung war, das Weib, das durch seine Schönheit zu verbotener Lust gereizt, der höchsten Zierde eines schönen Angesichts zu berauben. Die Strafe war raffinirt-boshaft: eine Laie ohne Nase ist ein Scheusal! — Der Verführer kam mit tausend Stockprügeln davon. Andere wollen behaupten, man habe ihm dann noch das sündige Glied abgeschnitten.

In Lacedämon wurde dem armen Ehebrecher ein Rettig in den Hintern gekeilt, eine Strafe, die unter dem Namen μοιχαρίδωσις bekannt war. Der Reiche zahlte blos Lösegeld.

Nach den Gesetzen, die Solon den Athenienſern gegeben hatte, durfte der Mann seine ehebrecherische Frau tödten oder als Sklavin verkaufen. In letzterm Falle durfte sie nie mehr die Schwelle des Tempels betreten.

Der Mann, der Vater und der Bruder der Frau durfte den Ehebrecher ohne Bedenken todtschlagen.

Der Vater, welcher Beweise von der Entehrung seiner Tochter besaß, durfte dieselbe als Sklavin verkaufen.

Die Lokrier stachen der Ehebrecherin beide Augen aus.

Bei den Thuriern, einem alten Volksstamme im heutigen Neapel, mußten Mann und Weib, die sich des Ehebruchs schuldig gemacht, auf dem Theater vorgeführt und als abschreckendes Beispiel vor den Augen aller Zuschauer prostituirt werden.

Im alten Rom gestattete das Romulische Gesetz jedem

Römer, seine Frau zu verstoßen, wenn sie dem Manne Gift bereitet, Nachschlüssel gemacht oder Ehebruch getrieben hatte. Später wurde dem Ehebrecher das sündige Glied abgehauen und um den Hals gehängt; so wurde er durch die Stadt geführt. Noch später wurden dem Verbrecher blos Nase und Ohren abgeschnitten. Der Ehebrecherin wurde das Haupthaar abgeschoren und eine Toga virilis angezogen; so mußte sie, verfolgt vom Spott und Hohn des schadenfrohen Pöbels, durch die Gassen schreiten; nach überstandener Strafe konnte der Mann sie verstoßen.

Jedem Römer, der seine Frau oder Tochter in den Armen des Verführers traf, stand das Recht zu, Beide, Verführer und Verführte auf der Stelle zu tödten.

Nach der Lex Julia wurde der Ehebrecher mit Landesverweisung bestraft. Das Weib wurde in ein Kloster gesteckt. Später trat an die Stelle des Klosters Gefängniß, aus dem sie sich durch Geldstrafe loskaufen konnte.

Nach demselben Gesetze wurde jeder Römer bestraft, der die Unkeuschheit seiner Frau ertrug, ohne sie vor Gericht zu ziehen und auf deren Bestrafung anzuhalten.

Ein Gesetz des Kaisers Augustus straft beide Verbrecher mit Verbannung und mit Verlust eines Theiles ihres Vermögens.

Unter der Regierung des Kaisers Macrinus wurden beide Verbrecher zusammengebunden und lebendig verbrannt.

Nach einem Gesetze Constantins des Großen wurde der Ehebrecher mit dem Schwerte hingerichtet, und nach einer

Verordnung Juſtinians die Ehebrecherin mit körperlicher Züchtigung und Einſperrung in ein Kloſter beſtraft.

Die alten Deutſchen überließen die Beſtrafung der Ehebrecherin dem Gutdünken des Mannes. In der Regel ſchnitt er ihr in Gegenwart ihrer Verwandten das Haupthaar ab, ließ ſie entkleiden, verſtieß ſie aus ſeinem Hauſe und peitſchte ſie nackt durch das ganze Dorf.

Die Kirche, die im Ehebruch die Verletzung eines heiligen Sacramentes ſieht, ging ſo weit, daß ſie ſterbenden Ehebrechern trotz aller Buße nicht Abſolution ertheilte.

Mahomet verfügt im Koran (Sura 4, betitelt die Weiber): „Wenn Eure Weiber ſich durch Ehebruch verſündigen, ſo müßt Ihr dieſes Verbrechen durch vier Zeugen erweiſen, alsdann könnt Ihr ſie ſo lange in einem beſonderen Behältniſſe Eures Hauſes einkerkern, bis ſie entweder der Tod befreit, oder Gott ihnen ein Mittel gewährt, Eurer Gefangenſchaft zu entrinnen.“

Die Angelſachſen legten der Ehebrecherin die Verpflichtung auf, ſich mit einem Strick aufzuhängen. Ihr Körper wurde verbrannt und der Ehebrecher über deren Aſche aufgehängt.

Bei den Engländern hatte Heinrich I. den Ehebruch mit bloßer Geldſtrafe belegt, Edmund aber das Verbrechen wie den Todtſchlag beſtraft. Canut verordnete, daß man den Ehebrecher verweiſen, der Frau aber Naſe und Ohren abſchneiden ſoll. Die neuere Geſetzgebung hat wieder Geld-Entſchädigungsklagen eingeführt. Als ob Geld im Stande wäre, einen Schandfleck auszumerzen!

Bei den Wisigothen waren beide Verbrecher in des Mannes Gewalt; er durfte sie und ihn erschlagen. Wenn Letzterer keine Kinder hatte, war Jener Erbe der Güter des Erschlagenen.

Das Gesetz des Recessuinde gestattete den Kindern einer ehebrecherischen Frau, sowie den Kindern des Ehebrechers, ihre Aeltern anzuklagen. Dasselbe Gesetz verpflichtete auch die Sklaven, die Ehebrecherin zu fesseln und sie dem Manne und Richter zu denunciren. Grausames Gesetz, welches in die Hände rachsüchtiger Diener die Ehre ihrer Herrin legt! ruft Montesquieu.

Bei den Franken wurden beide Verbrecher nackt durch die Stadt gepeitscht, was tractare hieß.

Wenn in Aragonien eine verheirathete mit einer ledigen Person die Ehe brach, so verlor sie all' ihren Schmuck und ihre Kleider und mußte außerdem 60 Solidi zahlen. Wenn aber beide Theile verheirathet waren, so mußte jeder von ihnen die doppelte Strafe erlegen und wenn sie diese nicht austreiben konnten, erhielt jeder von ihnen 120 Ruthenhiebe.

Die alten Lusitanier verbrannten beide Verbrecher. §. 2. des Grundgesetzes von Lamego lautet: „Jede ehebrecherische Frau, dieses Verbrechens von ihrem Manne vor dem Richter überführt, wird mit ihrem Mitschuldigen lebendig verbrannt; doch soll das Urtheil zuvor der Bestätigung des Königs unterworfen werden. Wenn der Mann sich der Vollziehung des Urtheils widersetzt, soll seine Frau die Strafe nicht erleiden, in diesem Falle aber auch der Mitschuldige begnadigt werden."

Die Böhmen enthaupteten ihre Ehebrecher.

In Polen wurde der Verbrecher auf öffentlichem Markte angenagelt. Man gab ihm ein Scheermeſſer in die Hand und ließ ihm die Wahl, ob er ſich losſchneiden oder auf dieſe Weiſe ſterben wollte.

In ſpätern Zeiten, als ſich, vorzugsweiſe in Deutſchland, jede Stadt ihr eigenes Geſetz (Weichbildrecht, jus civitatis) gab, erfand man für die Uebertretung des ſechſten Gebotes eben ſo viel barbariſche als lächerliche Strafen, Strafen, mit deren Aufzählung man ein ganzes Buch füllen könnte.

Es ſei mir erlaubt, aus dieſer Unzahl zwei Proben anzuführen.

Ein altes ſächſiſches Weichbildrecht beſtimmt: „Er (der beleidigte Theil) ſoll ſie Beide binden auf einander, ſie unter den Galgen führen und daſelbſt ein Grab graben, ſieben Schuh lang und eben ſo tief. In dieſes Grab ſoll er zwei Arme voll Dorngebüſch legen und dann das Weib mit dem Rücken darauf, den Friedensbrecher über ſie und über Beide wieder Dorngebüſch, und dann ſoll er durch ſie Beide einen eichenen Pfahl durchſchlagen und das Grab mit Erde zufüllen.“ In ältern Zeiten ſuchten die Herren Geſetzgeber ihren größten Triumph in der Erfindung neuer Strafen.

Wie ſehr ſticht dieſes barbariſche Geſetz von dem folgenden ab. Im Jahre 1585 wurde ein gewiſſer Hans Färber in der damals ſchwäbiſchen Reichsſtadt Kaufbeuern wegen Verletzung des ſechſten Gebotes zu der Strafe verurtheilt, alle Sonn- und Feiertage einen grauen Rock an-

zuziehen und in diesem Rocke in der Kirche zu erscheinen. Nach meiner Ansicht ist diese Strafe, wie mild sie auch Manchem erscheinen mag, doch weit abschreckender als das Grab mit dem Dornenbusch. Bestände noch heut zu Tage diese Strafe, wieviel Gesichter sähe man Sonntags in jeder unserer Kirchen?

Nach den alten Turnier-Gesetzen, gesammelt um das Jahr 1300 von Preuilly, durfte kein des Ehebruchs überwiesener Ritter zum Turniere zugelassen werden.

Nach der Culmer Handfeste, nach dem Lübischen und Magdeburger Recht, das auch die Johanniter in ihren Ordensstaat eingeführt hatten, war es dem Manne nur dann erlaubt, sein pflichtvergessenes Weib zu tödten:

1) Wenn er selbst den Schwur der Treue nie gebrochen. (Wie wollte er das wohl beweisen?)

2) Wenn er seiner Frau nie die eheliche Pflicht verweigert hatte.

3) Wenn er niemals später nach Hause gekommen war, als er sie hatte wissen lassen. (Sonderbare Clausel!)

4) Wenn kein Gewaltiger gedroht hatte, sie und die Ihrigen zu verderben, wenn sie sich nicht seinem Willen füge.

Das humane Gesetz stieß hier den Frauen vier schützende Hinterpförtchen auf.

Ich könnte meinem Leser noch viel und mancherlei erzählen, doch scheint es mir hohe Zeit, wieder zur Heldin meiner Erzählung zurückzukehren.

LV.

Angiolette befand ſich ſeit dem Augenblick, in dem ſie ihre liebeglühenden Zeilen durch ihre Kammerdienerin an Caſanova abgeſchickt hatte, in fieberhaft-aufgeregtem Zuſtande. Mit pochendem Herzen, mit heißer Ungeduld, mit ungeſtümer Sehnſucht erwartete ſie die Nacht und das Erſcheinen des Geliebten. Sie lief von einem Zimmer ins andere und ſuchte ſich durch Geſang, durch Lectüre zu zerſtreuen; aber Alles vergebens! Ein einziger Gedanke, der Gedanke an ihn, unterjochte alle andern. Zitternd, bebend, warf ſie ſich auf die ſchwellenden Kiſſen der Ottomane und zog aus dem blendenden Schnee ihres Buſens eine kleine goldene Kapſel hervor, in der ſich ſein Bildniß befand. Sie ließ ihr Auge darauf ruhen und weinte vor Freude; dann preßte ſie es an ihren Mund und bedeckte es mit tauſend Küſſen der glühendſten Liebe.

„Wie ſchön biſt Du!“ ſagte ſie zu ſeinem Bilde. „Welches Feuer glüht aus Deinen Augen! Welcher Geiſt, welcher Zauber ſprüht von Deinen Lippen! O laß Dich küſſen, Caſanova, küſſen viel tauſend, tauſend Mal, Herz meines Herzens, Seele meiner Seele, mein Himmel, mein Gott, mein Alles! Sprich, mein Adonis, liebſt Du mich denn wirklich? Bin ich denn auch ſchön genug, Dir zu gefallen? Bin ich denn auch klug genug, Dich ewig zu feſſeln? O ſag' mir, Caſanova, biſt Du mir denn auch noch treu? Liebſt Du nicht außer mir noch eine Andere? Und iſt dieſe Andere ſchöner als ich? Liebt ſie Dich mehr als ich Dich

Liebe? Glaube das nicht, Casanova! Es giebt kein Weib auf Erden, das glühender zu lieben im Stande ist als Angioletta! Ich könnte Dich tödten aus Liebe! Ah, Casanova, was sind alle Schätze der Welt gegen einen Kuß von Deinem Munde! O, könnte ich Dich jetzt in meine Arme schließen, ich wollte Dich küssen so lange bis Du todt zu meinen Füßen lägst! Meine Liebe würde Dich von Neuem in's Leben rufen, um Dich von Neuem zu tödten durch die Gluth meiner Küsse. Ist das Liebe? Nein, Casanova, das ist Raserei!"

Erschöpft sank sie auf die Kissen zurück. Sie träumte mit wachen Augen; sie sah alle Himmel offen, sie vernahm die Musik der Sphären und stöhnte in fast bewußtlosem Taumel: „Casanova! Casanova! Komm, komm! Angioletta erwartet Dich! Eile, fliege! Ich sterbe!"

Dann schlossen sich die Augen und sie lag wie todt. Als sie wieder zu sich gekommen war, fand sie Kammerdienerin vor ihr.

„Nun, Dorette?" fragte die Gräfin.

„Der Cavaliere war nicht mehr zu Hause."

„Und das Billet?"

„Ich gab's dem Diener."

„Und was sagte er?"

„Mein Herr wird heute schwerlich nach Hause kommen!"

„Und weshalb?"

„Ich traue mich nicht, es Ihnen wiederzusagen..."

„Sprich, ich befehle es Dir!"

„Mein Herr, sprach der Diener, hat, unter vier Augen gesagt, heute zwei Rendezvous!“

„Zwei . . .“

„Rendezvous, wie gesagt; das eine um vier Uhr Nachmittags mit der Prinzessin von Soubise, das andere um zehn Uhr Abends mit Mademoiselle Guimard, einer Tänzerin, die, kaum sechszehn Jahre alt, schwarz und häßlich, aber pikanter als das Lexikon Großmutter ist, sagte der Schlingel und lachte, als hätte er sich Gott weiß was dabei gedacht.“

„Abscheuliche, Du lügst . . .“

„Bei der heiligen Susanna, ich sage die reine Wahrheit . . .“

„Geh, geh, ich mag nichts mehr hören.“

Als die Gräfin allein war, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und fing furchtbar zu weinen an.

„Nein,“ sagte sie, „ich kann's, ich mag's nicht glauben, daß er mir untreu ist. Schwur er mir nicht noch heute ewige, unauslöschliche Treue? -Giebt's ein Jenseits, so werde ich auch dort Dich lieben, lieben mit der ganzen Gluth meiner Seele!- Das waren seine Worte. Doretta will Dich verleumden, Casanova! Das aber soll der tückischen Schlange nicht gelingen.“

Dann griff sie hastig nach Feder, Tinte und Papier und schrieb:

„Ich habe Dich nie um Etwas gebeten; heute zum ersten Male verlange ich einen Beweis Deiner Treue, Deines Gehorsams! Ich bitte, ich beschwöre Dich, laß mich

heute nicht vergebens warten. Wenn Du mit dem Glockenſchlage Zwölf nicht bei mir biſt, dann weiß ich, daß Du mich nicht mehr liebſt. Wirſt Du kommen? Gewiß, gewiß, Du kommſt!"

Sie verſiegelte das Blatt und rief ihre Vertraute.

„Trage dies Billet ungeſäumt in die Wohnung des Cavaliere. Ich verſpreche Dir ein Geſchenk von 500 Livres und eben ſo viel ſeinem Diener, wenn dieſer dafür Sorge trägt, daß mein Brief noch vor Mitternacht in die Hände ſeines Herrn gelangt. Eile, eile!"

Dorette ſchüttelte den Kopf und ging.

LVI.

Es ſchlug Sieben ... Acht ... Neun! Angioletta lag auf der Folter. Wird er kommen? Wird er nicht kommen? Dieſe beiden Gedanken zerriſſen ihr Herz in zwei gleiche Hälften, von denen die eine vor Freude, die andere vor Schmerz verging. Der leiſeſte Zweifel an Caſanova's Liebe klammerte ſich wie ein Vampyr an ihrem Herzen feſt, um ihr alles Blut, alles Leben auszuſaugen. Zum erſten Male empfand ſie die Qualen der Eiferſucht, die wie eine giftgeſchwollene Natter an der tiefſten Wurzel ihrer Seele nagte und ihr ganzes Denken untergrub. Es gab Augenblicke, in denen die Wuth ſie dergeſtalt übermannte, daß ſie ſich, den Geliebten und die ganze Welt hätte vergiften können. Wie eine Wahnſinnige rannte ſie im Zimmer auf und ab, verwünſchte den Schneckengang der trägen Zeit, lachte vor Zorn und verzweifelte. — — —

Es ſchlug Zehn, es ſchlug Eilf. Zwei Stunden der Qual währen länger als zwei Jahre des Glücks. Noch eine Stunde und dann wußte ſie, woran ſie war.

Ueberwältigt von brennendheißem Schmerze, warf ſie ſich auf ihre Knie und betete:

„Heilige Mutter Gottes, erhöre das verzweiflungsvolle Flehen eines ſündigen Weibes, ſtrafe ſie Jenſeits, aber nicht ſchon hier, nicht ſchon jetzt für die frevelhafte Liebe, die mein Gewiſſen auf hunderttauſend Foltern ſpannt. Schütze, ſchirme mich, daß ich nicht wahnſinnig werde, wenn ich höre, daß der Mann, dem ich Alles, Alles geopfert habe, mir untreu werden, mich vergeſſen, mich verlaſſen kann!“

„Gnädige Frau,“ flüſterte Dorette, die ſoeben eingetreten war.

„Was giebt's?“ ſchrie Angioletta, furchtbar erſchreckt.

„Ich bringe einen Brief ...“

„Von wem?“ fragte die Gräfin, die noch immer auf den Knieen lag.

„Vom Cavaliere ...“

„Gieb her, gieb her!“ rief Angioletta, ſich haſtig erhebend und ihr das Billet aus der Hand reißend.

Was aber las die Arme?

„Liebes Kind, ich bedauere unendlich, daß es mir heute, ſelbſt beim beſten Willen, nicht möglich iſt, Dich zu beſuchen. Ich habe eine höchſt wichtige Abhaltung, die bis morgen Abend meine ganze Zeit in Anſpruch nimmt. Les affaires avant tout!

Dein C.“

„Weh mir, er iſt für mich verloren!“ ſchrie die Gräfin und ſank bewußtlos zu Boden.

Dorette rief die Dienerſchaft. Angioletta wurde ohnmächtig zu Bett gebracht.

LVII.

Während Frau von Saint Germain im heftigſten Fieber lag, befand ſich Signor Caſanova im Boudoir der Mademoiſelle Marie Madeleine Guimard, die trotz ihrer Häßlichkeit eine der anziehendſten, liebenswürdigſten und reizendſten Prieſterinnen Terpſichorens, der Augapfel von halb Paris war.

Spaniens berühmteſter Maler, Velaſquez de Silva, verlangt von einer Frau, die den Männern gefallen will, drei Mal ſieben Reize, nämlich:

drei weiße: Haut, Zähne, Hände;
drei ſchwarze: Augen, Augenbrauen und Augenlider;
drei rothe: Lippen, Wangen, Nägel;
drei lange und ſchlanke: Leib, Arme und Haare;
drei kleine: Zähne, Ohren, Füße;
drei breite: Buſen, Stirn und den Raum zwiſchen den Augenbrauen;
drei weiche: Haare, Lippen, Finger.

Von dieſen drei Mal ſieben Reizen beſaß Mademoiſelle Marie Madeleine Guimard blos drei Eigenſchaften: ſchwarze Augen, ſchwarze Augenbrauen und ſchwarze Augenlider; im Uebrigen war nichts ſchön an ihr, und dennoch gefiel ſie Jedem ohne Ausnahme. Der größte, mächtigſte

Reiz dieſer neuen „Circé" — wie ſie Piron genannt hat — lag in dem ungezwungenen Benehmen, in der ewig frohen Laune, in dem kecken, ausgelaſſenen Muthwillen, die ſich in Allem, was ſie that, auf ſo drollige Weiſe kund gaben, daß man nicht aus dem Lachen kam. „Madeleine iſt ein lieber Narr," ſagte Jeder, der ein Viertelſtündchen mit ihr verplaudern durfte. Sie verſtand die Kunſt, ſo allerliebſt zu ſchwatzen, ſo angenehm zu unterhalten, daß ſelbſt der allermürriſchſte Grillenfänger, von ihrer roſenfarbenen Laune angeſteckt, heiter werden mußte, er mochte wollen oder nicht. Sie war ein weiblicher Bajazzo, ein liebenswürdiger Hanswurſt, der hundert Witze, tauſend Späße aus den Aermeln ſchüttelte. Sie trieb lauter Unſinn; „im Unſinn aber," ſagt ſchon Horace Walpole, „liegt oft der höchſte Reiz." Sie ſang, ſie pfiff und that Alles, was man haben wollte, denn nichts war ihr mehr zuwider, als Prüderie.

„Ich ſpreche wie mir der Schnabel gewachſen iſt," ſagte ſie oft, „und gebe mich Jedem wie ich bin: ohne Schminke, ohne Schleier. Wer mir gefällt, dem ſage ich ohne Umſchweife: Höre, Du gefällſt mir, gleichviel, ob Du Marſchall oder Corporal, Bankier oder Lumpenſammler, Millionär oder armer Schlucker biſt. Gefalle ich Dir, ſo mache nicht viel Umſtände und liebe mich und ich will Dich wieder lieben, ſo gut ich es vermag, doch ſo lange nur, bis ſich ein Anderer findet, der mir mehr gefällt als Du; dann gebe ich Dir den Laufpaß und denke nicht mehr an Dich."

Das war ihr Glaubensbekenntniß, ihr Credo, das sie Jedem sagte, der es hören wollte. Frauen mit solcher Laune, mit solchem Leichtsinne, mit solchen Grundsätzen findet man nur in Frankreich. Von je zehn Frauen anderer Länder sind neun entsetzlich prüde und eben deshalb, oft trotz aller ihrer Schönheit, verteufelt langweilig. Eine langweilige Frau aber ist das Gräßlichste, was ich mir denken kann. Langweilig sein — „c'est plus qu'un crime, c'est une faute," würde Herr von Talleyrand gesagt haben.

Mademoiselle Guimard war, gerade umgekehrt, die verkörperte Kurzweiligkeit, unterhaltend, drollig, komisch, possierlich von der Locke bis zum Schuhbande; ungenirt, keck, ja sogar frech bisweilen, aber immer graziös dabei; ewig zum Lachen, niemals zum Weinen aufgelegt. Ist solch ein Geschöpf nicht liebenswürdig?

Zu einem Wesen solcher Art paßte Niemand besser als Casanova. Auch er war der personificirte Leichtsinn, auch er liebte das ungebundene Leben, die fesselloſe Liebe, die Freude und das Vergnügen.

Aimez, vivez, c'est la sagesse!
Hors le plaisir et la tendresse,
Tout est mensonge et vanité!

Als der Sänger der „Harmonies religieuses," der keusche Herr v. Lamartine, diese Verse dichtete, muß er kurz vorher die Memoiren Casanova's gelesen oder ein Glas oeil de perdrix zu viel getrunken haben.

Doch zurück zu Mademoiselle Guimard und ihrem neuen Freunde.

Sie tranken Champagner und ſprachen von der Liebe.

„Wofür hältſt Du die Liebe?“ fragte Caſanova die Tänzerin.

„Ich halte ſie, ſo lange ſie ſich in der Sphäre des Platonismus bewegt, für den langweiligſten Unſinn, für einen pſychiſchen Schnupfen, für einen lächerlichen Traum; wenn ſie aber nicht platoniſch iſt, für den allerangenehmſten Zeitvertreib, für ein reizendes Bedürfniß, für einen pſychiſchen Hunger. Ich möchte eben ſo wenig ohne Liebe, als ohne Eſſen und Trinken leben.“

„Gerade ſo denke auch ich, meine liebe Madeleine! Ich ſehe in der Liebe weiter nichts, als eine Flaſche Champagner. Man leert ſie und greift dann nach einer andern.“

„A-propos! Est-ce vrai, mon petit gaillard, que tu aimes la Comtesse de Saint Germain?“ fragte Mademoiſelle Guimard, von Neuem ihr Spitzglas füllend.

„Ich habe ſie geliebt,“ erwiderte Caſanova, ſein Glas leerend.

„Wie lange?“

„Fünf Monate.“

„Teufel, das iſt ſehr viel! Und wie lange gedenkſt Du mich zu lieben?“

„Bis zum Tode!“ antwortete er mit komiſchem Pathos.

„Pfui, das wäre langweilig! Liebe iſt ein Rauſch, und ein Rauſch, der länger als ein Paar Stunden dauert, läßt einen furchtbaren Katzenjammer zurück. Sag' mir, weiß der Graf, daß Du ſeine Frau geliebt haſt?“

„Gott behüte!“

„Dem Esel geschieht es ganz recht. Warum hat er die Dummheit begangen, zu heirathen! Auf Untreue muß jeder Ehemann gefaßt sein.“

„Wirst Du niemals heirathen?“

„O ja, wenn ich einmal alt geworden bin und nicht mehr lieben mag.“

„Ist es wahr, Madeleine, daß Du unter Andern auch den Prinzen von Soubise liebst?“

„Bist Du verrückt? Ich erlaube ihm, daß er mich lieben darf. Das ist Alles!“

„Und weshalb erlaubst Du ihm das?“

„Weil er mir dafür seinen Reichthum zu Füßen legt, Gold, das ich mit Andern theile, die ich liebe. Brauchst Du Geld?“

„Heute nicht, vielleicht ein ander Mal ...“

„Dann sag' es mir! so lange ich Dich liebe, verlange ich keine Zinsen. Sag' mir, Casanova, ist der Graf Saint Germain ein Wundermann oder ein Betrüger?“

„Ich halte ihn weder für das Eine, noch für das Andere. Er ist ein grundgescheidter Kerl, der das bewundernswürdigste Gedächtniß hat. Dies ist der goldene Zauberschlüssel, womit sein Geist alle Pforten der menschlichen Kenntnisse geöffnet hat. Poch' hier, poch' da an — sein Gedächtniß läßt ihn nie im Stiche: er beantwortet jede Deiner bunt durch einander gewürfelten Fragen mit einer überraschenden Sicherheit, mit einer staunenerregenden Genauigkeit. Er ist eine lebendige Geschichtstafel, die jeden

König, jeden Helden, jeden Gelehrten, jeden Künſtler, jede Schlacht, jedes Ereigniß, jede Erfindung kennt.“

„Und die Gräfin?“

„Iſt eine liebe, gute, dumme Gans, die Alles glaubt, was man ihr ſagt.“

„Iſt ſie ſchön?“

„Zum Küſſen, aber etwas langweilig.“

„Wie jede Frau, die das Unglück hat, verheirathet zu ſein.“

So plauderten ſie bis Ein Uhr.

LVIII.

Die Aerzte hatten der Gräfin vor Allem Gemüthsruhe angerathen. So ein Rath iſt leicht ertheilt, doch beſitzt nicht Jeder die Kraft, ihn zu befolgen. Eiferſucht iſt ein Fieber, das kein Arzt der Welt zu heilen vermag. Angioletta konnte ſich über das Ausbleiben Caſanova's nicht beruhigen. Ihre Fantaſie malte ſich die gräßlichſten Bilder. Sie ſah den Geliebten in den Armen ihrer Nebenbuhlerin und beneidete die häßliche Guimard um die Allmacht ihrer Reize. Eiferſucht iſt, genau betrachtet, nichts als Neid, Neid aber iſt ein wüthender Geier, der das arme Herz in tauſend Stücke zerfleiſcht.

Die Gräfin hatte keine Ruhe im Bette. Sie ſtand auf und zog ſich an.

„Laß anſpannen,“ ſagte ſie zu Doretten, „ich will ausfahren.“

Eine halbe Stunde ſpäter fuhr ſie allein, in fieberhaft

aufgeregtem Zuſtande, in die Rue Richelieu. Dort wohnte Caſanova. Ein unwiderſtehliches Gefühl trieb ſie in ſeine Wohnung. Sie wollte Gewißheit haben.

„Iſt Euer Herr zu Hauſe?“ fragte ſie den Diener.

„Nein, Madame.“

„Wann iſt er ausgegangen?“

„Geſtern Abend um neun Uhr.“

„Und wo glaubt Ihr, guter Freund, daß Euer Herr übernachtet hat?“

„Kennen Sie Mademoiſelle Guimard?“ fragte der unverſchämte Schlingel mit höhniſchem Lächeln.

Die Gräfin wurde leichenblaß.

„Nein,“ antwortete Angioletta mit gebrochenem Tone. „Aber wollt Ihr mir einen Gefallen erweiſen?“

„Mit Vergnügen, Madame!“

„So ſagt mir, wo ſie wohnt . . .“

„Werden Sie mich nicht verrathen?“

„Nein, nein!“

„Mademoiſelle Guimard wohnt Rue de Grammont Nummer 11.“

„Ich danke Euch, mein Freund,“ ſagte die Gräfin und drückte dem betreßten Judas eine volle Börſe in die Hand. „Sagt Eurem Herrn,“ fuhr ſie fort, „daß die Dame, von der er geſtern einen Brief erhalten, ihn heute mit dem Glockenſchlage Zehn in ihrer Wohnung erwartet. Sie muß ihn ſprechen; ſie hat ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen . . .“

„Ich werde Alles beſtellen.“

„Lebt wohl," ſagte das arme Weib und ſtürzte zitternd die Treppe hinab.

„Wohin?" fragte der Kutſcher.

„Rue de Grammont, Nummer 11."

Eiferſucht macht die Frauen zu Allem fähig, warum nicht auch zu einem dummen Streiche?

LIX.

Mademoiſelle Guimard war eben im Einſtudiren eines neuen Pas begriffen, als Acajou, ihr kleiner Mohr, den Beſuch einer Dame anmeldete, die das Fräulein zu ſprechen wünſche.

„Hat ſie ſich genannt?"

„Nein!"

„Alſo vermuthlich eine pauvre honteuse, die mir etwas vorweinen will. Sie mag eintreten," ſagte die Tänzerin und drehte ſich wie ein Kreiſel auf dem linken Beine herum.

„Habe ich die Ehre, Mademoiſelle Guimard zu ſprechen?" fragte die geſpenſterbleiche Gräfin, die eben eingetreten war.

„Ich bin's. Wer ſind denn Sie?"

„Eine Unglückliche . . ."

„Das kann Jede ſagen, Madame! Bevor ich Ihnen glaube, muß ich wiſſen, wer Sie ſind?"

„Ich bin die Schweſter des Grafen Saint Germain."

„Die Schweſter?" wiederholte Mademoiſelle Guimard und fing boshaft zu lachen an. „Weshalb mich täuſchen?

Ich weiß recht gut, daß der Mann, der sich bei Hofe ... überhaupt überall für Ihren Bruder ausgiebt, Ihr ... Gemahl ist ..."

„Mademoiselle, von wem haben Sie die Ku...?"

„Von einem Ihrer Anbeter, Madame!" erwiderte die Tänzerin mit einem Entrechat à six.

„Fräulein," erwiderte Angioletta zerknirscht, „ich habe keinen Anbeter ..."

„Also einen Courmacher, einen Geliebten, einen Hausfreund, was weiß ich? Doch zur Sache, Madame! Was wünschen Sie von mir?"

„Ach, Fräulein," schluchzte die Gräfin, in Thränen ausbrechend, „haben Sie Mitleid mit dem unglücklichsten Weibe auf Gottes Erdboden!"

„Gräfin Saint Germain, womit kann ich dienen?"

„In Ihrer Hand liegt die Ruhe meines Lebens. Ihnen will ich gestehen, was ich, außer Gott und Ihm, noch Niemandem gestanden habe. Ja, Mademoiselle, ich liebe ihn, liebe ihn mit einer Gluth, die mich in den Abgrund der Hölle zieht, liebe ihn mit der ganzen Raserei der ersten Liebe, liebe ihn bis zum Wahnsinne!"

„Das ist hübsch von Ihnen! Aber warum, Gräfin, sagen Sie das mir?"

„Weil ich weiß, daß auch Sie ihn lieben ..."

„Ist das ein Verbrechen? Ich bin nicht verheirathet, Madame, und habe das Recht, Jeden zu lieben, der mir gefällt."

„Noch geſtern Morgen in der Kirche Saint Sulpice ſchwor er mir ewige Liebe, ewige Treue!“

„Schwuren nicht auch Sie Ihrem Gemahle ewige Liebe, ewige Treue?“

„Ihr Hohn, Ihre Verachtung tödtet mich, aber ich trage Beides ohne Murren, weil ich fühle, daß ich ſie verdiene. Aber noch ein Mal, zu Ihren Füßen flehe ich Sie um Mitleid an! Ach, Fräulein, bringen Sie einem Weibe, das dem falſchen, treuloſen Manne ihre Ehre, ihr Glück, ihre Zukunft geopfert hat, ein Gegenopfer. Entſagen Sie dieſer Liebe, vergeſſen Sie ihn und ich will Sie ſegnen bis zum letzten Athemzuge meines Lebens. Halten Sie ihm ſeinen Frevel vor, ſagen Sie ihm, wie ſchlecht, wie ſchändlich er an mir gehandelt hat, und führen Sie ihn in die Arme einer Unglücklichen zurück, die ohne ihn nicht denken, fühlen, leben kann.“

„Stehen Sie auf, Gräfin,“ ſagte Mademoiſelle Guimard, die zum erſten Male in ihrem Leben eine Thräne vergoß, „ich bitte Sie inſtändigſt, ſtehen Sie auf! Jedes Ihrer Worte hat ſich wie eine glühende Sonde in mein Herz gebohrt. Ich bedaure Sie, Madame, und dennoch beneide ich Sie, denn wer ſo tief und innig zu lieben vermag wie Sie, muß ſich ſelbſt im größten Unglücke glücklich fühlen. Ach, könnte auch ich ſo lieben! Aber ſtehen Sie doch auf!“

„Nicht eher, als bis Sie mir verſprochen haben, ſeiner Liebe zu entſagen.“

„Gräfin, ich verſprech' es Ihnen!" betheuerte die Tänzerin und fiel der Knieenden gerührt um den Hals.

Und Beide weinten ihren Schmerz aus.

„Ich ſcheide beruhigt, denn ich nehme außer Ihrem Verſprechen auch die Ueberzeugung mit, daß Sie eine edle, großmüthige Nebenbuhlerin ſind. Gott ſegne Sie! Möge jeder Tag für Sie eine Quelle neuer Freuden werden und keine Wolke Ihres Glückes Sonne trüben," ſprach die Gräfin und eilte fort.

Bald darauf ſetzte ſich Mademoiſelle Guimard an ihren Pult und ſchrieb an Caſanova folgenden Brief:

„Soeben, lieber Freund, war Gräfin Saint Germain bei mir. Ich bin von ihr begeiſtert, entzückt, bezaubert. Das iſt kein Weib, das iſt eine Fee, ein Engel, eine Madonna! Sie liebt Sie mit einer Gluth, die mich bis zu Thränen gerührt hat. Caſanova, wären Sie im Stande, ſolch einen Engel zu kränken, dann wären Sie kein Roué, dann wären Sie ein Schuft! Eilen Sie noch heute hin zu ihren Füßen, bitten Sie ſie um Verzeihung, wahrlich, ſie verdient es, denn ſie hat Ihnen Ehre und Glück, Ruhe und Zukunft geopfert. Von dieſem Augenblicke an höre ich auf, Ihre Geliebte zu ſein, um für immer Ihre Freundin zu bleiben, die an Ihrem und der Gräfin Schickſal den wärmſten Antheil nehmen wird. Geben Sie ihr wieder, was Sie ihr geraubt haben. Die Gräfin muß ſich ſcheiden laſſen, Sie aber müſſen ſie heirathen und ſie glücklich machen.

Madeleine."

„A-propos, vergeſſen Sie nicht, mir die neue Romanze von Piccini zu ſchicken.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun, was ſagt Ihr dazu? Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, daß eine Frau ſehr leichtſinnig und dabei doch gewiſſenhaft, ſehr frivol und dabei doch tieffühlend, ſehr häßlich und dabei doch liebenswürdig ſein kann?!

Ach, Mademoiſelle Marie Madeleine Guimard! Sie ſind zwar ſchon lange todt, aber wenn wir einſtens Alle auferſtehen, werden auch Sie zu neuem Leben erwachen. Dann werde ich mich beeilen, mich Ihnen vorzuſtellen und Sie bitten: „Erlauben Sie, daß ich Sie umarme!“

LX.

Die Unterredung mit Mademoiſelle Guimard hatte die Gräfin dergeſtalt angegriffen, daß ſie, nach ihrer Wohnung heimgekehrt, ſich wieder niederlegen mußte. Gleich darauf hatte ſich von Neuem Aufregung, Unruhe und Fieber bei ihr eingeſtellt. Als es zu dunkeln begann, ſank ſie ermattet in die Arme des Schlummers. Sie träumte von Caſanova, der händeringend zu ihren Füßen lag und ſie wegen ſeiner Treuloſigkeit um Verzeihung bat. Es war ein ſchöner, wohlthuender, glücklicher Traum; ein Traum, der allen Kummer, allen Gram, alle Thränen wegküßte und ſüße Ruhe in ihre fieberkranke Seele goß. Träume aber ſind Schäume, wie Calderon ſagt, oder Dünſte und Nebelgeſtalten, die aus den Nerven des erhitzten Ganglienſyſtems emporſteigen, wie der franzöſiſche Arzt Sylvius ſich ausdrückt. Ich für meinen Theil halte die Träume

für pſychiſche Räthſel, deren richtigen Sinn noch Niemand aufgelöſt hat. —

Man ſagt allgemein, der Menſch träume in der Regel von dem, was ihn den ganzen Tag über unabläſſig beſchäftigt hat. Das iſt aber nicht wahr. Ein Verliebter kann den ganzen Tag an die Geliebte und ihre tauſend Reize denken und Nachts von Schlangen und Eidechſen, von Bären und Affen träumen. — Der Erſte, der ſich mit dem geheimnißvollen Urſprung der Träume und mit der Deutung derſelben beſchäftigt hat, war der Epheſianiſche Philoſoph Artemidorus; nach ihm haben Nicolaus Leonicus, Auguſtin Ferrier, Alexander Carenus, Hieronymus Cardanus, Michael Bojemus, Scipion Dupleir, Johann Boldnanus, Hermann Conring, Marcus Zuerius Borhorn, François de la Mothe-le-Bayer, François Meneſtrier, Pierre Vattier, Kulm, Krüger, J. A. Tittmann und noch ein ganzes Dutzend anderer Philoſophen das Weſen der Träume zu ergründen und erklären verſucht, aber trotz all' dieſer Forſchungen ſind ſie nicht um ein Haar breit weiter vorgerückt als der alte Artemidor.

Intereſſanter als all' dieſe Abhandlungen iſt die Brochüre eines Ungenannten, der das Geheimniß entdeckt haben will, ſich angenehme Träume zu verſchaffen; das wäre allerdings ein Glück, wenn auch nur ein geträumtes!

Angioletta träumte unter Anderm auch von einer Hochzeit. Nach der Auslegnng des Traumdeuters von Epheſus bedeutet das — Tod, wie, umgekehrt, vom Tode träumen

Hochzeit machen bedeutet. Man ſieht, daß der Gott der Träume ſehr ironiſch iſt und uns ſtets das Gegentheil von dem, was eintrifft, vorſpiegelt.

Als die Gräfin erwachte, ſchlug es Neun. In ihrem Schlafzimmer, in dem ſich, außer einem großen Kleiderſchranke, nichts als ihr Bett befand, brannte eine Lampe, welche ihr blaſſes Licht auf Angioletta's Lager warf, die, von Fieberhitze geröthet, wie Purpur glühte.

Matt und müde hatte ſie eben wieder die Augen geſchloſſen, als Caſanova eintrat. Mit einem Schrei ſank ſie halbentſeelt auf ihr Kiſſen zurück.

Der Cavaliere ſetzte ſich auf ihr Bett, legte ſeine Hand auf ihre Stirn und flüſterte mit liebeſüßem Tone:

„Angioletta, Angioletta, erwache! Caſanova ruft Dich! Hörſt Du's, meine ſüße Taube? Caſanova iſt es, der Dich ruft!“

Ein Kuß von ihm rief die Ohnmächtige ins Bewußtſein zurück. Angioletta betrachtete ihn Anfangs mit irrem, träumeriſchem Blick; endlich erkannte ſie ihn.

„Caſanova!“ ſchrie ſie außer ſich vor Freude und ſank weinend an ſein Herz.

Der Cavaliere drückte ſie an ſeine Bruſt und bedeckte Mund und Augen, Nacken und Schulter mit zahlloſen Küſſen.

„Wach' ich oder träume ich?“ fragte ſie. „Lieg' ich denn wirklich in Deinen Armen? Aefft mich kein böſer Traum? Ach ja, Du biſt es! Das iſt der ſüße Ton Deiner Stimme, nach dem ich mich ſeit geſtern ſo innig, wie ein Erdurſtender nach einem Trunke Waſſer geſehnt. Ach, Ca-

ſanova, was habe ich ſeit geſtern um Deinetwillen gelitten! Mir, die ich Dir Alles, Alles geopfert, mir haſt Du eine Andere vorgezogen!“

„Angioletta, ich ſchwöre . . .“

„Schwöre nicht, Caſanova! Ich will Dir Alles, Alles verzeihen, verſprichſt Du mir, keine Andere zu lieben, als mich. Verdiene ich es nicht, von Dir geliebt zu werden? Habe ich Dir nicht Ehre und Zukunft geopfert? Ach, und dennoch bin ich glücklich, überglücklich, denn wiſſe, ich fühle mich Mutter. Ich trage ein Kind, ein Kind von Dir, unter meinem Herzen. O Wonne, o Glück, o Seligkeit!“

„Angioletta, ſprich nicht ſo laut, man könnte es hören.“

„Mag man es hören! Ich ſelber will es Allen und ſelbſt meinem Gemahle ſagen, daß ich, aus Liebe zu Dir, den Eid der Treue gebrochen. Er iſt edel, er iſt großmüthig, er wird, er muß mir verzeihen!“

„Nein, das wird er nicht!“ ſchrie Saint Germain, der wie ein deus ex machina aus dem Kleiderſchranke, oder richtiger geſagt, wie ein auf ſeine Beute lauernder Tiger aus ſeinem Verſteck hervorgeſprungen war und wie ein Engel der Rache vor den erbleichenden Sündern ſtand.

„Gott im Himmel!“ ſchrie die Gräfin.

„Höll' und Teufel!“ fluchte Caſanova.

„Ihr glaubt mich in Brüſſel; ich aber blieb in Paris, um Euch zu beobachten. Ich ſah, wie die keuſche, tugendhafte Gräfin heute Mittag zu Herrn Caſanova und von dort zur Mademoiſelle Guimard fuhr. Ich weiß Alles, Alles! Ihr ſeid entlarvt,“ fuhr er fort und zog aus ſeiner

Bruſttaſche ein geladenes Piſtol hervor. „Dein Leben, elender Verführer, liegt jetzt in meiner Hand . . .“

„Denken Sie an die Bleikammern von Venedig zurück. Was ſagten Sie damals? »Der Mann, der eine Frau verführt, iſt nur halb ſo ſtrafbar, als die Frau, die ſich verführen läßt!«“

Der Graf verſank in tiefes Nachdenken. Es trat eine kurze, unheimliche Pauſe ein.

„Aus meinen Augen, Räuber meiner Ehre, Räuber meines Glücks!“ ſchrie Saint Germain, erwachend aus ſeinem dumpfen Hinbrüten. „Ich mag mein Gewiſſen nicht mit Deinem Blute beſudeln, fort, fort!“

Caſanova, niedergedrückt vom Bewußtſein ſeiner Schuld, entmuthigt durch den gerechten Zorn des tiefgekränkten Gatten, wollte gehen.

„Halt, halt!“ donnerte der Graf. „So laſſe ich Dich nicht fort von hier! Du warſt nicht bei der Gräfin Saint Germain, Du warſt bei einer leichtſinnigen, ehrloſen, pflichtvergeſſenen Hetäre, der Du für das Vergnügen, das ſie Dir bereitet hat, den Lohn ſchuldig biſt. Bezahle, bezahle.“

Wie vom Schlage getroffen, fiel Angioletta mit einem gellendcraſſen Schrei auf ihre Kiſſen zurück.

„Graf, Sie tödten Ihre Frau.“

„Den Lohn, den Lohn!“ ſchrie Saint Germain in einem Tone, der wie das wüthende Geheul einer Hyäne klang. „La bourse ou la vie!“ rief er, den Lauf der Piſtole auf den zitternden Verbrecher richtend.

Caſanova holte, wie ein willenloſer Automat, ſeine

Börse hervor und legte sie, zitternd und bebend, in die Hand des wuthentbrannten Rächers. Der Graf wog die volle Börse.

„Das ist zu viel für ein ehrloses Weib," sagte Saint Germain mit einer Kälte, die selbst den boshaftesten Teufel beschämt hätte, öffnete die Börse, nahm ein Stück Geld heraus und setzte mit satanischem Lächeln hinzu: „Fünf Livres sind genug für sie!"

Das Silberstück warf er wüthend auf den Tisch, die Börse vor die Füße des Verführers.

„Nun aber packe Dich, Schurke," rief er aus, „sonst erschieß' ich Dich!"

Wie von tausend Furien gepeitscht, eilte Casanova zur Thür hinaus. Der Graf stand leblos wie eine Bildsäule da. Es schien, als hätten seine Füße Wurzel gefaßt; seine Augen starrten den Fußboden an. Was waren die Qualen Laokoon's gegen die Leiden Saint Germains? Was schmerzt tiefer, als Undank und Verrath einer Frau, die man liebt? O hätte er weinen können! Ein Königreich für eine Thräne! Sein Auge aber blieb thränenleer; sein Herz war ein ausgebrannter Vulkan; es war lebendig todt; sein Geist hatte nur noch Raum für einen Gedanken und dieser eine Gedanke sagte ihm: Räche Deine Schmach! „Wie aber?" fragte er sich. „Sie tödten? O dann wäre ihr wohl! Sie soll leben! Aber jede Minute ihres Lebens soll sich wie ein glühender Nagel, wie ein vergifteter Dorn in ihre Schläfe drücken und sie wahnsinnig machen durch Qual und Reue. Denn was sind alle Qualen der Hölle

gegen das brennende, langsam tödtende Gift der Reue? Habe ich nicht dort das Silberstück? Dieses Sündengeld, an dem das Bewußtsein ihres Frevels klebt, soll das Werkzeug meiner Rache, ihrer Marter werden. Täglich, stündlich will ich's ihr vor Augen halten und ihr in's Gewissen rufen: Gedenke Deiner Schmach!"

Dieser Einfall erfüllte ihn plötzlich mit satanischer Lust; ein teuflisches Lächeln umzuckte seine Lippen; das Gefühl der Rache schien ihn von Neuem zu beleben. Er ergriff das Silberstück und küßte es.

„Du wirst mich rächen!" sagte er.

Darauf näherte er sich dem Bette seiner Frau, die, mit geschlossenen Augen, wie eine Leiche da lag.

„Ist sie todt?" fragte er sich und fühlte ihren Puls. „Gottlob, sie lebt, sie lebt! Ihr Schmerz soll mein Vergnügen, ihre Qual meine Wonne sein! So rächt sich Graf Saint Germain!"

Gleich darauf verließ er das Gemach. In derselben Sekunde schlug Angioletta, die das Selbstgespräch des Grafen vernommen hatte, die Augen auf, faltete die Hände und murmelte ein kurzes Gebet vor sich hin; dann holte sie aus ihrem Busen das Bildniß Casanova's hervor, bedeckte es mit Küssen und Thränen und sagte zu ihm:

„Auf Wiedersehn in einer bessern Welt!"

Dann zog sie aus den Flechten ihrer Haare eine lange, goldene Nadel — ein Geschenk des Cavaliere — hervor und bohrte sie, ohne den leisesten Schmerzenslaut zu äußern, tief und immer tiefer in das Herz, das langsam verblutete.

Eine Stunde ſpäter war ſie todt.

„Das Leben," ſagt Sterne, „iſt nur ein Epigramm und der Tod die Pointe deſſelben."

LXI.

Caſanova war eben am Fuße der Treppe angelangt, als ihm Jemand, den er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, Halt! entgegen rief.

„Wer da?" fragte der Cavaliere.

„Benjamin!" lautete die Antwort.

„Was willſt Du?"

„Ihr könnt noch fragen? Die Ehre meines Herrn rächen!"

„Junge, biſt Du toll? Was kümmert Dich die Ehre Deines Herrn?"

„Ich liebe ihn mehr als mich ſelbſt, und wer ihn beleidigt, der beleidigt mich! Signor Caſanova, Ihr habt das Lebensglück meines Herrn mit Füßen getreten: Ihr habt ihm das Liebſte und Theuerſte auf Erden, die Liebe ſeines Weibes geraubt. Die Schmach, die Ihr meinem Herrn zugefügt, läßt ſich nur durch Euer Blut wegwaſchen ... Ihr müßt Euch mit mir ſchlagen!"

„Schlagen? Schlagen mit Dir? Knabe, wer biſt Du denn?"

„Ich bin ein treuer Diener meines Herrn ..."

„Mit Domeſtiken ſchlage ich mich nicht."

„Dann ſeid Ihr ein ehrloſer Schuft, ein elender Schurke, eine feige Memme!"

„Knabe, Du dauerſt mich,“ erwiderte Caſanova mit erzwungenem Lächeln. „Um Dir Beweiſe vom Gegentheil zu geben, will ich mich herablaſſen, Deine Herausforderung anzunehmen.“

„Morgen früh mit dem Glockenſchlage Acht erwarte ich Euch im Bois de Boulogne.“

„Ich komme, doch gebe ich Dir im Voraus den guten Rath, mit dem Leben abzuſchließen, denn noch nie hat mein Piſtol ſein Ziel verfehlt.“

„Ein Schurke, der nicht kommt!“ ſagte Benjamin und ſtürzte die Treppe hinauf. — — —

Caſanova beſchloß, um ſich von dem Schrecken jenes furchtbaren Auftritts mit dem Grafen zu erholen, Mademoiſelle Guimard zu beſuchen. Die Fenſter ihrer Wohnung waren noch erleuchtet. Er lief hinauf und klingelte. Der kleine Mohr öffnete.

„Zu wem wünſchen Sie?“ fragte Acajou.

„Tölpel, zu Madeleine!“

„Hier wohnt keine Madeleine . . .“

„Aber Mademoiſelle Guimard . . .“

„Die iſt für Sie nicht mehr zu ſprechen,“ ſagte der Schwarze und ſchlug ihm vor der Naſe die Thür zu.

„Sage Deiner Herrin,“ ſchrie Caſanova ſo laut, daß es im Vorzimmer gehört werden konnte, „daß ſich ein Mann, wie ich, nicht ungeſtraft abweiſen läßt. Die Hexe ſoll an mich denken!“

Und dann ſtürmte er wüthend fort. Mehr als alles Unglück, in das er den Grafen und die Gräfin geſtürzt,

peinigte ihn die Schmach, die ihm die Tänzerin zugefügt.

„Mich abweiſen! Das ſoll ſie büßen!“

Und mißmuthiger als je ſchlich er nach ſeiner Wohnung heim. Unausgekleidet warf er ſich aufs Bett, las ein Paar Oden ſeines Lieblingsdichters Horaz, leerte ein Glas Zuckerwaſſer nach dem andern, legte dann den alten Klaſſiker unter ſein Kopfkiſſen und ſprach:

„Meiſter Horaz, nun wollen wir ſchlafen!“

LXII.

Der Graf verbrachte eine traurige Nacht. Schlaflos wälzte er ſich auf ſeinem Lager und dachte an ſein Weib, an ſein Weib, das ihn ſo tief gekränkt, das ihn ſo namenlos unglücklich gemacht. Und dennoch, dennoch fühlte er, daß er Angioletta noch immer liebe, daß ſie noch immer ſein Liebſtes, ſein Theuerſtes auf Erden ſei. Sein unendlicher Schmerz löſ'te ſich in Thränen auf; an die Stelle der Rachegedanken zog der milde, beruhigende Hauch der Vergebung in ſein Herz. Sich rächen iſt menſchlich, vergeben iſt göttlich, ſagte er zu ſich und fühlte ſich erleichtert. Jede Thräne iſt ein Lethestrom, der alles Peinigende, das die Erinnerung mit ſich führt, verſöhnend hinwegſpühlt. Die Thräne iſt ein Balſam, der jede Wunde heilt.

Als er gegen Morgen eingeſchlafen und nach einer kurzen Stunde wieder erwacht war, glaubte er das Schreckliche, das er geſtern erlebt hatte, nur geträumt zu haben.

„Ja, ja," rief er aus, „es war nur ein böſer Traum, der mich geneckt! Mein Weib, mein ſchönes, liebes, ſüßes Weib hat den Schwur der Treue nicht verletzt. Alles war nur Schein und Trug!"

Aber dieſe Selbſttäuſchung währte nur einen kurzen Augenblick; dann erwachte von Neuem das bittere Gefühl der Gewißheit in ihm, daß Alles, was er geträumt zu haben geglaubt, wirklich geſchehen war, denn in ſeiner krampfhaft geſchloſſenen Hand brannte wie eine glühende Höllenkohle das verwünſchte Geldſtück, der Lohn ihrer Schande, die Bezahlung ihres Frevels.

„Weh mir, ich habe nicht geträumt!" rief er und ſchleuderte das Sündengeld mit neuerwachter Wuth an die Wand, an der Angioletta's Bildniß hing.

Das Glas fiel, in tauſend Scherben zerſchmettert, auf die Erde nieder. Die friſchen Farben des Bildes ſchienen in den Augen des Grafen vor Schreck erbleicht zu ſein. Aus dem Rahmen ſtarrte ihn ein grinſender Todtenſchädel an. Es wehte ihm Leichengeruch entgegen. Eine dunkle Ahnung, ein ſchwarzes Vorgefühl jagte ihn aus dem Bette; er hatte keine Ruhe mehr; ein unwiderſtehliches Gefühl trieb ihn hin zu ſeinem Weibe.

„Himmel und Hölle!" ſchrie Saint Germain und ſtürzte ſich auf Angioletta's Leiche. „Todt, todt? Und wer hat Dich getödtet? Du? Du? Nein, Angioletta, nein! Ich, ich habe Dich getödtet! Mein Zorn hat Dich zerſchmettert, meine Rache hat Dich vernichtet. Angioletta, Angioletta!" ſchrie er im Tone der gräßlichſten

Verzweiflung, umhalſte die Leiche, herzte und küßte ſie, „Angioletta, Angioletta, erwache zu neuem Leben und ich will Dir Alles, Alles verzeihen! Knieend will ich mich vor Dir im Staube wälzen und Dich um Vergebung anflehen. Denn ich allein bin an Allem Schuld! Angioletta, nur ein Mal noch ſchlage Deine ſüßen Augen auf! Ach, ſie iſt todt und kann nicht hören, daß ich um Verzeihung flehe . . .“

In demſelben Moment öffnet ſich die Thür. Zwei Träger bringen einen langen Korb, der mit einem ſchwarzen Tuche überdeckt iſt.

„Was bringt Ihr?“ fragt der Graf, ſich emporraffend.

„Einen Todten,“ antworten die beiden Träger.

Saint Germain ſtürzt auf den Korb zu und reißt die ſchwarze Decke weg.

„Benjamin!“ ſchreit er in einem Tone, der keine Sprache der Welt zu bezeichnen vermag, „Benjamin! Mein Sohn! Mein lieber Sohn! Mein Kind, mein einziges Kind! Sprecht, Leute, wo fandet Ihr dieſen Todten?“

„Im Bois de Boulogne,“ ſagte der Eine.

„Getroffen von einer Piſtolenkugel,“ ſpricht der Andere. „Als ich hinzukam, röchelte der Sterbende ſeine letzten Worte: »Tragt mich zum Grafen Saint Germain und ſagt ihm: der treue Diener habe die Beſchimpfung ſeines Herrn rächen wollen; der Mann, der mich getödtet, iſt Caſanova.«“

„Caſanova!“ brüllte der Graf. „Fluch Dir, Urheber meines ganzen Unglücks. Du haſt mir die Liebe meines

Weibes, das Leben meines Kindes geraubt! Giebt's einen Gott, so wird, so muß er Dich ſtrafen, hier oder jenſeits, denn drei Herzen haſt Du gebrochen, drei Leben haſt Du getödtet. Zwiſchen zwei Leichen kniet ein Sterbender und flieht zum Ewigen: »Barmherziger Gott, nimm mich zu Dir!«"

Der Vater beugt ſich über den Leichnam ſeines Sohnes und zerfließt in Thränen. Die beiden Träger ſcheiden tief gerührt. Unten im Hofe ſpielt ein Blinder, für den ein Pudel Almoſen ſammelt, die Drehorgel und ſingt dazu:

„Au claire de la lune,
Mon ami Pierrot,
Prête-moi ta plume,
Pour t'écrire un mot;
Ma chandelle est morte,
Je n'ai plus du feu,
Ouvre-moi la porte,
Pour l'amour de Dieu."

Der Graf blickt troſtlos gen Himmel und wiederholt mit gebrochener Stimme die zwei letzten Verſe:

Ouvre-moi la porte,
Pour l'amour de Dieu!

Dann ſinkt er auf die Leiche.

LXIII.

Ich bin meinen Leſern über Benjamin eine Aufklärung ſchuldig.

Dieſer junge, ſchöne, treue Diener ſeines Herrn war ein uneheliches Kind des Grafen. Die Mutter Benja-

mins war die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, deren Lebenslauf im fünfunddreißigsten Capitel dieser Erzählung flüchtig skizzirt ist.

Adrienne war des Grafen erste Liebe gewesen. Ein Jahr nach der Geburt Benjamins hatte sie die Bekanntschaft des Grafen Moritz von Sachsen gemacht. Der jugendliche, sieggekrönte Held war mit klingendem Spiele in das wetterwendische Herz dieser Künstlerin eingezogen. Mademoiselle Lecouvreur, in deren Macht es gestanden, die Gemahlin des Grafen Saint Germain zu werden, hatte es vorgezogen, die Maitresse des Herzogs von Kurland zu sein. Man sagt, sie sei an Gift gestorben. Ob vielleicht der Graf sie vergiftet hat? —? Der einzige Trost, den der arme Mann aus dem Schiffbruche seiner ersten Liebe gerettet hatte, war dieser Benjamin, den er mehr als sich selbst geliebt. Aber bei all' dieser Liebe hatte der Graf seinem Sohne niemals das Geheimniß seiner Geburt offenbart; nie hatte Benjamin erfahren, wer sein Vater, wer seine Mutter gewesen war.

Armer Benjamin, ruhe sanft in Frieden!

LXIV.

Noch an demselben Tage verbreitete sich die Nachricht von dem traurigen Ende Angioletta's und Benjamins wie ein Lauffeuer durch ganz Paris. Gleich darauf erhielten auch Ludwig XV. und Frau von Pompadour Kunde davon. Ersterer sandte sogleich einen seiner Adjutanten, Letztere ihren Bruder, den Herrn von Marigny, nach der

Hauptstadt, um an der Quelle, beim Grafen, die genauesten Erkundigungen einzuziehen.

Als sie ankamen, war er verschwunden. Niemand wußte, wo er hingekommen war. Alle Erkundigungen der Polizei blieben fruchtlos. — — — —

Ob er sich unsichtbar machen konnte??? Es gab Leute, die auch das glaubten. — — — —

Vier Wochen später streuten müßige Köpfe hundert lächerliche Gerüchte aus. Der Eine wollte wissen, der Graf habe, wie Cardinal Bellarmin, in seinem Testamente die eine Hälfte seiner Seele dem Heiland, die andere Hälfte der Jungfrau Maria vermacht, und sei dann in die Seine gesprungen. Der Andere behauptete, er wäre nach Sicilien gegangen und habe sich, wie Empedokles, in den Krater des Aetna gestürzt.

Ein Spottvogel dichtete folgende Grabschrift auf ihn:

Hic cumulum
Charlatanus
Josephus Comes Germanus
Novus Nostradamus.

Acht Monate später verbreitete sich das Gerücht: Graf Saint Germain sei in Ostindien am Hofe des Großmoguls gesehen worden.

Was von Allem sollte man glauben???

LXV.

Es war im Mai des Jahres 1759.

Eines Morgens erschien in einer Londoner Zeitung folgende Nachricht:

„Seit einigen Wochen verweilt ein ſonderbarer Kauz in unſern Mauern. Er kann wie weiland Proteus hundert Geſtalten annehmen und hat mehr Namen als es Tage im Jahre giebt. Zu Peking in China, von wo er erſt unlängſt zurückgekehrt ſein will, führte er, wie es heißt, gar keinen Namen, und als die Polizei ihn darüber befragte, verſicherte er, er wüßte ſelbſt nicht, wie er heiße. In Venedig rufe man ihm, indem man die Hand an's Kinn lege; in Hamburg nenne man ihn blos »mein Herr!«, in Rom »Monſignor«, in Wien »Pſt! Pſt!«, in Neapel pfeife man ihm, in Paris betrachte man ihn durch Ferngläſer, und auf dieſe Zeichen ginge er willig zu denen, die ſich mit ihm unterhalten wollten. Dem Träger, der ihm ſeinen Koffer in den Gaſthof trug, gab er ein leeres Blatt Papier, ein Papillote, worauf ihm ein Londoner Bankier ohne Weiteres ein Trinkgeld von zweihundert Dukaten ausgezahlt hat. Der Mann erhält Briefe, worauf keine Adreſſe, ſondern weiter nichts als das Wort London ſteht, und täglich erſcheint er auf der Poſt, um anzufragen, ob Briefe ohne Adreſſe für ihn angekommen ſeien.

„Dieſer närriſche Kauz beſitzt ein Stammbuch mit Inſchriften von Perſonen, die er alle perſönlich gekannt haben will, ob ſie gleich ſchon vor Jahrhunderten geſtorben ſind. Unter Anderm zeigt er eine Handſchrift von Michel Montaigne aus dem Jahre 1550. Sie lautet:

»Es giebt keinen Menſchen in der Welt, welcher, trotz dem, daß er ſeine Gedanken und Handlungen nach den

Geſetzen der Rechtſchaffenheit eingerichtet, nicht ſchon zehn Mal in ſeinem Leben den Galgen verdient hätte, weshalb es ſehr ungerecht iſt, ſich gegenſeitig zu verdammen.“

„Dieſer ſchlaue Fuchs will nicht allein Gold machen, ſondern auch Edelſteine und Gott weiß was mehr fabriciren können.

„Obgleich er ſich in London ſchon ſeit einigen Wochen befindet, iſt es doch noch keinem Sterblichen gelungen, deſſen Wohnung zu ermitteln. Bittet man ihn um ſeine Adreſſe, ſo giebt er ein leeres Blatt Papier und ſagt: Sie treffen mich überall!

„Wir können aus guter Quelle verſichern, daß dieſer originelle Kauz Niemand anders iſt als der bekannte — Graf Saint Germain.“

Dieſer Name fiel wie ein Funke in ein Pulverfaß. Ganz London wollte den Grafen ſehen, den Wundermann kennen lernen, aber Keiner konnte deſſen Wohnung ausfindig machen.

Eines Nachmittags verbreitete ſich in einem Kaffeehauſe auf dem Piccadilly-Square die Nachricht, der Wundermann wohne im Hôtel des franzöſiſchen Geſandten. Alles, was Beine hatte, rannte nach der Regent-Street und umlagerte das Haus und verlangte den Grafen zu ſehen, mit ſolcher Heftigkeit, daß die bewaffnete Macht einſchreiten mußte, um Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen.

Der Premierminiſter William Pitt, Graf von Chatam, der von dieſem Volksauflaufe ſogleich unterrichtet

worden war, hatte von dem Wundermanne schon so viel Widersprechendes gehört, daß auch er gespannt war, diesen schlauen Fuchs kennen zu lernen. Nachdem er alle Mittel aufgeboten, die Wohnung des Grafen ausfindig machen zu lassen, ließ er die letzte Mine springen und folgende Bitte in alle Zeitungen Londons einrücken:

„Der Minister Pitt ersucht den Grafen Saint Germain, ihm sobald als möglich die Ehre eines Besuches angedeihen zu lassen."

Diese Einladung verfehlte ihre Wirkung nicht.

LXVI.

Schon am andern Morgen erschien in der Antichambre des Herrn Pitt der sehnlich erwartete Besuch. Der Graf wurde augenblicklich vorgelassen.

„Ich bin erfreut, daß Sie meiner Einladung so schnell Folge geleistet haben. Seit wann sind Sie in London?"

„Seit drei Wochen."

„Und warum haben Sie mich nicht früher besucht?"

„Weil Ihre Zeit so kostbar ist, daß es mehr als zudringlich gewesen wäre, hätte ich eine Viertelstunde für mich in Anspruch nehmen wollen."

„Dem Grafen Saint Germain erfährt man gern ein Stündchen."

„Sie sind eben so herablassend und leutselig wie Ihr Herr Großvater . . ."

„Kannten Sie ihn?"

„Thomas war mein Freund. Als er Gouverneur von

Nabrac war, wohnte ich zwei Monate in ſeinem Hauſe und verlebte im Kreiſe ſeiner Familie die ſchönſten Tage meines Lebens. Ihr Großvater war ein leidenſchaftlicher Bücherfreund."

„Auch ich bin Bibliomane. Iſt es Ihnen gefällig, meine Bibliothek in Augenſchein zu nehmen? Ich habe, wie ich mir ſchmeicheln darf, einige höchſt ſeltene Werke, die Sie vielleicht noch nirgends angetroffen haben."

„Ich brenne vor Neugier . . ."

„Kommen Sie, lieber Graf."

Der Miniſter führte ſeinen Gaſt in den Bücherſaal. Saint Germain, einer der größten Bücherkenner, war hier ganz in ſeinem Elemente.

„Hier iſt ein Exemplar des berüchtigten Buches „De tribus impostoribus," ein Werk, von dem in der ganzen Welt nur drei Exemplare exiſtiren. Es wird Ihnen bekannt ſein, lieber Graf, daß die gelehrten Bibliographen ſich den Kopf zerbrechen, wer der Autor dieſes gottloſen Werkes iſt. Der Eine ſchreibt es Kaiſer Friedrich II., der Andere dem Pietro Aretino, der Dritte dem Thomas Campanella, der Vierte dem Arnold de Villanova, der Fünfte dem Guillaume Poſtel zu. Ich für meinen Theil halte keinen von allen Fünf für den Verfaſſer dieſes Buches. Es mag gottlos ſein, ich gebe es zu, doch werden Sie, falls Sie es kennen, einräumen müſſen, daß es ungemein geiſtreich iſt . . ."

„O ich bitte, Sie beſchämen mich . . ."

„Ich beſchäme Sie? Wodurch?"

„Durch die huldvolle Nachsicht, mit der Sie eine meiner Jugendarbeiten beurtheilen ...“

„Eine Ihrer Jugendarbeiten?“

„Nun ja, ich schrieb sie anno 1512 in Salamanca.“

Der Minister wollte dem Grafen in's Gesicht lachen.

„Sie schrieben dieses Buch?“

„Es giebt Dinge, die Niemand glauben will und die dessenungeachtet wahr sind. Wer glaubt z. B., daß ein Italiener, Camillo Zampieri, das Buch hieb in ottave rime übersetzt hat, und dennoch ist es wahr. Wer glaubt z. B., daß ein Engländer, John Dee, ein Wörterbuch herausgegeben hat, in welchem die Sprache mitgetheilt ist, die Vater Adam im Paradiese gesprochen hat, und dennoch ist es wahr. Das Buch erschien 1659 zu London. Wer glaubt z. B., daß ein Deutscher, Samuel Hafenreffer, ein Werk geschrieben hat, worin er den menschlichen Pulsschlag nach musikalischen Rhythmen beurtheilt, und dennoch ist auch das wahr. Das Buch erschien 1640 zu Ulm und gehört zu den größten Seltenheiten.“

„Ich bewundere Ihre Bücherkenntniß; sie kann mich jedoch nicht überzeugen, daß Sie der Verfasser der bewußten Schrift sind.“

„Vielleicht glauben Sie es dann, wenn ich Ihnen den Inhalt des ganzen Buches von der ersten bis zur letzten Zeile aus dem Gedächtnisse versage ...“

„Voyons!“

Saint Germain recitirte das ganze Werk mit einer Geläufigkeit, die den Minister in Erstaunen setzte.

„Sie haben ein bewundernswerthes Gedächtniß.“

„Ich wollte, ich könnte Manches vergessen.“

„Ist Ihnen die Abhandlung „Killing no murder“ (Tödten kein Mord) bekannt?“

„Sie erschien zur Zeit Oliver Cromwells, im Jahre 1656, und machte auf das ganze Volk einen tiefen, unbeschreiblichen Eindruck. Sie beschäftigt sich mit den drei Fragen: Ob der Lord-Protector ein Tyrann sei? Ob das Gesetz erlaube, einen Tyrannen zu tödten?? Und ob ein Mensch, der einen Tyrannen tödtet, seinem Vaterlande dadurch einen Dienst erweise??? Diese drei Fragen werden bejaht.“

„Wissen Sie, lieber Graf, wer der Verfasser dieser Schrift gewesen ist?“

„Er hieß Sherby und war ein eingefleischter Anhänger Carls II. Der gute Mann hatte sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt: einen Tyrannen tödten, sein kein Mord. Er kam nach London, ward entdeckt, ergriffen und nach dem Tower gebracht. Der Lord-Protector ließ ihn nicht vor Gericht stellen, aber ungehört im Gefängnisse schmachten. Sherby starb am 13. Januar 1658, im sechsten Monate seiner Gefangenschaft. Cromwell, sagt man, habe ihn ermorden lassen. — Bald nach Sherby's Tode gab ich, unter dem Namen William Allen, eine französische Uebersetzung seiner Schrift unter dem Titel: „Traité politique, que tuer un tyran n'est pas un meurtre,“ zu Leyden heraus.“

Der Minister schüttelte ungläubig den Kopf.

„Nur eine Frage noch! Kennen Sie die englische Satyre: „Lucina sine concubitu“?“

„Sie stellt die Behauptung auf, daß Frauen ohne Umgang eines Mannes Mütter werden können.“

„Wen halten Sie für den Autor dieser lächerlichen Verläumdung?“

„Viele glauben, sie sei aus der Feder des Doctors Abraham Johnson geflossen; ich aber weiß aus zuverlässiger Quelle, daß kein Anderer als John Hill der Verfasser dieser Satyre ist. Von dieser Schrift existirt eine französische Uebersetzung, betitelt: „Lucine affranchie des loix du concours,“ welche 1750 in Paris, und eine deutsche, welche unter dem Titel des Originals 1751 in Frankfurt erschienen ist.“

„Sie sind eine lebendige Bibliographie.“

„Es giebt kein Buch, das mir unbekannt ist.“

„Haben Sie Lust, eine Bibliothekarstelle anzunehmen?“

„Mehr als Alles liebe ich die Unabhängigkeit.“

In demselben Augenblicke erschien einer der Secretäre des Ministers, um demselben eine soeben angekommene Depesche aus dem Cabinet von Versailles zu überreichen.

„Vom Herzoge von Choiseul,“ sagte Graf Chatam.

Saint Germain wollte sich verabschieden.

„Gedulden Sie sich noch einen Augenblick.“

Der Minister durchflog den Inhalt des Schreibens.

„Sie setzen mich bestürzt, lieber Graf,“ sagte Pitt.

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Der Herzog von Choiseul ersucht mich, im Namen seines Monarchen Sie festnehmen zu lassen.“

„Weshalb?“

„Weil Sie, wie der Inhalt der Depesche lautet, ein Betrüger sind.“

„Jeder, der das zu behaupten wagt, ist ein elender Verleumder.“

„Unter Vorspiegelungen aller Art sollen Sie dem Könige und der Marquise von Pompadour bedeutende Summen abgelockt haben.“

„Das ist erlogen! Für Dienste, die ich der Marquise geleistet, hat sie mir nach und nach 500,000 Francs geschenkt. Geschenke angenommen ist, so viel ich weiß, kein Verbrechen.“

„Sie haben ihr ein Verjüngungsmittel gegeben ...“

„Das seinen Zweck nicht verfehlt hat ...“

„Wodurch wollen Sie das beweisen?“

„Durch ein Zeugniß, das ich zufällig bei mir habe,“ sagte Saint Germain und überreichte ihm jenen Schein, den ihm die Marquise von Pompadour (im XIIten Capitel unserer Erzählung) ausgestellt hatte.

„Dessenungeachtet werde ich, wie sehr ich auch von Ihrer Unschuld überzeugt bin, mich genöthigt sehen, Sie arretiren zu lassen.“

„Thun Sie, was Sie vor dem Gesetze und Ihrem Gewissen verantworten können. Aber glauben Sie ja nicht, daß Sie durch meine Gefangennehmung dem Cabinet von Versailles einen Dienst erweisen. Von meinem Kerker aus

werde ich Englands freie Preſſe benutzen, um dem Könige von Frankreich die Schuppen von den Augen zu reißen, und ihm beweiſen, wie ſchmählich er von der Marquiſe von Pompadour und vom Herzoge von Choiſeul, der mit ihr unter einer Decke ſteckt, hintergangen und betrogen wird. Frau von Pompadour drang mir ihre Gunſt auf ..."

„Und auch dies wollen Sie beweiſen?"

„Durch dieſe Locke, die Sie mir geſchenkt hat," erwiderte Saint Germain, und legte jenen Haarbüſchel, den ſie ihm zur Anfertigung des bewußten Wachsbildes abgeſchnitten hatte, als Beweis ihrer Untreue in die Hand des Grafen Chatam.

„Sonderbar!" ſprach der Miniſter und überlegte einen Augenblick, was er beſchließen ſollte. „Graf Saint Germain," begann er nach kurzer Pauſe, „ich will Ihnen einen guten Rath ertheilen. Sagen Sie Keinem, daß Sie bei mir geweſen ſind, und verlaſſen Sie London, wo möglich noch heute, längſtens aber morgen früh."

„Erbſchaftsangelegenheiten rufen mich ohnedies nach Liſſabon."

„Nun denn, ſo reiſen Sie mit Gott," ſagte Graf Chatam, indem er Jenem Zeugniß und Locke zurückgab. — —

Zwei Stunden ſpäter war Graf Saint Germain nicht mehr in London.

LXVII.

Ihr fragt mich, wo er hingekommen? Niemand wußte es. — — —

Im Februar des Jahres 1760 tauchte er plötzlich in Berlin auf.

Friedrich II. ſchreibt in ſeiner „Histoire de la guerre de sept ans," Capitel XI., Seite 73:

„Précisement lorsque cet émissaire (Mr. d'Edelsheim) arriva à Berlin, il y parut un autre phénomène politique, *un homme, qu'on n'a pu jamais déchiffrer.* Il se produisit sous le nom de Comte de Saint Germain. Il avait été au service de France et même si avant dans la faveur de Louis XV., que ce Prince avait voulu lui donner le château de Chambord. Cet homme joua le rôle de ministre, il se mêla de négocier sans mission, il tint en même temps des propos injurieux sur Madame de Pompadour et sur le Duc de Choiseul. Les Anglais le traitèrent en aventurier et le renvoyèrent." — — —

Ueber ſeinen Aufenthalt in Berlin iſt mir weiter nichts als eine einzige Anekdote bekannt. Bei einer Aufführung von Voltaire's „Zaire" ſaß er in der Hofloge neben dem Marquis Boyer d'Argens, dem Präſidenten der Berliner Akademie. Bei Zairens Erſcheinen fing der Graf tief zu ſeufzen an.

„Warum ſo betrübt?" fragte der Marquis.

„Zaire war ſo ſchön!"

„Sie kannten ſie?"

„Wir waren Freunde!" antwortete der Graf.

Der Marquis fing zu lachen an.

LXVIII.

Dreizehn Jahre ſpäter befand er ſich im Haag.

Man erlaube mir, meinem Leſer den Auszug eines Briefes mitzutheilen, den er im Jahre 1773, von Mantua aus, an den Grafen Maximilian Joſeph von Lamberg, den Verfaſſer des „Mémorial d'un Mondain“ geſchrieben hat.

„Als ich im Haag arretirt werden ſollte, drang ich darauf, zuvor mit dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen von Afry, zu ſprechen; von einem Polizeibeamten begleitet, wurde ich hingeführt. Der Geſandte empfing mich mit ſichtbarem Erſtaunen, ließ aber bald darauf meinen Begleiter abtreten und ſagte, daß ich, ſo lange ich in Holland bliebe, unter dem Schutze ſeines Königs ſtünde. Ich wollte dem Polizeibedienten einen ſchönen Diamanten zum Geſchenke machen; er aber ſchlug ihn aus, worauf ich den Stein, mit Hilfe eines großen Hammers, in tauſend kleine Stücke zerſchlug, die von den umſtehenden Bedienten des Geſandten aufgeſammelt wurden. — Dieſer Diamant, deſſen Anfertigung mir ungemein viel Mühe gekoſtet hatte, war ſelbſt in Braſilien und im Reiche des Großmoguls für ächt anerkannt worden. Ich habe mehrere dergleichen in Gegenwart des Grafen Zabor, Kammerherrn des verſtorbenen Kaiſers, verfertigt. — Der Fürſt T..... kaufte vor ſechs Jahren einen ſolchen Stein von meiner Arbeit für 5500 Louisd'or; der Fürſt verhandelte ihn ſpäter an einen reichen Narren mit 1000 Dukaten Gewinn.

Man muß wirklich, wie Graf Bare sagt, ein König oder ein Narr sein, um für einen einzigen Diamanten so große Summen wegzuwerfen. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß man mit Hilfe der Kunst der Natur sehr nahe kommen kann, obwohl ein Pott, ein Marggraf, ein Roucile auf ihrem Dreifuß behaupten, daß es unmöglich sei, Diamanten nachzumachen. Wenn aber diese Herren mehr die Menschen als die Bücher studirten, so würden sie Geheimnisse entdecken, die man in der Aurea Catena Homeri, im großen und kleinen Albert und im Picatrix vergebens sucht. Die wichtigsten Geheimnisse lernt man nur auf Reisen kennen. Die Kunst, Edelsteine zu verfertigen, habe ich auf meiner zweiten Reise nach Indien, im Jahre 1755, die ich in Gesellschaft des Generals Clive, der unter dem Vice-Admiral Watson stand, gemacht, erlernt." —

Hören wir, was Franz Gräffers allerliebster „Papagey" (Band I. Seite 16) vom Grafen ausschwatzt:

„Sicher war Graf Saint Germain auch ein Goldmacher? Allerdings! Aber diese Kunst war ihm zu leicht, zu gemein, zu umständlich. Welche Weitläufigkeiten mit diesen Schmelztiegeln, Kohlen und Blasebälgen! Wenn man aus kleinen Diamanten große machen kann, so rentirt das viel besser. Der Graf nimmt den nächstbesten Diamantsplitter aus dem Kabricht irgend eines Edelsteinschleifers, tritt in eine Fenstervertiefung, streut eine kleine Prise blauen Pulvers darauf und der Splitter ist ein Diamant, so groß wie ein Hühnerei. Nun hat Graf Saint Ger-

main ſeine Million Gulden, oder Thaler, oder Dukaten, wie er will, es hängt ganz davon ab, ob er viel oder wenig blaues Pulver aufſtreut. Solch ein Künſtler wird ſich doch nicht mit Goldmachen abgeben?“

Hat der „Papagey“ nicht Recht? Gewiß, gewiß!

Die Kunſt, Gold zu machen, erinnert mich an einen armen Teufel von Adepten, Aurelio Augurelli, der für ſein lateiniſches Gedicht: „Chrysopeia“, das er Papſt Leo X. gewidmet hatte, eine leere Börſe mit den Worten erhielt: „Wer Gold machen kann, braucht ja nur einen Beutel dazu.“ Wie kann ein heiliger Vater ſo boshaft ſein!

Pierre Borel, Leibarzt Ludwigs XIV., zählt in ſeiner „Bibliotheca chemica“, die im Jahre 1654 in Paris herauskam, nicht weniger als viertauſend Schriften auf, die ſich mit der Kunſt, Gold zu machen, beſchäftigen.

Guter Boileau, wie Recht haſt Du, wenn Du ſagſt:

„Le monde est plein de fous et qui n'en veut pas voir,
Doit se tenir tout seul et casser son miroir.“

LXIX.

Ein Jahr ſpäter, 1774, finden wir unſern Wundermann, als Grafen Tzarogy, in Schwabach. Der Markgraf von Brandenburg, Karl Alexander, der ihn im December bei der berühmten Schauſpielerin Clairon, die ſich zu jener Zeit am Hofe zu Anſpach aufhielt, kennen gelernt hatte, lud ihn auf's Frühjahr nach Triersdorf — dem Sommeraufenthalte des Fürſten — ein. Dort wurden ihm

die untern Zimmer des Schlosses eingeräumt; die obern bewohnte Hippolyte Clairon, die Geliebte des Markgrafen.

In Schwabach blieb der Graf bis gegen Ende des Jahres 1776. Dann reiste er mit dem Markgrafen, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, nach Nürnberg, um dort den aus Italien zurückkehrenden Grafen Alexis Orloff, den Sieger von Tschesme, zu begrüßen. In Nürnberg trug Graf Saint Germain russische Generals-Uniform. Orloff nannte ihn caro amico, caro padre, und schenkte ihm am Tage seiner Abreise 20,000 Zecchinen.

Es ist ziemlich gewiß, daß Graf Saint Germain nach seiner Abreise von London nach Petersburg gegangen sei und dort bei der Revolution des Jahres 1762, so wie bei der Ermordung Peters III., Gott weiß unter welchem Namen, die Hand im Spiele gehabt habe.

Der Markgraf von Brandenburg, der bald darauf nach Italien ging, erfuhr erst in Livorno durch den englischen Consul John Dyck, daß der geheimnißvolle Graf Szarogy, der sich am Hofe von Anspach für den letzten Sprossen des unter Kaiser Leopold I. geächteten Fürsten Ragoczi ausgegeben hatte, kein Anderer, als Graf Saint Germain gewesen sei. In Neapel erfuhr der Markgraf, daß dieser in hundert Masken auftretende Wundermann aus Sanct Germano, einer kleinen Stadt in Savoyen, gebürtig und der uneheliche Sohn eines Steuereinnehmers gewesen sei, der Guiseppe Rotondo geheißen, wegen Gelder, welche

er unterſchlagen, die Flucht ergriffen und ſeinen Sohn in ein Findelhaus gebracht habe, dem dieſer, kaum vierzehn Jahre alt, entlaufen ſei.

In Paris fand der Markgraf bei Madame d'Urfé ein von ihrer Hand gemaltes Portrait Saint Germains. Mit Thränen in den Augen nannte ſie den Grafen ihren Freund und Wohlthäter. Karl Alexander erbat ſich eine Copie von dieſem Bilde. Madame d'Urfé ſchenkte ihm das Original, das noch bis zum heutigen Tage im Schloſſe zu Triersdorf, in einem der Zimmer, welche der Graf Tzarogy bewohnt hatte, zu ſehen iſt. Nicht minder intereſſant iſt ein anderes Bild, das im Schlafgemache des Markgrafen hängt. Es iſt das Portrait der Clairon.

LXX.

Von Schwabach reiſte Graf Saint Germain über Dresden, Leipzig und Hamburg nach Eckernförde im Schleswig'ſchen, woſelbſt er beim Landgrafen von Heſſen-Caſſel ein gaſtfreies Aſyl fand.

Der arme Wundermann muß, nachdem er ſich dort gegen vier Jahre aufgehalten hatte, das Unglück gehabt haben, das bewußte Lebensthee-Recept zu verlieren, denn zu Anfang des Jahres 1780 ſoll er zu Schleswig, von Gewiſſensbiſſen gequält und von einem Schlagfluſſe getroffen, in den Armen des Landgrafen geſtorben ſein.

LXXI.

Jean Jacques Casanova, der zweite Held meiner Erzählung, starb 23 Jahre später, im Juni 1803, zu Wien als Bibliothekar des Grafen von Waldstein. Die letzten achtzehn Jahre seines abenteuerlichen Lebens hatte er zu Dux in stiller Abgeschiedenheit verlebt und hier, außer seinen zwölfbändigen Memoiren, noch eine Histoire de ma fuite des prisons de Venise (Prague 1788) und einen fünfbändigen Roman „Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passerent 80 ans chez les Megamikes, habitants aborigènes du Protocosme dans l'intérieur de notre globe" (Prague 1788) geschrieben.

Seine Memoiren kennt wohl Jeder: sie sind lasciv, aber geistreich. Auffallend ist es, daß er darin mit keiner Sylbe der Gräfin Saint Germain erwähnt. Vom Grafen sagt er: „In meinem ganzen Leben habe ich keinen geschickteren und verführerischeren Betrüger gesehen."

Casanova starb, wie ich von einem Augenzeugen weiß, so sanft und ruhig, als ob er in seinem Leben nicht die kleinste Sünde begangen.

Noch eine Stunde vor seinem Tode las er im dritten Buche seines Lieblingdichters die 27ste Ode an „Venus":

„Vixi puellis nuper idoneus,
Et militavi non sine gloria."

Dann schlug er das Buch zu und sagte, wie in jener schreckenvollen Nacht: „Meister Horaz, nun wollen wir schlafen!" — — —

Wohl Jedem, der so ruhig sterben kann wie Casanova!

Ravisius Textor theilt in seinem „Epitome historiarum“ ein Verzeichniß von Personen mit, welche lachend gestorben sind. Zu diesen Glücklichen gehörten zwei Dichter: Philistion und Pietro Aretino.

Plato starb schreibend, Petrarca lesend.

Cornelius v. Witt recitirte, während die Wuth des Pöbels ihn in Stücke riß, die dritte Ode des dritten Buches vom Horaz.

Lefort, der bekannte Günstling Peters des Großen, ließ, als er im Sterben lag, Musikanten kommen, um mitten unter Pauken und Trompeten zu entschlafen.

Der berühmte Arzt Jacob Sylvius zog sich kurz vor seinem Ende große Reiterstiefel an, um zu Fuße durch den Styx zu waten und das Fährgeld zu ersparen.

Gilbert starb, eine heilige Ode stammelnd, die er im Todeskampfe gedichtet hatte.

Metastasio dichtete fünf Minuten vor seinem Ende zwei seiner schönsten Strophen.

Barthélémy starb beim Lesen des Horaz.

Anacharsis Cloots beschäftigte sich auf dem Schaffot, kurz vor seiner Hinrichtung, mit Feststellung neuer Prinzipien.

Fabre d'Eglantine sann auf dem Wege nach dem Richtplatze über den letzten Act seines letzten Lustspiels nach.

Wohl Jedem, der ruhig sterben kann!

LXXII.

Und die Marquiſe? Und Mademoiſelle Guimard? Was iſt aus der Einen und was aus der Andern geworden?

Ach, lieber Gott, Beide nahmen ein trauriges Ende. Die Geliebte Ludwigs XV. ſtarb, angeekelt von der Welt, am 15. März 1764 in einem Alter von vierundvierzig Jahren. In ihrer Sterbeſtunde ließ ſie den Pfarrer der Magdalenen-Kirche rufen und ſich von ihm Abſolution ertheilen. Als der alte ehrwürdige Herr ihr die letzte Oelung gereicht hatte und ſich entfernen wollte, erhob ſich die Marquiſe und ſagte lächelnd:

„Warten Sie noch einen Augenblick, wir gehen dann zuſammen!“

Mademoiſelle Guimard ſpielte 1786, um ihre Gläubiger zu befriedigen, ihr Hôtel für 300,000 Francs aus und heirathete, drei Jahre ſpäter, nachdem ſie Laune und Waden, Zähne und Anbeter verloren hatte, den Violiniſten Desp·éaux.

Sie ſtarb im Jahre 1816.

LXXIII.

Das Merkwürdigſte hätte ich beinahe vergeſſen.

Der gute, ehrliche Michel de Montaigne erzählt in ſeinen „Essais“, Buch I. Seite 20, folgende Geſchichte:

„Eine ſehenswürdige Perſon iſt der unter dem Namen Saint Germain bekannte Marquis Aymar oder Belmar.

Er ſagt, er ſei zu Vitry geboren; der Cardinal von Lenoncourt, damaliger Biſchof von Chalons, habe ihm den Beinamen Saint Germain gegeben. Alle Einwohner von Vitry haben den Grafen bis zum 22ſten Jahre als Mädchen gekannt und Maria geheißen. Damals war er ſehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er ſich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Manne. Es iſt unter den dortigen Mädchen noch jetzt ein Lied im Gange, durch das ſie ſich wechſelſeitig warnen, große Luftſprünge zu machen, aus Furcht, zum Buben zu werden, wie Joſeph Maria Saint Germain."

Leſ't den franzöſiſchen Michel und — glaubt!

LXXIV.

Im Jahre 1835 befand ich mich in Paris. Es war an einem jener Sonntage, die ich in der Rue Tournon, Nummer 8, im Salon Jules Janins, hinzubringen pflegte. Gegen eilf Uhr Abends, als ich mich eben im Billardzimmer aufhielt, trat ein Mann herein, deſſen Aeußeres mich ungemein frappirte.

„Wer iſt dieſer Herr?" fragte ich die Freundin Janins.

„Ein Mann, von dem Sie gewiß ſchon viel gehört haben werden, ein Mann, der in jeder Beziehung eine höchſt merkwürdige Erſcheinung iſt . . ."

„Sie machen mich raſend neugierig. Dieſer Mann iſt . . ."

„Der berühmte Graf Saint Germain!"

Vor Schreck fiel mir der Queue aus der Hand.

„Zum Teufel, wer hat mir denn gesagt, daß der Graf 1780 zu Schleswig gestorben sei?"

„Das muß ein Irrthum sein. Dieser Mann stirbt nie."

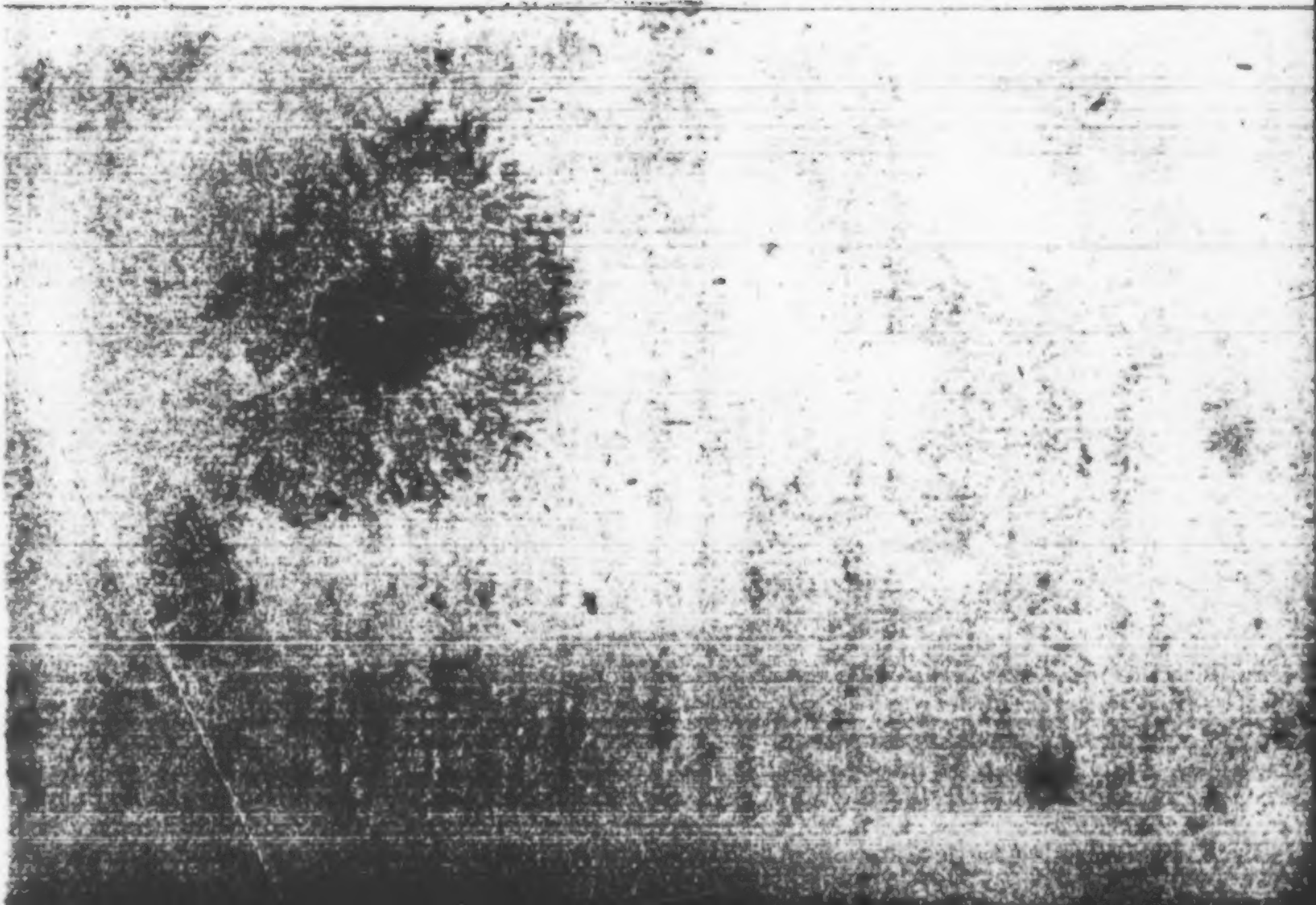
„Wer sagt das?"

„Er selbst!"

„Und Sie glauben es ihm?"

„Ich glaube Alles und gar Nichts."

Nun, Leser, was glaubst denn Du???



Zwei Seelen und ein Gedanke

oder

Zwei Leichen und kein Grab.

Poſſenſpiel in vier Acten

von

E. M. Oettinger.

(Als Manuſcript gedruckt.)

Leipzig, 1846.
Druck von Philipp Reclam jun.

Perſonen.

Adam, erſter Liebhaber am Vaudeville-Theater.
Eva, ſeine Frau, Tänzerin bei der großen Oper.
Hector Panckoucke, Bankier in der Faubourg Saint Germain.
Andromaque, ſeine Gemahlin.
Parallelepipedon, Kammerdiener des Bankiers.
Georgine, Kammermädchen der Madame Panckoucke.
Paletot, ein Schneider.
Peau de Chagrin, ein Schuhmacher.
Jasmin, ein Friſeur.
Pamphilius, ein Wucherer.
Deſſen Frau.
Madame Fichu, eine Putzmacherin.
Ein Gerichtsdiener.
Ein Theaterſouffleur.

Die Handlung ſpielt zu Paris, abwechſelnd in Adams und Panckoucke's Wohnung.

E
Biblioth. Regia
Berolinensi

Erſter Act.

(Ein großes, ziemlich elegantes Zimmer, mit einer Mittelthür und zwei Seitenthüren. Rechts und links ein großer, breiter Divan und vor jedem derſelben ein moderner Toilettenſpiegel. Im Hintergrunde rechts ein Schreibpult. An beiden Seiten der Thür hängt ein Rappier. In der Ecke des Divans, rechts vom Zuſchauer, ſitzt Eva in einem koketten Morgenanzuge, links auf dem Divan Adam in einem mediſchen Schlafrock. Beide leſen. Nach einer kleinen Pauſe fangen ſie gleichzeitig laut zu gähnen an.)

Erſte Scene.

Adam und Eva.

Adam. Meine reizende Eva ſcheint ſich in unſerm irdiſchen Paradieſe himmliſch-ſchön zu unterhalten. Iſts erlaubt zu fragen, welches Buch ſo glücklich iſt, Dich ſo auffallend zu erheitern?

Eva. Aus lieber langer Weile leſe ich, heute zum erſten Male, Rouſſeau's ſchwärmeriſchen Roman „Abälard und Heloiſe." (ſeufzend mit einem Blicke nach oben) Ah die Liebe! Und Du, mein liebenswürdiger Adam, darf Deine neidenswerthe Hälfte erfahren, welches Buch ſo glücklich iſt, die Wolken Deines Mißmuths zu zerſtreuen?

Adam. Aus Ueberfluß an Mangel guter Laune leſe ich heute, zum fünften Male, Balzac's „Phyſiologie der Ehe." (noch ſtärker ſeufzend) Ah die Ehe!

Eva. Die Ehe, ſagt Rouſſeau's Heloiſe, iſt das Grab der Liebe. Wie lange, guter Adam, ſind wir nun ſchon ſo glücklich verheirathet?

Adam. Am nächſten Faſchingsdienſtag, wenn man den größten Ochſen von Frankreich durch die Straßen von Paris führt, wird's, meine angebetete Freundin, gerade ein Jahr, daß Hymen uns — ſo Gott will — für die ganze Ewigkeit vereinigt hat.

Eva (gähnt). Großer Gott, wie ſchnell doch die Zeit verſtreicht! Mich dünkt, wir wären ſchon mehr als zwanzig Jahre vermählt und könnten bald — o rührend-ſchöner Gedanke! — unſere ſilberne Hochzeit feiern. Ah nichts in dieſem irdiſchen Jammerthale geht über die Freuden einer glücklichen Ehe!

Adam. Weißt Du, mein liebes Kind, was Herr von Beaumarchais oder, richtiger, sein „Barbier von Sevilla" sagt? Unter den allerernsteſten Dingen, meint der unvergleichliche Spötter Figaro, ſei die Ehe das allerpoſſirlichſte.

Eva. Beweis, daß auch Herr von Beaumarchais höchſt glücklich verheirathet geweſen war! Doch um von etwas Luſtigerm zu reden: Wirſt Du heute Abend den Maskenball der großen Oper mitmachen?

Adam. Mit tauſend Freuden wär' ich dabei; aber weißt Du denn nicht, heißgeliebtes Weſen, daß es mir vor allem Andern an Geld fehlt?

Eva. Eine Ehe ohne Geld, himmliſcher Adam, iſt ein ſehr langweiliges Paradies.

Adam. Herr von Balzac nennt das eine Wüſte ohne Manna.

Eva (das Buch wegwerfend). Mir aus der Seele geſprochen. Wo aber um Alles in der Welt in dieſer öden troſtloſen Wüſte das Manna hernehmen?

Adam. Du weißt, reizender Engel, daß unſere beiderſeitigen Schulden . . .

Eva. Leider ziemlich bedeutend ſind . . . Dieſe Entdeckung iſt zwar nicht mehr neu, aber darum nicht minder unerfreulich . . .

Adam. Die Zahl unſerer ehrenwerthen Gläubiger wächſt von Tag zu Tag und bald wird die Maſſe derſelben zahllos wie der Sand am Meere ſein. Schon jetzt habe ich deren ſo viele, daß ich, um Ordnung in dieſe Legion zu bringen, ſie nach der Beſchaffenheit ihres Temperaments in vier Cohorten oder Species einthelle: in ſanguiniſche, choleriſche, phlegmatiſche und melancholiſche Gläubiger. Die erſte Cohorte — der ſanguiniſche Gläubiger — iſt gutmüthig, leicht gerührt, ſchnell überzeugt und wunderbar nachgiebig, leider aber nicht ganz zuverläſſig: heute verſpricht er uns Nachſicht und morgen verklagt er uns. Zu dieſer Species unerträglicher Quälgeiſter oder zweibeiniger Bremſen, wie ſie einer unſerer größten Schöngeiſter nennt, gehört vor Allem der Schneider (Tabanus sartor). (Man klopft.) Ah, vermuthlich eine Gattung der vier Species.

Eva. Ich laſſe Dich allein, mein Freund, um unterdeſſen meine Toilette zu vollenden (geht ins Nebenzimmer links vom Zuſchauer). (Man klopft zum zweiten Male.)

Adam. Ganz beſtimmt ein Sanguiniker, weil er die Kunſt des Wartens nicht verſteht. Herein!

Zweite Scene.

Adam. Der Schneider Paletot (tritt ein).

Adam (ihm entgegeneilend). Ah, mein ausgezeichneter Freund, was bringen Sie mir?

Schneider. Die kleine Rechnung vom vorvorigen Jahre, eine Kleinigkeit von 342 Francs . . .

Adam. Lieber Freund, Sie verlangen Geld?

Schneider. Nun ja, wenn Sie's nicht genirt . . .

Adam. Durchaus nicht, edler Gönner (setzt sich an sein Pult).

Schneider (leise vor sich hin). Endlich! Gottlob!

Adam (bringt statt des Geldes ein halbes Dutzend versiegelter Briefe). Sie irren, würdiger Mann, wenn Sie sich dem Aberglauben hingeben, daß blos auf der Liste Ihrer Gläubiger saumselige Zahler stehen. Ach, auch ich weiß ein Lied davon zu singen . . . doch daß ich's nicht vergesse . . . darf ich Ihnen eine echte Havanna . . . das amigos . . . première qualité anbieten?

Schneider. Danke verbindlichst . . . ich rauche nicht.

Adam (für sich). Das wußte ich, sonst hätte ich's ihm sicher nicht angeboten. (laut) Ja, wie gesagt, auch ich weiß davon ein langes Lied von neunzehn Strophen zu singen. Wünschen Sie eine davon zu hören?

Schneider. Bedaure unendlich, daß es mir an Zeit fehlt . . . ich habe Eile . . .

Adam. Desto besser. Hier, lieber Freund, sind fünf Mahnbriefe. Der Eine dieser saumseligen Herren schuldet mir acht Louis, die ich ihm vor drei Monaten im Ecarté vorgeschossen; der Andere zweihundert Francs, die ich ihm vor einem halben Jahre geliehen; der Dritte einen kleinen Rest von zwölf Carolins für eine reizendschöne, gesundheitschokoladenfarbige Araberstute, die ich ihm schon im vergangenen Jahre abgetreten; den Vierten mahne ich nun bereits zum fünften Male um sechszehn Dukaten, die ich ihm auf sein Ehrenwort — denken Sie sich, auf sein Ehrenwort! — geliehen; der fünfte Brief endlich (sieht sich um, ob er von Eva nicht belauscht wird) ist, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, an eine junge, reizendschöne Grisette gerichtet, die mir (höchst leise) so lange die Ohren vollgeheult, sie brauche einen neuen Shawl, daß mir — bei allen Göttern des Olymps — nichts Anderes übrig geblieben war, als für 384 Francs gut zu sagen, die ich — unglückliches Schlachtopfer meiner unversiegbaren Gutmüthigkeit — erst unlängst bezahlt habe; lauter Kleinigkeiten, wie Sie sehen, aber wenn man alle diese Bagatellen zusammenrechnet, kommt doch ein ganz hübsches Sümmchen heraus.

Schneider. Ein Sümmchen? Eine Summe! Eine respectable Summe!

Adam. Nun sehen Sie, lieber Freund, wie oft man sich blos für Andere in Noth und Sorgen stürzt. Aber der Faden der Geduld platzt zuletzt . . . Nicht wahr?

Schneider. Natürlich, ganz natürlich!

Adam. Heute zum ersten Male habe ich meine Freunde ernstlich ersucht, an die Bezahlung ihrer Verbindlichkeiten zu denken, denn auch ich — mort de ma vie! — brauche mein Geld!

Schneider (sich die Ohren kratzend). So gut als ich das meinige . . .

Adam. Natürlich, ganz natürlich! Anfangs habe ich diese fünf Briefe in die Stadtpost werfen wollen, mir aber die Sache früh

genug anders überlegt. Meine Schuldner — ein Mann Ihres Witzes wird dies leicht begreifen — könnten die Ausrede gebrauchen, sie hätten meine Mahnung nicht erhalten; aus diesem Grunde, verehrter Freund und Gönner, habe ich mich entschlossen . . .

Schneider. Es zu machen wie ich, und lieber gleich selbst hinzugehen . . .

Adam. Das nicht . . .

Schneider. Was denn?

Adam. Sie zu bitten, diese fünf Briefe an ihre Adressen zu befördern . . .

Schneider (aufgebracht). Halten Sie mich für Ihren Laufburschen?

Adam. O, Sie sind mehr als das. Sie sind mein Gönner, mein Beschützer, mein Freund! (umarmt den Schneider.)

Schneider. Weiß der Himmel, wie's kommt, daß man Ihnen nichts abschlagen kann. Ich bin gerührt.

Adam (bei Seite). O Kameel!

Schneider. Geben Sie her die Briefe . . .

Adam. Sie wollen sich wirklich damit belästigen?

Schneider. Haben Sie's nicht selbst verlangt?

Adam. Gut. Zum Dank für Ihre Bemühungen will ich morgen Alles, was Sie darauf einnehmen, brüderlich mit Ihnen theilen.

Schneider (nimmt die Briefe). Schön, Herr Adam, wo möglich sollen Sie noch heute Antwort erhalten.

Adam. Noch einmal umarmt Orest seinen Pylades. Der Himmel und seine Heerschaaren begleiten Sie!

Schneider. Auf Wiedersehen, Herr Adam! (geht ab.)

Dritte Scene.

Adam (allein).

So sind diese sanguinischen Schneider! Da trabt er fort und glaubt, daß die Briefe, die er für mich umher tragen muß, wirklich mahnenden Inhalts sind. Du irrst, edler Paletot. Keine von all diesen Personen ist mir etwas schuldig . . . . Gottlob, des Einen bin ich ledig, doch sagt mir eine innere Stimme des Herzens . . . es ist heute der Erste . . . daß dieser Besuch nicht der letzte sein wird. Nur zu! Heute bin ich auf Alles, ja selbst auf meinen cholerischen Gläubiger gefaßt. Diese zweite Cohorte ist sehr zum Zorne und zum Schimpfen geneigt, wird durch Widerspruch noch mehr aufgereizt und droht uns jeden Augenblick, einen furchtbaren Scandal zu machen. Im Ganzen aber ist er nicht so grimmig, wie er aussieht, und läßt sich durch Ruhe und Gelassenheit entwaffnen. Er droht zwar beständig mit einer Klage, klagt aber in der That nur selten. Zu dieser Race gehört vor Allem der Schuster (Tabanus sutor) (man klopft.) Der Wolf in der Fabel! Beim Zeus, das ist kein Anderer als mein Schuster . . . ich erkenne ihn an seinem Klopfen. Muth gefaßt! Herein!

Vierte Scene.

Adam. Der Schuſter Peau de Chagrin (mit einer großen Rettungsmedaille im Knopfloch).

Schuſter. Guten Morgen, Herr Adam.

Adam. Guten Tag, Meiſter Peau de Chagrin. Iſt's erlaubt zu fragen, was Sie zu mir führt?

Schuſter (aufbrauſend). Herr, ich brauche mein Geld.

Adam (ſehr ruhig). Ich gleichfalls.

Schuſter. Meine Rechnung beträgt 110 Francs und 75 Centimes und wenn Sie mich nicht augenblicklich bezahlen, ſo mach' ich Ihnen hier ſolch' einen Mordſcandal, daß in fünf Minuten das ganze Haus zuſammenläuft.

Adam. Thun Sie das . . . ich fürchte mich nicht. Poltern, ſchimpfen, fluchen Sie . . . Ihr Zorn wird mir vielen Spaß gewähren. Je mehr Sie ſich ereifern, deſto mehr werde ich lachen, und wenn die Zeugen, die Sie durch Ihr Schreien herbeirufen, erſchienen ſind, werde ich die Thür öffnen und ihnen ſagen: „Seht, ſo benimmt ſich einer der ruhmgekrönten Krieger von der alten Garde, einer von den tapfern Knaſterbärten, die in Aegypten bei den Pyramiden, auf den Schlachtfeldern von Wagram und Auſterlitz, auf den Eisfeldern der Bereſina an der Seite des großen Kaiſers gekämpft, ein zehn Mal verwundeter Held, der zwei Fahnen und Gott weiß wie viel Kanonen erbeutet hat; ſo benimmt ſich ein alter Soldat und Inhaber der goldenen Rettungsmedaille, der einen Pudel und zwei Gensdarmen aus dem Waſſer gezogen, ſo benimmt ſich ein Mann, ein Meiſter, ein Bürger, vielleicht einſt gar ein Stadtverordneter der allezeit guten und getreuen Stadt Paris, weil er ſich vom Zorne, der roheſten und unedelſten aller Leidenſchaften, auf einen Augenblick hinreißen läßt, ſeinen Soldatenruhm, ſeine Bürgerehre, ſeine Meiſterwürde zu vergeſſen und ſich wie der letzte ſeiner Schuſterjungen zu betragen.

Schuſter (ganz zerknirſcht und mit weinerlicher Stimme). Herr!

Adam. Nun, edler Krieger, tapferer Vaterlandsvertheidiger, was hindert Sie in Ihrem Vorhaben? Warum poltern, warum fluchen, warum ſchimpfen Sie nicht? Warum machen Sie nicht Mordſcandal, daß die ganze Nachbarſchaft zuſammenläuft und Sie, den Helden, den Bürger, den zukünftigen Stadtverordneten, in der Glorie Ihres Zornes bewundern kann?

Schuſter (noch viel gerührter). Ach, lieber Herr, es war ja nicht ſo bös gemeint . . . ich ſpaßte ja blos. Wie mögen Sie nur glauben, daß es mir jemals einfallen könnte, Sie wegen lumpiger 110 Francs 75 Centimes zu mahnen, Ihnen wegen dieſer Bagatelle nur ein böſes Wort zu ſagen?

Adam. Aber weshalb wären Sie denn hier?

Schuſter. Weshalb ich hier bin? (einen Augenblick nachdenkend) Warum ich hier bin? Um Ihnen, wenn Sie erlauben, Maaß zu

nehmen zu einem Paar neuen Stiefeln, denn ich will's Ihnen nur gestehen, ich wünsche mir in meinem ganzen Leben keinen bessern Kunden, als Sie, lieber Herr!

Adam. Es freut mich, daß Sie, edler Vaterlandsvertheidiger, dies endlich einsehen; aber wenn Sie mir Maaß nehmen wollen, müssen Sie heute Abend wiederkommen . . . jetzt habe ich keine Zeit dazu. In längstens vier Wochen sollen Sie Ihr Geld erhalten.

Schuster. Sie beschämen mich, sprechen wir nicht mehr davon . . .

Adam. Nun denn auf Wiedersehen, Bürgersoldat! Wenn ich einst die Geschichte des glorreichen Jahres 1813 schreibe, so sein Sie überzeugt, daß Ihr Name darin nicht fehlen soll. Bis dahin bitte ich Gott, daß er Sie und Ihre Stiefel in seinen heiligen Schutz nehme . . .

Schuster (weinend). Der Himmel erhalte Sie noch lange zur Freude Frankreichs und aller Schuster Europas. (ab.)

Fünfte Scene.

Adam (allein).

Uff! Wieder eine Schlacht geschlagen . . . wieder einen Gläubiger beseitigt! Aber Scherz bei Seite, der Schuster hat mich etwas warm gemacht. Meister Peau de Chagrin ist ein Flegel erster Classe mit Eichenlaub! Doch selbst der Gröbste aller Grobiane hat eine Stelle wo er sterblich ist. Findet man diese Stelle, so ist es ein Kinderspiel, den vierschrötigsten Flegel in einen empfindsamen Galanthomme, den Tiger in einen Schöps umzuwandeln. Es giebt keinen Schuster, der nicht ehrgeizig ist! Aber Dank den drei Grazien und neun Musen, daß ich den Patron glücklich in die Flucht geschwatzt. — Die dritte Cohorte der Quälgeister — der phlegmatische Gläubiger — liebt die Ruhe, haßt jede Aufregung, geht stets vorsichtig zu Werke und läßt sich nur selten zu einer Unbesonnenheit, nie aber zu Haß und Zorn hinreißen. Er mahnt sehr artig, aber weit öfterer als jeder Andere und, wenns sein muß, sogar tagtäglich mit unermüdlicher Ausdauer. Von allen Gläubigern ist er der unerträglichste. Zu dieser Classe gehört vor Allen die Friseur-Bremse (Tabanus comae textor). (Man klopft.) Teufel! wer mag wohl das sein? Diese Art anzuklopfen ist mir unbekannt . . . ich bin neugierig . . . Herein!

Sechste Scene.

Adam. Der Friseur Jasmin (tritt ein).

Friseur. Habe ich das Glück, den weltgefeierten Künstler Adam zu begrüßen?

Adam. Das haben Sie! Wer sind Sie und was wollen Sie?

Friseur. Ich bin der Geschäftsführer des berühmten Friseur und Parfumeur Anatole Millefleurs, der die Ehre hat, Herrn Adam zu der Zahl seiner hochverehrten Kunden zu zählen . . .

Adam. Mein Herr Chargé d'affaires, ich bitte Sie, ſich kurz zu faſſen und mir zu ſagen, was uns das Vergnügen Ihres unſchätzbaren Beſuches verſchafft?

Friſeur. Mein Herr Principal, der patentirte Friſeur und Parfumeur Anatole Milleſleurs, Erfinder der unſichtbaren Toupets und des neuen Wohlgeruchs „Reine Pomaré", hat mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, bei Herrn Adam für die ſeit drei Jahren ihm gelieferten Perücken, Schminken, Parfums und Pomaden das beſcheidene Sümmchen von 665 Francs 15 Centimes nach Vorzeigung dieſer Rechnung in Empfang zu nehmen. Herr Adam, hat mein verehrter Principal geſagt, iſt ein ſo pünktlicher Zahler, daß er Ihnen dieſe Bagatelle ſofort bezahlen wird.

Adam (entzückt). Mann Gottes, hat er das wirklich geſagt?

Friſeur. Bei allen Wohlgerüchen des Morgenlandes, bei allen Schminken und Pomaden des Abendlandes iſt das, was ich Ihnen ſo eben zu ſagen die Ehre gehabt, reine, ungeſchminkte Wahrheit. Ja, mein Herr Principal hat ſogar noch weit mehr geſagt. Herr Adam, hat Milleſleurs geſagt, iſt mein beſter, nobelſter Kunde. Nicht allein, daß er ſeine Rechnungen ſehr prompt bezahlt, Herr Adam gehört noch obendrein zu jenen Kunden, die es unter ihrer Würde halten, etwas von der Rechnung abzuziehen...

Adam. Sagen Sie Ihrem Herrn und Meiſter, es rühre mich bis zu Thränen, daß er von mir eine ſo gute Meinung hat... ſagen Sie ihm, daß ich mich dieſer Meinung vollkommen würdig zeigen und ihm die Bagatelle von 665 Francs, ohne einen Centime davon abzuziehen, in der kürzeſten Friſt bezahlen werde...

Friſeur. Mein Herr Principal hat mich beauftragt, Sie nicht eher zu verlaſſen, als bis Sie dieſe winzigkleine Kleinigkeit huldvollſt entrichtet haben.

Adam. Herr, welche Unverſchämtheit, mir, dem pünktlichſten Ihrer Zahler, dem reellſten Ihrer Kunden, auf ſo plebejiſche Art die Piſtole auf die Bruſt zu ſetzen! Wiſſen Sie, wer ich bin?

Friſeur. Sie ſind Herr Adam, erſter Liebhaber am Vaudeville-Theater...

Adam. Und außerdem Präſident des Caveau moderne, Secretair des Jokeyclubbs und Mitglied der Rumford-Suppen-Commiſſion. Herr, wünſchen Sie vielleicht eine Gratismarke für ſich oder Ihren Principal?

Friſeur. Letzterer wünſcht weiter nichts, als die ſofortige Bezahlung ſeiner Rechnung...

Adam. Anfangs war ich geſonnen, dieſe Lappalie ſogleich abzumachen, aber Ihre unverſchämte Art zu mahnen hat mich eines Beſſern belehrt. Sagen Sie Ihrem Principal, daß der pünktlichſte ſeiner Zahler, der nobelſte ſeiner Kunden, beſchloſſen hat, zum erſten Mal in ſeinem Leben von der Regel eine Ausnahme zu machen und dieſe unverſchämt hohe Rechnung dann erſt zu bezahlen, wenn Herr

Milleſleurs bereit iſt, ſich die Hälfte — merken Sie ſich's — die Hälfte von der ganzen Summe abziehen zu laſſen ...

Friſeur. Mein Herr Principal wird ſich das ſchwerlich gefallen laſſen ...

Adam. Dann ſoll er mich verklagen, dann werde ich ihm beweiſen, daß er mich geprellt, unverſchämt geprellt hat. Nun aber bitte ich Sie, mich nicht länger aufzuhalten, ſonſt mache ich nach Paragraph 421 unſeres Strafgeſetzbuchs von meinem Hausrechte Gebrauch und befördere Sie als Ruheſtörer zur Thür hinaus. (heftig auf ihn zugehend) Verſtanden?

Friſeur. Sehr wohl! Sehr wohl! (unter lauter Kratzfüßen und Verbeugungen rückwärts abgehend.)

Siebente Scene.

Adam (allein).

Du lieber Gott, was für Noth man mit ſeinen Gläubigern hat! Ein wahres Glück, daß unſer Einer nicht auf Korea lebt! Auf dieſer unvernünftigen Inſel herrſcht die alte, äußerſt patriarchaliſche Sitte, daß jeder Gläubiger das Recht hat, ſeinem ſaumſeligen Schuldner täglich funfzehn Vergißmeinnicht mit dem Bambusrohre zu geben. Gerechter Himmel, wenn dieſe Sitte auch in Europa und vollends in unſerem civiliſirten Frankreich eingeführt würde, wo ſollte die gute Stadt Paris dieſe Maſſe von Bambusröhren auftreiben? Glücklicherweiſe herrſcht bei uns zu Lande die umgekehrte Sitte, daß der zudringliche Gläubiger von ſeinem Schuldner oft ſtatt der erwarteten Bezahlung ganz unerwartete Prügel erhält, was ich, aufrichtig geſagt, weit vernünftiger als den Gebrauch in Korea finde. — Ich habe mir nun ſchon drei Manichäer von Halſe geſchafft ... jetzt erwarte ich noch die vierte und letzte Species. Der melancholiſche Gläubiger iſt ängſtlich um ſeine Zukunft beſorgt und ſehr zu Geiz und Mißtrauen geneigt; ſeine Schwermuth verleitet ihn gar oft zur Selbſtpeinigung und zum Menſchenhaß; er malt ſich und Andern, um ſie zum Mitleid zu bewegen, die gräßlichſten Bilder vor und ſucht Geſpenſter und Leichen da, wo keine ſind. Zu dieſer Cohorte gehört vor Allem jene Race von Biedermännern, die uns auf unmenſchlich hohe Zinſen Geld leiht: der Wucherer (Tabanus foenerator). Dieſer Gläubiger hat beſtändig Seufzer auf den Lippen, Trauer im Herzen und Thränen in den Augen; er erzählt uns lange Jeremiaden und Odyſſeen von Unglücksfällen, die ihn unabläſſig verfolgen; fünf Mal im Jahre ward ſein armes Weib von einem Zwillingspaare entbunden; allwöchentlich ſtirbt ihm ein „armes Wurm" am Keuchhuſten oder an der Bräune; heute muß er den Doctor und morgen den Apotheker, heute die Miethe und morgen ſeine Lebensverſicherung bezahlen; er klagt, winſelt, jammert und heult beſtändig, und bittet uns mit ſeinem Unglück Erbarmen zu haben und ihm das Geld — lange vor der Verfallzeit — zurückzuzahlen. (es klopft) Ich wette, daß dies mein Wucherer iſt. Herein!

Achte Scene.

Adam. Der Wucherer Pamphilius (ein noch ziemlich junger Mann mit einem Trauerflor um Arm und Hut).

Wucherer. Der unglücklichſte aller Greiſe wagt Ihnen einen guten Tag zu wünſchen . . .

Adam. Willkommen, mein biederer Pamphilius. Sie trauern? Edler Greis, um wen trauern Sie?

Wucherer (unter Schluchzen und Thränen). Um mein braves Weib!

Adam. Iſt ihr ein Unglück zugeſtoßen?

Wucherer. Die himmliſche Vorſehung hat ſie vorgeſtern am Magenkrebs zu ſich genommen (fängt zu heulen an).

Adam. Das arme Weib! Sie armer, armer Mann!!!

Wucherer. Ja wohl bin ich arm, ärmer als Hiob und die ärmſte Kirchenmaus. Morgen früh ſoll mein braves Weib beerdigt werden und bis zu dieſem Augenblick habe ich noch kein Geld, um Sarg und Begräbnißkoſten zu bezahlen . . .

Adam. Vor einigen Tagen war das brave Weib ja noch ſo friſch und geſund, wie ein Fiſch im Waſſer . . .

Wucherer. Die Wege der Vorſehung ſind dunkel!

Adam. Vermuthlich liegt das an der mangelhaften Einrichtung unſerer Gasbeleuchtung . . .

Wucherer. O treiben Sie mit der Vorſehung keinen frevelhaften Scherz . . . heute roth und morgen todt!

Adam (für ſich). Seht den gottesfürchtigen Mann! Von ſeinen Lippen fließt Moral. Man ſollte glauben, er wäre der frömmſte Mann der ganzen Chriſtenheit. Und doch weiß Niemand beſſer als ich, daß er ein Schurke, ein Heuchler, ein Mucker iſt! Der Teufel hole dieſe Brut! (laut) Womit, würdiger Greis, kann ich dienen?

Wucherer (ſeine Thränen trocknend). Ihr Wechſelchen von 1800 Francs iſt zwar erſt in drei Wochen fällig; doch würden Sie ſich um den unglücklichſten aller Greiſe ein gottgefälliges Verdienſt erwerben, wenn Sie, gerührt von ſeiner Noth, ſich huldreich geneigt finden ließen, ihm zur Deckung der Beerdigungskoſten ſeines armen Weibes ein Paar hundert Francs auf Abſchlag des Wechſels vorzuſchießen.

Adam (in die Weſtentaſche greifend). Betrachten Sie dieſen Napoleon; er iſt der Letzte der Mohicans . . .

Entrann' auch dieſer meinen Händen,
Ich hätte keinen zweiten zu verſenden.

Wucherer. Wie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß mir ſelbſt mit dieſer Kleinigkeit gedient wäre?

Adam. Dann, edelſter der Greiſe, würde ich keinen Augenblick Anſtand nehmen, mich von ihm loszureißen, um ſo mehr, wenn ich überzeugt wäre, daß Ihr braves Weib wirklich geſtorben iſt . . .

Wucherer. Bei allen Heiligen des Kalenders, mein armes Weib liegt daheim auf dem Todtenbett. . . .

Neunte Scene.

Die Vorigen. Eine ordinair gekleidete Frau (steckt den Kopf durch die Thür).

Frau. Entschuldigen Sie, Herr Adam, ich wollte nur fragen, ob mein Mann noch bei Ihnen ist. (tritt in's Zimmer) Ja da bist Du ja! Ist das artig, Diogenes, Deine Frau unten vor der Thür so lange warten zu lassen!

Adam (fängt unbändig zu lachen an). Sehe da den frommen Mann! Er steht wie ein vom Blitz getroffener Galgen da und wagt es nicht, mich anzusehen! (Lacht noch stärker.)

Frau. Aber, lieber Herr Adam, worüber lachen Sie denn?

Adam. Ueber die Auferstehung vom Tode! Ha, ha, ha, eine köstliche Posse!

Frau. Pfui, Herr Adam, Sie sind ein Gotteslästerer!

Adam. Aber wissen Sie auch, gute Frau, was Ihr Herr Gemahl ist?

Frau. Mein lieber, guter Diogenes ist ein Ehrenmann, der von seinen Renten lebt.

Adam. Ein Heuchler, ein Lügner, ein Pietist ist er! Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst erzähle ich Ihnen noch ganz andere Dinge von Ihrem sauberen Herrn Gemahl!

Wucherer (zu seiner Frau). Komm, komm, mein theures Weib, damit Dein keusches Ohr durch die gotteslästerlichen Redensarten dieses jungen Bösewichts nicht entweiht wird! (Er bei Seite gehend) Siehst Du denn nicht, daß dieser Elende betrunken ist? Seine Atmosphäre ist verpestet! Laß uns fliehen in Gottes reine, unentweihte Luft! (geht seine Frau zur Thür hinaus.)

Zehnte Scene.

Adam (allein).

Ja, ja, so sind diese Mucker! Wer diesen Heuchlern von [illegible], weil sie uns mit salbungsvollem Munde vorschwatzen, nur ein Wort, nur eine Silbe glaubt, ist ein [illegible] Narr! Von den Krokodilsthränen dieses Menschen gerührt, hätte ich beinahe die unverantwortliche Thorheit begangen, ihm mein letztes Geldstück in den Rachen zu werfen! Dank dem Zufall, der gerade zur rechten Zeit die brave Frau hierhergeschickt! Ah, da kommt auch die Meinige! Bin ich nicht trotz aller Schulden ein beneidenswerther Mann! Sieht nicht meine Eva, die sich vollkommen emancipirt hat, wie eine Amazone aus, die eben ihren feurigen Araberhengst besteigen und im [illegible] Galopp, ventre à terre, von einem Pol zum andern fliegen will!

Elfte Scene.

Eva (in einem [illegible], [illegible] Kleide, mit einem [illegible] Hütchen auf dem Kopfe und einer Cigarette im Munde, tritt langsam durch die Seitenthür).

Eva (spöttisch). Ei, lieber Freund Adam, ist die Rechnung, die Dir Deine Gläubigen [illegible], glücklich überstanden?

Adam. Gott sei Dank! Aber Teufel! welch' ein entsetzlich feiner Cigarrengeruch kommt mir da entgegen! (mit beiden Händen den Rauch auffangend) Ist's erlaubt, zu fragen, was für eine Sorte Du rauchst?

Eva. Regalia Nummer 1 ... das Hundert sechzig Francs. ([illegible]) [illegible], Monsieur? Ist's gefällig, mein Herr Gemahl?

Adam. Sehr verbunden, Madame! (zieht eine Cigarre heraus, [illegible]) Ein herrliches Gewächs! Aber sage mir, liebes Weib, woher hast Du diese theuren Cigarren?

Eva ([illegible]). Rathe, guter Adam!

Adam. Theure Eva, wie soll ich errathen, wo Du sie gekauft hast?

Eva. Gekauft! Sie irren, mein Herr Gemahl. Diese Cigarren sind ein Geschenk unseres kleinen Bankiers ...

Adam. Eines Deiner glühendsten Verehrer ...

Eva ([illegible]). Du weißt, ich mache kein Hehl daraus ...

Adam. Siehst Du, das ist schön von Dir! Nur keine Geheimnisse in der Ehe ... sonst ist alles Glück, alle Ruhe, aller Frieden hin! Aber, was die eine Hälfte weiß, muß auch die andere wissen. Aufrichtigkeit geht über Alles! Du weißt, gute Eva, daß Madame [illegible], die Gemahlin Deines kleinen Bankiers ...

Eva. Eine Deiner geliebten Verehrerinnen ist ... [illegible], warum soll [illegible], und ganz Paris weiß, nur für mich ein Geheimniß bleibt!

Adam. Die armen Ehefrauen erfahren derlei Neuigkeiten in der Regel [illegible]. Wenn schon jeder Gimpel auf dem Dache weiß, daß Der und Der oder Die und Die betrogen ist, so glaubt Der oder Die, welche es betrifft, noch immer, daß Alles nichts als boshafte Verleumdung sei. Eine Aufrichtigkeit aber ist auch der andern werth ... ich will Dir, eigenes Weib, nichts, gar nichts verhehlen! Welch ein Unterschied zwischen Herrn und Madame [illegible]! Er, ein Muster unerschöpflicher Freigebigkeit, ist verschwenderisch über alle Maßen; sie hingegen, ein Ausbund [illegible] Sparsamkeit, ist geizig bis zum Excess. Ach, [illegible] weißt Du besser davon als ich! Herr [illegible] legt Dir täglich einen neuen Act seiner Huldigung zu Füßen. Was aber hat Madame [illegible] bis jetzt für Deinen

einem Mann gethan! Mich umgeküßt und geraucht, und weiter nichts als geraucht!

Eva. Ha, ha, das ist zum Todtlachen!

Adam. Du weißt, gutes Kind, das ewige Einerlei ist im Allgemeinen höchst einförmig, höchst langweilig, oft sogar ganz unerträglich . . .

Eva. Ich, lieber Freund, habe nie geraucht!

Adam. Das ist wahr, siehe, dann von Dir, und darum liebe ich Dich, wie Du weißt, so unaussprechlich . . .

Eva. Pfuihh! Da ist mir meine Cigarre ausgegangen . . . hast Du Feuer?

Adam. Ich sehe es auch bei mir schon erloschen!

Eva. Siehst Du, guter Adam, die Cigarre ist ein treffendes Sinnbild der modernen Liebe: einen Augenblick glüht sie lichterloh, dann verkohlt sie und erlischt; man versucht, sie von Neuem ins Leben zu rufen, umsonst! . . . man wirft sie weg (wirft ihre Cigarre weg) und . . .

Adam. Steckt sich bei Gelegenheit eine andere an! (wirft auch die seinige weg) Das ist der Lauf der Welt!

(Man klopft.)

Beide. Schon wieder?

Adam. Hat sich denn heute alle Welt gegen mich verschworen?

Eva. Laß sehen, wer uns heimsucht . . . Herein!

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Die Putzmacherin (Hutschachteln aufgetragen).

Adam. Ich athme wieder auf . . . Das ist die Putzmacherin . . . die kommt zu meiner Frau.

Putzmacherin (verbeugt sich kurz vor Beiden). Bon jour, Madame!

Eva (legt die Hand auf's Köpfchen, um den Gruß zu erwidern).

Putzmacherin. Es wird Ihnen bekannt sein, Madame, weshalb ich Sie heute zum neunten Male in diesem Jahre mit meinem Besuche belästige . . . Sie schulden mir seit acht Monaten für Modewaaren, die ich Ihnen, wie Sie wissen, zu spottbilligen Preisen geliefert, rund neunhundert Francs.

Adam (schlägt die Hände über dem Kopf zusammen). Neunhundert Francs!!!

Putzmacherin. Wer wundert sich hier?

Adam. Ich, Madame, ich!

Putzmacherin. Ah, bitte tausend Mal um Entschuldigung, daß ich Sie früher gar nicht bemerkt hatte! Ich habe so viel neue Moden und alte Forderungen im Kopfe, daß ich häufig sehr zerstreut bin. Also wie gesagt, Madame, Sie schulden mir seit acht Monaten

verschuldeten Franck, und Sie werden begreifen, Madame, daß ich nicht länger warten kann . . . Sie schweigen, Madame, warum schweigen Sie?

Eva. Weil ich heut' weniger als je aufgelegt zum Reden bin. Vor allen Dingen eine Frage: [illegible] Sie?

Putzmacherin. Madame, ich bin Ihre Schneiderin!

Adam (leise zu sich selbst). Diese [illegible] der Mode hat den Teufel im Leibe! (seine Weste hinunterziehend) Diese vollständige Gestalt gefällt mir!

Eva. Schweigen Sie!

Putzmacherin. Das tut nicht. Doch wage dich [illegible] Fragen! Ich verlange von Ihnen weiter nichts, als meine verschuldeten Franck.

Eva (halb [illegible]). Bagatelle!

Putzmacherin. Nun gut, so begleichen Sie diese Bagatelle.

Eva. Madame, ich habe den Schlüssel zu meiner Schatulle verlegt . . .

Putzmacherin. Madame, das kann Ihnen sagen . . .

Adam (sich vergnügt die Hände reibend). Da hat die gute Frau vollkommen Recht.

Putzmacherin. Angenommen aber, Madame hätte wirklich den Schlüssel ihrer Schatulle verlegt; dann, Madame, ist die Frau, die Sie vor sich sehen, Manns genug, um auf der Stelle einen Schlosser zu holen! (will fort.)

Adam (ganz leise). Bravo! Bravo! Die Frau gefällt mir ungeheuer!

Eva (die Putzmacherin zurückhaltend). Bleiben Sie . . . Ihr Gang zum Schlosser wäre unnütz, denn soeben erinnere ich mich, daß ich nicht den Schlüssel, sondern die Schatulle verlegt habe.

Adam (für sich). Auch nicht übel! Ich bin nun neugierig, was Madame dazu sagen wird.

Putzmacherin ([illegible]). Die Schatulle verlegt! Das dacht' ich mir. Aber wissen Sie, Madame, daß dieser Ausdruck ganz [illegible] ist! (noch heftiger) Madame, ich sage Ihnen jetzt zum letzten Mal, ich muß mein Geld haben!

Eva. Adam, lieber Adam! Schütze Deine Eva vor dem Zorne dieser gebildeten Klapperschlange!

Putzmacherin (im höchsten Grade empört). Was sagt diese [illegible] Eva? Ich, Adelaide Melanie Fuchs, geborene [illegible], ich eine Klapperschlange! Und das untersteht sich die letzte Schuldnerin von der ersten Modistin der Modes der Hauptstadt der Welt, zu sagen. Was hält mich ab . . . (schickt sich an auf sie zuzugehen.)

Adam (dazwischentretend). Halt, Madame, das heißt offenbar zu weit gegangen. Ich bitte Sie, liebe Frau, nicht zu vergessen, daß eine Dame Ihres Standes viel zu viel Bildung hat, um sich der Behandlung eines ganz und gar unweiblichen Zornes hinzugeben. Bedenken Sie, verehrte Frau, daß bei einem Auftritt dieser Art Ihr

europäischen Ruf auf dem Spiele steht. Wenn eine der Damen der Vorstadt Saint Germain zufällig erführe, daß Madame Adelaide Melanie Taffetas, geborene Fichu, oder umgekehrt, daß Madame Adelaide Melanie Fichu, geborene Taffetas, sich jemals so weit vergessen hätte, in Gegenwart eines Mannes die schöne Tugend zarter Weiblichkeit verläugnet und sich in einer fremden Behausung wie eine [illegible] Megäre, wie ein feuerspeiender Drache betragen zu haben, möchten Sie, liebenswürdigste Ihres Standes (ihre Hand [illegible] mit so schmachtenden Blicken an seine Lippen ziehend) nicht der Gefahr ausgesetzt sein, mit Einem Schlage Ihre ganze Kundschaft zu verlieren!!! Gehen Sie in sich, schöne Frau. Werfen Sie diese entstellende Maske häßlicher Leidenschaft von sich ab und werden Sie wieder, wie [illegible] sich selbst zu Liebe, die sanfte Taube, der gute Engel, der keine Fliege an der Wand, um wieviel weniger eine Dame ihres Gleichen und noch dazu eine ihrer treuesten Anhängerinnen zu beleidigen oder — und der Himmel verhüten wolle — gar zu [illegible] vermag.

Eva (für sich). Der Spitzbube! Wie er die Weiber kennt!

Putzmacherin ([illegible]). In der That, Herr Adam, Sie schmeicheln so reizend, wie Paul de Kock in seinen Romanen. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich sie liebe!

Adam. Wie Sie mich lieben!

Putzmacherin. Nein, wie ich die Romane Paul de Kocks liebe. (seufzend) Ach, Niemand kennt das Herz der Frauen und vor Allem die Herzen der Pariser Putzmacherinnen so gründlich genau, als dieser liebenswürdige Bösewicht. (sich eine Thräne aus dem Auge wischend) Mais revenons à nos moutons, sagt mein Vetter im „Zopfe." Vergeben Sie, mein lieber Adam, daß ich mich von meinem leider [illegible] Temperamente einen Augenblick hinreißen ließ, die mir und Ihnen schuldige Achtung zu vergessen. Sie sehen, mein lieber Herr Adam, daß ich nun wieder sanft, sanft wie ein Lamm bin . . .

Adam (zärtlich ihre Hand drückend). Sanft wie ein Engel des Paradieses!

Putzmacherin. Vergessen Sie, was zwischen mir und Ihrer Frau Gemahlin vorgefallen ist, und bewahren Sie es als ein ewiges Geheimniß, daß Sie Adelaide Melanie Fichu . . .

Adam (ihr in die Rede fallend). Geborene Taffetas . . .

Putzmacherin. In einem unbewachten Augenblick in einer Aufwallung gesehen, die ihrem Charakter, ihrer Bildung, ihrem Herzen durchaus unwürdig gewesen war. (sich wendend zu Eva) Mögen auch Sie mir vergeben und mir doch ferner das Glück Ihrer Achtung, die Gunst Ihrer Freundschaft bewahren. Sie haben mich, ich habe Sie gekränkt. Wir sind nun quitt, Madame. ([illegible]) Lebe wohl, meine Freunde. Es [illegible] sich Adelaide Melanie Fichu, geborene Taffetas, Frankreichs erste Putzmacherin! (geht ab.)

Dreizehnte Scene.

Adam und Eva.

Adam (nachdem er die Putzmacherin bis zur Thür begleitet hat, zurückkehrend). Ich bitte, wie gefiel Ihnen diese Scene?

Eva. Etwas zu larmoyant und sentimental; sonst abgesehen ziemlich gut.

Adam. Ich für meinen Theil habe daraus eine neue Lehre gezogen: lieber zehn Männern, als einer Frau etwas schuldig zu bleiben. Wenn übrigens jeder andere Gläubiger so empfindsam wie diese Putzmacherin wäre, dann hätten wir längst keine Schulden mehr. — Aber sage mir, liebes Kind, wie war es möglich, in so kurzer Zeit von acht Monaten neunhundert Francs für deinen Putz zu verschwenden? Heißt das nicht in den Tag hineinleben und Dich und mich schließlich an den Bettelstab zu bringen? Eva, sprich, wo soll das hinaus?

Eva. Was kümmern Sie meine Schulden? Ist es mir jemals eingefallen, mich um die Ihrigen zu bekümmern?

Adam. Nein, das hast Du nie gethan . . .

Eva. Ist's mir jemals in den Sinn gekommen, Ihnen Vorwürfe zu machen, wenn Sie einem Delicatessenhändler vier bis fünfhundert Francs für Austern und Champagner schuldig geblieben sind?

Adam. So lang' ich etwas schuldig geblieben war, hast Du mir niemals Vorwürfe gemacht, aber als ich einmal in einer schwachen Stunde auf den abenteuerlichen Einfall gerieth, einen Theil dieser Schuld zu bezahlen, warst Du wüthend auf mich zu und fragtest: Mensch, was thust Du da?

Eva. Und hatte ich nicht ein Recht dazu? Man muß in allen Fällen des Lebens consequent sein!

Adam. Als wenn man einmal Schulden hat, so muß man keine Bedingung bezahlen?

Eva. Voilà mon principe! sagt einer unserer Journalisten, dessen Name mir entfallen ist.

Adam. Ich finde dieses Princip, ehrlich gesagt, etwas abgeschmackt . . .

Eva (aufspringend). Abgeschmackt?

Adam. Ja sogar höchst abgeschmackt . . .

Eva. Vergessen Sie, mein Herr, mit wem Sie sprechen! Glauben Sie, Ihre Magd vor sich zu haben? Eine freie Frau, der das Bewußtsein der Emancipation aufgegangen, duldet von keinem Manne, am allerwenigsten vom ihrigen, ebensowenig den leisesten Scherz, als die geringfügigste Beleidigung. Ich rathe Euch also, mein Freund, Euer Abgeschmackt augenblicklich zurückzunehmen . . .

Adam (ironisch). Oder?

Eva. Mir auf der Stelle Satisfaction zu geben . . .

Adam. Madame, ich habe zu Diensten.

(Beide greifen nach den Rapieren.)

Eva. Man ist nicht unwohl beim Weibe und weiß in der großen Oper eben so gut seine Klinge zu führen, als mancher Student im „Quartier latin.

Adam. Voyons!

(Beide nehmen Fechthandschuhe an und machen ein Paar Gänge.)

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Ein Gerichtsdiener (tritt ein).

Huissier. Himmel, was geht hier vor! Ein Duell zwischen Mann und Frau! Unerhört!

Adam. { Herr, mischen Sie sich nicht in unsere häuslichen Angelegenheiten.

Eva. { Mann, stören Sie nicht unseren ehelichen Frieden.

Huissier (greift die zwischen Degen). Ein Duell ohne Zeugen ist nicht erlaubt. Im Namen des Gesetzes befehle ich Ihnen, diesem unerlaubten Spiele ein Ende zu machen und zu vernehmen, was ich Ihnen mitzutheilen habe.

Adam. } Herr, wer sind Sie?
Eva. }

Huissier. Ich bin ein Abgesandter der Obrigkeit, ein Huissier, beauftragt, dem p. p. Adam mitzutheilen, daß er wegen einer vom Unterzeichneten Gericht eingeklagten Schuld von 546 Francs und 14 Centimes nach Ablauf von drei Tagen, also am 4. d. M., verhaftet werden soll. Hier, mein Herr, haben Sie das, was ich Ihnen soeben mündlich vorzutragen die Ehre gehabt, schriftlich, oder schwarz auf weiß, wie man zu sagen pflegt.

Adam. Ew. Wohlgeboren sind ein Huissier! Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen . . .

Huissier. Mich ebenfalls. Doch muß ich Sie bitten, mir für diese freilich nicht sehr angenehme Botschaft eine Information, wie wir das nennen, 15 Francs und 5 Centimes zu bezahlen und zwar ohne Aufschub oder sofort, wie's in der Gerichtssprache heißt.

Adam. Eine sonderbare Art, sich zu insinuiren. (greift in die Westentasche) Hier, mein Herr Huissier, ist ein Napoleon. Den Rest bitte ich für Ihre freundliche Bemühung zu behalten und mir für die Zukunft Ihre Huld und Nachsicht zu schenken. (giebt ihm das Goldstück) Nur eine Frage, mein Herr. Haben Sie Familie?

Huissier. Eine Frau und zwei Töchter.

Adam. Meinen Handkuß an Ihre Frau Gemahlin und herzliche Grüße an Ihre Fräulein Töchter. Wenn Dieselben das Vaudeville-Theater besuchen wollen, so stehe ich Ihnen jederzeit mit einem Freibillet zu Diensten.

Huissier. Sehr verbunden, mein Herr, sehr verbunden. (geht ab.)

Adam (der sie bis zur Thür begleitet). Der Himmel erhalte Sie, edle Fremde. (rasch zurückkehrend): Der Teufel hole all' diese Würgengel der Justiz!

Fünfzehnte Scene.

Adam und Eva.

Adam. Nun, Madame, was sagen Sie zu dieser neuen Er-[illegible]?

Eva. Ich lache!

Adam. Sie haben gut lachen, Madame, Sie werden nicht eingesperrt ...

Eva. Wie käm' denn auch ich dazu? Haben Sie diese Dollars nicht ganz allein vergeudet?

Adam. Ja, Madame, hätte ich an Ihrem Schmuck, wenn hätte ich vor sechs Wochen meiner Eingebung gefolgt und dem verdammten Dollars-Jakob eine kleine Wichtigkeitsaktion gemacht, so wäre er damals vollkommen gesichert gewesen. Sie aber hat mich verführt, meinen frommen Vorsatz aufzugeben! Eva! Eva, die schon im Paradiese meinen ehrenwerthen Urahnen und Namensvetter zum Fall in den [illegible] alter Teufel verführt hat. Nun haben Sie die Folgen davon. Meine Schulden wachsen mir über den Kopf zusammen, ich bin, wie Macbeth, nur lauter Stimmen des Blut nicht mehr und bin ein verlorener Mann, wenn ich nicht Rath schaffe und zwar noch heute. Was anfangen? Wo Geld hernehmen, um nur der Hand des blutgierigsten meiner Gläubiger, des unerbittlichen Dollars-Jo-nas, dessen Verbindlichkeit wie ein Damoklesschwert über meinem Haupte schwebt, zu befriedigen! (denkt nach) Ich sinne hin und sinne her ... mir fällt nichts ein ... Doch Du, Eva, bist in Gedanken versunken ... woran denkst Du?

Eva. An den heutigen Maskenball in der großen Oper.

Adam. O Weiber, Weiber! Seitdem der Teufel Euch emancipirt hat, ist es mit Euch nicht mehr auszuhalten. Ihr habt keinen Funken von Theilnahme mehr ... Ihr lebt nur für die Launen Eurer Männer und lebt nur noch einzig und allein Eurem Vergnügen ... Ich wünschte, ich wäre todt. Halt, da blitzt mir ein prächtiger Einfall durch's Gehirn ... freilich fällt mir mein Machwerk ein ... ja, ja, nur so kann mir geholfen werden ... (auf seine Frau zeigend, die noch immer in Gedanken versunken ist). Eine Frage, gutes Kind, hast Du Crepp, schwarzen Crepp?

Eva. O ja!

Adam. Ein Königreich für zwei Ellen schwarzen Crepp! Her' ihn, her' ihn!

Eva (holt den Crepp). Hier ist Crepp in Hülle und Fülle. Doch wozu willst Du ihn gebrauchen?

Adam. Ich will versuchen, mich dadurch in Flor zu bringen ... ich will Trauer anlegen ...

Eva (schmerzl.). Um was?

Adam. Um Dich, angebetetes Weib!

Eva. Aber ich lebe ja noch . . .

Adam. Für mich allerdings, für Andere aber mußt Du, wie zu Tode, gestorben sein.

Eva. Adam, ich begreife Dich nicht!

Adam. Höre mich an! Vor einer Viertelstunde war ein abgefeimter Wucherer bei mir. Er hatte am Hut und Arm einen schwarzen Trauerflor angelegt, um mir weiß zu machen, daß sein theures Weib gestorben sei, um mich weich zu stimmen, ihm schon heute Geld zu bezahlen, das er erst später von mir zu fordern hat. Und ich will — mit Deiner Erlaubniß — dieselbe List gebrauchen, zu der Frau [illegible] einen Besuch abstatten und ihr erzählen, daß mein heißgeliebtes Weib heute gestorben ist. Gerührt von meinem Unglück wird sie sich, wie ich hoffe, bereit finden lassen, eine Banknote von fünfhundert Francs als Heilpflaster auf die klaffende Wunde meines [illegible] Herzens zu legen. — Nun, Madame, was sagen Sie zu diesem Schwank?

Eva. Ich habe ihn schon einmal als . . .

Adam. Was schadet das? Auch Madame Pantoufle ist nicht mehr jung und darum paßt das ganz gut. Während ich mich nun umkleide, bitte ich Dich, liebes Kind, um meinen Hut (er holt ihn von seinem Pulte) einen dicken Trauerflor zu winden . . . In einem Nu bin ich wieder da! (geht in's Nebenzimmer rechts vom Zuschauer.)

Sechzehnte Scene.

Eva (setzt sich auf einen der Divans und wickelt den Crepe um Adams Hut.)

Der Schwank ist, wie gesagt, nicht neu, aber doch nicht übel. In den „Märchen von Tausend und Einer Nacht" habe ich als Kind einen ganz ähnlichen Spaß von dem lustigen Abu-Hassan und seiner listigen Frau gelesen. Aber wie mancher unserer modernen Dichter hat eine alte Geschichte neu aufgewärmt! So, nun ist der Hut fertig.

Siebenzehnte Scene.

Die Vorige. Adam (in schwarzem Frack, schwarzer Weste, schwarzen Beinkleidern und schwarzen Handschuhen.)

Adam. Da bin ich, meine heißgeliebte Todte, vom Kopf bis zu den Füßen in tiefe Trauer eingehüllt! Jetzt noch die traurige Miene eines verzweifelnden Leidtragenden angeschnallt ([illegible] Gesicht) und nun rasch an's Werk! Leb' wohl, meine liebe Gattin! Bald bin ich wieder bei Dir! (ab durch die Mittelthür.)

Eva. [illegible] (geht in die Seitenthür links.)

Verwandlung.

Offene Straße.

Achtzehnte Scene.

Adam (tritt aus einem Hause, rechts vom Zuſchauer. Von der linken Seite kommt ihm mitten auf der Bühne der Souffleur entgegen).

Souffleur (Adam aufhaltend). Wohin? Wohin?

Adam (höchſt eilig). Zum Arzt! Zum Arzt! Meine Frau gefällt mir nicht!

Souffleur. Da geh' ich mit, denn auch Meine gefällt mir nicht!

(Beide wenden ſich die linke Straße ab.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

(Vorzimmer zu den Gemächern der Madame Pandemonium.)

Erſte Scene.

Parallelopipedon (tritt, mit einem Buche in der Hand, lesend aus dem Hintergrunde hervor).

„In jedem rechtwinkeligen Dreieck iſt das Quadrat der Hypothenuſe der Summe der Quadrate beider Katheten gleich." Das iſt der Pythagoreiſche Lehrſatz, der auch Magiſter Matheſeus oder die Ochſenfigur genannt wird, weil der Erfinder derſelben, der berühmte Philoſoph Pythagoras, den Göttern dafür ein Dankopfer von hundert Mecklenburgiſchen Ochſen dargebracht haben ſoll. Beſagte Ochſenfigur, eine der wichtigſten Sätze der Mathematik oder Größenlehre, iſt ſeit meiner zarteſten Kindheit der Lieblingsgegenſtand meiner Muſeſtunden. Mathematik! Mathematik! Nichts in der Welt geht über Mathematik! Mathematik iſt der Inbegriff aller menſchlichen Wiſſens, Mathematik iſt die Amme der Philoſophie, Mathematik ſchärft den Verſtand und darum lieb' ich ſie mehr als mich ſelbſt! Als roſig-ſchöner Knabe von zwölf Jahren trat ich als Jockei in die Dienſte eines der ausge-

zeichnetsten Professoren der angewandten Mathematik, der mich wegen meiner graziösen Gestalt die „Blüthe aller Jockei's", und wegen meines haarscharfen Verstandes und meiner eminenten Anlagen zur Mathematik, die er in mir entdeckt, „Parallelepipedon" getauft hatte. Im Hause meines wackern Vaters, der — Ruhe seiner Asche! — wegen nächtlichen Einbruchs auf die Galeere geschickt worden war, hieß ich wegen angeborener Neigung zur Ehrlichkeit „Jonathan der Schwachkopf". Seit meinem dreizehnten Jahre heiß' ich „Parallelepipedon" und bin auf diesen Beinamen stolzer, als der Kaiser von China auf seine Titel „Sohn des Himmels, Vater der Erde, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes, Onkel der Sterne und Cousin der Milchstraße". Nach Vater Euklid, dessen „Elemente der Mathematik" ich Tag und Nacht bei mir trage, um mich in der Mathematik immer mehr und mehr auszubilden und meinen Scharfsinn zu schärfen, bin ich — qua Parallelepipedon — ein Körper, der von sechs Parallelogrammen eingeschlossen ist, von denen je zwei gegenüberliegende unter sich gleich und parallel sind. Nur Mathematiker können mich und mein Wesen begreifen, für die übrige Menschheit bin ich eine aus Punkten, Linien und Flächen zusammengesetzte Figur, ein dunkler Begriff, ein unergründliches Räthsel, ein zweibeiniges Geheimniß, ein „Mystère de Paris"!

Zweite Scene.

Georgine (kurz vorher eingetreten und auf den Zehen herangeschlichen, klopft ihm stark auf die Schulter).

Parall. (fährt tieferschreckt zusammen). Jesus, Maria und Joseph!

Georgine. Ich bins! Warum erschrickt der Herr?

Parall. Du weißt, daß ich sehr furchtsam, ergo leicht zu erschrecken bin. Ich glaubte im ersten Moment, der Geist des seligen Euklid hätte mir auf die Schulter geklopft!

Georgine. Euklid? Wer ist dieser Monsieur?

Parall. Heiliger Pythagoras, wie kann eine Kammerzofe des neunzehnten Jahrhunderts noch so weit in der wissenschaftlichen Bildung zurück sein, daß sie nicht weiß, wer Euklid gewesen ist! Euklid, reizende Ignorantin, war ein griechischer Philosoph, der dreihundert Jahre vor Christi Geburt zu Alexandria unter Ptolemäos Soter die göttliche Mathematik gelehrt und der dankbaren Menschheit dreizehn Elemente hinterlassen hat.

Georgine. Dreizehn Elemente? Ich denke, es giebt ihrer nur vier?

Parall. Zwischen Elementen und Elementen ist ein eben so großer Unterschied, als zwischen Mädchenkammer und Kammermädchen. Euklid sagt . . .

Georgine. Ach, was kümmern mich die gelehrten Helden! Ein

Pariſer Eleganz iſt mir lieber, als alle ſieben Weiſen Griechenlands! Sag' mir, Jonathan . . .

Parall. (unterbrechend) Ich heiß' ich nicht!

Georgine. Alſo ſag' mir, lieber Parallelepipedon . . .

Parall. Wie oft, meine Liebe, ſoll ich Dich daran erinnern, daß ich ſächſiſchen Geſchlechts, mithin kein Lieber bin!

Georgine. Alſo, liebes Parallelepipedon, habe die Güte, mir zu ſagen, was Du im Vorzimmer der gnädigen Frau zu ſuchen haſt.

Parall. Ich bin gekommen, um mich im Auftrage des gnädigen Herrn nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen. Wie befindet ſich Madame Pantoufle?

Georgine. Ich weiß nicht, was ſeit einiger Zeit mit ihr vorgehen muß. Den ganzen lieben langen Tag ſteht ſie vor ihrem Spiegel, läßt ſich von Morgens bis Abends oft zehn Mal von mir umkleiden, bald à l'enfant und bald à la Ninon de Lenclos friſieren, dann betrachtet ſie, heimlich aber wenn ſie ſich nicht bemerkt glaubt, ein kleines Bild, das ſie in goldener Kapſel beſtändig auf dem Herzen trägt, und . . . ſeufzt.

Parall. Sie ſeufzt, ergo iſt ſie verliebt. Siehſt Du, liebes Kind, ſolch' kühne Schlüſſe vermag nur Der zu ziehen, welcher Mathematik verſteht. Mathematik! Mathematik! Nichts geht über Mathematik!

Georgine. Du glaubſt alſo wirklich, daß Madame verliebt iſt?

Parall. Ich glaub' es nicht, ich bin ſo feſt davon überzeugt, wie von der mathematiſchen Gewißheit des Pythagoreiſchen Lehrſatzes, daß in jedem rechtwinkeligen Dreieck . . . weißt Du, was ein rechtwinkeligt Dreieck iſt . . .

Georgine. Alberne Frage! Was kümmert mich Deine Mathematik! Ein winzig-kleines Körnchen Mutterwitz iſt mir lieber, als Deine ganze Mathematik!

Parall. Mathematik, gutes Kind, ſchärft den Verſtand . . .

Georgine. Nun, wenn Dein Verſtand ſo geſchärft iſt, wie Du Dir einbildeſt, ſo wirſt Du mir ſagen können, in wen Madame verliebt iſt . . .

Parall. Ohne Zweifel in den, deſſen Bild ſie auf ihrem Herzen trägt . .

Georgine. Sehr ſcharfſinnig! Wer aber mag das ſein?

Parall. Gott, wie ſoll denn ich das wiſſen?

Georgine. Ich will Dir beweiſen, Jon . . . Parallelepipedon, daß ich, ohne Mathematik zu verſtehen, mehr weiß, als Du. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſchwärmt Madame Pantoufle für den jungen Schauſpieler, der ſie dann und wann beſucht . . .

Parall. Für Herrn Adam? Ah, ſchlaue Eva, welche Gründe berechtigen Dich zu dieſem Schluß?

Georgine. Erſtens beſucht die gnädige Frau das Vaudeville-Theater nur bei ſolchen Stücken, in welchen Herr Adam beſchäftigt iſt; zweitens hängt in ihrem Boudoir ein Bild, auf dem er in einer

seiner Glanzrollen dargestellt ist; drittens hat sie sich seit Kurzem ein ganz allerliebstes Seidenäffchen zugelegt, das sie fortwährend streichelt und „mein liebes, süßes Adamchen" nennt; doch damit Herr Panckoucke nicht Argwohn schöpfe, hat sie sich zu gleicher Zeit eine weiße Angorakatze angeschafft, welche sie weit weniger liebkos't und manchmal höchst aufgebracht „dumme, kokette Eva" nennt. Nun, was meinst Du dazu?

Parall. Ich meine, daß Ihr Weiber sehr schlau seid und daß unsere gnädige Frau ganz positiv in keinen Andern, als in Herrn Adam verliebt ist . . . quod erat demonstrandum!

Georgine. Ich habe mich also nicht geirrt?

Parall. Nein, sag' ich Dir! Mathematik, Mathematik! Nichts geht über Mathematik!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Adam (tritt ein).

Georgine (schreit). Himmel!

Parall. (tief erschreckt zusammenfahrend). Teufel, was ist denn los?

Georgine (leise). Siehst Du denn nicht? Da ist er ja!

Parall. Der Teufel???

Georgine. Schwachkopf, der Bewußte!

Adam (ihm auf die Schulter klopfend). Sie sind der Diener des Hauses?

Parall. (zusammenfahrend und zitternd). Oui, Monsieur.

Adam. Ist Madame Panckoucke jetzt zu sprechen?

Parall. (wieder gefaßt). Oui, Monsieur!

Adam (barsch). Melden Sie mich!

Parall. (noch barscher). Non, Monsieur!

Adam (auffahrend). Warum nicht?

Parall. Weil Madame Panckoucke nicht zu meinem Ressort gehört. Wünschen Sie, bei der gnädigen Frau angemeldet zu sein, so müssen Sie sich an meine Freundin, Mademoiselle Georgine, wenden.

Adam (höchst freundlich). Schönes Kind, haben Sie die Güte, der gnädigen Frau zu sagen, daß ich sie zu sprechen wünsche.

Georgine. Sogleich, Herr Adam! (für sich) Ein charmanter Mann! Ein höchst galanter Herr! (links abgehend.)

Parall. (für sich). Ein Grobian! Ein Quadrat von einem Flegel! (rechts ab.)

Vierte Scene.

Adam (allein).

Dieser alte Schwachkopf mißfällt mir im höchsten Grade . . . er betrachtet mich mit Blicken, worin ein unverschämter Hochmuth und Bedienten-Dünkel liegt. Aber desto besser gefällt mir die kleine, schmucke, Soubrette. Georgine (küßt sich die Fingerspitzen) ist in der That ausnehmend einnehmend! Wäre Madame Panckoucke nur halb so schön

als blos leichtgeschürzte Kammerzofchen, dann würde es mir nicht im Geringsten schwer werden, ihr mit allem Feuer und aller Energie, die mir zu Gebote stehen, nach allen Paragraphen des Code d'amour den Hof zu machen, ihr in einem Athemzuge zehn Schmeicheleien vorzuhauchen und ihr leichtgläubiges Ohr durch hundert glühendheiße Liebesschwüre zu betören. O wir alten Liebhaber verstehen das! Aber die liebe gute Frau ist nicht mehr jung — Madame Pankoucke hat das Cap Vierzig längst umschifft — und durchaus nicht reizend, im Gegentheil höchst fad und bisweilen sogar abgeschmackt. Und trotzdem werde ich nun, ganz gegen meine Ueberzeugung, der Reihe nach den trauernden Wittwer und den schmachtenden Liebhaber spielen müssen, um sie ganz und gar für mich einzunehmen und sie — den zu Tisch gewordenen Brig — zu bewegen, sich heute zum ersten Mal in ihrem Leben großmüthig zu zeigen. Sie kommt . . . Muth gefaßt!

Fünfte Scene.

Adam. Andromaque.

Andromaque (auf ihn zueilend). Herzlich willkommen, mein lieber Herr Adam. Aber, Gott im Himmel, was erblicken meine Augen! Herr Adam in tiefer Trauer! Was ist geschehen! Reden Sie!

Adam (schlägt die Augen stumm zur Erde nieder.)

Andromaque. Traurig . . . niedergebeugt . . . gebrochen . . . ein Bild des tiefsten Jammers? Heilige Maria Magdalena, wenn meine Ahnung mich nicht täuscht, so ist Ihnen ein großes Unglück zugestoßen . . . in Ihren grauumflorten, schmerzgezogenen, wildverzweifelten Mienen lese ich in flammenden Zügen eine Todesnachricht . . . Freund, Sie haben Ihre Frau verloren . . .

Adam (dumpf). Errathen, Madame!

Andromaque (sich rasch unterbrechend). Gott sei Dank! (dann wieder zu Adam gekehrt) Armer beklagenswerther Mann! O brechen Sie das dumpfe Schweigen! Schütten Sie die ganze Fülle Ihres Grams in das theilnahmsvolle Herz Ihrer besten Freundin, Ihrer Mut . . . o, was sag' ich . . . Ihrer Schwester aus. Arme, bedauernswürdige Frau! Wann ist sie gestorben?

Adam. Um Mitternacht!

Andromaque. So plötzlich! Und — verzeihen Sie, wenn ich, vom tiefsten Mitleid hingerissen, mir die Frage erlaube: ist Ihre Frau Gemahlin eines natürlichen Todes gestorben?

Adam. Sie ist einem Schlagfluß erlegen . . .

Andromaque. O so hat noch kein Schlag mich gerührt! Ich begreife Ihren Schmerz und bin, wie Sie sehen, ganz außer mir. Nur Eine Frage noch, mein Freund. Wie alt war Ihre Frau Gemahlin?

Adam. Einundzwanzig . . .

Andromaque. Also vier Jahre jünger als ich! Armes Kind! Gebrochen in der Blüthe Ihres Lebens! Grausamer Tod!

Adam. Er hat mir das Liebſte auf Erden geraubt. Vorſehung! Vorſehung!

Andromaque. O gotteln Sie nicht mit ihr! Die Wege der Vorſehung ſind dunkel . . .

Adam. Ach, Madame, dunkeln Troſt hat mir heute Morgen ſchon ein Anderer gegeben . . . doch vergebens iſt hier aller Troſt . . . das Unglück iſt einmal geſchehen . . . ich bin Witwer. (bedeckt ſein Geſicht mit beiden Händen und fängt laut zu ſchluchzen an.)

Andromaque. Faſſen Sie ſich, armes Kind! Gebieten Sie Ihrem Schmerz . . . dämmern Sie Ihrer Thränen Lauf . . . denken Sie, daß Sie Mann ſind.

Adam (thut, als ob er eine Thräne trockne). Sie haben Recht, Madame . . . Faſſung ziemt dem Manne im größten Unglück . . . ich will nicht länger murren mit dem Schickſal und dulden, dulden . . .

Andromaque. Wie ein guter Chriſt! (ſeine Hand erfaſſend) Sehen Sie, mein Freund, ſo gefallen Sie mir. Muth, Muth! Sie ſind noch jung, blutjung, ſchön, ſchön wie Antinous und Apoll von Belvedere! Was Ihnen das Schickſal geſtern geraubt hat, kann es Ihnen noch heute erſetzen (ihn liebevoll anblickend) Adam, Adam, in der guten Stadt Paris giebt es mitleidsvolle Frauenſeelen, die ſich glücklich preiſen werden, Balſam zu träufeln in Ihr wundes Herz (tief aufſeufzend) Noch ſchlägt ein Herz für Sie, das Ihrer würdig iſt.

Adam. Himmel, was vernimmt mein Ohr? Träum' ich? Wach' ich? War's Madame Pancoucke oder ein Engel, der ſich aus des Himmels azurblauen Höhen zu mir herniederließ, um mit Einem Wort, mit Einem Blick, mit Einem Zauberſchlage all' meinen Schmerz in Freude umzuwandeln? Aber hab' ich denn auch recht gehört? O laſſen Sie nur einmal noch die Seraphklänge Ihres ſüßen Troſt's durch meine Seele ziehen . . .

Andromaque (in der höchſten Extaſe). Adam, Adam, ich liebe Sie! (wendet ſich ab und verdeckt ihr Geſicht.)

Adam. (ſtürzt zu ihren Füßen nieder, erfaßt ihre Hand und preßt ſie ungeſtüm an ſeine Lippen). Hört es, Götter, und beneidet mich!

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Georgine (ſtürzt raſch herein).

Georgine. Gnädige . . . (erſchrickt und prallt zurück.)

Adam (für ſich). Gottlob! (erhebt ſich raſch.)

Andromaque (empört). Schlange, was giebts?

Georgine. Bitte tauſend Millionen Mal um Entſchuldigung . . . aber der Zahnarzt iſt im Vorſaale und wünſcht der gnädigen Frau . . .

Andromaque (außer ſich). Schweig, Tarantel, und ſage dem Herrn, daß ich ihn . . . heute Nachmittag erwarte.

Georgine. Bitte nochmals um Verzeihung (ſchnell ab.)

Siebente Scene.

Andromaque. Adam.

Andromaque (für ſich). Dieſe naſeweiſe Dirne hat mir den ſchönſten Augenblick meines Lebens vergällt. (laut) O mein Adam, daß Andromaque die ſüße Hoffnung nähren, daß auch Du ſie lieben wirſt!

Adam. Mit allen Kräften meiner Seele (raſch und erröthet) nicht ſolcher kann Priamus für ſeine Thisbe, nicht treuer Abilard für ſeine Heloiſe, nicht feuriger Romeo für Giulietta, nicht zärtlicher Petrarch für ſeine Laura, nicht ſtolzer der Graf Eſſex für Englands Eliſabeth, nicht unterwürfiger der Sänger Rizzio für Maria Stuart, als Don Cäſar für ſeine Donna Diana glühen (kürzt noch einmal auf die Knie).

Traun laß, o Königin, Dir ſagen,
Daß alle Pulſe für Dich ſchlagen,
Daß Du geliebt wirſt, wie kein Weib auf Erden,
Für dieſen Sieg will ich Dein Sclave werden!

Andromaque (für ſich). Du liegt der ſchönſte Mann Frankreichs zu meinen Füßen; (laut) O wie glücklich, o wie ſelig macht mich das Geſtändniß Ihrer Liebe. Aber ſtehen Sie auf, Adam, ſtehen Sie auf, die liſtige Schlange könnte uns noch einmal überraſchen. Nun aber eine Frage noch. Wann, guter Adam, laſſen Sie Ihre liebe Frau beerdigen?

Adam. In drei Tagen.

Andromaque. O warum nicht früher?

Adam. Weil es mir . . .

Andromaque. Sie zagen . . . Sie ſtottern . . . mein Verunruhigt Sie?

Adam. Eine Sorge ſchwerer Art . . .

Andromaque. Adam, Sie ſpannen meine Neugier auf die Folter . . . Sie wollen die arme Frau erſt in drei Tagen begraben laſſen, weil es Ihnen . . .

Adam (beherzt). Aufrichtig geſagt, in dieſem Augenblick an Geld fehlt, um die vielfachen und nicht unbedeutenden Koſten der Beerdigung zu beſtreiten . . .

Andromaque. Wie, Adam, Sie brauchen Geld und haben ſich geniert, es mir zu ſagen? O junger Thor, wie wenig kennen Sie Andromaque's zartbeſaitetes Herz! Wie viel brauchen Sie?

Adam. Vorläufig ſechs bis achthundert Francs.

Andromaque (zieht ein kleines Portefeuille aus dem Buſen). Ich wollte eben ausfahren, um die Rechnung meiner Putzmacherin zu bezahlen und habe daher eine Kleinigkeit bei mir. Hier, guter Adam, ſind einſtweilen tauſend Francs (reicht ihm eine Banknote).

Adam. Dank, tauſend Dank . . . Nun wird meine gute Eva ſchon morgen begraben . . . Jetzt aber muß ich fort . . .

Andromaque. Mein Gott, wohin ſo eilig?

Adam. Zum Tiſchler, um einen Sarg zu beſtellen.

Andromaque. Nun denn, auf Wiederſehen . . .

Adam. Nach der Beerdigung! (küßt ihre Hand und geht ab.)

Achte Scene.

Madame Panckoucke (geht an den Tisch und klingelt). Georgine (tritt ein).

Andromaque. Wenn sich die unverschämte Person noch einmal erfrecht, in Gegenwart des Herrn Adam oder eines andern Besuches den Zahnarzt anzumelden, so ist sie augenblicklich ihres Dienstes entlassen. Folge sie mir . . . sie soll mich umkleiden . . .

Georgine (für sich). Heute schon zum sechsten Male . . .

(Beide ab durch die Seitenthür links.)

Verwandlung.

(Adams Zimmer. Auf einem der beiden Divans liegt ein weißseidener Domino. Eva kommt aus der linken Seitenthür; in der rechten Hand hält sie eine Reitgerte, in der linken ein Paar Zeitungsblätter.)

Neunte Scene.

Eva (lesend). „Eva tanzte mit Demoiselle Athalie und Herrn Achille ein neues Pas de trois und entfaltete, wie immer, auch gestern eine unendliche Fülle blendender Grazie, durch die sie Demoiselle Athalie in dichten Schatten gedrängt und über ihre Quasi-Nebenbuhlerin eine neue Schlacht von Wagram geschlagen oder, ohne Metapher, sich einen der glänzendsten Siege ertanzt hat." Das sagt der „Vertvert". Laß sehen, was der „Entreacte" schreibt: „In dem neuen Pas de trois, das Herr Achille mit den Damen Athalie und Eva getanzt, zeichnete sich die Erstere durch anmuthige Decenz und decente Anmuth vor den kecken, ungraziösen, fast grotesken Sprüngen der Letztern aus, die abermals eine Schlacht von Roßbach verloren und eine höchst empfindliche Niederlage erlitten hat. Wenn Dame Eva im Paradiese nicht schöner als die unsrige in der großen Oper getanzt hat, dann dauert uns der arme Adam. — Anmerkung des Setzers." (wirft beide Blätter auf den Divan und fängt zu lachen an) Ist das nicht komisch? Ist das nicht sehr zum Lachen? Der „Entreacte" tadelt mich, weil sein Redacteur sterblich in mich verliebt und unglücklich ist, weil ich keine Neigung fühle, seinen Seufzern hinter den Kulissen ein geduldig Ohr zu leihen. Der „Vertvert" hat mich gelobt, doch wahrscheinlich nur darum, um damit Athalie zu kränken, die er, Gott weiß warum, nicht leiden kann. So sind die Herren Journalisten! So halten sie's mit der Kunst, so machen sie's mit der Politik. Sie loben und tadeln aus Laune und nicht aus Ueberzeugung, und schon darum mache ich mir aus dem Lobe des Einen ebensowenig als aus dem Tadel des Andern. (singt mit der Reitgerte spielend)

Ja, ja, sie müssen alsogleich,
Sich in mein Stammbuch schreiben,
Wo nicht, so kann's im Nothfall auch
Bis nach Johanni bleiben.

Aber wissen möcht' ich denn doch, warum mein Herr Gemahl so lange ausbleibt. Am Ende hat er sich im Scherze ganz ernstlich

in die alte Pagode verliebt. Als emancipirte Frau darf ich zwar durchaus nicht eifersüchtig sein, denn Eifersucht, sagt einer unserer weisesten Blaustrümpfe, ist eine vorsündfluthliche Leidenschaft, durch die sich die moderne Welt der Gefahr aussetzt, lächerlich zu werden. Mag sich mein guter Adam immerhin verlieben . . . ich wehr's ihm nicht . . . doch hätte ich ihm, unter uns gesagt, einen bessern Geschmack zugetraut. (trällert)

Sie ist mit tausend Reizen
So üppig parfümirt,
Um Herzen einzuheizen
Mit Kamuth ausstaffirt;
Ich zittere und bebe
Vor ihrer Reize Schaar,
Madame ist eine Hebe,
Mein Mann ein . . . Dromedar.

Zehnte Scene.

Die Vorige. Adam.

Eva. Ah, da bist Du ja! Nun, Freund Adam, ist's erlaubt, zu fragen, wie Dein algierischer Feldzug ausgefallen ist?

Adam. Besser als jede unserer Expedition.

Eva. Hast Du gute Beute gemacht?

Adam. Mehr als Du erwartest. Ich habe zwar keine Smalah von so und so viel Büffeln und Kameelen erobert, darf aber dessenungeachtet mit meiner Razzia vollkommen zufrieden sein. Unser weidlicher Abd-el-Kader schien über die Nachricht, daß Du gestorben seist, äußerlich außerordentlich gerührt, obgleich er innerlich . . . wie Du wohl denken kannst . . . darüber hocherfreut war. Im Sturme seiner Gefühle geruhte unser gemeinschaftlicher Feind mir eine Liebeserklärung zu machen, und die Sache hätte sehr ernsthaft werden können, wäre nicht zu rechter Zeit Abd-el-Kaders Stubenmädchen als rettender Zephir erschienen.

Eva (ungeduldig). Und das Ende vom Liede?

Adam. Abd-el-Kader hat einstweilen tausend Francs herausgerückt.

Eva. Bravo! In diesem Fall besuche ich heute Abend den Maskenball . . . dort auf dem Divan liegt schon mein Domino . . .

Adam. Kind, das geht ja nicht . . .

Eva. Warum nicht?

Adam. Du bist ja gestorben, liebe Eva, und sollst Dich auf Wunsch unserer beiderseitigen Freundin morgen früh beerdigen lassen . . .

Eva. Ha, ha, ha! Sie glaubt also wirklich, daß ich gestorben sei?

Adam. Natürlich, sonst hätte sie sich schwerlich tausend Francs vom Herzen gerissen . . .

Eva. Und woran hast Du mich sterben lassen?

Adam (ironisch). An gebrochenem Herzen.

Eva. Wie dumm! Daran stirbt heutzutage kein vernünftiges Weib mehr.

Adam. Das dachte auch ich mir und habe Dich an einem gemüthlichen Schlagfluß ſterben laſſen . . .

Eva. Das laſſe ich mir ſchon eher gefallen. Aber ſiehſt Du, wär's auf mich angekommen, ich hätte ihr geſagt, ich ſei vom Pferd oder von der Vendôme-Säule herabgeſtürzt . . .

Adam. Was liegt unſerm Abd-el-Kader daran, wie und woran Du geſtorben biſt . . .

Eva. Halt, da fällt mir ein guter Gedanke ein!

Adam. Willſt Du Dich vielleicht im Ernſte von der Vendôme-Säule herabſtürzen?

Eva. Nein, dieſen Gefallen erweiſe ich Dir nicht . . . aber ich will, Dir zu Liebe, etwas Anderes thun . . .

Adam. Und was denn?

Eva. Auch ich will einen Feldzug unternehmen . . .

Adam. Gegen wen?

Eva. Du errathſt das nicht? . . . gegen Herrn Panckoucke . . . ich will hin zu dem guten Mann und ihm ſagen, daß Du geſtorben ſei'ſt . . .

Adam. Ich? . . .

Eva. Nun, kannſt Du nicht eben ſo gut geſtorben ſein? . . .

Adam. O ja! Aber wird er Dir's glauben? . . .

Eva. Das, guter Freund, laß meine Sorge ſein . . .

Adam. Der Einfall iſt nicht übel. Zwei Seelen und Ein Gedanke . . . zwei Leichen und kein Grab! Natürlich brauchſt Du Geld zu meinem Begräbniß und . . .

Eva. Zum heutigen Maskenball, denn das iſt am Ende die Hauptſache . . . das Leben iſt ſo kurz . . . ein Thor, der's nicht genießt . . .

Adam. Das ſag' auch ich und bin entſchloſſen, Dich zu begleiten . . .

Eva. Ich eile, mich in tiefe Trauer zu hüllen . . . Gelingt es mir, wie Dir, dann theilen wir unſere Beute und . . .

Adam. Machen uns einen vergnügten Abend.

Eva (geht ins linke Seitenzimmer).

Eilfte Scene.

Adam (allein).

Eine herrliche Idee! Ein köſtlicher Carnevals-Scherz! Jetzt habe ich mein braves Weib noch einmal ſo lieb! Warte, mein guter Panckoucke, auch Du gehſt in die Falle! Wie aber dann, wenn Beide erfahren, daß ſie geſoppt ſind? Du lieber Himmel, was kann uns geſchehen? Madame Panckoucke muß zum böſen Spiele gute Miene machen und ſchweigen, denn hat ſie mir nicht das Geheimniß ihres „zartbeſaiteten" Herzens geſtanden, hat ſie mir nicht gebeichtet, daß ſie mich liebt? Und Herr Panckoucke? Der iſt eine viel zu gute Haut, um ſich über ſolch' einen Spaß zu ärgern! Ein ſo reicher Mann, der meiner Frau den Hof macht, kann auch unſere Schulden bezahlen . . .

ein paar tauſend Francs iſt für ihn eine Lichtſchnuppe . . . uns aber iſt damit geholfen . . . es mag alſo kommen, wie es will . . . der einmal angefangene Scherz wird zu Ende geführt . . . (es klopft) Teufel, es wird doch nicht Jemand kommen, um ſich zu überzeugen, ob meine gute Eva wirklich geſtorben iſt? (es klopft abermals) Nein, nein, den Klopfer kenn' ich . . . das iſt Herr Paletot, mein Schneider . . . Herein!

Zwölfte Scene.

Adam. Der Schneider Paletot.

Adam (ihm entgegeneilend). Nun, Mann Gottes, bringen Sie Geld?

Schneider. Ach nein, lieber Herr.

Adam (aufgebracht). Und warum nicht?

Schneider. Weil ich von allen Fünfen keinen Sou erhalten habe . . .

Adam. Herr, wie geht das zu?

Schneider. Sehr natürlich. Der Eine ſchlief noch . . . der Andere war ſchon ausgegangen . . . der Dritte war ſeit geſtern noch gar nicht nach Haus gekommen . . . der Vierte war ausgezogen, ohne die Adreſſe ſeiner neuen Wohnung zurückzulaſſen und die junge Dame, der Sie den Shawl gekauft . . .

Adam (legt ihm die Hand auf den Mund). Herr, ſchreien Sie nicht ſo . . . die junge Dame alſo . . .

Schneider. Ließ mir durch ihre ehrwürdige Mutter ſagen, Sie wolle Ihnen ſchriftlich antworten . . .

Adam. Sehen Sie, verehrter Freund, das hat man von ſeiner Bereitwilligkeit. Der Teufel hole alle guten Freunde und die bewußte Dame obendrein! Ich bin ſo aufgebracht, ſo empört, ſo wüthend, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen könnte.

Schneider. Aber, lieber Herr Adam, warum denn?

Adam. Einzig und allein Ihretwegen. Sie ſind von einem Ende der Stadt zum andern gelaufen und das Alles umſonſt. Es thut mir weh, es blutet mir das Herz, Sie auch heute ohne Geld fortſchicken zu müſſen . . . unerhört . . . unerhört!

Schneider. Faſſen Sie ſich, lieber Herr, wir müſſen nun einmal Geduld haben mit unſern Gläubigern . . . ich bin ja nicht gekommen, um Sie zu mahnen . . . ich wollte Ihnen blos Antwort auf Ihre fünf Briefe bringen und mir bei dieſer Gelegenheit erlauben, Ihnen meinen herzlichſten Glückwunſch abzuſtatten . . .

Adam. Glückwunſch? Wozu?

Schneider. Meine Frau arbeitet, wie Ihnen vielleicht bekannt ſein wird, für Madame Panckoucke. Vor zehn Minuten war ich dort geweſen und habe durch Madame erfahren, daß Ihre verehrte Frau Gemahlin heute Nacht geſtorben iſt . . .

Adam. Leider iſt das wahr! Der Himmel hat mich ſchwer geprüft . . . dieſer Verluſt iſt unerſetzlich . . . ich bin troſtlos, wie Sie ſehen . . .

Schneider. Herr Adam, ich begreife Sie nicht . . .

Adam. Wie ſo?

Schneider. Man ſoll von den Todten nur Gutes reden, doch hab' ich mir ſagen laſſen, daß Madame bei all' ihrer Schönheit ein kleiner Teufel, ein Drache, eine Xantippe geweſen iſt . . .

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Eva (in tiefſter Trauer, das Geſicht mit ſchwarzem Schleier verhüllt, tritt haſtig auf den Schneider zu und klopft ihm auf die Schulter).

Eva (mit geiſterhafter Stimme). Elender, laß die Todten ruhen!

Schneider (furchtbar erſchreckt). Heilige Genovefa! Das iſt ihr Geiſt, ihr Geiſt, ihr Geiſt! (rennt haſtig zur Thür hinaus.)

Vierzehnte Scene.

Adam und Eva (fangen heftig zu lachen an).

Adam. Herrlich, herrlich! Dieſes Impromptu war unbezahlbar. Du haſt der armen Schneiderſeele einen Schreck eingejagt, von der ſie ſich ſobald nicht erholen wird.

Eva. Der Flegel hat es verdient!

Adam. Allerdings, denn denke Dir nur, liebes Weib, dieſer feige Nadelheld war ſo malitiös, mir zu Deinem Tode ſeinen herzlichen Glückwunſch abzuſtatten . . .

Eva. Ich hab's gehört und ihn für dieſe Flegelei gebührend beſtraft . . . nun aber will ich hin zu meinem lieben, guten Bankier und ſehen, ob auch er ſo leichtgläubig und mitleidig wie ſeine theure Ehehälfte iſt . . . Auf, nach Algier! Schach dem Beduinen!

Adam (umarmt ſie). Der Himmel und Marſchall Bugeaud begleiten Dich!

Eva. Bald bring' ich Dir die Trophäen meines Sieges (ab durch die Mittelthür).

Adam. Ein herrliches Weib! (ab durch die Seitenthür links).

Verwandlung.

Fünfzehnte Scene.

(Die freie Straße, wie im erſten Act. In demſelben Augenblick, als Eva, tief verſchleiert, aus der Hausthür hinaustritt, reißt Adam im zweiten Stockwerk das Fenſter auf, guckt auf die Straße hinab und ruft mit lauter Stimme: Eva! Eva!)

Eva (ſieht zum Fenſter hinauf). Was giebts?

Adam. Du haſt vergeſſen, einen Paradiesapfel mitzunehmen. (läßt langſam einen Bindfaden herab, an deſſen Ende ein Apfel befeſtigt iſt.)

Eva (lächelnd). Ich verſtehe. (geht ab.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

(Vorzimmer des Herrn Panckoucke.)

Erſte Scene.

Panckoucke (ſteht mit verſchränkten Armen vor einem Toilettenſpiegel und nachdem er ſich ein Weilchen mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet hat, ruft er aus): Merkwürdig! Je länger ich mich betrachte, deſto mehr finde ich, daß ich Urſach' habe, mit mir vollkommen zufrieden zu ſein und meinem Schöpfer zu danken, daß er mich ſo und nicht anders erſchaffen hat. Wer ſieht mir an, daß ich geſtern vor acht Tagen meinen 49ſten Geburtstag gefeiert ... Wer ſieht mir an, daß mein grauer Backenbart ſchwarz gefärbt iſt ... Wer ſieht mir an, (ſich umſehend, ob ihn Niemand belauſche) daß ich eine Perrücke trage? Kein Menſch! kein Menſch! (geht vom Spiegel weg) Bei Gott, ich bin der glücklichſte Mann in ganz Paris ... einer der reichſten Bankiers, General-Conſul der Marqueſas-Inſeln, Mitglied der Deputirtenkammer, Ritter der Ehrenlegion, Großkreuz des portugieſiſchen Chriſtusordens und Commandeur des goldenen Sporns. Herz, mein Herz, was willſt du mehr? Es koſtet mich blos ein Wort und ich wär' geadelt, baroniſirt und — wär' ich ehrgeizig — ſchon lange Mitglied der Akademie. Doch wozu? Giebt's nicht ohne mich ſchon genug Schwachköpfe, welche Grafen und Barone und nebenbei l'un des quarante ſind, wie ſie's nennen. Ich bin auch ohne dies zufrieden! Ich habe freien Zutritt in die Salons aller Miniſter und, was mir weit lieber iſt, Zutritt in die Couliſſen aller Theater. Und welcher Eigenſchaft hab' ich das Alles zu verdanken? Merkwürdig! Einzig und allein meinem Gelde. Die ganze Welt iſt ein Narrenhaus. Der Eine ſammelt Schmetterlinge, der Andere Liebesbriefe; A ſammelt Wappen, B Korkſtöpfel; Dieſer ſammelt Bücher, Jener ſammelt Kupferſtiche; ich für meinen Theil ſammle weiter nichts als Coupons. Der große Montecuculi hat geſagt: zum Kriegführen gehören drei Dinge: Geld, Geld und abermals Geld. Ich aber ſage, zu einem friedlichen Leben gehören auch nur drei Dinge: Coupons, Coupons und wiederum Coupons! Aber ich ſammle dieſe Papierſchnitzel nicht für mich allein; merkwürdig, ich bin nicht ſchmutzig, ich ſammle ſie auch für Solche, die ſich keine ſammeln können. Bei Gott, ich helfe, wo ich kann, und nie weiß die Rechte, was die Linke thut. Gerade ſo wie bei uns in den Kammern! Als Deputirter bin ich ein Mann des Volks: liberal, oppoſitionell, populär und ſteh' mit allen Journaliſten auf freundſchaftlichem Fuß. In meinem Hauſe bin ich der glücklichſte Ehemann. Ich habe ein liebes, braves Weib — wir ſehen uns oft vierzehn Tage nicht — ſie bewohnt den rechten, ich den linken Flügel ... nur dann und wann laſſe ich mich

nach ihrem Befinden erkundigen ... ſonſt aber bekümmere ich mich nicht um ſie und ſie bekümmert ſich nicht um mich ... Jeder von uns thut, was er will. Merkwürdig, gerade wie bei uns in den Kammern! Das Einzige, was mich betrübt, iſt, daß ich keinen Kronprinzen, keinen Thronerben, keinen Nachfolger, kein Kind habe. Wer aber iſt Schuld daran? Das weiß nur Gott. Eine halbe Million, wenn mir meine Frau einen Sohn geſchenkt hätte! Ich hätte ihn wie den ſpät gekommenen Ludwig XIV. nicht anders als Dieudonné genannt. Auch Hector iſt ein ſchöner Name. Von Haus aus heiße ich eigentlich, nach meinem Großvater, Henoch; weil aber einer meiner Couſins, welcher Lion heißt, ſich Lionel heißen läßt, hab' ich ſein Beiſpiel befolgt und meinen Henoch in Hector umgetauft. Hector Panckoucke, du biſt der glücklichſte Menſch auf Gottes Erdboden!

Zweite Scene.

Panckoucke. Parallelepipedon (langſam eintretend).

Parall. Gnädiger Herr, eine in tiefe Trauer gehüllte Dame wünſcht Sie zu ſprechen ...

Panckoucke. Ihr Name?

Parall. Den hat ſie mir nicht ſagen wollen ...

Panckoucke. Vermuthlich eine verſchämte Arme, der ich helfen ſoll. Iſt ſie jung? Iſt ſie ſchön?

Parall. Ich habe ihr Geſicht nicht geſehen, weil es tief verſchleiert iſt; aber, nach dem Sinus und den Tangenten ihrer Geſtalt zu ſchließen, glaube ich mit mathematiſcher Gewißheit behaupten zu können, daß ſie nicht häßlich iſt ...

Panckoucke. Gut, dann mag ſie kommen! Auf Ehre, ich helfe, wo ich kann!

Parall. (öffnet die Thür). Belieben Sie gefälligſt einzutreten. (geht ab.)

Dritte Scene.

Panckoucke. Eva (tritt ein und wirft den Schleier zurück).

Panckoucke (ihr hocherfreut entgegen eilend). Sie ſind's, meine liebe Eva! Heilige Mutter Gottes, was verſchafft mir das Glück, Sie heute zum erſten Male in meinen vier Pfählen begrüßen zu können? Aber, Gott im Himmel, was ſeh' ich, meine ſchöne Eva! Sie trauern? Gewiß iſt das kleine Hündchen geſtorben, das ich Ihnen zu Weihnachten geſchenkt ...

Eva. Sie irren ... Herr Panckoucke, mein Herr Gemahl iſt geſtorben!

Panckoucke (erſchreckt). Ihr Herr Gemahl? Der blutjunge Menſch, den meine liebe, gute Frau noch vor acht Tagen im Vaudeville in einer ſeiner Hauptrollen bewundert hat? Merkwürdig! Wann, meine ſchöne Eva, iſt Ihr Herr Gemahl geſtorben?

Eva. Heute Morgen zwiſchen Vier und Fünf.

Panckoucke. Zwiſchen Vier und Fünf! Bei Gott, merkwürdig! Und woran hat der liebe Gott ihn zu ſich genommen?

Eva. Der Aermſte iſt an der Schwindſucht geſtorben!

Panckoucke. An der galoppirenden . . . nicht wahr? Denn er iſt ſehr raſch geſtorben . . . Merkwürdig! Heute roth, morgen todt. Sterben muß ſehr unangenehm ſein . . . ſein Verluſt geht Ihnen gewiß ſehr zu Herzen . . .

Eva (ſehr gefaßt). Sie ſehen, daß ich darüber untröſtlich bin!

Panckoucke (für ſich). Bei Gott, das ſeh' ich nicht. (laut) Ja, meine gute Eva, Sie ſehen ſehr angegriffen, außerordentlich leidend aus.

Eva. Ich habe kein Auge geſchloſſen . . . die letzten drei Nächte hab' ich an ſeinem Lager gewacht und ihn gepflegt, gepflegt . . .

Panckoucke. Ueber alle Maaßen . . . das kann ich mir denken. (tief gerührt ihre Hand erfaſſend) Armes Kind! Unglückliche Wittwe! Aber, tröſten Sie ſich, Madame, tröſten Sie ſich! Sie wiſſen, liebe Eva, daß ichs von jeher mit Ihnen gut gemeint habe . . . ich werde Sie auch jetzt nicht verlaſſen und Ihnen, wo ich kann, beiſtehen mit Rath und That, meine Liebe. (ihre Hand an ſeine Lippen ziehend) O ſchlagen Sie nicht die Augen nieder! Sehen Sie mich an, Eva (ſie plötzlich an's Kinn faſſend) ſehen Sie mich an . . .

Eva (ihn zärtlich anblickend).

Panckoucke. Bei Gott, das Weib iſt ſchön, ſchön wie der Tag! Eva, Eva! Ihre Augen machen mich noch ganz verrückt! Merkwürdig! Es giebt Frauen, die alle Tage ſchöner werden. Zu dieſen Frauen gehören auch Sie, Eva! Bei Gott, ich bin kein Schmeichler. Die Conſols Ihrer Schönheit, die Metalliques Ihrer Reize machen mich ſchwindlich. Laſſen Sie ſich um Ihre großen ſchwarzen Augen ein Geländer machen, damit man nicht hineinfällt. Die Liebe, ſehen Sie, gute Eva, kann auch einen Bankier poetiſch machen. (von Neuem ihre Hand erfaſſend und ſie überzärtlich anblickend) Wiſſen Sie, Eva, wie ich mir jetzt vorkomme? Ich bitte, rathen Sie.

Eva. Mein Gott, Herr Panckoucke, wie kann, wie ſoll ich das errathen?

Panckoucke. Nun gut, ich will es Ihnen ſagen. Ich komme mir in dieſem Augenblick wie Richard III. in der Scene vor, wo (lächelnd) der grauſame Böſewicht am Sarge des Königs, der eben begraben wird, ſich um die Hand der trauernden Wittwe bewirbt.

Eva. Geruhen Ew. Majeſtät nicht zu vergeſſen, daß Sie verheirathet, glücklich verheirathet ſind.

Panckoucke. Vergeſſen Sie nicht, daß nach Paragraph ſo und ſo des Code Napoléon es jedem Franzoſen freiſteht, ſich ſcheiden zu laſſen . . .

Eva. Napoleon war ein großer Mann!

Panckoucke. Merkwürdig! Das hab' auch ich ſchon ſehr oft geſagt. Aber je länger ich Sie betrachte in den Farben der Trauer, deſto lauter ſchlägt mein Herz, deſto größere Luſt bemächtigt ſich mei-

ner Seele, die im Anſchauen Ihrer Schönheit ſchwelgt (plötzlich zu ihren Füßen niederſtürzend) Eva, Eva! darf ich hoffen? . . .

Vierte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon (tritt ein).

Parall. Gnädiger . . . (ſieht die Gruppe und erſchrickt.)

Panckoucke (haſtig aufſtehend). Dummkopf, wie kannſt Du Dich unterſtehen, mich gerade jetzt zu ſtören?

Parall. Gnädiger Herr, ich habe nichts geſehen . . . durchaus nichts geſehen . . . es giebt Augenblicke, wo ich blind, ſtockblind bin . . .

Panckoucke. Sei auch ſtumm, ſtumm wie ein Fiſch!

Parall. Verlaſſen Sie ſich auf das Wort des treueſten Ihrer Diener . . . blind und ſtumm und, wenn's ſein muß, auch taub.

Panckoucke. Packe Dich!

Parall. Ich habe dem gnädigen Herrn nur noch zu ſagen, daß der Friſeur ſoeben die neue Perrücke gebracht hat.

Panckoucke. Er ſoll morgen kommen. Fort, fort!

Parall. Gnädiger Herr, ich habe nichts geſehen. (geht ab)

Fünfte Scene.

Panckoucke. Eva.

Panckoucke. Der elende Schwätzer! Er hat mich in der ſchönſten Situation meines Lebens geſtört. (zu Eva) Verzeihen Sie, gute Eva, daß dieſer dumme Menſch mich ganz aus dem Concept gebracht. Wo ſind wir ſtehen geblieben?

Eva (mit einem Anflug von Malice). Bei der Hoffnung . . .

Panckoucke. Nun ja, Eva, darf ich hoffen, daß Sie nun, wo kein Band Sie bindet, minder grauſam ſein werden, als bisher?

Eva. Ich kann Ihnen jetzt keine Antwort darauf geben, Herr Panckoucke . . . die Wunde meines Herzens muß erſt vernarbt ſein. In dieſem Augenblick iſt mein Schmerz noch viel zu neu . . . ich denke jetzt an nichts Anderes als an die Beerdigung meines armen Gemahls . . . Ach, Herr Panckoucke . . . (ſeufzt tief auf)

Panckoucke. Welch ein Seufzer! So hab' ich das Ballet noch niemals ſeufzen gehört! Eva, was hat dieſer Seufzer zu bedeuten?

Eva (ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt).

Panckoucke. Sie haben ein Geheimniß auf dem Herzen . . . ich muß es wiſſen . . . was fehlt Ihnen?

Eva (tief betrübt). Geld! Geld!

Panckoucke. Zur Beerdigung Ihres Gemahls? Gott, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Sie brauchen ſich vor dem beſten Ihrer Freunde nicht im Geringſten zu geniren. (ſein Portefeuille aus der Bruſttaſche ziehend) Wieviel, meine Liebe, brauchen Sie vorläufig?

Eva. Tauſend Francs, Herr Panckoucke.

Panckoucke. Bagatelle! Nicht der Rede werth! Gott, wozu ſamm'le ich denn meine Coupons? Um Andern damit zu helfen, wo ich kann. Hier, theure Freundin, ſind vorläufig zweitauſend Francs. Laſſen Sie Ihren Herrn Gemahl je eher je lieber begraben und (wieder ihre Hand erfaſſend) erlauben Sie Ihrem treueſten Verehrer, daß er Sie bald beſuchen darf. (küßt ihre Hand.)

Eva. Empfangen Sie meinen innigſten Dank . . .

Panckoucke. Ich bitte, reden wir nicht mehr davon . . .

Eva. Auf Wiederſehen, Herr Panckoucke. (geht ab.)

Panckoucke. Der liebe Gott erhalte Sie. (begleitet ſie bis zur Thür, zurückkehrend) Ein herrliches Weib! (geht an den Tiſch, ergreift die Klingel und ſchellt heftig.)

Sechſte Scene.

Panckoucke. Parallelepipedon.

Parall. Was befehlen der gnädige Herr?

Panckoucke. Dummkopf, Tölpel, Rhinoceros, Hippopotamus, Heupferd, Stockfiſch! Wie kannſt Du ſo bodenlos dumm ſein, in Gegenwart einer Dame zu melden, daß der Friſeur mir eine neue Perrücke gebracht hat? Siehſt Du denn nicht ein, daß dies dumm, ſehr dumm, ſchauderhaft dumm iſt?

Parall. Gnädiger Herr, bei aller Mathematik, die mir zu Gebote ſteht, kann ich nicht begreifen . . .

Panckoucke. Schweig, Mondkalb! Brauchen Paris, Frankreich, Europa und die Marqueſas-Inſeln zu wiſſen, daß der General-Conſul Ritter Panckoucke eine Perrücke trägt? Mathematik, ſagſt Du, ſtärkt den Verſtand. Ich merke nichts davon! Merkwürdig! Du treibſt fortwährend Mathematik und wirſt von Tag zu Tage dümmer. Geh' jetzt zu Madame Panckoucke, richte von mir eine Empfehlung aus und ſag' ihr, ich ließe ſie bitten, ſie möchte ſo gut ſein, mich auf einen Augenblick zu beſuchen . . . und zwar jetzt gleich . . .

Parall. Schön, gnädiger Herr. (geht ab durch die Mittelthür.)

Siebente Scene.

Panckoucke (allein).

Ich bin ein ſeelenguter Mann und wünſche keinem Menſchen etwas Böſes; aber froh bin ich denn doch, daß der gute Adam geſtorben und mir nicht mehr im Wege iſt. Meine liebe Frau wird übrigens keinen kleinen Schreck bekommen, wenn ſie erfahren wird, daß ihr Liebling, deſſen Portrait ſie auf dem Herzen trägt, ſo plötzlich an der galoppirenden Schwindſucht geſtorben iſt. Sie glaubt, ich wiſſe es nicht, daß ſie in ihn vernarrt war. (ſchmunzelnd) Hector Panckoucke weiß Alles. Der General-Conſul Ihrer Majeſtät der Königin Pomaré ſieht durch Bretter, die kein Loch haben. Damit aber meine

liebe gute Frau nicht allzusehr erschrickt, werde ich ihr die Hiobspost nicht löffel- sondern tropfenweise beibringen. Ich bin ein herzensguter Mensch und schone, wo ich kann. Und diese Schonung bin ich ihr um so mehr schuldig, da die arme Frau in der letzten Zeit sehr tiefsinnig, schwermüthig und melancholisch gewesen ist. Merkwürdig! Es giebt Augenblicke, wo ich glaube, daß es bei ihr rappelt.

Achte Scene.

Herr Panckoucke. Parallelepipedon (reißt die Flügel der Mittelthür auf). Madame Panckoucke (tritt ein).

Panckoucke. Bon jour, Madame Panckoucke!

Andromaque. Du hast mich rufen lassen, Hector.

Panckoucke (ihr einen Stuhl präsentirend). Um mich, liebe Andromaque, persönlich nach Deinem Wohlbefinden zu erkundigen, da wir uns schon vierzehn Tage nicht gesehen haben . . .

Andromaque. Die Schuld lag nicht an mir, Hector.

Panckoucke. Das weiß ich, liebe Frau; aber eben so wenig war es meine Schuld. Die vielen Geschäfte auf der Börse und in der Deputirtenkammer, die Eisenbahnfrage und die Geldklemme haben meine Zeit so sehr in Anspruch genommen, daß ich keinen Augenblick Muße gehabt, Dir meine Aufwartung zu machen . . . Wie geht's, wie steht's mit der Gesundheit?

Andromaque. Ausnehmend gut . . . ich befinde mich seit heute Morgen wohler als je . . .

Panckoucke. Das freut mich, bei Gott, das freut mich . . . ich kann Dir nun um so eher eine Nachricht mittheilen, eine Nachricht, Andromaque, die Dich höchst unangenehm überraschen wird . . .

Andromaque (ängstlich aufspringend). Hector, was ist geschehen?

Panckoucke. Ich fürchte, liebes Kind, daß Du Dich zu sehr erschrecken wirst . . . fasse all' Deinen Muth zusammen, Andromaque, und zeige Dich standhaft, wie's der Frau des General-Consuls der Marquesas-Inseln geziemt . . .

Andromaque. Gott, was ist denn vorgefallen?

Panckoucke. Der erste Mensch der Schöpfung, Herr Adam, . . . bist Du gefaßt?

Andromaque. Sprich, ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir lieb und heilig ist . . .

Panckoucke. Herr Adam also ist an der galoppirenden Schwindsucht gestorben.

Andromaque (erstaunt). Wer ist gestorben?

Panckoucke. Liebe Frau, bist Du taub? Herr Adam, der erste Liebhaber am Vaudeville-Theater, ist gestorben.

Andromaque. Wann?

Panckoucke. Heute Morgen zwischen Vier und Fünf.

Andromaque. Das ist nicht wahr, das ist unmöglich!

Panckoucke. Warum nicht wahr? nicht möglich? Wir Alle ſind ſterblich. Glaubſt Du, Adam ſei der einzige Menſch der ganzen Schöpfung, der unſterblich iſt? Ich ſage Dir, er iſt todt und wird übermorgen früh beerdigt . . .

Andromaque (empört). Höre, guter Hector, treibe dieſen rohen Scherz nicht allzuweit . . .

Panckoucke. Scherz! Scherz! Es fällt mir nicht ein, mit Dir zu ſcherzen . . . Herr Adam iſt geſtorben . . . Das iſt Ernſt, blutiger Ernſt . . .

Andromaque. Aber wann? Wann?

Panckoucke. Gott im Himmel, ſoll ich Dir's noch ein Mal ſagen? Heute Morgen zwiſchen Vier und Fünf . . .

Andromaque. Wer hat Dir das geſagt?

Panckoucke. Wer mir das geſagt hat? Seine Frau . . .

Andromaque (fängt laut zu lachen an). Ha, ha, ha! (leiſe für ſich) Ich glaube, es rappelt bei ihm . . .

Panckoucke. Welch' unanſtändiges Gelächter! Madame, ſo lacht man nicht in der Faubourg Saint Germain, ſo lacht man nicht, wenn man die Ehre hat, die Frau Gemahlin des General-Conſuls der Marqueſas-Inſeln zu ſein!

Andromaque. Verzeihung, lieber Hector, aber das, was Du mir ſoeben geſagt haſt, iſt ſo komiſch, daß man lachen muß. Sprich, kanntest Du denn Adams Frau?

Panckoucke. So gut wie Dich . . .

Andromaque. Nun, dann wundere ich mich, daß Du nicht weißt, daß Eva geſtorben iſt . . .

Panckoucke. Eva, Adams Frau? Geſtorben? (für ſich) Ich glaube, es rappelt bei ihr!

Andromaque. Wie, Hector, das glaubſt Du wohl nicht?

Panckoucke. Der Teufel kann's glauben, ich nicht! (für ſich) Ich will ihr doch ein Bischen auf den Zahn fühlen! (laut) Sag mir, liebes Kind, woran ſoll Adams Frau geſtorben ſein?

Andromaque. An einem Schlagfluß.

Panckoucke. Merkwürdig! Sehr merkwürdig! Und wann ſoll ſie daran geſtorben ſein?

Andromaque. Geſtern um Mitternacht.

Panckoucke (fängt heftig zu lachen an). Geſtern um Mitternacht! Ha, ha, ha! (für ſich) Bei Gott, ſie iſt verrückt!

Andromaque. Welch' unanſtändiges Gelächter! Mein Herr, ſo lacht man nicht in der Faubourg Saint Germain, ſo lacht man nicht, wenn man die Ehre hat, General-Conſul der Marqueſas-Inſeln zu ſein!

Panckoucke. Verzeihung, Andromaque, aber das, was Du mir ſoeben geſagt, iſt ſo verrückt, daß man lachen muß!

Andromaque. Verrückt?

Panckoucke. Nun ja, wie ſoll ich mich zarter ausdrücken? Wie kann denn Adams Frau geſtern Nacht geſtorben ſein, da ſie erſt

dieſen Morgen, erſt vor fünf Minuten bei mir geweſen war! Adam iſt todt!

Andromaque (für ſich). Der Menſch hat wirklich ſein Bischen Verſtand verloren! (laut) Lieber Mann, wie kann Adam heut' Morgen zwiſchen Vier und Fünf geſtorben ſein, da er zwiſchen Zehn und Elf bei mir geweſen iſt? Adam lebt, Eva iſt todt!

Panckoucke. Eins von uns Beiden muß verrückt ſein!

Andromaque. Du biſt's, Hector!

Panckoucke. Nein, Du, Du biſt toll! Ich werde augenblicklich zum Doctor ſchicken und Deinen Geſundheitszuſtand genau unterſuchen laſſen . . .

Andromaque (für ſich). Der arme Hector! Er dauert mich! (laut) Um Dich zu überzeugen, lieber Mann, daß Du nicht recht bei Sinnen biſt, will ich Georgine rufen und ſie in Adams Wohnung ſchicken, damit ſie ſich mit eigenen Augen überzeuge, wer von Beiden geſtorben iſt.

Panckoucke (für ſich). Ein lichter Augenblick! (laut) Siehſt Du, gutes Kind, dieſer Gedanke iſt wieder ganz vernünftig. (für ſich) Sie ſcheint nur temporär verrückt zu ſein.

Andromaque (ergreift die Klingel und ſchellt heftig).

Neunte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon. Später Georgine.

Parall. Die gnädige Frau geruhen zu befehlen . . . .

Andromaque. Georgine ſoll kommen . . . Er iſt dazu nicht zu gebrauchen!

Parall. (geht ab).

Panckoucke (für ſich). Daß Eva lebt, das ſteht feſt . . . ob aber auch Adam wirklich geſtorben iſt? Ich fange an, neugierig zu werden.

Georgine (tritt ein).

Andromaque. Geh' augenblicklich zu Herrn Adam . . . Du weißt ja, wo er wohnt . . . und überzeuge Dich mit eigenen Augen, wer von Beiden geſtorben iſt . . . ſie oder er?

Georgine. Sogleich will ich hin. (eilt ab.)

Andromaque. Bald werden wir nun Gewißheit erhalten, wer von uns Beiden geirrt hat . . .

Panckoucke. Wie aber, wenn wir Beide Unrecht haben?

Andromaque. Wie ſoll ich das verſtehen?

Panckoucke. Wie dann, wenn weder Adam noch Eva geſtorben iſt?

Andromaque. Daß Letztere todt iſt, laſſe ich mir durchaus nicht abſtreiten. (für ſich) Hab' ich ihm nicht tauſend Francs zu ihrer Beerdigung geſchenkt?

Panckoucke. Du ſcheinſt Deiner Sache ſehr gewiß zu ſein und dennoch hätte ich große Luſt, mit Dir zu wetten, daß er geſtorben iſt . . .

Andromaque. Und ich, daß ſie geſtorben iſt. Abgemacht, Sela!

Panckoucke. Wer von uns Beiden verliert, zahlt dem Andern hundert Louisd'or . . .

Andromaque. Meine Wette iſt ſchon ſo gut als gewonnen.

Panckoucke. Das ſag' auch ich.

Andromaque. Sobald Georgine zurückkommt, laſſ' ich's Dir ſagen . . . Bis dahin, Adieu, Hector! (geht ab durch die Mittelthür.)

Panckoucke. Leb' wohl, Andromaque! (begleitet ſie bis zum Ausgang und kehrt dann wieder zurück.)

Zehnte Scene.

Panckoucke (allein).

Bei alle dem ſcheint mir die gute Frau doch verrückt zu ſein. In ihrem Blick liegt ein gewiſſes Etwas, das mehr und mehr mich überzeugt, daß ihr Gehirn auf dem Punkte ſteht, Bankerout zu machen. Die Liebe, ach die Liebe! Schade um Andromaque! Einige Dummheiten abgerechnet, war ſie ſonſt ganz vernünftig; aber ſeitdem ſie für den ſeligen Adam geſchwärmt, hat ihr Verſtand einen gewaltigen Riß bekommen . . . Dem Kammermädchen meiner Frau iſt übrigens auch nicht zu trauen . . . Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus . . . Um meiner Frau gefällig zu ſein und mich zu ärgern, iſt dieſe liſtige Katze capable, zu behaupten, daß Eva wirklich geſtorben ſei. Damit ich nun Gewißheit erhalte, wie die Sache ſteht, und damit Georgine mich nicht belügt, will ich meinen großen Mathematikus hinſchicken . . . der Kerl iſt zwar dumm, ſehr dumm, doch traue ich ihm wenigſtens ſo viel Verſtand zu, um zu wiſſen, was todt und was nicht todt iſt. (klingelt)

Elfte Scene.

Der Vorige. Paralleleppipedon.

Parall. Gnädiger Herr?

Panckoucke. Weißt Du, wo der Schauſpieler Adam wohnt?

Parall. Nein, davon ſteht nichts in meinem Euklid.

Panckoucke. Er, oder vielmehr ſie, wohnt Feydeau-Straße Nr. 45, zwei Treppen hoch. Geh' hin, richte an Madame Eva eine Empfehlung vom Ritter Panckoucke aus und überzeuge Dich bei dieſer Gelegenheit, ob ihr Gemahl wirklich geſtorben iſt. Haſt Du mich begriffen?

Parall. Eben ſo vollkommen, wie den Pythagoreiſchen Lehrſatz oder die ſogenannte Ochſenfigur . . .

Panckoucke. Ich wäre ſelbſt hingegangen, hätte ich nicht eine dringende Abhaltung. Ich muß fort, augenblicklich fort. (nimmt ſeinen Hut vom Spiegel.)

Parall. Gnädigſter, wohin?

Panckoucke (ſich in die Bruſt werfend). In die Kammer! (ab durch die Mittelthür.)

Parall. (leiſe). O Jammer! (folgt ihm langſam.)

Verwandlung.

Zwölfte Scene.

(Zimmer der erſten Scene. Adam, in einen ſchwarzen Domino gehüllt, kommt aus dem Nebenzimmer rechts.)

Soeben habe ich in meiner Garderobe einen ziemlich hübſchen Domino gefunden, den ich zum heutigen Ball gebrauchen und auf dieſe Weiſe Geld erſparen kann. Anfangs wollte ich eine Charaktermaske wählen und als Arlequin erſcheinen; aber da man als ſolcher in der Regel Prügel bekommt, ſo will ich das Vergnügen Andern überlaſſen und lieber als einfacher, anſpruchsloſer Domino mein Glück verſuchen. Ach! nichts geht über die kleinen Liebes-Intriguen eines großen Maskenballs! Man foppt und wird gefoppt und amüſirt ſich köſtlich . . . (wirft den Domino auf den Divan links) Aber wo nur meine Eva bleibt? Ich fange an beſorgt zu werden, nicht etwa aus Eiferſucht, ſondern einzig und allein, daß ihr Feldzug gegen den reichen Beduinen mißglückt iſt . . . das wäre fatal . . . höchſt fatal!

Dreizehnte Scene.

Adam und Eva.

Eva (triumphirend). Sieg! Sieg! Mein Beduine iſt geſchlagen!

Adam. Und die Beute?

Eva (zeigt ihm die beiden Banknoten). Zweitauſend Francs!

Adam (greift darnach). Du Spitzbübin!

Eva (zurückziehend). Halt, die gehören mir.

Adam. Falſcher Kamerad, verſprachſt Du nicht, Deine Beute mit mir zu theilen?

Eva. Allerdings, aber ſpäter . . . ſpäter; vor allen Dingen muß ich vierhundert Francs davon an Perrotin bezahlen.

Adam. Eva, was fällt Dir ein? Haſt Du nicht ſelbſt geſagt, man müſſe conſequent ſein und nie daran denken, eine Schuld zu bezahlen?

Eva. Die vierhundert Francs ſind eine Schuld, die ich vor acht Tagen im Bouillotte verloren . . . Spielſchulden muß man allerdings bezahlen . . .

Adam. Gut, daß Du das ſelbſt geſtehſt; nun kannſt Du ſo gut ſein und fünfhundert Francs an Perrotin gleich für mich mit bezahlen . . .

Eva. Das ſoll geſchehen. (ſteckt die Banknoten wieder zu ſich.)

Adam. Nun aber erzähle mir, woran ich geſtorben bin?

Eva. An der Schwindſucht, mein lieber Freund.

Adam. Auch nicht übel! Und Herr Panckoucke, hat mein Tod ihn ſehr gerührt?

Eva (mit Ironie). Ungeheuer!

Adam. Das kann ich mir vorſtellen. Wie aber benahm er ſich gegen Dich?

Eva (gähnt). Verliebt, verliebt bis zum Gähnen . . .

Adam. Ganz ſo wie ſeine Frau gegen mich . . .

Eva. Am Ende ſtürzte er zu meinen Füßen nieder . . .

Adam. Ganz ſo wie ich zu den ihrigen . . .

Eva. Geſtand mir ſeine lächerliche Liebe . . .

Adam. Ach, gerad' ſo wie ſie . . .

Eva. Und fragte mich: Eva, Eva, darf ich hoffen?

Adam. Und Du, was ſagteſt Du?

Eva. Hoffen Sie! ſagte ich.

Adam (aufgebracht). Madame!!!

Eva. Wie, mein Herr, Sie werden doch nicht ſo einfältig ſein, eiferſüchtig zu werden?

Adam. Warum denn nicht?

Eva (ihre Hand lächelnd auf ſeine Schulter legend). Weißt Du, was Herr von Balzac ſagt?

Adam. Nein!

Eva. Nun ſiehſt Du, da geht es Dir gerade ſo wie mir . . . ich weiß es auch nicht.

Adam. Ein ſchlechter Witz!

Eva. Mache beſſere, mein Freund, oder begnüge Dich mit dieſen...

Adam. Wie aber, wenn nun Eines von Beiden herſchickt, um ſich zu überzeugen, ob wir in der That geſtorben ſind? Was machen wir dann?

Eva. Dann werfen wir uns auf den Divan und ſtellen uns todt . . . Statt des Sterbekittels hülle ich mich in meinen weißſeidenen Domino . . .

Adam. Und ich, ich hülle mich dort in jenen ſchwarzen . . . Es fehlen uns nur noch zwei große weiße Tücher zum Zudecken . . . dann könnten wir jeden Augenblick bereit zum Sterben ſein . . .

Eva. Ich hole ſie. (geht ins linke Nebenzimmer.)

Adam. Ich aber ſtelle mich unterdeſſen ans Fenſter, um zu ſehen, ob uns Niemand überraſcht (öffnet das Fenſter und ſieht auf die Straße hinab) Teufel, was ſeh' ich? Dort unten kommt Georgine. Die iſt allem Anſcheine nach von Madame Panckoucke abgeſchickt, um ſich zu überzeugen, ob meine Frau geſtorben iſt. (ruft) Eva! Eva! Georgine iſt nur noch fünfzig Schritte von unſerm Hauſe entfernt. Sie ſieht herauf zu mir. (ruft noch ſtärker) Eva! Eva!

Eva (bringt die beiden Decken). Was giebts?

Adam. Sie kommt! Sie kommt!

Eva. Wer kommt?

Adam. Das Kammermädchen der Madame Panckoucke. Zieh'

Die raſch Deinen Sterbekittel an und wirf Dich dort auf den Divan (hält ihr den weißen Domino hin.)

Eva (ſchlüpft raſch hinein und legt ſich auf den Divan links). Da liege ich, decke mich zu; dann mag kommen, wer da will, ich bin todt . . .

Adam. Sanft ruhe Deine Aſche! (wirft ſchnell die Decke über ſie, ſo daß nur Eva's Füße zu ſehen ſind) Nun ſind wir auf Alles gefaßt. (Es klopft) Ah, da iſt ſie ſchon! Herein!

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Georgine (tritt ein).

Georgine. Verzeihung, Herr Adam, wenn ich ſtöre . . .

Adam. Ein ſo ſchönes Kind, wie Mademoiſelle Georgine, ſtört mich niemals . . .

Georgine. Sehr galant, Herr Adam. Aber wiſſen Sie auch, weshalb ich komme?

Adam. Nein, meine Süße, das weiß ich nicht . . .

Georgine. Die gnädige Frau ſchickt mich, um ſich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und Sie fragen zu laſſen, wann Ihre Frau Gemahlin beerdigt wird?

Adam. Morgen Nachmittag zwiſchen Fünf und Sechs . . .

Georgine. Madame Panckoucke will Ihrer Frau Gemahlin die letzte Ehre erweiſen und die Leiche nach dem Kirchhof begleiten. (ſpöttiſch) Falls Sie nichts dagegen haben . . .

Adam. Reizendes Weſen, ſagen Sie der gnädigen Frau, daß ich dieſen neuen Beweis ihrer Theilnahme ſehr zu ſchätzen weiß . . .

Georgine. Ihre arme Frau Gemahlin iſt alſo wirklich geſtorben?

Adam. Dort liegt das brave Weib! Wünſchen Sie ihre Leiche zu ſehen?

Georgine. Ach nein, Herr Adam, ich glaube Ihnen ohnedies . . . O Sie armer, armer Herr! Sie ſind wohl ſehr unglücklich über den Verluſt Ihrer Frau Gemahlin?

Adam. Ich bin untröſtlich, wie Sie ſehen.

Georgine. Sie haben Ihre Frau Gemahlin wohl recht ſehr geliebt?

Adam (für ſich). Eine verdammt kitzliche Frage! (laut) O, ich habe ſie unausſprechlich geliebt!

Georgine. Das glaube ich Ihnen, denn Ihre Frau Gemahlin ſoll ſehr ſchön geweſen ſein. Aber tröſten Sie ſich, Herr Adam, es giebt außer ihr noch viel ſchöne Frauen in der Welt (verſchämt die Augen niederſchlagend.)

Adam. Das ſeh' ich, liebes Kind!

Georgine. Ein junger Mann, der ſo liebenswürdig iſt, wie Herr Adam, wird nicht lange Wittwer bleiben . . .

Adam. Ach, Georgine, wenn jedes Feuerauge ſo gefährlich als das Ihre wäre, dann fürchte ich ſelbſt . . .

Georgine (ihn anblickend). Was fürchten Sie? . . .

Adam. Daß es leicht geſchehen könnte, daß ich mich in ſolche Augen ſterblich verlieben würde . . .

Georgine. Sie ſind noch ſo jung . . . Sie müſſen recht bald wieder heirathen . . .

Adam. Aber wen denn, ſüßes Kind, wen?

Georgine. Das müſſen Sie wiſſen, Herr Adam. Nun aber muß ich fort, denn Madame Panckoucke wird es nicht erwarten können, zu erfahren, wann Ihre Frau Gemahlin begraben wird.

Adam (ſie zärtlich zurückhaltend). Wie, holder Engel, Sie wollen mich ſchon verlaſſen? . . .

Georgine. Reſpekt vor der Leiche Ihrer Frau Gemahlin! Wann aber, Herr Adam, beſuchen Sie uns?

Adam. Vielleicht ſchon morgen Abend.

Georgine (ſich verſchämt verbeugend). Herr Adam wird uns zu jeder Zeit willkommen ſein. (geht ab.)

Adam. Sie ſind ein Engel, Georgine.

Georgine (ſich umdrehend). Herr Adam, iſt das Ihr Ernſt?

Adam. Ich bin kein Schmeichler.
Deine Lippen ſind Granaten,
Deine Augen ſind Violen,
Holde Herrin, wenn ich lüge,
Soll mich gleich der Teufel holen.
(umarmt ſie und giebt ihr einen Kuß.)

Georgine. O Sie ſchlimmer Herr! (geht ab.)

Fünfzehnte Scene.

Adam. Eva.

Adam. Gottlob, die iſt nun abgefertigt!

Eva (ſpringt vom Divan auf). Höre, Adam, ich bin durchaus nicht eiferſüchtig, am allerwenigſten auf dies Geſchöpf, aber verdroſſen hat's mich denn doch, daß Du dem Ding da ſo viel Schönes geſagt und ihr ſogar einen Kuß gegeben haſt.

Adam. Wie, Madame, Sie werden doch nicht ſo thöricht ſein, eiferſüchtig zu werden?

Eva. Das bin ich nicht, und dennoch wünſche ich, daß Sie das in Zukunft unterlaſſen . . . dieſe Geſchöpfe ſind dumm genug, ſich einzubilden, allen Männern gefährlich zu werden . . . man muß ſie in dieſem Irrthum nicht beſtärken . . .

Adam. Georgine iſt in der That ganz allerliebſt . . .

Eva. Verdorbener Geſchmack, dein Name iſt Adam!

Adam. Blaſſer Neid, dein Name iſt Eva!

Eva. Herr, wollen Sie ſich heut' zum zweiten Male mit mir ſchlagen?

Adam. Ach, Kind, das geht nicht . . . wir ſind ja Beide todt . . . (man klopft.)

Eva (leiſe). Himmel, wer mag denn das ſein?

Adam. Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, ſo iſt dies der

Schwachkopf von Diener, der von Herrn Panckoucke abgeſchickt wird, um ſich zu überzeugen, ob ich geſtorben bin.

Eva (guckt durchs Schlüſſelloch). Du haſt Recht, er iſt's!

Adam. Raſch meinen ſchwarzen Sterbekittel her.

(Es klopft zum zweiten Male. Eva hält die Thür zu.)

Adam (ſchlüpft raſch in den ſchwarzen Domino). Teufel, da iſt keine Zeit zu verlieren (wirft ſich auf den Divan rechts und deckt ſich bis über die Ohren zu.)

Eva (leiſe). Biſt Du todt?

Adam. Mauſetodt.

Eva. Gut! (reißt raſch die Thür auf.)

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon.

Eva (ruft barſch). Wer da?

Parall. (prallt erſchreckt zurück). Gut Freund!

Eva. Wer ſind Sie?

Parall. Ich heiße Parallelepipedon und bin der Diener des Ritters von Panckoucke. (eintretend.)

Eva. Was wollen Sie?

Parall. Mich im Auftrage meines gnädigen Herrn mit eigenen Augen überzeugen, ob Ihr Herr Gemahl factiſch geſtorben iſt . . .

Eva. Dort liegt die Leiche des theuern Todten . . . gehen Sie hin, ziehen Sie das Leichentuch weg und überzeugen Sie ſich, daß er ganz ſchwarz geworden iſt . . .

Parall. Das werde ich bleiben laſſen, Madame. Ich habe von meiner zarten Jugend auf eine heilloſe Furcht vor Todten und kann noch jetzt keine Leiche ſehen, ohne daß mir die Haut ſchaudert . . .

Eva. Der Anblick dieſer Leiche iſt in der That entſetzlich . . .

Parall. Ihr Herr Gemahl ſind alſo wirklich geſtorben . . . und vermuthlich an der Cholera, weil Sie ſagen, daß ſein werther Leichnam ganz ſchwarz geworden iſt . . .

Eva (tritt auf den Divan zu und thut, als wolle ſie die Decke wegziehen). Da liegt er . . .

Parall. Ich bitte, laſſen Sie ihn liegen . . . es iſt eine Sünde, wenn man den Schlaf der Todten ſtört . . . ich glaube Ihnen Alles, was Sie mir ſagen . . . Ach, Madame, dieſer Todte ſtarb für Sie wohl viel zu früh? . . . Sie ſind wohl ſehr unglücklich?

Eva (ihn anfahrend). Dummer Menſch, was berechtigt Sie, mich um Dinge zu fragen, die Sie nichts angehen?

Parall. (für ſich). Heiliger Pythagoras, dieſer Engel iſt ein kleiner Satan!

Eva. Stören Sie mich nicht länger. Gehen Sie zu Ihrem Herrn und ſagen Sie ihm, daß ichs — zart ausgedrückt — ſehr unverſchämt finde, wenn Jemand das, was ich ihm ſage, zu bezweifeln wagt. Mein Gemahl iſt todt und Jeder, der's nicht glauben will, iſt ein Schwachkopf . . .

Parall. Einverſtanden, vollkommen einverſtanden!

Eva. Dort iſt die Thür!

Parall. Geſtatten Ihre Gnaden, mich Ihnen beſtens zu empfehlen. (geht rückling zur Thür hinaus.)

Siebenzehnte Scene.

Adam und Eva.

Eva. Auch der iſt nun beſeitigt!

Adam (vom Divan aufſpringend). Bravo! Braviſſimo! Du haſt mit dieſem Tölpel kurzen Proceß gemacht. Eva! Eva! Laß Dich dafür umarmen. Zwei Seelen und ein Gedanke . . .

Eva. Zwei Leichen und kein Grab!

Adam (umarmt ſie). Victoria, Victoria!

Der Vorhang fällt.

Vierter Act.

Erſte Scene.

(Zimmer der Madame Panckoucke. Andromaque geht unruhig auf und ab.)

Andromaque. Ich laufe auf glühenden Kohlen und kann es kaum erwarten, wer von uns Beiden, mein Herr Gemahl oder ich, die Wette gewonnen hat, wer von Beiden, Eva oder Adam, geſtorben iſt. Oder ſollte keines von Beiden geſtorben ſein? . . . Das wäre ſchändlich! Und doch mache ich mich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, daß Adam mich und Eva meinen Gemahl hintergangen hat . . .

Zweite Scene.

Andromaque. Panckoucke.

Panckoucke. Nun, iſt Georgine noch nicht zurück?

Andromaque. Ich erwarte ſie jeden Augenblick . . .

Panckoucke. Auch ich bin neugierig, wer von uns Beiden die Wette gewinnen wird . . . Eben komm' ich aus der Kammer. Bei Berathung des Budgets habe ich der Civilliſte 400,000 Francs geſtrichen . . . Louis Philipp iſt reich genug und kann mit dem, was er hat, anſtändig auskommen. Bei Berathung der Unterſtützung, welche die Kammer den Theatern bewilligen ſoll, habe ich mich weit großmüthiger gezeigt . . . Der großen Oper habe ich fünfzigtauſend Francs

gezeigt. Warum? Weil ich, wie Herr Diemeir, die Kunst, mehr aber noch die Künstler liebe! Nichts in der Welt geht über ein schönes Ballet! Sag' mir, liebe Frau, liebst auch Du das Ballet?

Andremayer. Nein, lieber Mann. Ich finde diese durchsichtigen Spielkleider mit den langen Taillen und den kurzen Röcken im höchsten Grade unschicklich und kann nicht begreifen, wie der Staat, wie die Polizei das erlauben kann. Wie hübsch und anständig ist dagegen das Schauspiel, wo die Frauen lange Röcke und die Herren keine Trikots tragen . . .

Pankrake. Merkwürdig! Wie kann eine vernünftige Frau in Deinen Jahren noch so prüde sein!

Andremayer (gereizt). In meinen Jahren! Was willst Du damit sagen?

Pankrake. Nichts, gar nichts, liebes Kind; ich kann doch unmöglich sagen, wie kann eine Frau in meinen Jahren noch so prüde sein?

Andremayer. Ich bin zwanzig Jahre jünger als Du!

Pankrake (leise). Wer glaubt das? (laut) Ja, liebes Kind, ich bin zwanzig Jahre älter, habe mich aber für mein Alter ganz gut conservirt . . .

Andremayer. Und ich etwa nicht?

Pankrake. Wer sagt das? Auch Du hast Dich prächtig conservirt . . . Gerade so, wie Du jetzt aussiehst, hast Du schon vor zehn Jahren ausgesehen . . .

Andremayer (aufgebracht). Soll das eine Grobheit sein?

Pankrake. Im Gegentheil . . . ich wollte Dir damit eine Schmeichelei sagen . . .

Andremayer (beleidigt). Eine Schmeichelei! Ei, kann man so sehr plump . . .

Pankrake. Plump? Was heißt plump? Ich bitte Sie, Madame, sich in Ihren Ausdrücken zu mäßigen. Sie haben Ihren Mann vor sich, und dieser Mann ist General-Consul der Morgenland-Inseln, Mitglied der Deputirten-Kammer und Ritter der Ehrenlegion u. s. w. Merkwürdig! Alles, was andere Frauen Schmeichelei nennen, nennst Du Grobheit; was Andere gut finden, findest Du plump. Wissen Sie, liebe Andremayer, daß es Augenblicke giebt, wo Sie, ohne Ihnen zu schmeicheln, unausstehlich sind?

Andremayer (pikirt). Man ist freilich nicht beim Ballet!

Pankrake (für sich). Das fehlte noch! (laut) Ah, da kommt Georgine!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Georgine.

Andremayer. Nun, wer von Beiden ist gestorben . . . wie . . . sprich . . .

Georgine. Ach, gnädige Frau, lassen Sie mich erst zu Athem kommen . . . ich bin gerannt . . . gerannt . . .

Pankratz. Wie eine Schnecke, [illegible]! Du [illegible] früher da sein müssen ... Wer von Beiden ist [illegible]?

Georgine. Eva!

Pankratz. }
Autermayer. } Eva?

Georgine. Ja, wer denn sonst als Eva?

Autermayer. So, nun ist meine Wette gewonnen ...

Pankratz. Noch nicht! Jene Eva, welche dem armen Adam das Paradies verspielt hat, ist freilich schon lange todt, die Eva aber, die ich meine, kann unmöglich gestorben sein ... ich lasse mir den Kopf abhauen, wenn sie nicht lebt!

Georgine. Wie aber, gnädiger Herr, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit beiden meinen Augen Eva's Leiche gesehen?

Pankratz. Hm, Du lügst ... Du steckst mit meiner Frau unter einer Decke und willst mich prellen ... weiter nichts als prellen! Eva lebt und damit Punktum!

Autermayer. Sie ist todt, todt ... hörst Du denn nicht, daß Georgine Eva's Leiche gesehen?

Pankratz. Schwindel, nichts als Schwindel! Ein [illegible] der [illegible] ist nicht so leicht zu betrügen ... Wenn Eva gestorben ist, lasse ich mich hängen ...

Autermayer. [illegible] und Gram über den Verlust, den das Pudel erlitten hat!

Pankratz (für sich). Ein Pudel! (laut) Ja, Madame, und Gram ... nichts in der Welt geht über ein kleines Pudel! Jetzt kannst Du gehen, Georgine ... Niemand braucht Zeuge unserer Zärtlichkeiten zu sein ...

Georgine (verbeugt sich und geht ins Schlafzimmer links).

Pankratz ([illegible]). Ihre [illegible] Anspielungen auf's Pudel verstehe ich nun ein für allemal. Ich bin ein freier Mann und kann thun, was ich will ... Ja, Madame, ich liebe das Pudel, Sie, Madame, lieben das [illegible], alle [illegible] gut, Madame.

Autermayer. Damit! Was wollen Sie damit sagen?

Pankratz. Welches Bild [illegible], den [illegible], in Ihrem Boudoir! Welches Bild tragen Sie heimlich in goldener Kapsel Tag und Nacht auf Ihrer Brust? Diesen Pudel!

Autermayer ([illegible]). Was mein?

Pankratz. Sehen Sie, Madame, ich weiß Alles, Alles, nur haben Sie [illegible] nicht gesehen ... alle gönnen Sie auch mir meine Freude. Chacun à son goût! Sie lieben das [illegible], ich schwärme für das Pudel und damit Punktum, [illegible] ... Teufel, ich möchte nur wissen, warum mein großer Mathematiker so lange ausbleibt. Madame, ich habe mir die Freiheit genommen, meinen Diener fortzuschicken, damit auch er sich überzeuge, ob Adam oder Eva gestorben ist. Der [illegible] muß bald da sein. Dann, Madame, wird sich entscheiden, wer von uns Beiden die Wette [illegible]

[illegible]'er verloren hat, und bei der jetzigen Geldklemme keine Kleinigkeit ist ... im Uebrigen, Madame, bleibe ich Ihr unterthänigster Helfer! (reicht ihr die Hand zum Verabschieden.)

Zabremagne. Sie haben mich tief gerührt ...

Pankracke. Reden wir von etwas Anderm ... Wissen Sie, Madame, daß mir eine neue Auszeichnung bevorsteht?

Zabremagne. Will man [illegible]!

Pankracke. Natürlich! Bekanntlich wird heut zu Tage mancher Lump. Die Auszeichnung, die mir zu Theil werden soll, ist schöner Art. In meiner Vaterstadt [illegible] hat sich seit Kurzem ein Anti-Steuerzahlerverein gebildet und dieser Verein ... unstreitig bleibt es unter uns ... will mich mit aller Gewalt zum Präsidenten erwählen. Nun, was sagen Sie dazu?

Zabremagne. Sie sind ein glücklicher Mann!

Pankracke. Ja, bei Gott, das bin ich! (küßt ihr die Hand.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon.

Pankracke. Schmachkopf, wo bist Du so lange geblieben?

Parall. Gnädiger Herr, die Natur hat mich mit so kurzen Beinen begabt, daß ich nicht laufen kann, wie ein Reh ...

Pankracke. Fasse Dich kurz und erzähle ...

Parall. (ganz erstaunt). Was soll ich erzählen?

Pankracke. Dummkopf, weshalb hab' ich Dich denn fortgeschickt?

Parall. Warum Sie mich fortgeschickt? Sie haben mich ja gar nicht fortgeschickt ...

Pankracke. Schaf, verrückt mich nicht! Tölpel, habe ich Dich nicht zu Madame Eva geschickt, um Dich zu überzeugen ...

Parall. Ob Herr Adam gestorben ist ... ja, das haben Sie freilich gethan ...

Pankracke. Und bist Du dort gewesen?

Parall. Natürlich! Eben komme ich von dort zurück ...

Pankracke. Wer von Beiden also ist gestorben? Adam oder Eva?

Parall. Er!

Pankracke (zu seiner Braut). Na, da hörst Du's ...

Zabremagne. Dummer, Du lügst! Kurz vor Dir ist Georgine dort gewesen und hat mir die Nachricht gebracht, daß sie, sie gestorben ist ...

Parall. (erstaunt). Wie, Georgine ist gestorben!

Zabremagne. Nicht, ich meine Eva ...

Parall. Sie irren, Gnädigste, Eva ist nicht gestorben ... noch vor zehn Minuten hab' ich mich mit ihr höchst freundschaftlich unterhalten. Sie ist eine liebe, gute, charmante Frau ... zwar etwas heftig und aufbrausend, aber schön, sehr schön ...

Zabremagne. Dummkopf, hat Dich Jemand darum gefragt?

Parall. Nein, gnädige Frau, daß war bloß meine Meinung ... aber Herr Adam ist todt ... darauf können Sie sich verlassen ... ich habe mit meinen eigenen Augen seinen Leichnam gesehen ... der arme Mann muß an der Cholera gestorben sein, denn er war ganz verkohlt und schwarz wie Tinte ...

Pankrazke (zu seiner Frau). Nun, liebe Frau, glaubst Du's nun?

[illegible]. Er ist verrückt! (Laut) Wir werden jetzt Beide [illegible].

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Georgine.

[illegible]. Georgine, sag' es Herrn Pankrazke noch ein Mal, ob Du Adam oder Eva als Leiche gesehen ...

Georgine. Eva!

Parall. Das ist nicht wahr, gnädige Frau!

Pankrazke. [illegible], wiederhole es der gnädigen Frau noch ein Mal, ob der schwarze Leichnam, den Du mit eigenen Augen gesehen hast, Eva oder Adam gewesen ...

Parall. Adam, kein Anderer als Adam!

Georgine. Gnädiger Herr, er lügt!

Parall (auf sie zudrohend). Nein, Du lügst ... ich will meine Mathematik an den Nagel hängen, wenn Herr Adam nicht gestorben ist.

Georgine. Und ich, ich will ewig ledig bleiben, wenn Frau Eva noch am Leben ist ...

Alle Drei. Das ist zum Verzweifeln!

Georgine. Dieser da (auf Parall zeigend) ist ein leichtgläubiger Mann, der Alles glaubt ... aber was ich mit meinen Augen sehe, das ist keine Täuschung!

Parall. Dies da ist die [illegible] Lüge ... was ich sage, ist Wahrheit, unumstößliche Wahrheit, mathematische Gewißheit ...

Pankrazke (zu seiner Frau). Beide bleiben so hartnäckig bei ihrer Behauptung, daß mir nichts Anderes übrig bleibt, als mich persönlich zu überzeugen, wer von uns Beiden gestorben ist ...

[illegible]. Auch ich will mit eigenen Augen sehen und Dich begleiten.

Pankrazke (ihr seinen Arm reichend). Ich bin zu Diensten.

[illegible]. Begleiten Sie mich auf einen Augenblick in meine Wohnung ... Georgine, leuchte mir! [illegible]

Georgine (folgt ihnen bis zur Thür, dann kehrt sie rasch zurück [illegible]). Donnerwetter, [illegible]! (rennt eilig ab.)

Sechste Scene.

[illegible]

[illegible] Mathematik, Mathematik! Nichts geht über Mathematik! [illegible]

Verwandlung.

Siebente Scene.

([illegible])

Adam. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mich [illegible] ... [illegible]

Eva. Ich [illegible] ...

Adam. [illegible] ...

Eva. [illegible]!

Adam. [illegible] Eva, [illegible]?

Eva. Ich [illegible] ...

Adam. Darf ich sie wissen?

Eva. Ob es für eine Dame [illegible] schicklich oder [illegible] ist ...

Adam. Eine Frage der Moral ... ich bitte Dich, antworte ...

Eva. Ob es passend oder unpassend für mich sei, auf dem Maskenball die Polka zu tanzen ...

Adam. Weiter nichts! Ich dachte an etwas ganz Anderes ... Aber halt, ich will nun wieder an meinen Posten gehen. ([illegible])

Eva. Die Polka, glaub' ich, ist kein Verbrechen ... Die [illegible]

Schottlands Maria kann ich sagen: „Ich bin besser als mein Ruf.“ Wenn alle Welt [illegible], warum soll nur ich allein nicht [illegible]!

Adam. Himmel, der Feind rückt heran!

Eva. [illegible] oder blaue Frau?

Adam. [illegible] von Weiben.

Eva. Wer denn bloß?

Adam. Mein getreuester Schuster ... Um einem neuen Skandale aus dem Wege zu gehen, ist's von meiner Seite das Allervernünftigste, wieder zu fliehen ...

Eva. Das [illegible] habe [illegible] ich mir ...

Adam. Wie Du's gefällt? (sieht sich rasch in seinem Domino) Ich sage wie Cardinal Richelieu: „[illegible] Domino [illegible].“ Doch ich bleibe im Domino. Und hier (auf den Divan zeigend) ist die Stelle, wo ich [illegible] bin. (wirft sich nach [illegible] und deckt sich mit dem [illegible] zu.)

Eva. Und hier der Hügel, auf dem meine [illegible] ruht. (legt sich auf den andern Divan.)

Adam (ganz leise). Nun, Eva, bist Du ruhig?

Eva. Ganz und gar!

Adam. Ich auch! Nun mag kommen, wer da will. (man klopft.)

Adam (steckt den Kopf aus der Decke hervor und ruft). Herein! [illegible], da hab' ich mich verplaudert ... (duckt sich wieder unter die Decke.)

Eva. Der Mensch will mich [illegible] und ruft: Herein! O wie dumm! ...

Achte Scene.

Die Vorigen. Der Schuster Peter de Clopotin (mit einem [illegible] in der Hand, tritt ein und sieht sich um).

Schuster. Ich kann [illegible] da! Hm, wer weiß es doch, ich [illegible] eine Stimme ganz deutlich „Herein!“ gehört. Und doch ist hier kein Mensch zu sehen und [illegible] ... Jetzt, was ist denn das? [illegible] eine weiße und [illegible] eine schwarze Gestalt! Die Herrschaften scheinen zu schlafen. Ich will sie wecken. (nähert sich dem Divan, auf welchem Adam liegt und [illegible] den [illegible].)

Adam (rührt sich nicht).

Schuster. Hm, Herr Adam hat einen gesunden Schlaf. Vielleicht ist Madame leichter zu erwecken. (stellt seinen [illegible] an Boden, geht auf den andern Divan zu und rüttelt Eva.)

Eva (rührt sich nicht).

Schuster. Auch sie gibt kein Lebenszeichen von sich ... Sollten beide [illegible] gestorben sein? (rüttelt sie ganz [illegible] Divan und [illegible] mit [illegible] Stimme in's Ohr:) Herr Adam!!!

Adam (rührt sich nicht).

Schuster. Er ist todt! ... Ob auch seine Frau gestorben ist? [illegible] mögen sie [illegible] haben ... Am [illegible] auf [illegible] worden ... wie wird es einem [illegible] ganz [illegible] zu Muthe ... wie [illegible] ich

hier erwischt und als Wächter dieser jungen Leute ermittelt werden. Ich habe ein reines Gewissen und bin durchaus nicht furchtsam, aber trotzdem will ich mich eilig aus dem Staube machen, denn je länger ich hier bleibe, desto ängstlicher wird mir zu Mute, weil's hier, ([illegible]) dieses heiligen Beispiel auch Leichen riecht. (geht ängstlich links ab.)

Neunte Scene.

Adam und Eva.

Adam. }
Eva. } Ist er fort?

Adam. Gottlob! (springt auf, wirft dabei den Regenschirm um und erschrickt) Der Kerl hat seinen Regenschirm vergessen!

Eva. Hast Du gehört, wie der Heiland sich gefürchtet hat?

Adam. Hast Du gesehen, wie ängstlich dieser Held zur Thür hinaus geschlichen ist?

(Man hört pochen.)

Eva. Was ist denn das?

Adam. Er holt wahrscheinlich seinen Schirm! Rasch, noch ein Mal geschwind!

(Adam und Eva vertauschen in der Eile ihre Plätze, so daß er auf dem Throne steht und sie auf dem Throne [illegible] sich niederlegt.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Der Schuster (öffnet leise die Thür und schleicht ängstlich herein.)

Schuster (leise). Ich habe meinen Regenschirm liegen lassen. (geht auf den Thron [illegible] und erschrickt) Heiliger Gott, was seh' ich! Die beiden Heiligen haben ihre Plätze vertauscht! Ja ja, wenn die Herrschaften nach langem Stehen, da sind sie nicht geschlafen, und da will ich sie gleich wieder lebendig machen. ([illegible] auf Adam [illegible]) Stehen Sie auf, Herr Adam, ich will Sie nicht [illegible], ich bin ja nur gekommen, um Ihnen Mut zu machen!

Adam (aufspringend). Ah, lieber Mann, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Wenn Sie keine anderen Wünsche haben, heiße ich Sie herzlich willkommen!

Eva (sich gleichfalls erhebend). Seid gegrüßt, mein tapferer Held!

Schuster. Tapferer Held? Madame, wie meinen Sie das?

Eva. Ich meine ....

Adam. Still, still, Eva, [illegible] Heiligen nicht. Lieber Schuhmann .... wie Du ihn hier siehst .... hat einst einen Pudel und zwei Hausdiener aus dem Wasser gerettet und für diesen Akt [illegible] Rettungs-Medaille erhalten. O Freund, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie immer beneide! Nun aber von etwas Wichtigerem zu reden: Sie erscheinen wie gerufen .... Bürger, Meister, Freund, Sie können mir und meiner Frau einen großen Dienst erweisen ....

Schuster. Was soll ich für Sie thun?

Thom. Und zur Bestätigung einer treuen, aufrichtigen Liebe bestätig ich . . .

Schuster. Thun nicht zu viel[leicht] schwören, ich bin gern dabei . . .

Thom. Wie . . . meine Hand und ich . . . ernennen [illegible] ein paar Tage, gute, alte Bekannte, treue Leute . . . Schuster . . . dem Thomas gnädigstes Schutz angelegen haben, daß wir . . . meiner Hand und ich . . . deine Tochter [illegible] . . .

Schuster. Ah, was begehrt ich . . .

Thom. Daß deine und meine ganze Gewalt haben wir wollen, als Sie und die Ihre Ihrer gnädigsten Freundin gefährdet, daß Sophie selber meiner Retten protest, wen zu lieben, ich mir dem Herz gemacht hat . . . mit deinem meinem Rathe . . . und Thomas unmöglich entgegnen hin kann . . . gemacht gut handgreiflich und wenn sie hat nächste Mal, wo möglich, noch viel stärkeren zur Bekämpfung bringen . . .

Schuster. Also wäre [illegible] gut, und also hat denn ich [illegible] thun?

Thom. Und, theuerster Schuster, haben Sie [illegible] erfahren. Wie ich vorhin bei auf meinem Standpunkte lag und beschlagen meiner mich recht [illegible], so hat mir sie, daß Mädchen Hand in Ehegatte, bei einer so vermehrt reelle Thomas hat, gut zu gebrauchen wäre, bei einer seinen Lebensstellung eine so Hausgenossen zu übernehmen. Wie . . . Mädchen . . . Herrn . . . meinen Sie sich [illegible], mit mir Freundin zu [illegible]?

Schuster. Ei, warum denn nicht? Ich thue hat nun so lieber, weil ich in meiner Jugend, denn ich Soldat gewesen, einen so [illegible] Stutzen gewesen war . . .

Thom. Das ist vorzüge haben, wie zu befinden, daß Sie einst verheiden werden . . . Ich überlasse Thomas nun zu Wahl, ob Sie, wenn meine Freunde hier bei Zimmer waren, den Doktor oder Lehrer gelten haben wollen.

Schuster. Hat sicht am Ende auf Eins hinaus . . .

Eva (für sich). Wie unbillig!

Thom. Es darf auch ich . . . Ihr [illegible] Herrn, Thomas wenn Sie gegen nächtigen Freundinnen Thomas nur [illegible] mehr zur Unterredung bei Lehrergeschäfte gelegen . . .

Schuster. Nun, meinetwegen [illegible] ich auch den Lehrer gelten . . .

Thom. Sehr gütig! Entzieht alle meine Freunde einmal . . .

Schuster. Lange ich mit Ihnen Schuhwerk [illegible] zu haben zu . . .

Thom. Sie machen meine Gedanken . . . Ehrenwort . . . Ehrenwort! Thomas haben bei Herr also bei Thomas bei Lange an Sie selber, entfernt Sie meinen . . .

Schuster. Denn lange ich noch [illegible] zu haben zu . . .

Thom. Meister, ich beneidene Sie! Thomas bei Herr also bei Thomas haben [illegible] selber werden, warum Sie so selber ich [illegible] . . .

Schuster. Dann schweige ich und zeige auf die beiden Leichen ...

Adam. Fragt man dann, wer Sie sind, so antworten Sie ...

Schuster. Ich bin der Schuhmachermeister Pons de Chapeau ...

Adam. Halt, mein Freund, das dicke End Ihrer Rede fehlt ... Befragt, wer Sie sind und was Sie wollen, müssen Sie sagen ...

Schuster. Ich bin der Zeitungsbote, der die beiden Leichen abholen will ...

Adam. Mein Gott, Sie sind ein ausgezeichneter Mann! Der Himmel hat Sie uns, gerade im entscheidenden Moment, gleichsam als deus ex machina geschickt.

Eva (horcht). Still! Ich höre Schritte unten auf der Treppe ...

Adam (legt ein Ohr an die Thür). Wahrhaftig, es kommt Jemand. Aufgepaßt, Mutter, daß Keiner von uns aus der Rolle fällt!

Schuster. Wenn Sie [illegible] unbedingt!

Adam (zu Eva). Mach Du rasch eine [illegible]!

Eva. Wie gleich! (legt sich auf den Divan links.)

Adam. Wie auch! (streckt sich auf den andern Divan aus.)

Schuster (nimmt seine [illegible]). Leiche mit Gott!

Elfte Szene.

Die Vorigen. (Zuerst vom Korridor aus gleich kommt [illegible] **Pankrazius** ein.)

Schuster ([illegible] laut zu beiden [illegible]).

Pankrazius. Entschuldigen Sie, mein Herr, warum weinen Sie?

Schuster (weint noch stärker).

Andromaque. Ich bitte, mein Herr, erklären Sie uns ...

Schuster. Ach, sehen Sie denn nicht? ... hier eine Leiche und dort eine Leiche ...

Pankrazius. }
Andromaque. } Was! Beide todt!

Schuster (schluchzend). Beide! Beide!

Pankrazius. Sind Sie ein Verwandter dieser armen Leute?

Schuster. Nein, o nein!

Andromaque. Mein Gott, wer sind Sie?

Schuster. Ich bin der Zeitungsbote ...

Pankrazius. }
Andromaque. } Der Zeitungsbote!

Schuster. Beauftragt vom Wirth des Hauses, diese Leichen fortzuschaffen ...

Pankrazius. So ist es also doch wahr ...

Andromaque. Daß Beide gestorben sind!

Pankrazius (zu seiner Frau). Schrecklich! Wie wenn auf Beiden hat die Natur uns verloren!

Andromaque. Sie, mein Herr!

Panckoucke. Nein, Sie, Madame!

Andromaque. Hundert Louisd'or dem, der mir sagen kann, wer von diesen Beiden zuletzt gesprochen hat!

Adam (steckt den Kopf zur Decke heraus, für sich). Hundert Louisd'or! (laut) Ich! Ich!

Panckoucke. } Himmel, was ist denn das?
Andromaque. }

Adam (aufspringend und auf Andromaque zueilend). Eine kleine Täuschung, Madame!

Eva (ihren Diwan verlassend und auf Panckoucke zugehend). Ein dummer Scherz, mein Herr!

Andromaque (nachdem sie sich von ihrem Schreck erholt). Madame, ich finde diesen Scherz etwas plump . . .

Panckoucke (mühsam). Und ich . . . (gelassen) ich finde ihn ganz allerliebst! (heimlich zu Andromaque) Wir müssen gute Miene zum bösen Spiele machen, sonst blamieren wir uns. (zu Adam) Bei Gott, dieser Fastnachtsschwank ist allerliebst. Aber glauben Sie ja nicht, daß Sie uns getäuscht haben . . . meine Frau und ich . . . wir wußten recht gut, daß Sie uns blos darum gefoppt haben . . .

Andromaque (stille). Um sich auf unsere Kosten einen lustigen Tag zu machen . . .

Panckoucke. Die List ist Ihnen gelungen . . .

Adam. Und zürnen Sie uns deshalb?

Panckoucke. Was fällt Ihnen ein? Ich bin ein herzensguter Mann, der niemals zürnt.

Eva. Und Sie, Madame?

Andromaque. Ich weiß noch immer nicht, ob ich lachen oder mich ärgern soll.

Panckoucke. Ärger schadet, liebes Kind. Machen's wie ich und lache über den Spaß. (springt sich zum Lachen) Herr Adam, ich mach' Ihnen mein Compliment . . . der Einfall ist charmant . . . Wissen Sie, was ich thun will? Ich werde die ganze Geschichte meinem guten Freund Scribe erzählen und ihn ersuchen . . .

Adam. Daraus ein Vaudeville zu machen . . .

Panckoucke. Errathen, Herr Adam! (zum Schuster auf den linken Coulisse). Wer aber ist denn diese Wachsfigur?

Schuster. Ich bin der Schuster des Herrn Adam und erlaube mir, (zieht sich den Rock aus.)

Panckoucke. Herr, was erlauben Sie sich?

Schuster (greift in die Westentasche und holt eine Karte hervor) Ihnen bei dieser feierlichen Gelegenheit meine Adresse zu überreichen. (giebt ihm die Karte.)

Panckoucke (liest durch die Lorgnette). Camille Grandet Lebeuf, genannt Peau de Chagrin, Maître Cordonnier, Rue Dauphine, No. 312, zwei Treppen . . .

Schuster. Linken Hand, wenn ich bitten darf.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon (stürzt herein).

Parall. Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Panckoucke. Was giebt's?

Parall. Vor zehn Minuten ist dieser große Brief angekommen. Nach mathematischer Berechnung kann das nur ein Diplom sein. (reicht ihm ein versiegeltes Schreiben.)

Panckoucke. Ein Diplom! (erbricht den Brief und überfliegt den Inhalt.)

Parall. (erblickt Adam und Eva und schlägt verwundert die Hand über den Kopf zusammen).

Panckoucke. Kinder, gratulirt mir!

Alle. Wozu? Wozu?

Panckoucke. Eine neue unerwartete Auszeichnung! Hört, hört! (liest) Die Akademie der Künste und Wissenschaften hat in ihrer öffentlichen Sitzung vom 20. d. M. Herrn Hector Panckoucke, General-Consul der Marquesas-Inseln, Mitglied der Deputirtenkammer und Ritter der Ehrenlegion u. s. w. zum correspondirenden Mitglied ernannt. Hong-kong am 23. November 1845. Unterzeichnet: Tsching-tschang-hu, Präsident, und Ping-pang-fu, Secretär der chinesischen Akademie.

Alle (bis auf Andromaque). Es lebe das neue Mitglied der Akademie!

Panckoucke (außerordentlich gerührt). Ich dank' Euch, meine Freunde. (zum Schuster) Ich brauche ein Dutzend neuer Stiefel . . . morgen früh erwarte ich Sie! (zum Publikum) Gott, wozu sammle ich denn Coupons?

Der Vorhang fällt.

Ende.

8.

51